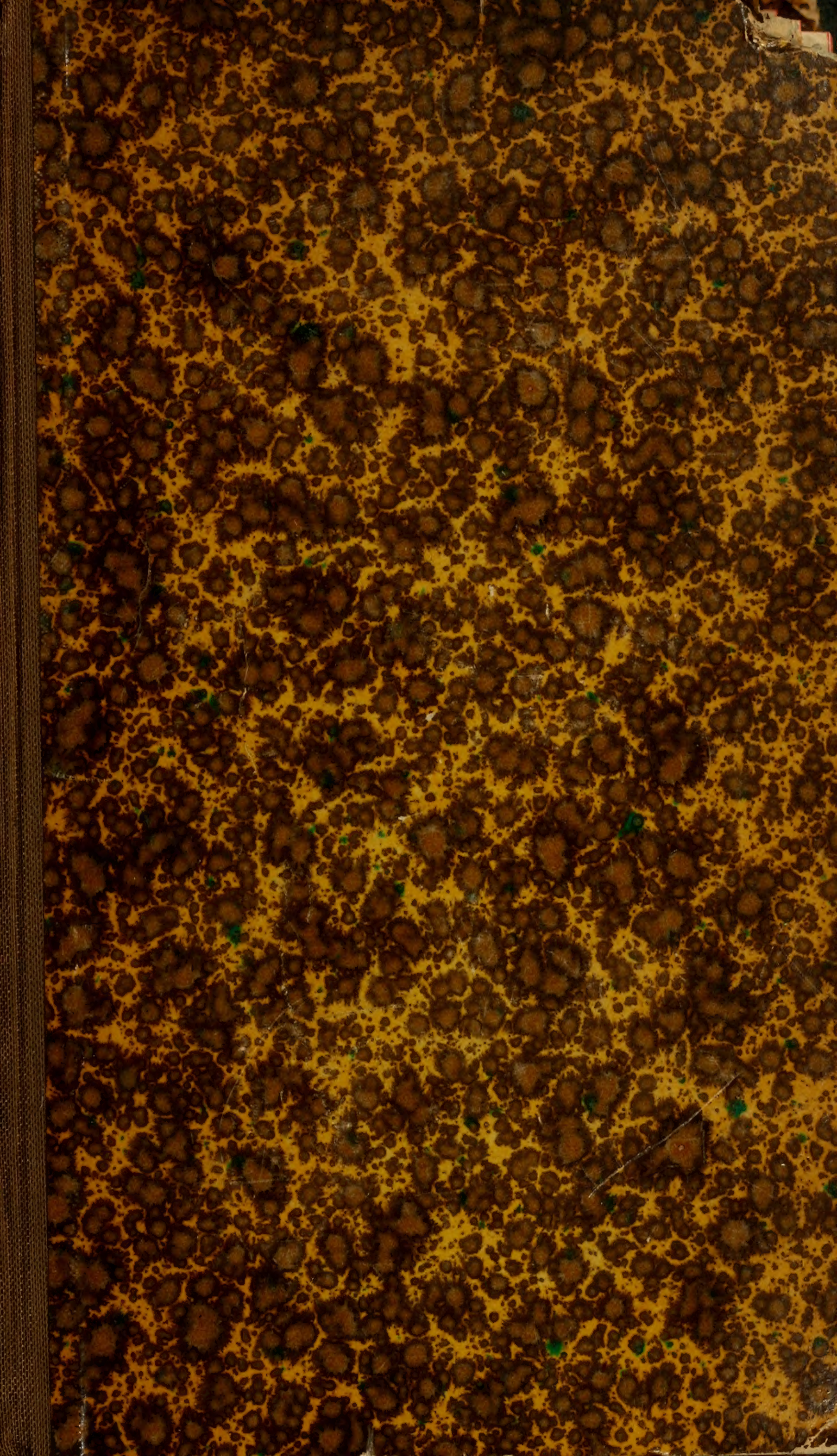
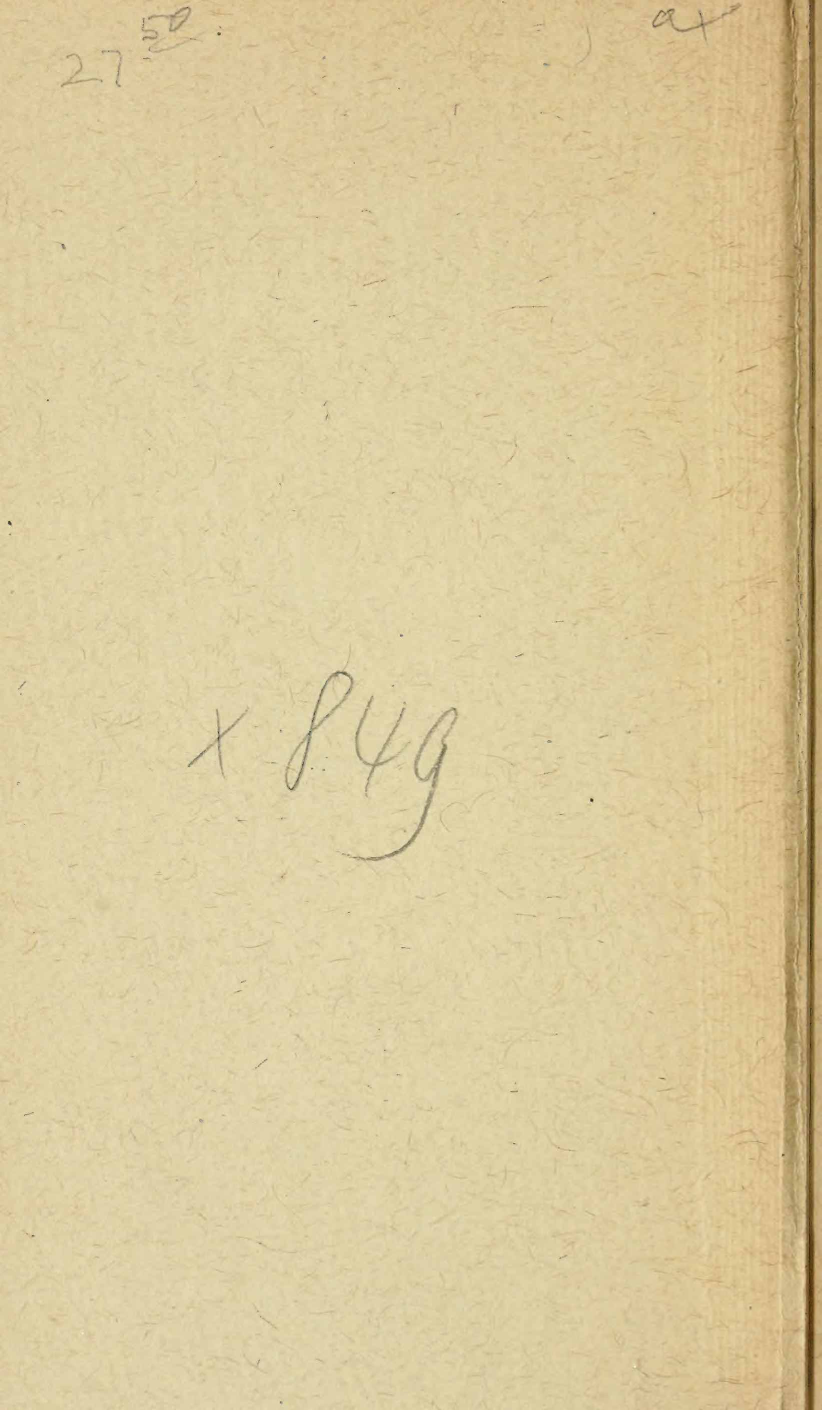
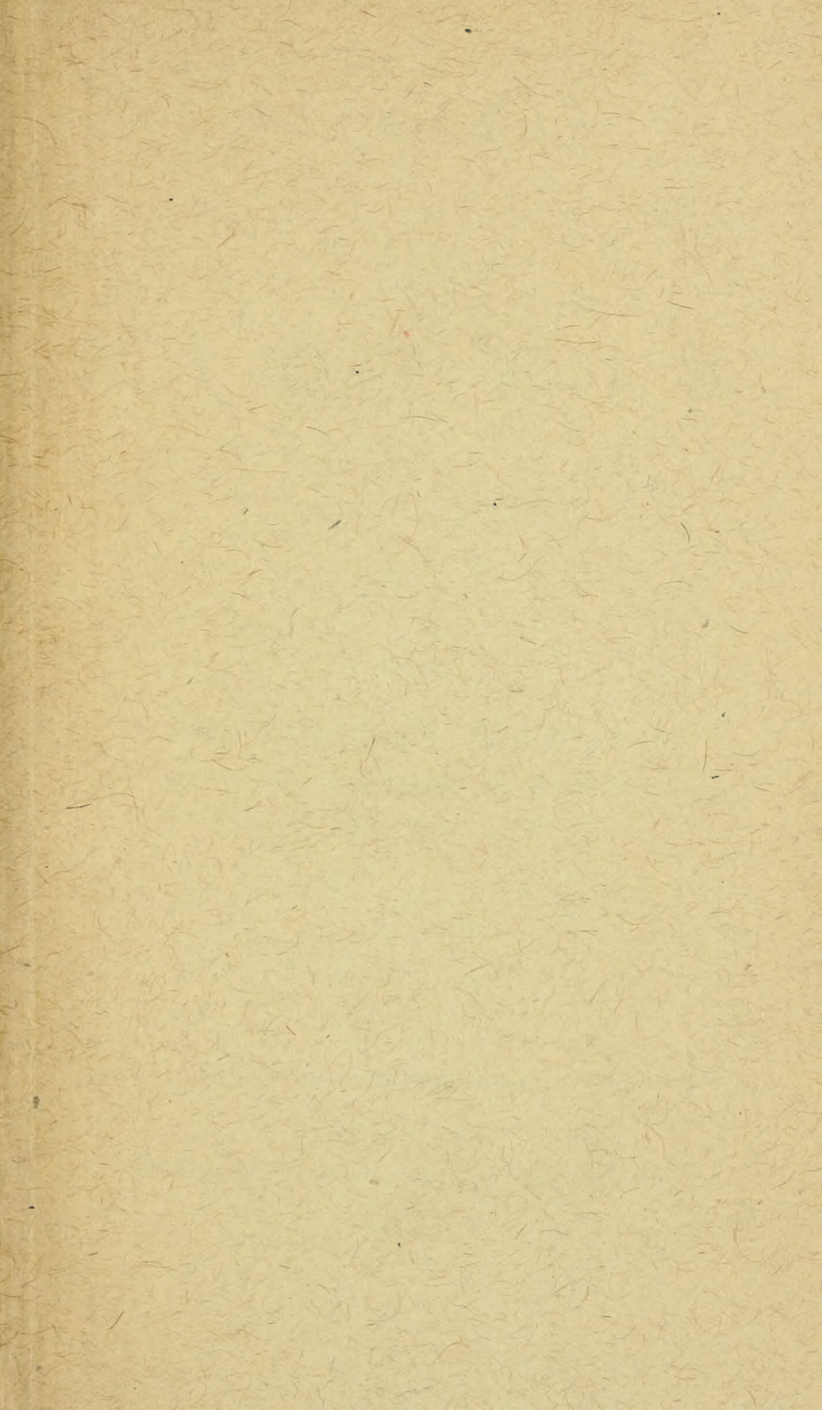
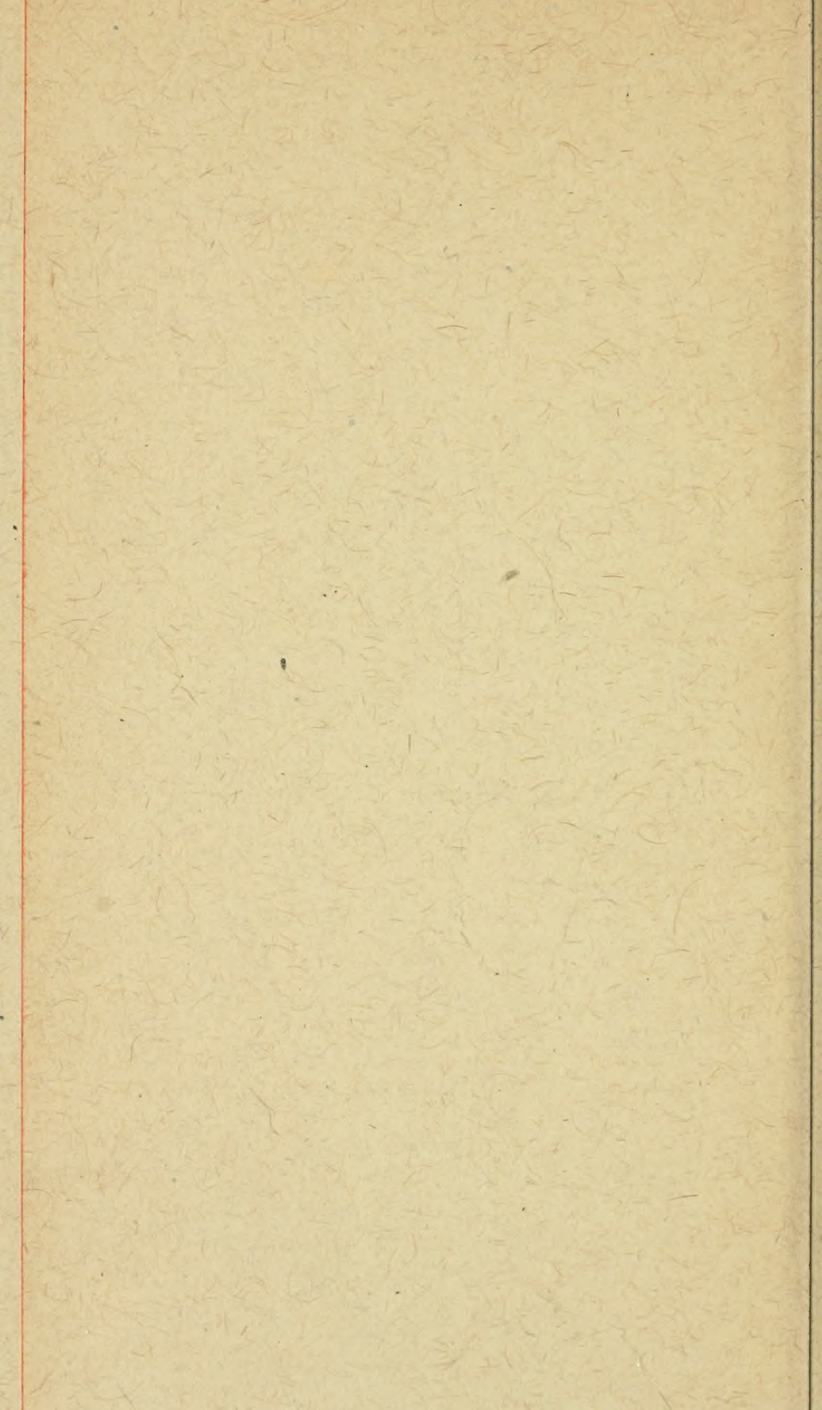








Geschichte

der

Alchemie.

Von

Karl Christoph Schmieder,
Doktor der Philosophie und Professor
zu Kassel.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1832.

Vorwort.

Gerechter Mißbilligung würde verfallen seyn, wer eine ausgemachte, längst abgethane Sache noch in Frage stellen wollte und das dürfte Vielen hier der Fall zu seyn scheinen. Es ist wahr, die Alchemie hat ihren Proceß in erster Instanz verloren; wenn sie jedoch seitdem neue Rechtsgründe gefunden haben sollte, so wird ihr unbenommen seyn, auf Revision anzutragen. Möchten unverdessen Jahrhunderte verflossen seyn, ihr Recht kann nicht verjähren; denn die Wahrheit ist ewig und darf nicht verurtheilt werden.

In vielen Hörsälen gilt freilich die Sache für abgemacht, und was man gewöhnlich studiren nennt, läßt's gern dabei; allein Hören heißt Andere für sich denken lassen, und das Studiren muß dann erst folgen. Mein Hören fiel in die Zeit, da der besagte Proceß sein Ende erreicht zu haben schien. Als Zwanziger schwur ich demnach auf Meisters Wort, die Alchemie sey ein Mährchen, zum Betrug erdacht, und damals sah der junge Doktor wol fürnehm auf Andersmeinende herab. Der Dreißiger traf schon auf Dinge, die er nicht beachten mochte. Der Vierziger las mehr, und fand mehr, was ihn bedenklich machte. So war der Fünfziger dahin gekommen, daß er nicht wußte, was er glauben solle.

Ich schämte mich dessen, und das erzeugte den Entschluß, endlich einmal daran zu gehen, daß ich den eigentlichen Grund der Sache suche. Die Meister, die wir hörten, hatten das redlich auch gethan; daran zu zweifeln, war ich weit entfernt. Es waren aber seitdem theils neue Thatsachen hinzugekommen, theils ältere mehr bekannt geworden. Zudem haben sich in diesen dreißig Jahren meines Studirens Dinge zugetragen, welche zweifelhaft machen, ob das Gesetzbuch noch gelte, nach welchem der Proceß entschieden ward.

Nicht Jeder findet Zeit und Gelegenheit, die Akten zusammenzubringen, welche zur Uebersicht der Sache nöthig sind. Wem daran liegt, dem biete ich dar, was ich gesammelt und verglichen habe. Kann es ihm dienen, so wird es mich freuen, nicht mir allein gedient zu haben. Was ich erzähle, ist nachgewiesen. Was ich meine, ist deutlich unterschieden, und will ich damit niemand vorgreifen.

In solchen Fällen muß man vermögen, sich aus der liebgewordenen Ansicht zu versetzen, um noch einmal zu prüfen, was erwiesen schien. Man muß es über sich erhalten können, einer unwahrscheinlichen Sache zum Versuche das Unwahrscheinliche zu benehmen. Dazu fordern uns große Denker auf. Seneca gesteht: Quod primum incredibile videtur, non continuo falsum est; crebro siquidem faciem mendacii veritas retinet. Beinahe gleichlautend sagt Voltaire: Le vrai n'est pas toujours vraisemblable.

Kassel, den 1. December 1831.

Uebersicht.

Ein=

KARL CHRISTOPH SCHMIEDER

GESCHICHTE DER ALCHEMIE

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON
FRANZ STRUNZ

*

MÜNCHEN-PLANEGG
OTTO WILHELM BARTH-VERLAG G. M. B. H.

Druck von Anton Meindl & Co., München-Pasing

ALEXANDER BAUER

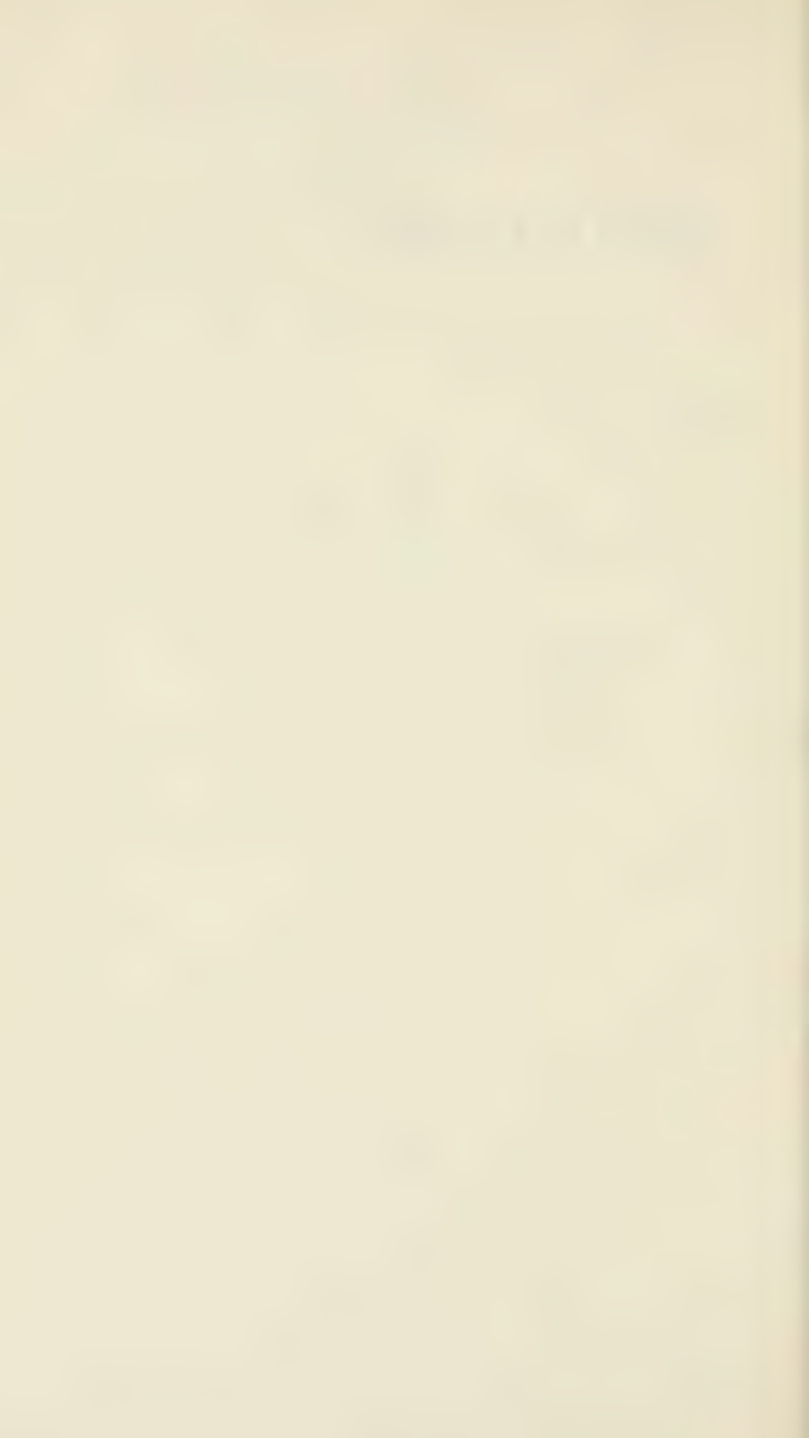
(16. II. 1836 — 12. IV. 1921)

DEM BEGRÜNDER DER GESCHICHTE DER CHEMIE UND ALCHEMIE IN ÖSTERREICH

ZUM GEDÄCHTNIS



EINLEITUNG



Die heute ſelten gewordene und für weitere Kreiſe verſchollene Geſchichte der Alchemie von Karl Chriſtoph Schmieder (1832) gehört trotz ihres vielfach veralteten Inhaltes und der mangelhaften Kritik der Quellen zu den dauernd wertvollen Werken des hiſtoriſch-chemiſchen Schrifttums, wertvoll immer noch als Quellenſammlung, wertvoll als Bekenntnis alchemiſtiſcher Weltanſchauung und ihres Irrtums, die hier in ſyſtematiſch klarer und geſchichtlich unterbauter Weiſe vorgetragen werden. In Bezug auf Eigenart und Materialienreichtum — allerdings die Geſchichte der geſamten Chemie betreffend — kann mit dieſem Buche nur das alte, heute gleichfalls längſt vergeſſene dreibändige Werk von Johann Friedrich Gmelin, das 1797 bis 1799 erſchienen iſt, verglichen werden. Schmieders Hiſtorie gehört zu den grundlegenden Büchern der Geſchichte der Chemie, die man ihren „Klaſſikern" zuzuzählen Berechtigung hat. Sie war das unentbehrliche Nachſchlagewerk für den Chemiker, Philoſophen, Hiſtoriker und Antiquar, man hat es unzähligemale zitiert, verglichen und ausgeſchrieben. Der gelehrte Verfaſſer iſt theoretiſcher Alchemiſt. Er hat ſich nach mancherlei wiſſenſchaftlichen Entſcheidungen und ſeeliſchen Konflikten immer wieder zum uralten Irrtum der Alchemiſten „durchgerungen" und an ihm eine Welt höheren Seins erlebt, die ihm zu der großen Illuſion einer metaphyſiſchen Grundlegung der Chemie und Lebens-

wiſſenſchaften wurde. Vielleicht iſt Schmieder überhaupt der erſte Hiſtoriker der Naturwiſſenſchaften geweſen, der über die Enge ſeines Stoffes, alſo weit über die Grenzen der Geſchichte der Alchemie und Chemie, mit einer inneren Beteiligung metaphyſiſch-hiſtoriſcher Art das tote Material anpackt und zu Geſchichte und geſchichtlichem Bewußtſein ſteigert. Er ſtellt die Alchemie in die Entwicklung des inneren Menſchen und, ſie als geiſtige Welt phantaſievoll und gemüthaft nacherlebend, verſucht er es, die erſten ideengeſchichtlichen Zuſammenhänge zu ertaſten, wie ſie ſich vor allem auch in der mythiſchen Phantaſie und in metaphyſiſchen Spekulationen verbergen. Schmieder glaubte an die Transelementation oder Transmutation, er vertrat als Gelehrter und Geſchichtsſchreiber alchemiſtiſch das Dogma von der Verwandlung des unedlen Metalles in edles, er ſtak tief in dieſem viele Jahrhunderte überdauernden Irrtum und gab ihm metaphyſiſche Größe. Er ſprach ohne myſtiſchen Größenwahn. Er lehnte allen groben Aberglauben ab und verzichtete vor allem auf die vermeintlichen heilkräftigen und lebenverlängernden Wirkungen der alchemiſtiſchen Zuſchläge, Endprodukte, Liquida und Qualitäten. Er glaubt an die ideelle und reale Zerlegung der Dinge. Die erſtere iſt die metaphyſiſche Methode, die letztere iſt die Kunſt des Alchemiſten. Schmieders Ueberzeugung iſt, daß es ein chemiſches Prä-

parat gäbe, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können, das in mancherlei Formen und verſchiedenen Qualitäten (Vollkommenheitsgraden) darſtellbar iſt. Aber es gäbe auch ein chemiſches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden können. Daß dieſen gewonnenen Produkten auch eine große Heilkraft innewohne bezweifelt er. Das iſt die Tendenz des Buches. An der Geſchichte demonſtriert er ſeine alchemiſtiſche Weltanſchauung. Aus dieſem Werke kann man zur Genüge erſehen, wie lebensmächtig und geiſtig aktiv noch die alchemiſtiſche Idee zu Schmieders Zeit geweſen iſt. Das einſt viel geleſene Buch erſchien im Todesjahr Goethes! In ihm iſt der uralte Gedanke wieder unmittelbar Schöpfung geworden und gibt dem Lebensgefühl eines großen, aber würdevollen Irrtums der vergangenen Wiſſenſchaft klaren, ja ſyſtematiſch Ausdruck. Schmieder arbeitet im überſichtlichen Stil des Enzyklopädiſten und Panſophen. Man denkt an die Klarheit der Phyſica von Joh. Amos Comenius, an naturkundliche und med iziniſche Lehrbücher einer pädagogiſch und didaktiſch gerichteten Zeit. Es ſind nicht Gedankenſyſteme und Gedankenpräparate, die nur in willkürlichen Aufſtellungen und als theoretiſche Produkte der ſubjektiven Neigung beſtehen. Man fühlt bei dieſem ernſten Mann, daß es für ihn die Wahrheit iſt. Redlich und rückſichtslos tritt er für

ſie mit dem Reichtum ſeiner Gelehrſamkeit ein. Es iſt ferner reizvoll, zu beobachten, wie er ſeinem Erleben Geſtalt gibt und ſich müht, Alchemie und chemiſche Wiſſenſchaft in einer höheren Einheit zu verſöhnen.

Wie man über Religion nur im religiöſen Sinne nachdenken und urteilen kann — nur der religiöſe Menſch vermag fühlbar zu machen was Religion iſt — ſo iſt es vielleicht von Bedeutung auch über Alchemie ein altes bewährtes Buch zu beſitzen, das im alchemiſtiſchen Sinne erlebt, nachdenkt und urteilt. Nur ſo kann man den Irrenden und den Punkt ſeiner ſeeliſchen Blindheit deutlicher ſehen. Auch die Alchemie wurzelt mit ihren letzten, feinſten Wurzelfaſern im Reiche des Gemütes und Gewiſſens, in Erlebniſſen, Wertſchätzungen und Willensrichtungen, die aus dem inneren Lebendigſein kommen und nicht Götzendienſt toter Begriffe ſind. Der Alchemiſt verliert ſich am Ende in die ſchwindelerregende Weite der Umſchau, er zerbricht an der Größe ſeines Wollens. Er ſieht falſch und hofft Unmögliches, ſeine Beobachtung iſt ungenügend. Vielleicht gehört das zum Geſtaltenwandel menſchlichen Geiſtes, vielleicht iſt der Irrtum nur die Hülle für Wahrheiten, die ihrer Auferſtehung harren — ſo wie die Jugend eine ſchickſalgewollte Lebensmacht iſt, die irren, verklären, ahnungsweiſe die Wahrheit erfühlen muß. Was umhüllt nicht an Geheimnisvollem und Werden-

dem der Glorienſchein der Jugend! Hat doch Friedrich Nietzſche davon geſprochen, daß man in gewiſſen Jahren des Lebens ein Recht habe, Dinge und Menſchen f a l ſ ch zu ſehen — „Vergrößerungsgläſer, welche die Hoffnung uns gibt". Im Alchemiſten, ich meine den philoſophiſchen und metaphyſiſchen Kopf, ſteckt der Bekenner, der Apoſtel, oft auch der verborgene oder offene Fanatiker. Auch in den gelehrteſten Vertretern dieſer naturphiloſophiſchen und metallurgiſch-chemiſchen Kunſt lebten die Sehnſucht und Romantik. Die Alchemie ſteht in der Geſchichte einer enthuſiaſtiſchen und myſtiſchen Bewegung. Erlöſung, Erleuchtung, Vergottung, Himmel und Hölle ſind laut oder leiſe umredete oder gefühlte Zuſtände der Seele. Den Akzent von Glaubensfanatismus und exkluſivem Sektendogmatismus haben alle Geſinnungsgemeinſchaften, Zirkel, Logen, Ketzergemeinden religiöſer Art, die ſich zur Alchemie bekannten. Immer war ſie auch eine Philoſophie des Stoffes und eine phantaſievolle Deutung ſeiner Konfiguration, den Blick auf das letzte große Ziel einer Metaphyſik gerichtet, die ſich zur Lehre vom Zuſammenhange des Kosmos, der Planeten und von allem Lebendigem und Unlebendigem der Erdoberfläche bekannte. Das Weltall iſt e i n Lebeweſen! Auch die Alchemiſten ſind Univerſalvitaliſten. Ihre Lehre iſt mehr als die allegoriſche Verbrämung metallurgiſcher Technik. Das vom

Handwerk und Legierungsverfahren Losgelöſte, die von der Goldmacherkunſt abgelöſte Idee, ihr eigentlich Transzendentes und metaphyſiſch Richtungweiſendes war ihre geiſtige Macht.

Schmieder's Werk geben wir unverändert und ohne wiſſenſchaftlich-kritiſchen Apparat wieder. Es verträgt keine „Verbeſſerung". Sie käme einer Zerſtörung oder einer völlig fremden, neuen Arbeit gleich. Schmieders Geſchichte der Alchemie iſt für den Hiſtoriker der Naturwiſſenſchaften ein Literaturdenkmal. Sie iſt eine individuelle Leiſtung, ein Bekenntnisbuch mit ſeiner beſonderen perſönlichen Eigenheit und eigentümlichen Struktur des Geiſtes. Faſt wie die wiſſenſchaftliche Autobiographie eines Gelehrten mutet ſie uns an, eine Geſchichte des Selbſtbewußtſeins und der Produktion geiſtiger Kämpfe, Irrungen und Ueberzeugungen. Jedes Buch ſolcher Art iſt ein Rechenſchaftsbericht und hat ſein perſönliches Erlebnis. Das Prinzip der geiſtigen Entwicklung des Verfaſſers tritt deutlich hervor. Das Buch wird zum Selbſtbericht.

Um Schmieders Geſchichtswerk auch wiſſenſchaftlich und kritiſch verwerten zu können bedarf es natürlich des gleichzeitigen Studiums unſerer neuen und neueſten chemiſch-hiſtoriſchen Arbeiten: allen voran der Forſchungen von Edmund O. von Lippmann, dem hervorragendſten Hiſtoriker der Chemie überhaupt, dann der von

Hermann Kopp, M. E. Chevreul, Hoefer, Marcelin Berthelot; Ruelle, Duval und Houdas (den drei wichtigſten Helfern und eigentlichen Förderern Berthelots), Alexander Bauer (Wien), E. Wiedemann, G. W. A. Kahlbaum, Ernſt von Meyer, Hermann Diels, Karl Sudhoff, E. Reitzenſtein, Emanuel Rádl (Prag), Ernſt Darmſtaedter, Julius Ruska, Paul Diergart, G. Lockemann, Rudolf Zaunick, Herbert Silberer, Otto Zekert u. a. Von der alten Literatur bleiben immer noch die reichhaltige Geſchichte der Chemie von J. F. Gmelin, die ehrwürdigen Quellenwerke der beiden Scaliger, des Casaubonus, Salmasius (Saumaise), ferner die Bücher von Borrichius, Cardanus, Conring, Joh. Amos Comenius, Rulandus, Morhof u. a. unentbehrlich. Sie alle gehören zum Rüſtzeug des Hiſtorikers der Chemie und Naturwiſſenſchaften überhaupt.

Es iſt nicht Aufgabe dieſer einleitenden Worte eine ausführliche Entwicklung der Alchemie und ihrer Probleme im Sinne der heutigen kritiſch-vergleichenden Forſchung darzuſtellen. Nur in wenigen Strichen ſeien ihre großen Epochen und der Geſtaltenwandel ihres ideegeſchichtlichen Zuſammenhanges angedeutet.[1])

---

1) Vgl. mein demnächſt erſcheinendes Buch: Aſtrologie, Alchemie und Myſtik. Ein Beitrag zur Geſchichte der Naturwiſſenſchaften. München-Planegg 1927 (Otto Wilhelm Barth-Verlag, G. m. b. H.)

Das ſchon frühzeitig gebrauchte Wort Alchemie geht auf das griechiſche χημεία (chemeia) und das arabiſche Präfix al zurück. χημεία oder χημία wird meiſt mit dem alten Namen Aegypten chemi zuſammengebracht und daher auch von einer „ägyptiſchen Kunſt“ geſprochen. Eine andere Ableitung iſt von dem ägyptiſchen Wort chame „ſchwarz“ (ſchwarze Kunſt), wonach Chemie „Bereitung der Schwärze“ oder „Beſchäftigung mit dem Schwarzen“, „Verfahren zur Bereitung des Schwarzen“ (eines ſchwarzen Präparates d. h. des Urſtoffes) bedeuten ſoll. „Cheme“ iſt kein griechiſches Wort, ſondern Fremdwort. Es findet ſich das erſtemal bei dem griechiſch ſchreibenden Zosimos von Panopolis in Aegypten (3. Jahrhundert nach Chriſtus): die Kunſt χημία oder χημεία. Der Verſuch das Wort aus cheo, chüo, cheuma, chüma (Schmelzung, Fluß, Metallguß, Kunſt des Metallguſſes) abzuleiten, iſt ebenfalls unternommen worden. Heute gilt als wiſſenſchaftlich richtige Erklä-

---

wo ich das Nähere ausgeführt und die Literatur überſichtlich zuſammengeſtellt habe. Auch weiſe ich auf meine früheren Publikationen, vor allem auf meine Bücher Albertus Magnus. Weisheit und Naturforſchung im Mittelalter. Wien-Leipzig 1926 (Verlag Karl König); Paracelsus. Leipzig 1924 (Verlag H. Haeſſel); Die Vergangenheit der Naturforſchung. Jena 1913 (Verlag Eugen Diederichs); Geſchichte der Naturwiſſenſchaften im Mittelalter. Stuttgatr 1910 (Verlag F. Enke), ferner auf unſere deutſche Ausgabe von Marcelin Berthelots Chemie im Altertum und Mittelalter. Wien-Leipzig 1909 (Verlag Franz Deutike).

rung die folgende: chemeia oder chemia iſt ein alchemiſtiſcher Fachausdruck oder Terminus, der aus den Kreiſen helleniſtiſcher Alchemiſten ſtammt und von hier zu den Syrern und Arabern übergegangen iſt. Unter Alchemie verſtand man immer ſchon Goldmacherei und zwar urſprünglich die täuſchende und betrügeriſche. Im Worte chemeia ſteckt überhaupt ein Wortſinn wie Fälſcherei, ſprachlich verbirgt ſich, wie bereits erwähnt, in dieſem griechiſchen Fremdwort, die ägyptiſche Wurzel keme oder kemi = das Schwarzerdige, das Schwarzland, Aegypten. Im Spätlateiniſchen heißt aegypticum = ſchwarz. Der Name der alchemiſtiſchen Technik wurde erſt ſpäter mit dem anklingenden des Landes Aegypten in Verbindung gebracht.

Für das Verſtändnis der Geſchichte der Chemie des Mittelalters und ihre Fortentwicklung bis in die beginnende Neuzeit iſt die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Lehre von den Wandlungen der Materie bedeutſam. Ihre Grundüberzeugung wurzelt nicht in der Annahme eines äußeren ſynthetiſchen Aufbaues, ſondern in der Exiſtenz einer Miſchung von Stoffen, in welcher dieſelben keineswegs mehr in ihren früheren Eigenſchaften vorhanden ſind, ſondern überhaupt neue Stoffe oder ſubſtanzielle Formen (die erſte Materie oder Hyle als Prinzip bleibt allerdings unverändert) geworden ſind. Hier liegt auch der Weg zur Entelechie des Goldes, den die

Alchemiſten und Naturphiloſophen ſo ſchickſalsreich geſucht haben. Wie aktiviert man aber dieſe Entelechie? Darauf hat die Alchemie mit der Praxis geantwortet: durch Zuſchlag oder Zuſatz einer färbenden Qualität (Merkurius der Philoſophen, Stein der Weiſen, Elixier, rote Tinktur u. a.). Auch ſind nach ariſtoteliſcher Meinung einige Dinge nicht genau fixiert; ſie ſchwanken zwiſchen einem Sein hin und her: ſie ſind kaum bemerkbar miſchungsfähig. Das eine iſt aufnehmender Stoff, das andere Form. Das Zinn verſchwindet z. B. in der Kupfer-Zinn-Legierung völlig, gleich einem ſtofflosen Zuſtand des Kupfers und entflieht im Stadium der Miſchung, und zwar dann, nachdem es dem Kupfer nur eine F ä r b u n g gegeben hat.

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch ſchon die ariſtoteliſchen Theorien über Entſtehen und Vergehen nicht immer frei von inneren und äußeren Widerſprüchen ſind, was eine einwandfreie hiſtoriſch-chemiſche Deutung weſentlich erſchwert. Seine Lehre von der Subſtanz, von den bewegenden und ſtofflichen Urſachen, vom Artding und Einzelding u. a. gewinnt dadurch nicht an Einheitlichkeit und Geſchloſſenheit.

Gibt es ein chemiſches golderzeugendes Präparat (ſei es nun ein Liquidum oder feſter Körper), wodurch andere Metalle in echtes und beſtändiges Gold verwandelt werden können? Hat ein ſolcher

„mercurius philoſophorum", „Stein der Weiſen", die „rote Tinktur", „die große Panazee", das „große Werk", der „rote Leu", „das große Magiſterium", „große Elixier" oder wie man es ſonſt noch nannte, nicht nur das Vermögen Gold zu „tingieren", ſondern auch als eine Wunderarznei, als eine Panazee des Lebens (Univerſalheilmittel) zu wirken? Gibt es ſolche Mittel, das Leben zu verlängern und es zu verjüngen? Die inneren Bedingungen dieſer Doktrin lagen freilich auf dem Wege der Praxis, und die ariſtoteliſche Faſſung ſtellt in einer gewiſſen Beziehung nur den theoretiſchen Ausklang vor. Die Geſchichte der antiken Metallurgie — insbeſondere der Bronzedarſtellung — weiſt auf weit zurückliegende Zeiten. Schon um 2500 vor Chriſtus kannte man Bronze. Dieſe „theorieloſe Alchemie" war der Ausdruck eines inſtinktiven Triebes nach Erzeugung von Edelmetallen. Legierungsverfahren und Metallfärbung führen die alchemiſtiſche Praxis herauf. Gewiß dürfte Ariſtoteles der erſte ſein, der dieſe praktiſchen Intereſſen theoretiſch- und zwar philoſophiſch, unterbaut hat. Von hier aus ſtrömten dann die akut alchemiſtiſchen Begriffe — in den bunteſten Aus- und Umgeſtaltungen — über Stoizismus, Epikureismus und Skeptizismus in die religiös intereſſierten ſynkretiſtiſchen Syſteme, beziehungsweiſe in die griechiſch-alexandriniſche Wiſſenſchaft, an die dann die ſyriſchen und byzantiniſchen Alchemi-

ſten anſchließen. Beſonders die ſyriſchen Gelehrten ſind dann die Lehrmeiſter für die ſpätere arabiſche Alchemie, welche die Idee der alexandriniſchen Naturforſchung erweitert und vertieft. Im 12. und 13. Jahrhundert übernimmt das Abendland das Erbe, indem ſich in Spanien arabiſche und chriſtliche Kulturkreiſe berühren. So etwa möchte man die Entwicklung vorläufig im Schema feſthalten.

Gewiß iſt die Alchemie nicht die banale und ſchwindelhafte Goldmacherkunſt, von der diejenigen ſprechen, denen die kritiſchen Kenntniſſe der Geſchichte der Chemie fehlen. Iſt das Weſen der Alchemie wirklich die viel verläſterte Praxis, von der Scharlatane und betrogene Betrüger lebten? Liegt nicht der alchemiſtiſchen Kernidee etwas ganz anderes zugrunde als Spielerei, Dilettantismus und verderbte Wiſſenſchaft? Wer ſich um dieſe Probleme hiſtoriſch bemüht, weiß — im vorhergehenden iſt ja davon die Rede geweſen —, wie innig ihre Theorie und Praxis mit der großen Entwicklung der antiken Naturphiloſophie und den Stammbäumen gewiſſer geiſtiger Ideen vom Entſtehen und Vergehen, von der Urmaterie, von Miſchung und Ineinanderverwandlung, Transelementation, von dem aktiven und paſſiven Charakter der Elemente, dem Gegenſatz von Stoff und Form, kurz von den Metamorphoſen des Stoffes zuſammenhängen. Aber das nicht allein, auch die Idee von dem Keimen und der Zeugung, die Zeu-

gungsſymbolik und die Herſtellung des ſogenannten Homunculus (darſtellbar mit Hilfe alchemiſtiſcher Kunſt) gehören hierher. Darum ſpricht dieſe dunkle Praxis vom „goldenen Menſchlein", Anthroparion (dem Kupfer-Menſchlein, Silber-Menſch und Gold-Menſch in den Schriften des Zoſimos von Panopolis), männlichen Prinzip (Schwefel), weiblichen Prinzip (Queckſilber), dem „Roten", dem „Weißen", der „weißen Lilie", „weißen Blüte" (Queckſilber), von „Brautgemächern" (Deſtillations- und Sublimationsapparaten), dem „Magen Vulkans", „grünem Leu" (Eiſenvitriol), leo ruber (Gold, das Elixier, rote Lilie) u. a. Leider ſind auch dieſe Kapitel der Geſchichte der Wiſſenſchaften mit „modernen", aber verworrenen Deutungen der „Geheimwiſſenſchaften" unnützerweiſe und zum Schaden eines klaren hiſtoriſchen Verſtändniſſes belaſtet und verdunkelt worden. Neue Forſchungen, ich denke hier beſonders an die Arbeiten von Edmund O. von Lippmann in Halle, führen zu weſentlichen Aenderungen des geſchichtlichen Bildes und tragen dazu bei, die Geſchichte der Alchemie im *Geſamtzuſammenhange der Geſchichte der Wiſſenſchaft und Technik* zu begreifen. Dieſe Anſicht hat auch mich in meinen diesbezüglichen Unterſuchungen geleitet.

Die Alchemie und mit ihr die Chemie überhaupt iſt aus der Praxis hervorgegangen, und erſt

aus ihr entſtand eine theoretiſche Disziplin. Es iſt gewiß, daß die Alchemie als Praxis — trotz all ihrer mythiſchen Urſprünge und philoſophiſchen Verkettungen — ſchon in der prähiſtoriſchen Bronzezeit und gelegentlich der Herſtellung von glänzenden, goldähnlichen Legierungen lange exiſtierte, bevor eine Theorie dazu erfunden war. Alſo die Arbeit, dieſe mächtige Kulturwurzel, war zuerſt, und zwar als eine Praxis, die aus täglich gepflogenen Handhabungen und aus der Befriedigung von Bedürfniſſen hervorgegangen iſt. Alle Anfänge dieſer chemiſchen Arbeit und Induſtrie ſind dann auf religiöſem Boden ausgeſtaltet worden. Bei den Aegyptern, Babyloniern und ſogar noch in der Frühzeit der Griechen waren die, die ſich mit chemiſchen Fragen beſchäftigten, Prieſter und Gelehrte in einer Perſon. So kam allmählich eine Theorie auf. Beſonders die griechiſchen Naturphiloſophen und dann Platon und Ariſtoteles wirkten, wie bereits erwähnt, hier grundlegend. Die Alchemiſtendoktrin von der gegenſeitigen Wandelbarkeit geht auf die beiden zurück. Als aber dann der eigentliche wiſſenſchaftliche Geiſt der Antike mit dem römiſchen Reich — nach der überaus fruchtbaren Detail- und Experimentalforſchung der helleniſtiſchen Zeit, der Epoche des erweiterten Griechentums — abzublühen begann, da waren es wieder die Bedürfniſſe des Lebens, die abermals das „Praktiſche" in der Chemie vor der

endgültigen Vernichtung und Vergeſſenheit bewahrten, obwohl die theoretiſche Lehrmeinung dem Zeitalter aus dem Gedächtnis ſchwand. Eine neue Epoche geiſtiger Kultur mußte dann wieder von vorn anfangen, um das Alte ein zweites Mal zum eigenen Lebensbeſitz zu machen. Das iſt dann die Geſchichte der Alchemie im Mittelalter und bis tief in die Neuzeit.

Die *eigentliche* alchemiſtiſche Lehre von der Möglichkeit, Gold und Silber künſtlich darzuſtellen, kommt aus dem Alexandria des Hellenismus und Synkretismus in der Zeit zwiſchen 150 und 400 nach Chriſtus. Die Vorausſetzung ſind ſakrale Techniken der ägyptiſchen Tempelwerkſtätten. Urſprünglich wollte man goldähnliche Körper darſtellen, die das edle Metall *erſetzen* ſollten, ſpäter wähnte man Gold ſelbſt zu *erzeugen*. Am Ende dieſer Entwicklung ſtanden nicht nur Hypotheſen, Irrtum und Täuſchung, ſondern ſpäter auch bewußter Betrug von Prieſtern, Gauklern und Zauberern.

Auf zwei Wegen iſt die Alchemie als Praxis und Theorie ins Abendland gekommen: Erſtens die chemiſche Technik des alten Orients wurde durch das römiſche Gewerbe nach Europa verpflanzt, und zweitens kamen dann die alchemiſtiſchen Theorien durch die Araber über Spanien. Den einen Hauptpfad erſchloß Byzanz und das mit dem griechiſchen Kaiſerreiche viele Jahrhunderte lang in

engſtem Verbande ſtehende Unteritalien; den anderen eröffnete die Eroberung Aegyptens durch die Araber (um 640) und die Aufrichtung arabiſcher Reiche in Nordafrika, Sizilien, Spanien und Südfrankreich. „Sicher iſt, daß die richtigen, in ihren Einzelheiten bisher noch immer nicht genügend aufgeklärten Entdeckungen des Alkohols im 12. und der Mineralſäuren im 13. Jahrhundert n i ch t arabiſchen oder orientaliſchen Urſprungs ſind, ſondern okzidentaliſchen, daß aber der Übergang von der Alchemie zur Chemie, der in ihnen ſchon deutlich zutage tritt, nur als Ergebnis anhaltender und eifriger Beſchäftigung mit a l ch e - m i ſt i ſ ch e n P r o b l e m e n denkbar iſt.“ (E. O. von Lippmann.) Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gibt die praktiſche Alchemie Anlaß zu theoretiſchen Ideen, die ſie aufgeſtellt hat. Die Arbeit, die Induſtrie und das Gewerbe ſtehen im Anfang der Chemie. Hat man doch zum Beiſpiel auch den Urſprung der Vorſchriften der Goldſchmiedekunſt in den teils richtigen, teils falſchen Theorien der Alchemie zu ſuchen. Freilich die ſpätere Alchemie ſchuf ſich auch Geſinnungsgemeinſchaften mit kultiſchen Formeln, Begriffe, hinter denen das innige Suchen und Finden, die Steigerung geiſtiger Utopien, primitive Ekſtaſen, die Ueberſtiegenheiten einer religiöſen Erotik, Bekenntniswiſſenſchaft und die Wünſche der Träume ſtanden. Schon früh wurde die Alchemie die „kö-

nigliche Kunſt“. Aus ihren Tiefen nahmen die Eingeweihten die Deutungen für den innerſten Menſchen, für das Geſchehen ſeiner Seele und die Geheimniſſe von Zeugung und Tod und ewigem Leben. Aber das nicht allein. In den Laboratorien der Alchemiſten ſchärfte ſich der Sinn für p r a k t i ſ ch e Zerlegung der Naturgegenſtände, die den Forſcher den ideellen Zerlegungen der ſcholaſtiſchen und metaphyſiſchen Methoden immer mehr entfremdete. Es kam nun auf wirkliche Zerſpaltung, Auseinanderlegung und Analyſe an, man ſuchte an der Hand der chemiſchen Zerlegung nach den Beſtandteilen der Subſtanz und nach der Konfiguration der Materie. Langſam dämmerte ein neues Ziel auf: chemiſche Forſchung an der Hand meſſender Inſtrumente, der Wage und der quantitativen Beſtimmung.

Zweifellos wurzeln alle dieſe Anſichten im Tiefſten in Platons Lehre von der Verwandtſchaft des Aehnlichen und der vom Kreislauf der Elemente. Bis tief ins Mittelalter und in die Neuzeit ſogar ſagt man in Kreiſen von Naturforſchern und Alchemiſten, daß „Gleiches das Gleiche ſucht, Gleiches das Gleiche anzöge“. Der menſchliche Kreislauf und endloſe Zuſammenhang der Elemente und das Strömen „von unten nach oben und von oben nach unten“ fand im Symbol des „Reifens“ oder des „Ringes des Platon“ (annulus Platonis) beziehungsweiſe in der „Kette magnetiſcher Rin-

ge", in der „goldenen Kette des Zeus", in der „catena aurea Homeri", im „ſuperius et inferius Hermetis" (das hermetiſche Oben und Unten) ſeinen Ausdruck. Noch die Roſenkreuzer des 18. Jahrhunderts und auch Schiller und Goethe bedienen ſich dieſer Bilder, um den allgemeinen Zuſammenhang und endloſen Kreislauf der Natur und des Weltalls auszudrücken. Alles hängt zuſammen. Alchemie iſt die Beſtätigung der Lehre von der Lebensverbundenheit und Allverbundenheit der ganzen Welt. Auch der ganze Wirkungszuſammenhang des menſchlichen Seelenlebens wird in ihr Weltanſchauung.

Der Weg von Platon zu den mittelalterlichen Alchemiſten führt hauptſächlich über Pſeudo-Demokritos, Hermes Trismegistos, den Leidener und Stockholmer Papyrus (Rezepte in griechiſcher Sprache aus dem 3. Jahrhundert nach Chr.), den Papyrus Kenyon, Zosimos, Synesios, Aneas von Gaza, Stephanos, Pelagius und andere Schriften (kunſttechniſche Färbereibücher) dieſer Gattung. Ihr Grundgedanke iſt: die Verwandtſchaft zieht das Gleiche zu den Gleichen, wobei ein Stoff immer in den nächſtverwandten übergehe. Das Ende dieſes Prozeſſes ſei dann das Gold. Dieſes Gold hatte ſeine Kunſtregeln der Legierungstechnik und Metallfärbung zur Vorausſetzung, aber es war auch eine metaphyſiſche Qualität und ein Bild des Weltprozeſſes, ja der Geſchichte und Genealogie

göttlichen Wesens und Kraft. Aus der monistischen Immanenz der Kraft im Stoff wird eine Religion, eine seltsame, gnostisch gefärbte Biographie Gottes und seines Gestaltenwandels. So wurde die Alchemie zu einer Art illegitimer, verkappter Religion, die das Welträtsel aus der prima materia, aus den Wandlungen des Stoffes und des Lebens, aus Zeugung und Keimen deuten will. Sie bindet die Genealogie Gottes mit der des Menschen und der Natur zusammen. Ihr „chymischer Ofen" wird zum „Weltei" und ihre trübe Werkstätte, die man als das Tor und die geistige Leiter empfand, die in das Vertrauen der verborgendsten Dinge führten, zum laboratorium dei.

Alchemie ist eine Philosophie des Stoffes und der theoretischen Metallurgie. In der Hellenistenzeit reifte sie. Sie zog alles an sich was die griechische Lehre von den Elementen und Atomen, dann Aristoteles und Platon, die jüngere Stoa, die Hermesmystik, Neuplatonismus und Gnosis, die spätantiken Mysterienkulte und eschatologisch-mystischen Lehren, der Enthusiasmus theosophischer „Geheimtraditionen", hellenisierte Kosmogonien und Mythologien aus dem Osten, Zaubergebete, frühchristlicher Dämonenglaube, persische Ueberlieferungen u. a. hervorgebracht haben und damals um die Palme der Weltreligion kämpfte. Schon früh verbinden sich mit alchemistischen Theorien die Idee von dem Keimen und der Zeugung. Die

Techniken der metallurgischen Färbeverfahren wurden durch viele Rezeptbücher und Handwerkertraditionen weitergegeben. Früh schon verbindet sich der Glaube an den Stein der Weisen, die materia prima (Mercur als Urstoffbegriff), das „Ferment", den „Samen", die Mutter Erde, (Urelemente, Urformen, „die Mütter") mit der Vorstellung, in diesen urstofflichen Wesenheiten auch eine Universalmedizin zu besitzen. Auch die Astrologie mit ihren Planetennamen verschwistert sich der Alchemie und beeinflußte ihre Kunstsprache und Zeichensymbolik. Sie wurde die hohe königliche und auszeichnende Scheidekunst mit metaphysisch-kosmologischer Tendenz, die spagirische Kunst, die Gold und sogar Menschen zu erzeugen vermag.

So geht die Alchemie durch die Geschichte, ihr Glaube und ihre Praxis. Sie erlebt im Mittelalter und in der Renaissance ihre Glanzzeit. Sie konnte lange nicht sterben. Ihr Bekenntnis war immer noch: das Universum ist e i n geordnetes Ganze, e i n Organismus, zusammengehalten von einer geschichtsbildenden Kraft, aus der alle anderen Kräfte kommen und die über allen anderen als leuchtende Wolke Gottes lebt, rot wie vom Widerschein eines fernen Feuers. Man sieht die Welt, den Menschen, die Stufen der Zeugung und des Sterbens, Anfang und Ende, die Veredelung und Wiedergeburt, Gott, zusammen, man sieht universal, mit panoramatischen Blick, man empfindet

auch alles zusammen, belebt von einem Leben, das alle Begrenzungen durchbricht. Das weitumhergreifende Bildungsideal der Alchemisten (der wirklichen, nicht der betrogenen Betrüger) ist Universalismus und ein enthusiastisches Erfassen der Einheit und Einzigkeit in dem das Ich des Menschen sich zu einem Menschheitsselbst erweitert. Es tritt aus seiner kleinen Gebundenheit heraus und verliert sich an das Grenzenlose. In diesem Verlieren liegt ein Verlust der Einheit der Person. Die alchemistische Weltanschauung ist religiöse Erkenntnis, religiöses Wissen als Hervorbringung und Allegorisierung des griechischen Intellektualismus. Sie ist eine Verfallserscheinung und ein Wahn, wie die ganze Spätantike und ihre synkretistischen Systeme. Ihre Mystik sind Zerfahrenheit und Unruhe. Alchemie und der Gnostizismus gehören zusammen, denn auch die Goldmacherkunst verkündet die Lehre vom Weltzusammenhang und Weltprozeß und zeigt in ihrer bunten Zeichensprache, daß auch sie ihr Naturbild durch die mystische Theologie von dem Gotteszusammenhang erklärt. Auf den Höhepunkten des inneren Erlebens fragt sie nicht mehr naturforschend nach dem Sinn der Realität, nicht nach dem Gesetzeszusammenhang des Wirklichen und seines Stoffes, sondern ist eben nur Weltanschauung: sie will den Sinn der Welt, nicht das Atom, sie will Befriedigung der Weltsehnsucht, nicht das Weltbild des Verstandes, sie

will die Kräfte der Schauung, das Abgründig-Irrationale, erfühlte Gebilde des Herzens, nicht den mathematisch-theoretischen Begriff. Die Alchemie stellt an das Ende ihrer Praxis das Gold. Das ist ihr tragischer Irrtum und Leidensweg. Ihr Ende ist die Entfremdung vom realen Leben, deren Grade Helligkeitsstufen des Empfindungsvermögens sind, fessellose Willkür und Herrschaft der Phantasie über das objektive Gesetz der Dinge.

Wien-Dornbach im Herbst 1927.

Franz Strunz.

Einleitung.

Unter den Räthseln der Naturforschung ist seit anderthalb Jahrtausenden keines mehr Gegenstand des Grübelns und des Streitens geworden, als jene Kunst, welche man die heilige, die göttliche, die ägyptische, die hermetische, die spagirische oder spagyrische nannte. Die Lehre davon bemühte man sich in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, und nannte sie Alchemie (von χημεία), oder Alchymie (von χυμός), beides mit dem arabischen Präfixo al. Auch heißt sie wol im Ausdrucke der Begeisterten Weisheit, Philosophie der Natur. So wie die Sache sich theoretisch und praktisch ausbildete, wurden ihre Freunde und Verehrer durch verschiedene Benennungen bezeichnet. Die Inhaber der Wissenschaft hießen: Weise, Sophi, und die dem Licht Nachstrebenden: Philosophen, die vollkommenen Meister der Kunst: Adepten, die werdenden aber: Alchemisten. Die Laien und Widersacher unterscheiden minder subtil, reden meistens nur deutsch von Goldmacherei und Goldmachern, und wollen der Sache die klangvollen Namen nicht lassen. Indessen erschöpft Goldmachen den Begriff der Alchemie nicht; vielmehr ist dieser aus drei Elementen zusammengesetzt, welche nach Aussage der Alchemisten sich also feststellen lassen:

I. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Gold enthalten, durch Kunst wahres, vollkommenes, und beständiges Gold darzustellen.

Das Mittel dazu ist ein Präparat der Kunst, der Stein der Weisen, das große Elixir, das große Magisterium, die rothe Tinktur genannt.

Sowol Silber und Quecksilber als auch die unedeln Metalle, namentlich Blei, Zinn, Kupfer, und Eisen, sogar die spröden Metalle, Antimon, Wismuth, Zink, u. s. w., werden, von der Tinktur durchdrungen, zu Gold, und die flüchtigen zugleich feuerbeständig.

Diese Verwandlung, Transmutation oder Veredlung, geschieht durch eine mit gewissen Erscheinungen verbundene Entmischung, und wird bewirkt durch Projektion, d. h. Aufwerfen der Tinktur auf das im Flusse stehende Metall.

Die Veredlung geschieht nach einem gewissen Massenverhältniß zwischen Tinktur und Metall, welches von der Kräftigkeit und Vollkommenheit der Tinktur abhängig ist. Je nachdem die letztere mehr ausgearbeitet und ihre Kraft durch Augmentation gesteigert worden ist, tingirt sie 5, 10, 100, 500, 1200, 5000, 15000, ja wol 30000 Theile, d. h. so viel mal ihr eignes Gewicht an unedelm Metall.

Im rechten Massenverhältniß wird jedes Metall, und zwar durchaus veredelt, in welchem Falle die Tinktur ein Universal genannt wird. Eine minder vollkommene wirkt als Partikular, indem sie nur Ein Metall, oder nur einen gewissen Theil des Metalles veredelt, den Rest aber verflüchtigt, verschlackt, oder auch unverändert läßt.

II. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Silber enthalten, durch Kunst vollkommenes und feuerbeständiges Silber darzustellen.

Das Mittel dazu ist ein anderes Präparat der Kunst, der Stein zweiter Ordnung, das kleine Elixir, das kleine Magisterium, die weiße Tinktur.

Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei, und Eisen werden im Flusse, von der aufgeworfenen weißen Tinktur durchdrungen, in ein Silber von ausnehmender Weiße und Schönheit verwandelt.

Die weiße Tinktur entsteht aus eben denselben Anfängen als die rothe, in welche sie auch bei fortschreitender Bearbeitung übergeht. Sie ist das Produkt der halben Arbeit, kann deshalb auch die Metalle der niederen Stufen nur bis zur Silberheit veredeln.

Auch diese Veredlung geschieht nach einem der tingirenden Kraft entsprechenden Massenverhältniß.

Was vom Universal und Partikular bei der rothen Tinktur gesagt worden, gilt auch von der weißen.

III. Dasselbe Präparat der Kunst, welches in Gold tingirt, ist vor seiner völligen Ausfertigung eine der wolthätigsten Arzneien, eine Panacee des Lebens.

Ihr Gebrauch fordert freilich große Vorsicht; denn in Masse wirkt sie zerstörend. Nur aufgelöst, als Trinkgold, Aurum potabile, und in homöopathischer Verdünnung darf sie jezuweilen angewendet werden.

Sie verjüngt das Alter und stärkt den Geist, ruft die erstorbene Zeugkraft wieder hervor, und verlängert das menschliche Leben bei weisem Gebrauch über das gewöhnliche Ziel.

So lange der Organismus nicht zerstört worden ist, heilt sie mancherlei Krankheiten, indem sie den Stoff der Krankheit gewaltsam durch den Schweiß austreibt, ohne doch dabei den Körper zu schwächen, weil ihre Macht in Stunden, höchstens Tagen, vollbringt, was bei anderen Heilmitteln nur durch oft wiederholte Anstrengungen der Natur erzielt werden kann.

Ueber die Ausdehnung ihrer Heilkraft weichen die Angaben ab; aber darin stimmen die hermetischen Aerzte über-

ein, daß sie Gicht, Aussatz und Flechten schnell und gründlich heile.

Wir haben demnach an dem Gegenstande der Alchemie einen Körper, welcher in dem einen Zustande Silber, in dem anderen Gold erzeugt, und in einem dritten als Heilmittel wirkt. Diese dreifältige Wirksamkeit würde unbezweifelt die merkwürdigste Erscheinung in der ganzen Natur seyn, wenn der Stein der Weisen mehr als ein Geschöpf der Phantasie ist. Daraus erklärt sich, warum man unter der zahllosen Menge Derer, welche an den Untersuchungen über das Daseyn jenes Steines lebhaften Antheil nahmen, gar viele hochachtbare Männer findet, deren Interesse nicht aus Habsucht, nur aus reiner Wißbegier entsprang.

Bevor wir die Wirklichkeit einer Sache erforschen, mögen wir gern erwägen, ob sie möglich sey, mit den Gesetzen des Denkens und Seyns vereinbart werden könne; denn einem widersinnigen Dinge nachzuspüren würde eines gebildeten Geistes unwürdig seyn. Die alte Regel, in der Natur nichts für unglaublich zu achten, ist wol eine gute Sache, insofern unsere Kenntnisse noch in vielen Stücken zu mangelhaft sind, um sicher danach zu bestimmen, was seyn könne, und was nicht; wollten wir aber diese Kenntnisse und die darauf gestützten Ansichten, welche doch den einzigen Maßstab zur Schätzung des Möglichen abgeben, nicht berücksichtigen, so würden wir ganz rathlos seyn. Um prüfen zu können, müssen wir nothwendig jene mühsam aufgestellten Naturgesetze festhalten, bis sie durch unleugbare Thatsachen geradezu umgestoßen werden, als welches der einzige Weg ist, sie nach und nach zu berichtigen. Es wird daher jederzeit die Frage entstehen, ob die Transmutation den bis dahin abgezogenen Grundsätzen der Naturwissenschaft entspreche. Diese Frage ward von den theoretischen Alchemisten aller Jahrhunderte aufgeworfen, auch nach dem jedesmaligen Stande der Naturwissenschaft beantwortet. Freilich that noch jede Beantwortung den Nachkommen bei weiteren Fort-

schritten nicht mehr genug; doch wird es zur deutlicheren Uebersicht der Geschichte dienlich seyn, hier im voraus den Ideengang jener Versuche historisch zu verfolgen.

Der erste Ursprung der Alchemie fällt in die Periode der Kindheit aller Naturwissenschaft. Die Untersuchung der Körper war noch ganz auf äußere Kennzeichen beschränkt. Messing galt der Mehrzahl für Gold, Weißkupfer aber für Silber. Beide Kompositionen waren erweislich schon lange im Gebrauch, ehe man wußte, wie sie bereitet wurden. Die Verfertiger wußten das selbst nicht, wie denn gewöhnlich bei technischen Erfindungen Empirie den Weg bahnt, auf welchem die Theorie langsam nachfolgt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Metallgemische, die man eine Zeit lang für edle Metalle gab und nahm, die erste Idee der Metallveredlung angeregt haben. Sonach wäre freilich die Alchemie vor der Geburt getauft worden; aber es folgt daraus nicht, daß sie nie geboren sey.

Aus der Erfahrung, daß gold- und silberähnliche Körper durch Zusammensetzung entstanden, zogen die Alten den voreiligen Schluß, Gold und Silber möchten überhaupt Metallkompositionen seyn. Nach dieser unrichtigen Ansicht spekulirte man so lange, als die damals entstehende Metallurgie nur im Feuer arbeitete und die Zahl der Metalle der Planetenzahl gleichkam. Auch in späteren Zeiten beharrten die Nachzügler noch lange in demselben Wahne, hielten die weiße, rothe, und vermischte Karatirung für wirkliche Vermehrungen des Goldes, Legirungen des Silbers mit Kupfer, Zinn, oder Blei für wahre Vermehrungen des Silbers, ein wolgerathenes Kupferamalgama oder Similor für neuerzeugtes Gold, ein gesättigtes Zinnamalgama oder strichhaltendes Weißkupfer für neuerzeugtes Silber. So wie gewöhnlich die Nachzügler aus Kranken und aus Dieben bestehen: so fanden sich endlich zahllose Betrüger ein, welche ein schnödes Gewerbe daraus machten, wider besseres Wissen

dergleichen Metallgemische den Unwissenden und Leichtgläubigen für Metallveredlungen zu verkaufen.

Als die Araber und Arabisten des Mittelalters die von den Alexandrinern erlernte Destillation weiter ausbildeten und prüfend auf die ganze Körperwelt anwendeten, erfanden sie eine Reihe flüchtiger Substanzen, welche sie wegen ihrer Feinheit und Wirksamkeit mit einem poetischen Ausdruck Geister nannten, den Weingeist, Salpetergeist, Salzgeist, Vitriolgeist, das Königswasser, u. s. w. Dadurch wurde der nasse Weg gebahnt, auf welchem man in der Folge so vieles neue Land entdeckte, was auf dem trockenen Wege allein nie bekannt geworden wäre.

Wer die Männer der Vorzeit, wie billig, nach dem Maßstabe ihrer Zeit mißt, wird ihnen zu gut halten, daß sie ihre zahlreichen Erfindungen nicht sogleich begriffen. So glaubten sie durch die belebende Kraft ihrer Geister das Gold gemacht zu haben, welches bei Lösung des Silbers im Salpetergeist zurückblieb. Daß das nur eine Scheidung sey, ward man viel später inne, als man ebendeshalb den Salpetergeist „Scheidewasser" nannte. Ebenso hielt man lange die regulinische Fällung des Silbers aus Kupferlösungen für Erzeugung des Silbers, so wie die Fällung des Cementkupfers für eine wahre Verwandlung des Eisens. Becher glaubte noch die Eisentheile, welche der Magnet aus dem mit Oel gebrannten Lehm zog, selbst erschaffen zu haben. Die irrige Ansicht dieser Ausscheidungen erzeugte ohne Zweifel die Idee der Partikular-Transmutation; aber damit ist keineswegs schon erwiesen, wie Viele glauben, daß alle Partikularveredlungen, von welchen die folgende Geschichte Nachricht giebt, auf Irrthum oder Täuschung beruhen. Kann nach obigem Begriff das Vorhandenseyn eines Universals erwiesen werden, so wird es auch Abstufungen seiner Kraft oder Partikulare geben.

Die fortschreitende Zerlegung vieler Körper und die häufiger beobachtete Entstehung neuer Mischungen durch

Vertauschung der Bestandtheile führten die Denker eines späteren Zeitalters auf eine dritte Ansicht der Transmutation. Die schon erwiesene Vielartigkeit der Substanz machte sie geneigt, der Erfahrung voranzueilen und sämmtliche Metalle für Mischungen zu erklären. Zwar kehrten sie nicht zu der Ansicht der Alten zurück, die edles Metall aus unedeln Metallen zusammensetzen wollten, sondern sie hielten die Metalle für höchst innige Verbindungen noch nicht dargestellter Stoffe. Vornehmlich im Mischungverhältniß suchten sie die Verschiedenheit der Metalle, und demnach ward ihnen begreiflich, wie durch Wahlanziehungen ein Metall in das andere verwandelt werden könne.

Dieser voreilenden Theorie fehlte es freilich an namhaften Stoffen zur Erklärung und selbst an Namen. Man beschloß, die angenommenen Bestandtheile der Metalle tropisch mit bekannten Namen zu belegen. Denjenigen, welcher Metallglanz, Schmelzbarkeit, und Dehnbarkeit zu geben schien, nannte man Mercurius, und diesen hielt man für den wesentlichsten Metallstoff. Man hatte durch Kalcinationen einen dunkeln Begriff vom Sauerstoff erlangt, und nannte ihn Sal, als Ursache der Einäscherung, auch der Härte und Sprödigkeit der Metalle. Sie kannten viele Erscheinungen der Reduktion, nannten das Desoxydirende Sulphur, und schrieben ihm besonders die Färbung der Metalle zu. So erwuchs ein System der metallischen Chemie, worin drei Potenzen, Mercurius, Sal, und Sulphur, im Wechselspiele thätig sind. Die Trimaterialisten haben tapfer für diese Theorie gestritten, konnten sie doch nicht erweisen, und unterlagen; die Sieger aber spotteten der drei Elemente und schalten die Freunde derselben Sulphuristen.

Gleichzeitig mit diesen bildete sich die Partei der Mystiker, welche weniger darauf ausgingen, die Geheimnisse der Alchemie zu erklären, die ihrer Meinung nach der Schöpfer sich vorbehalten habe. Sie strebten überhaupt nicht nach klaren Begriffen, und glaubten genug zu thun, wenn sie

Analogieen in der Natur aufsuchten, um dann hinzuzusetzen, mit der Metallveredlung verhalte sich's etwa ebenso. Daraus erwuchs keine Theorie, wol aber eine Masse von bildlichen Vorstellungen, welche der Menge plausibel genug erschien. Diese Mystiker adoptirten eigentlich die poetische Idee der Araber vom lebendigmachenden Geist, führten sie aber weiter aus, indem sie Beispiele aus der organischen Schöpfung hernahmen und neue Kunstwörter darnach wählten.

Einige verglichen die präsumtive Metallerzeugung mit der thierischen Erzeugung. Sie kannten eine Seele des Goldes, und beriefen sich auf jene kräftigen Edukte, welche man Seele, Geist, oder Wesen (Anima, Spiritus, Essentia) zu nennen gewohnt war. Das Metall an sich war todt; aber mit Seele begabt, ward es zur lebendigen Tinktur und vermochte dann seines Gleichen hervorzubringen. Andere nahmen von der Krystallisation der Gangarten die Vorstellung vom Wachsthum der Mineralkörper an und verglichen die Metallveredlung mit der Vegetation. Bei ihnen findet man einen Samen des Goldes, der unter günstigen Umständen aufgehe, wachse, und goldene Früchte bringe. Sie vergessen nicht, zu besserem Gedeihen Dünger aufzugeben, und versichern, daß ohne Putrefaktion das Gold durchaus nicht wachse.

Alle Mystiker waren, diesen Gleichnissen zufolge, einverstanden, daß Edles nur von Edelm gezeugt werde, Edles nur von Edelm sprosse. Darum bestanden ihre Tinkturen dem Körper nach aus Gold oder Silber, welches durch Seele begeistert oder durch Putrefaktion zum Keimen gebracht war. Sie bedurften demnach eines Superlativgoldes, um Positivgold zu machen, dahingegen die Trimaterialisten auch aus unedeln Metallen etwas Gutes herauszubringen hofften, wenn nur die rechte Mischung getroffen werden könnte.

Bis dahin hatten diese Parteien der Alchemisten nur unter einander gekämpft. Nun aber erstanden mächtige

Gegner in den **Chemisten**, die mit der arabischen Vorsylbe auch alles dasjenige muthig von sich warfen, was nicht mit der Wage in der Hand zu beweisen war. Mit großer Ueberlegenheit brachten sie die Mystiker zum Schweigen, die sich fortan nur in der Maske der Anonymität zu zeigen wagten und meistens in das schauerliche Dunkel geheimer Societäten zurückzogen. Den Trimaterialisten rechneten sie nach und nach ein ganzes Heer von Elementen vor, sie zu beschämen. Der unbefangenen Jugend predigte man, mit Quecksilber, Salz, und Schwefel sey fürwahr nichts auszurichten, und folglich sey jenes dreifüßige System eine Lüge. Das war nun freilich eine Wortverdrehung und kein Argument, weil man jene Kunstwörter geflissentlich in buchstäblichem Sinne nahm; allein die Jugend war damit zufrieden, und lachte die Alten aus, die mehr und mehr ins Hintertreffen zurückgedrängt wurden. Ob sie nicht dennoch, den römischen Triariern gleich, nach Umständen wieder zum Schlagen kommen könnten, muß die Folge lehren.

Die Methode der analytischen Chemie ging von dem Grundsatz aus, daß die chemische Einheit da zu finden sey, wo durch verschlossene Bearbeitung keine Verminderung der Masse mehr zu bewirken ist. Nun waren die Metallkörper durch Verbindung aller Mittel des nassen und trockenen Weges nur bis auf ein gewisses absolutes Gewicht herabzubringen, welches sie im regulinischen Zustande beibehalten, und nicht weiter. Daher wurde das regulinische Metall als chemische Einheit anerkannt. Nach dieser auf Berechnung von Tausendtheilen gestützten Ansicht stellen die Metalle eine Reihe von wesentlich verschiedenen, untheilbar einfachen Substanzen dar. So lange diese Ansicht besteht, wird durch sie die Möglichkeit der Metallverwandlung gänzlich ausgeschlossen. So wenig man Sauerstoff in Kolenstoff verwandeln kann, eben so wenig würde Blei oder Silber zu Gold werden können. Allein die chemische Untheilbarkeit der regulinischen Metalle ist doch nicht mehr als eine auf Erfahrungen gebaute **Annah**-

me, noch lange keine unumstößliche Wahrheit. Die Unthunlichkeit, sie zu zersetzen, ist noch keine Unmöglichkeit. Hat doch die Chemie auf neuerfundenen Wegen schon so vieles möglich gemacht, was zuvor unthunlich war.

Es dürfte in der That nicht an Gründen fehlen, die gegen die behauptete Unzerlegbarkeit der Metalle sprechen, wenn wir sie hören wollen. Die Summe der Merkmale, die man Charakter nennt, ist bei gemischten Substanzen gewissen Modulationen unterworfen, jenachdem dieser oder jener Bestandtheil vorwaltet, ab- oder zunimmt. Die zahllosen Sorten der fetten und flüchtigen Oele, der Weine, u. s. w. sind Beispiele davon. Da bei nicht zusammengesetzten Körpern die Ursache dieser Abwandlung wegfällt, so erwarten wir mit Recht, ihren Charakter ganz unveränderlich zu finden; allein so findet er sich nicht allerdings bei den Metallen. Nicht von Spielarten, welche durch Beimischungen entstehen, kann hier die Rede seyn, nicht z. B. von dem Unterschiede des blaßgelben Schlangenberger Silbergoldes, des messinggelben Platingoldes, und des zinnweißen Tellurgoldes; aber man frage die Goldarbeiter, die von einem und demselben Stücke Gold vielerlei anfertigen, ob ihr Gold immer ebendasselbe bleibe? Die Erfahrensten werden sich dahin aussprechen, daß nicht selten in Farbe, Glanz, und Geschmeidigkeit dem geübten Auge eine Abwandlung erkennbar werde, die kein wägbarer Ab- oder Zugang bedinge. Die noch immer räthselhafte Entstehung des grünen Goldes, die Anfeuerung und Röthung des Goldes mit Salmiak, und die Abblassung desselben mit Borax scheinen doch auf Veränderungen des Goldes in sich zu deuten, die der Chemiker nicht gestatten mag; allein so lange man diese Erscheinungen nicht ganz genügend erklären kann, wird es den Alchemisten erlaubt seyn, sie zu ihrem Vortheil auszulegen.

Bei Klassifikation der Körper wird mit Recht vorausgesetzt, daß diejenigen, welche man ihrer Aehnlichkeit wegen zu Einer Familie rechnet, in ihrem chemischen Bestand etwas

Gemeinsames haben, die Gattungen und Arten aber durch Zusätze oder Verhältnisse verschieden sind. So ist z. B. das Gemeinsame der Pflanzensäuren, O × C × H, ein Produkt aus Sauerstoff, Kolenstoff, und Wasserstoff; aber Verhältnisse und Beimischungen bestimmen die Eigenthümlichkeit der Arten. Bei nicht zusammengesetzten Körpern fällt dieses Gemeinsame, die Ursache der Aehnlichkeit, weg, und sonach darf als Grundsatz angenommen werden, daß chemische Einheiten ganz ungleichartig erscheinen müssen. Die Familienähnlichkeit der Metalle ist aber unverkennbar und nie in Abrede gestellt worden, also darf in ihnen auch ein Gemeinsames angenommen werden, es möge nun Mercurius heißen oder anders. Wird das zugegeben, so nöthigt uns die specifische Verschiedenheit der Metalle, Nebenbestandtheile in ihnen anzunehmen. Dann wird es auch gestattet seyn, von einem Falle auf den anderen zu schließen. So wie der Chemiker durch geschicktes Ab- und Zuthun die eine Pflanzensäure in die andere verwandelt, darf auch der Alchemist der Hoffnung Raum geben, ein Metall in das andere zu verwandeln.

Bei Vergleichung der Listen von einfachen Stoffen, welche die Chemiker aufstellen, wird sich Manchem schon der Zweifel aufgedrängt haben, ob auch jene massiven Metalle und Metalloide mit den nur mittelbar wägbaren Stoffen, dem Sauerstoff, Stickstoff, und Wasserstoff, und vollends mit den unwägbaren in gleicher Linie stehen dürften. Der Physiker kann darin dem Chemiker nicht beistimmen, da ihn die Erfahrung lehrt, daß die einfachsten Stoffe nur im Fluge gleichsam beobachtet werden können, weil ihre vollkommen gleichartigen Theile auch vollkommen diskret, mithin unsperrbar sind. Erst dann, wenn sie mit anderen Stoffen sich verbinden, werden sie durch Verwandschaft gefesselt, gröber, und darstellbar. So entwickelt Volta's Batterie Sauerstoff und Wasserstoff als unsperrbare Wesen, die später erst in Gasform sich körperlich dar-

stellen. Noch ferner werden die Körper verdichtet, wenn Sperrbares sich mit Sperrbarem vereinigt. So werden die Grundlagen der genannten Gase flammend zum Wasser zusammengedrängt. Ebenso verdichtet sich der Schwefel bei der Sättigung mit Sauerstoff von 1,80 auf 1,87, und beide Zusammensetzungen verdichten sich noch mehr, wenn sie mit einander vereint werden. Wie dürfte man demnach die allerdichtesten Körper der Natur, die Metalle, für einfach halten? Im Gegentheile werden sie durch diese ausnehmende Verdichtung als die innigsten Zusammensetzungen beglaubigt, und es gewinnt den Anschein, daß ebendieselbe Verwandschaft der Bestandtheile sie so ungemein verdichte, sie auch dem Chemiker unzerlegbar mache.

Die neuere Physik ist so rasch in das Innere der Natur vorgedrungen, daß sie nunmehr der Chemie als Wegweiserin vorangeht. In der That hat die elektrochemische Physik dem Naturforscher eine höchst überraschende Aussicht eröffnet, und in dieser dürfte wol der Alchemist seine Ahnungen verwirklicht finden. Die Metalloide schließen sich verwandtlich an die Familie der Metalle an, wovon sie benannt werden. Die Bildung der Metalloide am Wasserstoffpol der Batterie, gewisse Erscheinungen bei den Metallvegetationen im Wasser, so wie bei den Fällungen der Metalle durch Wasserstoffgas, und andere Wahrnehmungen bewogen den Koryphäos der Elektrochemie, nicht allein die Metalloide, sondern auch die schweren Metalle für Hydrate zu erklären. Vergl. Davy's Elemente der chemischen Theorie, Uebersetzung von Wolff, S. 451. Sind wir aber erst dahin gekommen, in einigen Metallen Wasserstoff als Bestandtheil anzuerkennen, so ist es um die chemische Untheilbarkeit der Metalle überhaupt geschehen, und die Hoffnung, noch andere Bestandtheile darin zu entdecken, gewinnt ungemessenen Spielraum.

Dürfen wir sonach die Metalle als Composita betrachten, so hat das Problem der Alchemie fortan nichts Wider-

sinniges mehr. Daß die Ausführung desselben noch schwieriger seyn werde, als die Zerlegung der Metalle, versteht sich; aber unglaublich ist sie nicht. Am wenigsten darf uns der alte Machtspruch irren, der so oft wiederholt gegen die Alchemie gebraucht ward: Species in speciem non mutatur. Er ist auf die chemische Natur durchaus nicht anwendbar; denn jede Zersetzung zweier Salze durch doppelte Wahl widerlegt ihn, ist eine wahre mutatio specierum in species, und führt den Beweis zweimal.

Jener Satz ist nicht einmal in anderer Beziehung wahr. Wenn ein edles Reis auf einen wilden Stamm gepfropft wird und Borsdorfer, nicht Holzäpfel trägt, Franzbirnen auf dem Quittenstamm, und Aprikosen auf dem Pflaumenstamme wachsen, so sind das fürwahr ebensoviele Verwandlungen der Art in Art, und diese Fruchtveredlung erscheint mir wunderbarer als die Metallveredlung. Wenn durch die Vegetation die Säure des Humus in ebensovielerlei Gewächse umgeschaffen wird, als Samenarten mit derselben in Wechselwirkung treten; wenn die thierische Organisation so mancherlei Nahrung in sich verarbeitet, die ihr zusagenden Bestandtheile aufnimmt, den Abgang dadurch ergänzt, und sich in gewissen Zeiträumen vollständig also ergänzt: so sind das erstaunenswürdigere Verwandlungen, als daß ein Metall sich der Tinktur im Feuer assimilirt, vom Hypergolde annimmt, was es zum Goldseyn braucht.

Aehnliche Betrachtungen haben viele Naturforscher auf ähnliche Resultate geführt, und der Widerspruch der Chemiker ist weder so allgemein, noch so bestimmt, als man gewöhnlich glaubt. Es würde nicht schwer fallen, hier Autoritäten anzuhäufen; doch wird es genug seyn, für jetzt drei Chemiker redend einzuführen, welche als unparteiische und höchst kompetente Richter anerkannt sind.

Johann Jakob Ferber wird als ein entschiedener Gegner der Alchemie genannt; denn er schrieb eine „Untersuchung der Hypothese von der Verwandlung der

mineralischen Körper in einander", welche, aus den Akten der Petersburger Akademie besonders abgedruckt, zu Berlin, 1788, 8., erschien. Darin sagt er von der Metallverwandlung S. 66.: „Die Möglichkeit will ich zwar „nicht leugnen; denn sobald von verborgenen Dingen die „Rede ist, wissen wir nicht, was den Naturkräften ange„messen sey oder sie übersteige." Demnach hat er, der die damals von Vielen geglaubte Verwandlung des Kalks in Kiesel und des Kiesels in Kalk siegreich bestritt, gegen die Metallveredlung im Grunde wenig einzuwenden.

Johann Friedrich Gmelin, der Geschichtschreiber der Naturwissenschaft, urtheilt also: „Wenn auch die mei„sten Alchemisten die Welt betrogen und eine gerechte Zwei„felsucht erregt haben, so sind doch Andere zu weit gegan„gen, wenn sie, was sich nie wird erweisen las„sen, die Verwandlung für ganz unmöglich ausge„ben und alle Erzählungen davon ohne Unterschied mit dem „gehässigen Namen von Betrügerei gebrandmarkt haben. „Einige, freilich nur der geringste Theil, haben offenbar so„viel Glaubwürdigkeit, als nur irgend eine historische That„sache haben kann." Vergl. Lichtenberg's Göttingsches Magazin der Wissenschaften, 1783, S. 410.

Ferdinand Wurzer, dessen Name über mein Lob erhaben ist, sagt: „Ob ein Metall in ein anderes verwan„delt werden kann? Dies ist eine Frage, die man viele „Jahrhunderte hindurch aus Leibes Kräften mit Ja! beant„wortete. In neueren Zeiten hat man unleugbar das Kind „mit dem Bade ausgeschüttet. Man entdeckte eine zahllose „Menge von Betrügern und Betrogenen; man entschleierte „die Grundlosigkeit vieler hundert Geschichtchen, welche bald „auf Erdichtung, bald auf Täuschung hinausliefen, und das „bestimmte die Mehrzahl, die Frage unbedingt mit Nein! „zu beantworten. Ich gestehe freimüthig, daß ich durchaus „nicht begreife, wie man die Möglichkeit der Metall„verwandlung bestreiten könne. Die Metalle sind Arten

„einer eignen Klasse von Körpern, und es sollte unmög-
„lich seyn, eine Art in die andere umzuändern? Daß man
„den süßesten Körper, den Zucker, in mehrere Säuren ver-
„wandeln, den durchsichtigsten Körper, den Demant, in
„den undurchsichtigsten, die Kole, umändern kann; daß
„man Erden und Alkalien zu desoxydiren und aus ihnen
„Metalloide darzustellen vermag; u. s. w., ist nicht allein,
„meines Erachtens, bewundernswerther, sondern war auch
„weniger vorherzusehen, als die Verwandlung eines Metal-
„les in ein anderes." Vergl. Dessen Handbuch der Chemie,
vierte Auflage, Leipzig, 1826, 8., S. 182.

Wenn die Möglichkeit der Metallveredlung angenom-
men wird, so entsteht die neue Frage, ob es wahrschein-
lich sey, daß sie erfunden und ausgeübt werden könne.
Viele verneinen die Frage mit dem Kardinal Perronius,
welcher in seinen Orationen ausruft: Deplorata sunt in-
genia, quae in quadratura circuli, perpetuo mobili, et
lapide philosophorum occupantur! „Beklagenswerth
„sind Diejenigen, welche auf die Quadratur des Kreises,
„den Selbstbeweger, und den Stein der Weisen ausgehen!"
Der älteste Technolog, Garzoni, lobt in seinem Piazza
universale die Alchemie als eine treffliche Sache, schließt
aber mit der Warnung, man solle sich hüten, Hand daran zu
legen; denn, sagt er, „non omnibus datur adire Corin-
„thum, nicht Allen ist vergönnt, das Eldorado zu erreichen!"
Keyßler und andere Widersacher der Alchemisten haben eine
schulgerechte Definition der Alchemie zusammengesetzt, welche
nun vollends gar keine Hoffnung übrig läßt: Alchymia
est casta meretrix, quae omnes invitat, neminem admit-
tit; ars sine arte, cujus principium est cupere, medium
mentiri, et finis mendicare vel patibulari. „Die Alche-
„mie ist eine Coquette, die Alle lockt und dann verlacht;
„eine bodenlose Kunst, anfangend mit Begehren, fortfah-
„rend mit Prahlen, endend mit dem Bettelstabe oder Gal-
„gen."

Die guten Alten haben gewiß in bester Meinung abgerathen und nach dem Standpunkt ihrer Zeit wol Recht gehabt. Auch hierin hat die neuere Zeit eine andere Ansicht eröffnet, wenn gleich unsere Schriftsteller meistens diesen Punkt kaum zu berühren wagen. Freimüthig fährt dagegen Wurzer in der schon angeführten Stelle S. 183. fort: „Obschon wir freilich noch kein Metall in seine Bestandtheile „zu zerlegen im Stande sind, so ist es dennoch nicht allein „möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man aus „anderen Metallen schon Gold gemacht habe. Konnte nicht „der Zufall Einzelne bei dem rastlosen Bestreben und den „buntscheckigsten Mischungen, die sie in den verschiedensten „Graden der Temperatur behandelten, begünstigen? — „Bei den raschen Fortschritten der Scheidekunst ist sogar vorherzusehen, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht sehr entfernt „ist, wo das Goldmachen nicht das Monopol von Einzelnen, „sondern bei den Chemikern eine allgemein bekannte Kunst „seyn wird. Offenbar wird das eine nicht wünschenswerthe „Revolution in der menschlichen Gesellschaft hervorbringen. „Aller Reichthum an Gold und Silber wird sich in den Händen der Besitzer vernichten. Es giebt dann keine anderen „Reichthümer mehr, als die natürlichen, nämlich die Erzeugnisse des Bodens."

Die Hoffnung, daß jenes Ziel noch erreicht werde, gründet sich vornehmlich auf die Geschichte der Adepten, über welche die Meinungen gar sehr getheilt sind. Die Mehrzahl leugnet, daß jemals ein Adept gewesen. Der geschichtkundige Gmelin berichtigt diesen Unglauben in der angezogenen Stelle zur Genüge. Ihm beistimmend sagt der ehrenwerthe Chemiker Johann Heinrich Gottlob von Justi in seinen chymischen Schriften, Bd. II. S. 437.: „Ich leugne gar nicht, daß unzählige Betrügereien im „Punkte des Goldmachens gespielt worden sind; allein wenn „in irgend einer Sache starke und unzweifelhafte Beweise „vorhanden sind, so ist es hierin, und man müßte allen „histo-

„historischen Glauben verwerfen, wenn man leugnen wollte, „daß es von Zeit zu Zeit einige Leute gegeben hat, welche „das Geheimniß, Gold zu machen, besessen haben.“

Gewiß haben die Gegner, wenn sie alle Adeptengeschichten in Masse verwerfen, gleichen Anspruch, mit ihrem Grunde gehört zu werden. Ihr Hauptgrund, welcher am meisten Beifall und Eingang fand, verdient schon näher beleuchtet zu werden. Sie stellen folgendes Dilemma: Gab es Adepten, so mußten sie ihre Kunst aufs Möglichste verbergen. Wo demnach etwas an der Sache gewesen wäre, das hätte man nicht erfahren können; wo man aber etwas erfuhr, da war nichts daran. Dieser Beweis füllt bei den Antalchemisten ganze Bogen, ja, Bücher, an; man darf ihn aber nur zusammendrängen, wie hier geschehen, um ihn als einen Trugschluß zu erkennen, dessen Folgerung die erforderliche Nothwendigkeit abgeht.

Wol hatten die Adepten Ursache genug, im Verborgenen zu bleiben, um nicht habsüchtigen Gewalthabern zur Beute zu werden, und darum reimen auch die Alchemisten: Tu sapiens tace, ut vivas in pace, zu Deutsch: Willst Du Ruh', so schweige Du! Allein diese Adepten waren Menschen, zum Theil sehr eitle, durch einen überraschenden Erfolg exaltirt, und Rechthaber. Drum konnten sie das Plaudern nicht immer lassen. Das erregte Aufsehen. Die Besorgniß für ihre persönliche Freiheit machte sie unstet, und doch brauchten sie Beihülfe zur Fabrikation, wie auch zum Absatz ihres Fabrikats. Dabei konnte ihr Thun nicht allemal ganz unbemerkt bleiben. Man forschte nach, man kombinirte, und so ward manche Thatsache im Zusammenhang bekannt, wie die folgende Geschichte zeigen wird.

Man sagt im Sprichwort: „Die besten Frauen sind, „von denen die Stadt nicht redet.“ Das gilt in der Regel auch von Adepten; allein selbst in dem nicht nothwendigen Falle, daß die hermetische Weisheit sich bei ihnen mit Le-

benswεisheit paarte, daß, will ich sagen, kluge Männer ihr Geheimniß bewahrten, so konnte doch bei ihrem Tode, auch wol durch Raub ihre Tinktur in fremde Hände gerathen, die keinen so weisen Gebrauch davon machten. In der That wissen wir von klugen Adepten gar wenig, und was wir wissen, reicht nur bis zu dem Wendepunkt, da sie aus Schaden klug wurden, wie z. B. was von Sehfeld und Philaletha bekannt ist. Desto mehr Nachricht haben wir aber von lockeren Erben, die, mit fremden Federn geschmückt, als Narren umherliefen, die Wunderkraft der Tinktur auszuposaunen.

Weniger Beachtung verdienen diejenigen Gegner, welche darum, weil viele Adeptengeschichten erlogen sind, alle die übrigen mit verwerfen. Es ist fürwahr eine sehr unphilosophische Prätension, wenn die Antalchemisten, wie gewöhnlich, einen einzelnen Fall, oder einige, historisch verdächtigen, auch wol einen Betrug entlarven, dann aber vom Einzelnen aufs Allgemeine schließen wollen. Ein indirekter Gegenbeweis muß, wenn er gelten soll, alle Fälle vom ersten bis zum letzten widerlegen, bevor ein allgemeiner Schluß gezogen werden kann. Sind darum alle Fabrikanten Betrüger, weil einige von ihnen den Markt mit schlechter Waare überfüllen? Es ist wahr, daß die folgende Geschichte der Alchemie zu vier Fünftheilen, vielleicht zu neun Zehntheilen Geschichte des Betrugs ist; aber möchten neun und neunzig Hunderttheile Lug seyn, so beweisen sie alle zusammen nichts gegen das Eine Procent Wahrheit.

Eine lange Reihe von Schriften handelt von der Alchemie. Ist ihre Zahl auch gewaltig übertrieben worden, da man sie auf viertausend schätzte, so ist sie doch sehr groß und nimmt einen Zeitraum von vierzehn Jahrhunderten ein. Das, sollte man meinen, spräche wol für die Sache; allein man gibt nicht zu, daß die Alchemie schon erwachsen seyn müsse, weil sie alt sey. Freilich ist sie alt, sagen Andere, aber veraltert, sogar verfault, nur Sulphuristen noch ge-

nießbar! Ebenso schöpfen aus jener Masse von Schriften die Freunde wie die Feinde der Alchemie gegenseitig Beweisgründe, welche noch abzuwägen sind.

Die Zweifler meinen, daß in allen diesen Büchern das große Mysterium nicht enthalten seyn könne. Wenn man auch zugeben wolle, daß ein Adept sich im Gespräch verrathen haben könne, oder auf der That ertappt worden sey, so würde doch keiner so toll gewesen seyn, Bücher davon zu schreiben! Diese Einwendung ist sehr scheinbar, und doch ungegründet. Manuskripte sind keine Bekanntmachungen. Man schreibt nicht allemal für das Publikum, sondern oft nur aus geistigem Bedürfniß, für das Schreibpult. Nach dem Tode der Verfasser konnten solche Handschriften dennoch in Umlauf kommen, und somit wären fürs Erste schon die Posthuma gerettet.

Die Alchemisten, sagt man ferner, schreiben so dunkel und unverständlich, daß man nicht begreift, warum sie geschrieben haben; denn schrieben sie für sich selbst, so bedurften sie der Räthsel nicht, und wollten sie Andere nicht belehren, so konnten sie des Schreibens überhoben seyn. Man muß sie lieber gar nicht lesen. Qui non vult intelligi, non debet legi. Dagegen verwahren sich die Alchemisten in vielen Stellen, und geben zu bedenken, wie verderblich ihre Kunst werden müsse, wenn sie Gemeingut würde. Man wolle das mühsam aufgefundene Kunststück nicht verloren gehen lassen, sondern gern mittheilen, aber nur Wenigen, den Würdigsten. Darum kleide man es in Räthsel, die nur Männer von Geist und Kunstverwandte lösen könnten. Was will man dazu sagen? Die wir nichts verstehen, sind die legitimen Erben nicht, das ist alles.

Die älteren Alchemisten nehmen die Sache sogar religiös. Die göttliche Vorsehung gebe das Geheimniß nur Einzelnen, damit es geheim bleibe. Es sey daher Versündigung, dasselbe auszubreiten. A r n a l d v o n V i l l a n o v a droht mit dem Schlagfluß Dem, der es ausbringen werde.

„Qui revelat secretum artis,“ sagt er im Rosario, „maledicetur et morietur apoplexia.“ Raimund Lullus droht in seinem letzten Testament sogar mit Höllenstrafen: „Juro tibi supra animam meam, quod si ea reveles, damnatus es.“ Libav berichtet in seiner Praktik, daß auch zu seiner Zeit die Alchemisten glaubten, wer das Geheimniß offenbar werden ließe, würde plötzlichen Todes (geling schreibt er) sterben. Wer kann nun wissen, welche von ihnen es mit so religiösen Bedenken ehrlich meinten? Freilich hat diese fromme Geheimthuerei manchem holen Wicht eine Maske in die Hand gegeben, unter welcher er sich wol stattlich ausnahm. Er durfte ja vor dem lieben Gott nichts verrathen, beim besten Willen nicht!

In vielen Fällen haben Diejenigen wol Recht, welche vermuthen, die Alchemisten würden so dunkel und verworren nicht geschrieben haben, wenn sie selbst helle und klare Begriffe gehabt hätten; dann gibt man aber zu, sie hätten nach Vermögen gethan; und was wollen wir mehr? Wer da fordert, die Schriftsteller dieses Faches müßten durchaus Adepten gewesen seyn, der verlangt offenbar zu viel. So wie die meisten Gelehrten, welche über Technologie schreiben, nicht selbst ausübende Künstler sind, dennoch aber durch ihre Ansichten, Erklärungen und Vorschläge dem Leser, auch wol den Künsten nützen: so war es jederzeit philosophischen Köpfen unbenommen, in der Alchemie zu spekuliren. Konnten sie auch nur Nachricht von den Künstlern ihrer Zeit geben und als Zeugen glücklicher Erfolge auftreten, so hatten sie vollständigen Beruf, und das war doch bei Vielen der Fall.

Wer könnte und wollte wol leugnen, daß unter dieser Menge alchemistischer Schriften viel leichte Waare sey, und manches erbärmliche Produkt von gelehrten Marktschreiern, auch ungelehrten Sudlern? Aber was folgt daraus? Es müßte in keiner anderen Wissenschaft schlechte Bücher geben, wenn diese gegen die Wahrheit der Alchemie beweisen sollten.

Wer ritterlichen Kampf liebt, nimmt es mit den Rittern im Vordergliede auf, nicht mit dem Trosse der Merodebrüder, denen die Geschichte kaum einen mitleidigen Blick zuwendet.

Im Vordergliede stehen brave Männer, deren Wort und Geist dem Leser, auch dem Kenner, Hochachtung abnöthigt. Von solchen redet der große Hermann Boerhaave, wenn er schreibt: Ubicunque Alchemistas capio, video ipsos simplicissimam veritatem nudissimis verbis describere, nec fallere, nec errare. Quando igitur ad illa loca pervenero, ubi percipere nequeo, quid velint, cur falsi arguam eos, qui in arte se longe praestantiores dederunt me ipso? Cf. Elementa Chemiae, Lugd. 1732, 4., p. 120. Zu Deutsch: „Wo ich die Alchemisten verstehe, da beschreiben sie die einfache Wahrheit mit nackten „Worten, ohne Trug und Irrthum. Wenn ich nun auf „Stellen stoße, die ich nicht begreife, wie darf ich Männer „der Lüge zeihen, die mir in der Kunst weit überlegen sind?“ Wiewol hier offenbar die Bescheidenheit sich selbst zu wenig, Anderen aber zu viel zugesteht, so ist doch sein Zeugniß von hohem Werthe, und eine Aufforderung mehr, zu prüfen, bevor man verurtheilt.

Erstes Kapitel.

Alchemie der Aegypter.

Das Land der Pyramiden zeigt Spuren von einer hohen Kultur in sehr frühen Zeiten, von einem Volke von Erfindern, würde man glauben, wenn die Nachrichten sich nicht dahin vereinigten, daß jene Bildung keineswegs Gemeingut der Bevölkerung war. Die größere Masse von Kenntnissen blieb Eigenthum einer Priesterkaste, welche sie eifersüchtig den Laien vorenthielt und höchstens die Fürstensöhne darin unterwies. Jedoch waren jene Bewahrer der Mysterien nicht unempfindlich für den Ruhm, und darum minder streng gegen wißbegierige Fremdlinge. Die Griechen benutzten diese Vergünstigung, um alles Wissenswürdige von daher sich anzueignen. Ihre ausgezeichnetsten Gelehrten reiseten nach Aegypten und suchten das Vertrauen der Priester zu gewinnen. Im sechsten Jahrhundert vor Christo glückte das dem Samier Pythagoras, welcher zwanzig Jahre dort blieb, und der Beschneidung sich unterwarf, um die priesterliche Weihe zu empfangen. Platon verweilte dreizehn Jahre dort, und Demokritos von Abdera fünf Jahre.

Unter jenen geheimen Kenntnissen war vorzugsweise Gegenstand des Forschens und Verhehlens eine höhere Ansicht der Natur. Nur geweihten Freunden lesbare Inschriften lehrten dieselbe. Von ihr meldet Plinius beiläufig in seiner Naturgeschichte, B. XXXVI. Kap. 9.: „Der

„Obelisk, den Augustus auf dem Circus aufstellen ließ, ist „von ebendemselben Könige, unter dessen Regierung Pythagoras in Aegypten war. Ein kleinerer vom König Sesostris steht auf dem Marsfelde. Beide enthalten eine „Erläuterung der Natur nach der Philosophie der Aegypter." Plutarch bezeugt in seinem Buche von Isis und Osir, daß nur Priester des ersten Ranges in diese Naturphilosophie eingeweiht waren, und läßt errathen, daß ihm selbst mit aller Mühe nicht gelungen sey, dieselben auszuforschen.

Soviel wissen wir, daß die ersten Entdeckungen in der Scheidekunst mit zu jenen Naturgeheimnissen gehörten. Man schrieb die chemischen Erscheinungen dem Gotte des Feuers zu, weil das Feuer die Kräfte der Substanz hervorruft. Davon lesen wir in der Historischen Bibliothek Diodor's von Sicilien, B. I. Kap. 13.: „Die ägyptischen „Weisen melden, daß Vulkan der Erfinder alles dessen sey, „was durch Feuer bewerkstelligt werde, und daß er alle „Arten der Arbeiten im Feuer, in Eisen, Kupfer, Gold „und Silber, erfunden habe. Derselbe soll auch allen sonstigen Gebrauch des Feuers erfunden und zu gemeinem „Nutzen bekannt gemacht haben." Ebenderselbe sagt an einer anderen Stelle, B. II. Kap. 2.: „Unter dem Vulkan „verehren die Aegypter das Feuer selbst als einen mächtigen „Gott, von dem sie lehren, daß er zur Erzeugung und Vollendung aller Dinge das Meiste beitrage." Da Diodor unter dem Schutze eines Cäsar und Augustus Aegypten bereisete, so dürfen wir seine Nachricht unbedenklich annehmen.

Die Aegypter hielten ihre geheime Naturlehre weit höher, als ihre Größenlehre, welche sie Fremden williger mittheilten. Darum blieb die erstere mehr Eigenthum ihres Landes, und ward von Cham, einer älteren Benennung Aegyptens, Chema genannt. Als Plutarch nach der Bedeutung dieses Wortes fragte, zeigte man ihm das Schwarze im Auge. Es war eine witzige Hieroglyphe für „Dunkel, schwer einzusehen", d. h. Geheimniß. Die Orientalisten

bezeugen, daß jenes Wort im Arabischen dieselbe Bedeutung habe. Die Nachbarn mögen es von den Aegyptern angenommen haben. Die Griechen formten es nach ihrem Idiom in Χημεία um, auf welche Art nach dem Zeugnisse des Zosimos die Scheidekunst den Namen Chemie erhalten hat.

In jenen Naturgeheimnissen finden diejenigen Alchemisten, welche ihrer Kunst durch hohes Alterthum einen besonderen Glanz zu geben vermeinen, den ersten Ursprung der künstlichen Metallveredlung, und zwar trauen sie den Aegyptern nicht etwa blos die Idee davon zu, sondern die praktische Alchemie selbst. Das gewaltige Geheimthun der Priester ließe wol allenfalls vermuthen, daß so etwas dabei im Spiel gewesen seyn möchte; allein wenn wir unbefangen erwägen, so streitet es gegen alle Regeln des Wahrscheinlichen, daß der erste Anfang einer Kunst mit dem größten Meisterstücke derselben gemacht worden sey. Historische Beweise würden freilich dennoch gelten. Prüfen wir also diejenigen, welche die Alchemisten beizubringen vermögen.

Als Erfinder der Metallveredlung rühmt man den großen Theuth, welchen die Griechen Hermes, die Römer Merkurius nennen. Der erste dieser Namen kommt in den Gesprächen des Platon zweimal vor, aber nicht mit Beziehung auf Chemie. Er sagt im Phaidros: „Zu Naukratis in Aegypten war Theuth einer von den alten Göttern, dem der Vogel Ibis geheiligt ward. Er hat zuerst „Zahl und Rechnung, die Meßkunst und Sternkunde, Bretspiel und Würfelspiel, auch die Buchstaben erfunden. „Ueber ganz Aegypten herrschte damals Thamos, der zu „Theben in Oberägypten wohnte. Dem zeigte Theuth seine „Künste, und wollte, daß sie den Aegyptern mitgetheilt „würden.“ Vergl. Edit. Stephan. p. 274. Schleiermacher S. 161. Ferner sagt Platon im Philebos: „Mag „es nun ein Gott oder ein göttlicher Mensch gewesen seyn, „der zuerst den Laut auffaßte. Die Aegypter sagen, ein „gewisser Theuth habe zuerst die Selbstlauter unterschieden,

„dann die Zischlaute, und dann die übrigen Mitlauter.“ Vergl. Stephan. p. 18. Schleiermacher S. 152. Dagegen nennt den griechischen Namen in alchemistischer Beziehung der Verfasser des Buches Anepigraphos, welcher allerdings einen Hermes als den allerersten Urheber der Alchemie rühmt. Den lateinischen Namen nennt in ähnlicher Beziehung der Karthager Tertullian. Ihm ist Mercurius ille Trismegistus magister omnium physicorum, der „Lehrmeister aller Naturforscher“. Vergl. De testimonio animae, Cap. II. Adversus Valentinianos, cap. XV. Edit. Paris. 1580, Fol., p. 295. Die Identität der Person jener drei Namen wird anderweit nachgewiesen.

Ueber die Persönlichkeit dieses Hermes und sein Zeitalter, welche beide Platon weislich unerörtert läßt, hat man gar mancherlei, zum Theil ungereimte, Vermuthungen ausgesprochen. Nach Einigen ist es Adam, nach Anderen Henoch oder Moses. Nach Schröder's Geschichte der ältesten Chemie und Philosophie (Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft, Th. I. S. 145.) war es Joseph; nach Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 10, war es ein König Siphoas, 1900 Jahre vor Christo; nach Ursinus, Kriegsmann, und Anderen ein König Thot, 2700 Jahre vor Christo. Wir haben demnach unbeschränkte Wahl. Manche Neuere, wie z. B. v. Murr, in seiner Geschichte des sogenannten Goldmachens, erklären die Sage vom Hermes für ein leeres Mährchen, und kürzer kann man nicht abkommen, das ist gewiß.

Freilich ist dieser Hermes in die ägyptische Mythologie verwebt, und demnach dürfte man geneigt seyn, in ihm nicht mehr Historisches zu suchen, als die personificirte Idee einer Geisteskraft. In so fern möchte der Thot, Thoyt, Taut, oder Taaut der Aegypter und Phönicier die Weisheit, als schaffendes Wesen gedacht, darstellen. Dem Volke bildete man es in der Gestalt des Anubis vor

und rühmte diesen als Rathgeber des Osir und der Isis. In seinem Schlangenstabe führte er die vereinigten Symbole der Klugheit (die Schlange) und der Herrschaft (den Stab), welche sonach „Macht der Weisheit“ andeuteten. Die Griechen verglichen diesen Schlangenstabträger mit ihrem Hermes und nannten ihn darnach, die Römer aber Merkurius. Somit wäre wenigstens allem Streiten über seine Persönlichkeit ein Ende gemacht.

Wir sind jedoch nicht gerade auf diese allegorische Auslegung des Namens beschränkt. Suchen wir eine wirkliche und bestimmte Person darin, so finden wir sie beim Galenus. Dieser Arzt ist hier als Zeuge nicht zu neu, da er etwa hundert Jahre nach Christo schrieb. In seinem Buche von der Zusammensetzung der Arzneien, Buch IV. Kap. 1., sagt er: „Diese Zubereitung hat ihren Namen von dem „Priester Hermon in Aegypten. Sie ist aus dem inner„sten Tempel des Vulkan hergenommen, wo noch viele an„dere Bereitungen gefunden werden.“ Diese Stelle weiset in Uebereinstimmung mit Diodor's Nachrichten, und darum glaubhaft, auf den Ursprung der hermetischen Kunst hin. In jenem Phthastempel, worin die Wunder der Scheidungen gelehrt und geübt wurden, bereitete ein Priester chemische Arzneien und ward dadurch weltberühmt. Die Aehnlichkeit der Namen Hermon und Hermes veranlaßte wol eine Vermischung des Priesters mit dem Gotte, so daß nach und nach des Ersteren Andenken in dem des Letzteren unterging. Clemens Alexandrinus, ein geborener Aegypter, der ein Jahrhundert nach dem Galen schrieb, weiß nur noch vom Hermes.

Die Aegypter hatten zahlreiche Schriften vom Hermes, und das paßt wol zum Priester, aber nicht zum Gotte. Es scheint, daß jener Priester sich um seine Kaste das Verdienst erworben habe, einen vollständigen Kodex ihrer Mysterien zu verfassen; denn seine Schriften umfaßten das ganze Gebiet ihres Wissens. Der eben erwähnte Clemens Alexan-

drinus zählt in seinem Werke, welches Στρώματα, d. i. Teppiche oder Schildereien, betitelt ist, B. VI., jener hermetischen Schriften zweiundvierzig auf und gibt ihren Inhalt an. Sechs davon handeln von der Arzneikunst, zehn andere von allgemeinen und besonderen Gesetzen und richterlichen Funktionen, zwölf andere von der Götterlehre, Religion, religiösen Gebräuchen und priesterlichen Verrichtungen, die vierzehn übrigen aber von der Philosophie. Die letzteren, auf welche es hier vornehmlich ankommt, enthalten: Kosmologie, allgemeine Sternkunde, Planetenlehre, Planetenlauf, Sonnenlauf, Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, Mondslauf, Konstellationen, allgemeine Geographie, Beschreibung von Aegypten, Beschreibung des Nils, Messungen, und Hieroglyphen. Keine davon handelte also von Chemie oder Alchemie, und doch sollte man meinen, eine so wichtige Kunst würde nicht unbearbeitet geblieben seyn, wenn die Aegypter Kenntniß davon gehabt hätten.

Noch entsteht die Frage, ob etwa unter den medicinischen Schriften die Alchemie mit abgehandelt sey. Diese Vermuthung wird dadurch scheinbar, daß nach dem, was Galen vom Priester Hermon meldet, die ärztlichen Schriften wahrscheinlich von ihm selbst herrührten, dagegen die übrigen Fächer von Anderen bearbeitet seyn mögen. Wenn man aber nachsieht, was Clemens von dem Inhalte der sechs ärztlichen Schriften sagt, so enthielten sie nach unserer Benennungart: Physiologie, Pathologie, Chirurgie, allgemeine Therapie, Augenheilkunde, und die Behandlung der Frauenkrankheiten. Will man auch annehmen, daß unter Therapie die Pharmacie und chemische Bereitung der Arzneien mit inbegriffen sey, so findet man doch in dem allen nicht die mindeste Andeutung, daß irgend eine dieser Schriften Alchemie oder nur metallische Chemie gelehrt habe.

Man könnte wol sagen, der Alexandriner habe die hermetischen Schriften nicht genug gekannt, und darum ihren Inhalt unvollständig oder unrichtig angegeben. Freilich

sagt er nur, jene Schriften wären dagewesen, also waren sie zu seiner Zeit, um 230 nach Christo, nicht mehr vorhanden; dann darf er aber auch nicht als Gewährmann für Behauptungen angeführt werden, die ihm fremd sind. Da sich nun kein anderer gefunden hat so geht daraus wol die Gewißheit hervor, daß die alchemistischen Schriften, welche man dem Hermes zugeschrieben, von Neueren untergeschobene Arbeiten sind, als z. B.:

1) Hermetis Aenigma de lapide philosophico, Handschrift der Pariser Bibliothek, geschrieben 1486. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philos. hermét., T. III. p. 16. 21.
2) Hermetis Trismegisti Tractatus aureus de lapidis philosophici secreto, in septem Cap. divisus, opera Gnosi Belgae. Lips. 1600. 8. Derselbe Traktat ist abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. Nr. 123., und in Mangeti Bibliotheca chem. curios., T. I. Nr. 19. Eine französische Uebersetzung: Les sept sceaux d'Egypte, ou les sept chapitres dorés, par Gabr. Joly. à Paris, 1626. 8.
3) Hermetis Trismegisti Liber de compositione, abgedruckt in der Sammlung: Philosophiae chymicae quatuor vetustissima scripta, Francofurti, 1605, 4., Nr. 3.
4) Hermetis Trismegisti Erkänntniß der Natur. Hamburg, 1706. 8. Elias von Assisi soll der wahre Verfasser davon seyn.
5) Des Hermes Trismegistus wahrer alter Naturweg, oder Geheimniß, wie die Universaltinktur ohne Gläser zu bereiten, herausgegeben von einem ächten Freimaurer. Leipzig, 1782. 8.

Es gibt aber außerdem eine merkwürdige Erscheinung in der hermetischen Literatur, welche nicht so leicht abzuweisen ist, die seit beinahe tausend Jahren bekannte Tabula sma-

ragdina Hermetis, von welcher die Alchemisten behaupten, daß sie von jenem ägyptischen Priester selbst herstamme, in dessen Grabe man sie gefunden habe. Die Inschrift einer Tafel von Smaragd ist es, worin er das Geheimniß der Alchemie niedergelegt haben soll. Wer diese Tafel gefunden habe, wo und wenn sie vorhanden gewesen, und wohin sie gekommen sey, wird nicht gesagt, wodurch die Sache allerdings etwas verdächtig wird. Man weiß nicht einmal zu sagen, in welcher Schrift und Sprache sie ursprünglich geschrieben sey, ob in Hieroglyphen, phönicisch, oder griechisch. Eben so wenig ist bekannt, wer die lateinische Uebersetzung gemacht habe, in welcher wir sie haben. Darum haben Einige die smaragdene Tafel ebenfalls für untergeschoben und für das Produkt eines Alchemisten des dreizehnten Jahrhunderts erklären wollen.

Dagegen versichern Andere, das Werk lobe den Meister und der Inhalt beweise ihre Aechtheit. Selbst unparteiische und gelehrte Kritiker haben die Sache nicht ganz unglaublich gefunden, wenigstens nicht bestimmt absprechen wollen. So sagt z. B. Morhof: „Der Ursprung der „Tabula smaragdina, welche dem Hermes zugeschrieben „wird, ist ungewiß. Doch hat Kircher ganz Unrecht „(mentitur), wenn er behauptet, daß sie vor des Lullius „Zeit nicht vorhanden gewesen sey, da doch Johann von „Garlandia, der sonst Hortulanus genannt wird und nach „dem Zeugnisse des Baläus im zehnten Jahrhundert lebte, „damals schon einen Kommentar dazu geschrieben hat. „Kriegsmann hat sie in phönicischer Sprache herausge„geben, aber meines Wissens nicht angezeigt, woher er sie „genommen. Sonach bleibt die Sache freilich dahingestellt.“ Vergl. Epistola ad Langelottum de metallorum transmutatione, p. 102.

Also ist die Sache schon werth, etwas näher untersucht zu werden. Die Inschrift findet sich unter der Ueberschrift: Tabula smaragdina, oder auch: Verba secretorum Her-

metis, in mehren Sammlungen mit einigen Abweichungen abgedruckt, z. B. im Theatrum chemicum wie folgt:

Verum, sine mendacio, certum et verissimum: Quod est inferius est sicut quod est superius, et quod est superius est sicut quod est inferius, ad penetranda [1]) miracula rei unius. Et sicut omnes res fuerunt ab Uno, meditatione Unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptatione. [2]) Pater ejus est sol, et mater ejus luna. Portavit illud ventus in ventre suo. Nutrix ejus terra est. Pater omnis Telesmi totius mundi est hic. [3]) Vis ejus integra est, si versa fuerit in terram. Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter, cum magno ingenio. Ascendit a terra in caelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum. Sic habes gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis, quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam [4]) penetrabit. Sic mundus creatus est. Hinc erunt adaptationes mirabiles, quarum modus hic est. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistos, habens tres partes philosophiae totius mundi. Completum est, quod dixi, de operatione solis.

Varianten: 1) Statt penetranda hat das Aureum Vellus die Lesart: praeparanda, die Ausgabe des Pyrophilus aber: perpetranda. 2) Für adaptatione heißt es im Aureum Vellus: adoptione. 3) Statt Pater omnis Telesmi totius mundi est hic hat das Aureum Vellus: Hic est vis totius mundi. 4) Für omnemque solidam hat das Aureum Vellus: et omne solidum.

Uebersetzung: „Es ist wahr, ohne Lüge, und ganz „gewiß: Das Untere ist wie das Obere und das Obere ist „wie das Untere, zur Vollbringung Eines Wunderwerkes. „Und so wie alle Dinge von Einem und seinem Gedanken „kommen, so entstanden sie alle aus diesem Einen Dinge, „durch Anneigung. Der Vater des Dinges ist die Sonne,

„der Mond ist seine Mutter. Der Wind hat es in seinem „Bauche getragen, und die Erde hat es ernährt. Es ist „die Ursache aller Vollendung in der Welt. Seine Kraft ist „völlig, wenn es zur Erde wird. Scheide die Erde vom „Feuer, und das Feine vom Groben, gemächlich und kunst„reich. Es steigt von der Erde zum Himmel empor, und „es steigt wiederum zur Erde hinab, und empfängt die Kraft „des Oberen wie des Unteren. So hast Du das Herrlichste „der Welt, und alles Dunkel wird von Dir weichen. Es „ist das Allerstärkste, was alle Stoffe gewältigen, alle „Körper durchdringen mag. So ist die Welt geschaffen, „durch solche Anneigungen. Darum nennt man mich Her„mes den Dreimalgroßen, der drei Theile alles Wissens hat. „Obiges ist das ganze Werk der Sonne."

Die Legende, man habe diese Tafel in Aegypten bei Eröffnung eines Grabes in der Hand eines Todtengerippes gefunden, verdient kaum angeführt zu werden, da sie nur auf Büchertiteln zu finden und ohne alle Beglaubigung ist. Wol hat man Hieroglyphentafeln an und bei Mumien gefunden; aber die Brüder Champollion sollen sie noch deuten.

Auch das ist mährchenhaft, daß die Tafel ein Smaragd gewesen sey. Die nubischen Smaragde finden sich nicht in solchem Format, daß man Quartseiten darauf schreiben könnte. Zwar ist glaublich, daß unter den Smaragden der Alten, welche Plinius beschreibt, grüne Flußspathe und Malachite aus den Kupfergruben mit figurirten, die allerdings in Tafeln geschnitten werden konnten. Uebrigens kann die Masse der Tafel für einen unbedeutenden Nebenumstand gelten. Wenn wir sonst Gründe für ihr Alterthum finden, so wird das Material uns nicht irren. Beim Celsus bedeutet Emplastrum smaragdinum nicht etwa ein Pflaster von Edelsteinen, sondern ein grünes Pflaster. Ebenso handelt es sich hier nur um eine grüne Tafel, etwa von Holz, mit grünem Wachs überzogen, wie man dergleichen bei den Alten mit Griffeln beschrieb.

Wir lesen bei den Alten, daß die Mysterien der Aegypter theils in Hieroglyphen auf Stein, theils in phönicischer Buchstabenschrift auf Tafeln geschrieben waren, welche letztere man in den Tempeln aufstellte. Eine solche könnte nun die grüne Tafel des Hermes gewesen seyn. Ihre orakulöse Form und Kürze entsprechen einer solchen Vermuthung. Die ungescheute Prahlerei am Schlusse, wie sie in der ersten Person ausgesprochen erscheint, macht aber freilich zweifelhaft, ob auch ein würdiger Mann sich selbst auf diese Art ankündigen werde. Sie scheint darauf hinzuweisen, daß Andere ihm nach seinem Tode ein Ehrendenkmal stiften wollten und ihn mit einem Auszug seiner wichtigsten Lehren redend einführten. Dann wäre nicht unglaublich, daß man diese Schrift in sein Grab gelegt habe, so wie man dem Pythagoras die Figur des Beweises von seinem Lehrsatz, und dem Archimedes die Vergleichung der drei Körper mitgab.

Unser lateinischer Text ist wahrscheinlich eine Uebersetzung aus dem Griechischen; denn drei Wörter sind darin griechisch stehen geblieben. Das erste, τέλεσμος, mit dem lateinischen Genitiv, kommt wol schwerlich sonstwo vor. Da es durch transactio oder perfectio gegeben werden konnte, so hat es den Anschein, daß dem Uebersetzer das griechische Wort nicht ganz verständlich gewesen sey, oder daß er es für einen Namen gehalten habe. Der zweite Gräkismos ist Ἑρμῆς. An dessen Statt würde wol eher Taaut stehen geblieben seyn, wenn die Uebersetzung aus dem Phönicischen gemacht wäre. Auch würde ein heidnischer Römer dafür Mercurius gesetzt haben, woraus nebenbei die Vermuthung entsteht, daß ein späterer christlicher Lateiner das Griechische übersetzt haben möge. Endlich ist der doppelte Superlativ Τρισμέγιστος, der Dreimalgrößte, ganz und gar griechisch. Wol möglich, daß jener griechische Text wiederum eine Uebersetzung aus dem Phönicischen gewesen sey; allein wir wissen nichts davon. Kriegsmann's phönicischen Text kenne ich nicht, und könnte ihn nicht beurtheilen;

len; aber das ist unzweifelhaft, daß die sogenannte Uebersetzung aus der phönicischen Sprache, welche Schröder in seiner alchymistischen Bibliothek deutsch gegeben, keine solche ist, sondern eine höchst willkürliche Umschreibung, in welche er seine eignen Gedanken hineingetragen hat.

Ueber das wahre Alter dieses Monuments läßt sich aus dem Inhalt selbst schwerlich irgend eine Vermuthung schöpfen. Zwar scheint ganz nah zu liegen, daß die Worte: „Und so wie alle Dinge von Einem herkommen, und von Eines Gedanken", aussehen wie das Glaubensbekenntniß eines Christen, und demnach würde die Tafel dem Phthaspriester nur angedichtet seyn. Allein jene Voraussetzung findet nicht Statt, da wir wissen, daß die Mysterien der ägyptischen Priester unter anderem den Zweck hatten, die Gebildeteren der Nation von der Richtigkeit der dem Volke aufgestellten Stadt- und Dorfgötter des Landes zu überzeugen und sie auf einen vernünftigeren Deismus hinzuführen. Ohne Zweifel ist in ihren Tempeln der Ursprung der Lehre von der Weltseele zu suchen, die man in den Systemen des Pythagoras und des Platon wiedergefunden hat. Auf diese Weltseele kann jene Stelle um so mehr bezogen werden, da der Nachsatz ganz offenbar von der Kraft der Materie spricht. Demnach würde der scheinbare Christianismus im Gegentheile für ein hohes Alterthum der grünen Tafel zeugen.

Die Sprache derselben ist so dunkel, daß sie ausersehen scheint, zu verblüffen, nicht zu belehren. Man hat schon die Frage aufgeworfen, ob denn auch wol von Alchemie die Rede sey und nicht vielmehr von Astronomie, da doch Himmel und Erde, Sonne und Mond genannt werden. Nun beharren zwar die Alchemisten dabei, Sonne und Mond deuteten Gold und Silber an; wer aber dennoch die Sache zweideutig findet, dem kann es nicht verargt werden. In der That ist hier mehr als Zweideutigkeit, es ist eine vollständige Dreideutigkeit vorhanden, in-

dem noch Andere vermuthen, es sey darin von der berufenen Magie die Rede, welche allerdings, wie Plinius in seiner Naturgeschichte, L. XXX. Cap. 1., bezeugt, im Orient gar sehr im Schwange ging. Diese Meinung findet ihre Stütze in den Worten des Einganges, worin von Wunderwerken gesagt wird, die man (nach dieser Auslegung) mit Hülfe der Geister, sowol der Oberwelt als der Unterwelt, verrichten könne.

Unter diesen drei Parteien haben die Alchemisten noch immer den Platz behauptet; denn die Magier sind unterdessen ausgestorben und die Astronomen haben ihre Ansprüche sehr gern abgetreten. Soviel sieht man endlich wol, daß von Scheidung die Rede sey, ferner von Behandlung der Körper mit Feuer, endlich von einem Aufsteigen und Niederfallen ausgeschiedener Theile. Das alles läßt sich ganz ungezwungen auf die Erscheinungen der Destillation deuten. Da nun erwiesen ist, daß die alexandrinischen Griechen die Destillation schon gekannt und geübt haben, wie das folgende Kapitel zeigen wird, so kann, ohne viel zu wagen, angenommen werden, daß sie diese Kunst von den ägyptischen Priestern der Feuertempel gelernt haben. Wol läßt sich denken, daß man die Wirkungen der Destillation anfänglich überschätzt und den Erfinder derselben vergöttert habe. Gerechte Anerkennung des Verdienstes war es, wenn man ihm in Tempeln, auch wol im Grabe, ein Denkmal stiftete, und ein solches scheint mir die Tabula smaragdina zu seyn. Demnach würde dieses Denkmal der Chemie angehören, und nicht der Alchemie; da aber diese Unterscheidung erst neuerlich gemacht worden ist, so wird man zugestehen, daß die Alchemisten der Vorzeit dasselbe mit Recht als Fideikommiß in Anspruch genommen haben.

Die pomphafte Fassung der Inschrift gab freilich Veranlassung, daß man vordem weit mehr als Destillation in ihr suchte und zu finden meinte. Unter dem Telesmos verstand man die Vollendung, d. h. Veredlung der Metalle,

unter dem Allerstärksten aber, das alle Körper durchdringt, ein allgemeines Auflösungmittel, den Alkahest der Araber, wiewol wahrscheinlich nur das Feuer damit gemeint war. Das Werk der Sonne übersetzte man endlich durch: Bereitung des Goldes, und fand darin volle Bestätigung, gleichsam das Siegel zur Unterschrift. Daher beachteten die Alchemisten die grüne Tafel jederzeit mit der tiefsten Reverenz, als Apokalypse ihrer Kunst. Man mühte sich ab, das Räthsel zu lösen, und die Laboranten glaubten auf rechtem Wege zu seyn, wenn sie etwas fanden, was mit einer Stelle der Tafel übereinzustimmen schien. Vor allem trachtete man nach jenem allgemeinen Auflösungmittel, dem Schlüssel der Kunst. Man suchte es durch Destillation und erfand die Säuren. Es war ein verzeihlicher Irrthum, von dem man ausging, und zwar ein sehr wolthätiger, weil er zahllose Entdeckungen herbeiführte.

Jenes vielseitige Bestreben verursachte, daß die grüne Tafel, wiewol sie nur ein fliegendes Blatt ist, ihre eigne Literatur erhielt. Ob sie noch irgendwo in alten Handschriften vorkomme, kann ich nicht bestimmt angeben. Lambecius führt in seinem Katalog der Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, Medic. Nr. 51., eine Sammlung auf, in welcher unter anderem ein chymisches Fragment vom Hermes vorkommt. Das könnte wol die smaragdene Tafel seyn. An gedruckten Ausgaben haben wir folgende:

1) Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, in ejus manibus in sepulcro reperta, cum commentatione Hortulani; abgedruckt in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchymia, Norimbergae, 1541, 4.

2) Tabula smaragdina cum commento Hortulani; abgedruckt in der Ars chemica, Argentorati, 1567, 8., Nr. 2.

3) Hermetis Tabula smaragdina; abgedruckt in: Francisci Patricii Magia philosophica Zoroastris et Hermetis etc. Ex bibliotheca Rantzoviana. Hamburgi, 1593. 8.
4) Guil. Christoph. Kriegsmanni Commentariolus interpres Tabulae Hermetis smaragdinae. Ohne Druckort und Jahrzahl.
5) Tabula smaragdina Hermetis; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. VI. Nr. 208.
6) Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, cui titulus: Verba secretorum, Kriegsmanni et Dornei commentariis illustrata; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. Nr. 18.
7) La Table d'emeraude, par Foix de Candalle. Fol. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. III. p. 186.
8) La Table d'emeraude d'Hermes Trismegiste, avec les commentaires d'Hortulain; abgedruckt in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Tom. I. Nr. 1., auch in der Bibliothek von Richebourg, T. I. Nr. 1.
9) Georg. Wolfg. Wedelii Exercitatio in Tabulam Hermetis smaragdinam, adversus Kircherum. Jenae, 1704. 4.
10) Tabula smaragdina H. Tr.; abgedruckt in: Aureum Vellus, oder Güldene Schatz- und Kunstkammer, darin die auserlesenen Schriften der alten Philosophen enthalten. Hamburg, 1708. 4.
11) Das Fundament der Lehre vom Stein der Weisen, oder des uraltesten Philosophi Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von Pyrophilus. Hamburg, 1736. 4.
12) Die smaragdene Hermetische Tafel; deutsch abgedruckt in (Schröder's) Neuer alchymistischer Bibliothek, Bd. I. Samml. II., Frankf. u. Leipzig, 1772, 8.

Wenn wir nach obigen Erörterungen Grund haben, den Hermes, eigentlich den Priester Hermon, als eine historische Person, als Arzt und Pharmakeuten, als Chemiker, insbesondere als Erfinder der Destillation hochzuachten, so können wir ihn doch als Alchemisten nicht annehmen. Indessen ist damit die Hypothese von einer Alchemie der Aegypter noch nicht ganz beseitigt, weil man zur Beglaubigung derselben noch zwei andere Personen, den Osthanes und den Komanos, als Zeugen anführt, die noch vorzuladen und abzuhören sind.

Was den Namen Osthanes betrifft, so kommen drei verschiedene Männer dieses Namens vor, von welchen der erste 500 Jahre vor Christo lebte, der zweite 300 Jahre vor Christo, und der dritte 500 Jahre nach Christo. Alle drei sind als Philosophen zu ihrer Zeit berühmt gewesen, vornehmlich aber der erste, den man den großen Osthanes nennt, und von diesem ist hier die Rede. Er war von Geburt ein Meder, dem Stande nach ein Magus, d. h. Priester und Philosoph, und lebte in dieser Eigenschaft am Hofe des Perserkönigs Xerxes, den er auch mehrentheils auf Reisen begleitete. Sein Souverain wünschte von den Mysterien der ägyptischen Priester nähere Kenntniß zu erhalten, und sandte ihn nach Memphis, daß er an Ort und Stelle Nachricht einziehe und ihm Bericht erstatte. Man darf voraussetzen, daß der kaiserliche Magus, Oberpriester des ewigen Feuers, Hofastrolog und Haupt der persischen Naturforscher, nicht eben als Neophyt und Lehrling der Aegypter aufgetreten seyn werde. Vielmehr ist leicht zu glauben, daß er unter dem Einfluß des persischen Zepters ihnen als Reformator und Bekehrer entgegengetreten sey. Einige Umstände machen wahrscheinlich, daß er sich zu den Phthaspriestern gesellt und jene Mysterien der Feuertempel, wo nicht gestiftet, doch mehr ausgebildet und erweitert habe; denn die Schriftsteller der Alten rühmen ihn als Denjenigen, welcher

die geheime Naturphilosophie aus dem Orient herüberge-
bracht und ausgebreitet habe.

Plinius redet, Hist. nat. L. XXX. c. 1., von dem Aufkommen, der Ausbreitung und Verfälschung der Magie. Er wundert sich, daß sie sich bei den älteren Magiern so lange ohne Schriften habe fortpflanzen können, worauf er hinzufügt: „Unter den Schriftstellern davon ist, wie ich finde, „der erste jener Osthanes, der im Gefolge des Xerxes war. „Das ist wenigstens gewiß, daß dieser Osthanes die Grie-„chen nicht allein für seine Wissenschaft gewonnen, sondern „zu einer wahren Raserei entflammt hat.“ Weiterhin gedenkt er beiläufig auch eines anderen Osthanes mit folgenden Worten: „Nicht weniger hat auch der zweite Osthanes, „welcher im Gefolge Alexander's des Großen war, zu seiner „Zeit das Ansehen der Magie sehr vermehrt.“

Der Afrikaner Appulejus, welcher im zweiten Jahrhundert zu seiner eignen Vertheidigung eine Apologie der Magier schrieb, führt darin den Osthanes als einen der Vornehmsten unter ihnen an, womit er ohne Zweifel den älteren meint, weil er ihn mit dem Pythagoras zusammenstellt. Auch Tertullian, De anima, cap. 57., gedenkt des Osthanes in diesem Sinne, so wie ebenderselbe in der Chronographie des Synkellos Georgios als Lehrer des Demokritos von Abdera gerühmt wird. Wenn man alle diese Andeutungen zusammennimmt, so scheint sich zu ergeben, daß jener Osthanes in Aegypten der Gründer einer Philosophenschule ward, in welcher die Chemie ihre Wiege fand, und daß der Chemiker Hermes, den Platon noch nicht kennt, ein späterer Zögling dieser Schule war. Da nun nicht erwiesen werden kann, daß Hermes Alchemist gewesen, so sieht es um die Alchemie des Osthanes um so mißlicher aus, wenn nicht schlagende Beweise für dieselbe entscheiden.

Die Beweise müßten sich in seinen Schriften vorfinden. Daß man solche von ihm hatte, wissen wir aus dem Plinius gewiß; sie sind aber nicht mehr vorhanden. Zwar haben

wir alchemistische Bücher von einem Osthanes; allein diese gehören erweislich dem dritten Osthanes an, welcher unter den Alexandrinern vorkommen wird. Von dem, was jener alte Meder gelehrt hat, ist weiter nichts bekannt, als was Synesios in seinem Kommentar über den Demokritos anführt. Er sagt darin: „Er, Osthanes, ist's eigentlich, „welcher zuerst die Worte geschrieben und hinterlassen hat:

„Ἡ φύσις τῇ φύσει τέρπεται.
„Ἡ φύσις τῇ φύσει νικᾷ.
„Ἡ φύσις τῇ φύσει κρατεῖ.

„Die Natur freut sich der Natur.
„Die Natur überwindet die Natur.
„Die Natur beherrscht die Natur."

Man muß in der That der große Osthanes seyn, um solche Offenbarungen auszusprechen, damit die Leute ernsthaft bleiben. Die klugen Aegypter blieben es aber und verehrten den Mann; also muß er sie überzeugt haben, daß er die Wahrheit sage, und zwar eine wichtige und neugefundene Wahrheit. Darum verdienen seine Worte schon überlegt zu werden.

Die Erfahrung lehrt, daß das Kleid der Wissenschaft, die Sprache, zu eng wird, wenn die Wissenschaften schnellen Zuwachs erhalten. Der Urheber eines neuen Begriffes ist allemal um den Ausdruck dazu verlegen, und mußte das bei der Armuth der alten Sprachen noch mehr seyn. Als in den Feuertempeln die Erscheinungen der Chemie enthüllt wurden, war es gewiß viel leichter, sie durch Experimente kennen zu lernen und zu lehren, als mit Worten auszusprechen, zumal in der lapidarischen Kürze der Tempelschriften, deren eine die drei Phrasen wahrscheinlich ausmachten. Setzt man für das Wort Natur unsern Ausdruck Naturkraft, so wird das Ganze schon verständlicher durch folgende Umschreibung:

Die Naturkräfte der Körper zeigen eine freundliche Anneigung gegen einander.

Die eine Naturkraft zeigt sich stärker als die andere, und darum wird oft die eine Anneigung durch die andere aufgehoben.

Es gibt aber eine Naturkraft, welche alle die übrigen gewältigt, Anneigungen hervorruft und wiederum aufhebt.

Man erräth wol, daß der erste Spruch die auflösende Kraft andeute, die wir Verwandschaft nennen, der zweite die bei uns sogenannte Wahlverwandschaft, der dritte aber die Allgewalt des Feuers über alle Naturkräfte, worin das Hauptdogma der Phthaspriester bestand. Da haben wir also in dem Kern der Lehre des großen Osthanes die allerersten Vorbegriffe der Chemie. Aber Alchemie wird man darin nicht finden; und wenn die alten Alchemisten sie darin fanden, so war es darum, weil sie zugleich die Chemiker ihrer Zeit waren.

Was den dritten Gewährmann anbelangt, welcher für die Alchemie der Aegypter zeugen soll, so ist er zwar weit jünger, aber dabei eine noch weniger bekannte Person als Osthanes, da man nicht einmal seinen Namen sicher angeben kann; denn Einige nennen ihn Komanos, Andere Komarios oder Comarius. Er soll ein Priester gewesen seyn, im letzten Jahrhundert vor Christo gelebt und die Königin Kleopatra in den Wissenschaften unterwiesen haben. Daß er aber ein Alchemist gewesen sey, dafür hat man folgende Beweise aufgestellt. Erstlich soll seine Schülerin alchemistische Kenntnisse besessen haben, und das will man durch die Perle beglaubigen, welche sie bei der Tafel einst in einem gewissen Wasser löste und trank! Zweitens soll sie die Alchemie sogar praktisch getrieben haben. Zwar lesen wir in der Geschichte, daß die lebenslustige Dame sich angenehmer zu vergnügen wußte; allein man rückt uns Belege vor, ein chymisches Fragment z. B., geschrieben von der Königin Kleopatra, wovon die Wiener Bibliothek

eine Handschrift aufbewahrt. Ein anderes war nach Albert Fabricius vordem in der Pariser Bibliothek vorhanden; wir lesen aber bei Lenglet du Fresnoy, daß ein galanter Dieb die Reliquie der schönen Frau entwendet habe. Drittens hat man von ihrem Lehrer eine, wie billig, ausführlichere Anweisung zur Bereitung des Goldes, wovon eine griechische Handschrift noch jetzt in der Pariser Bibliothek vorkommt. Niemand hat sich noch mit Herausgabe derselben befaßt, vielleicht eben darum, weil sie ganz probat ist. Nur soviel weiß man, daß sie auf der Insel Kandia im Jahre 1486 auf Papier geschrieben ist. Ohne Zweifel sind beide Schriften untergeschoben, so wie die ganze Erzählung von ihren Verfassern aus der Luft gegriffen erscheint und nichts beweiset.

Die Beweise für die Alchemie der Aegypter bestehen also nicht in der Prüfung; sie wird aber noch unwahrscheinlicher, wenn man vergleicht, was Agatharchides von Knidos, ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts vor Christo, in seiner Beschreibung des rothen Meeres von dem Goldbergbau der Aegypter meldet. Sein Werk ist zwar verloren gegangen; doch hat Diodor von Sicilien die darauf bezügliche Stelle seiner Historischen Bibliothek, B. III. Kap. 11., einverleibt, wie folgt:

„An Aegyptens Gränzen, nach Arabien und Aethiopien hin, ist die Gegend der Goldgruben, aus welchen „vieler Menschen Hände mühselig das Gold ausbringen. „Den schwarzen Boden (Schiefer) daselbst hat die Natur mit Adern (Gängen) von weißem Marmor (Kalkspath oder Schwerspath) durchsetzt, deren Glanz alles übertrifft. Aus diesen Adern gewinnen die Berg- und Hüttenleute das Gold durch Hülfe vieler Arbeiter. Die ägyptischen Könige verwenden zu solcher Arbeit Verbrecher „und Kriegsgefangene. Die Sträflinge werden theils nur „für ihre Person, theils auch sammt ihren Angehörigen verurtheilt, in den Gruben für den König zu arbeiten. Sie

„werden in zahlloser Menge dahin geschickt und müssen mit
„zusammengebundenen Füßen Tag und Nacht arbeiten.
„Damit sie nicht entfliehen, werden sie streng bewacht, und
„zwar von ausländischen Soldaten, die fremde Sprachen
„reden, so daß kein Einverständniß entstehen kann. Das
„güldische Gestein wird da, wo es sehr hart ist, mit Feuer
„mürbe gebrannt, dann aber von tausend Menschen mit
„eisernen Werkzeugen ohne große Anstrengung losgemacht.
„Ein dabei gegenwärtiger Werkmeister (Steiger) beurtheilt
„das Gestein und zeigt den Arbeitern die Adern. Die Stärk-
„sten brechen mit spitzen Eisen das glänzende Gestein und
„verfolgen so die Richtung der Adern. Weil diese krumm
„laufen, ist der Arbeiter im Dunkeln, und deshalb trägt
„er an der Stirn ein Grubenlicht. Ohne Unterlaß treibt
„ihn der Aufseher, auch wol mit Schlägen, zur Arbeit an.
„Knaben schlagen die abgeworfenen Stücke kleiner und schaf-
„fen sie aus der Grube. Aeltere Personen, Dreißiger,
„zerstampfen diese Steine in Mörsern mit eisernen Keulen
„bis zur Erbsengröße. Das Zerstampfte wird von Weibern
„und alten Männern in gewissen Mühlen, die da in langer
„Reihe angebracht sind, so fein wie Mehl gemahlen, und
„arbeiten immer zwei bis drei derselben an einer Mühle.
„Diese Unglücklichen gehen dabei nackt, mit kaum bedeckter
„Scham, jämmerlich anzusehen. An Schonung und Nach-
„sicht ist da nicht zu denken. Weder Krankheit, noch Al-
„terschwäche und weibliches Unvermögen dient zur Entschul-
„digung. Man peitscht sie, bis sie den Geist aufgeben,
„und mit Sehnsucht erwarten sie den Tod. Den gemah-
„lenen Staub bearbeiten die Werkmeister weiter. Sie spü-
„len ihn auf schräg liegenden Tafeln mit aufgegossenem Was-
„ser ab, wobei das Erdige mit fortgeschwemmt wird, das
„schwere Gold aber liegen bleibt. Dieses Waschen wird
„mehrmals wiederholt. Anfänglich rühren sie den Schlich
„sanft mit den Händen um. Nachher drücken sie ihn mit
„Schwämmen nieder und suchen das Taube abzutupfen,

„bis der Goldstaub rein zurückbleibt. Diesen übernehmen „andere Werkmeister, schütten ihn in irdene Tiegel, setzen „ihm nach einem bestimmten Gewichtverhältniß Blei, Salz, „ein wenig Zinn (?) und Gerstenkleien zu, schließen die Tie- „gel mit Deckeln, die sie genau mit Lehm verstreichen, und „halten sie fünf Tage und fünf Nächte im Feuer eines „Schmelzofens. Nach dessen Erkalten findet man im Tie- „gel reines Gold, mit einem geringen Abgange, aber nichts „mehr von den Zuschlägen. Auf diese Art wird das Gold „an der Gränze von Aegypten gewonnen. Die Entstehung „dieser Bergwerke ist uralt und die Könige der Vorfahren „sind die Urheber derselben.“

Wenn gleich diese Werke mit unbezahlten Arbeitern be- trieben wurden, so mußte doch die Ernährung derselben, der Sold der Wachen und Werkmeister, Anlage und Mate- rial bedeutende Kosten verursachen, welche der Transport noch vergrößerte. Würden die Könige diesen Aufwand er- tragen haben, wenn sie hätten näher und wolfeiler dazu ge- langen können? Eine Goldfabrik im Feuertempel zu Mem- phis würde mehr eingebracht haben. Das Gold wäre in Aegypten so gemein geworden, daß man verschmäht haben würde, arme und entlegene Kiesgänge zu benutzen. Rück- sichten der Menschlichkeit, aus welchen unsere Fürsten Zu- bußgruben fortbauen, damit die Armuth Brod gewinne, sind dort gewiß nicht anzunehmen, wo die Unmenschlichkeit Gewerke war.

Gleichwol erheben die alchemistischen Alterthümler noch- mals ihre Stimme, um zu beweisen, daß wenigstens im dritten Jahrhundert nach Christo die Aegypter von der Me- tallveredlung geheime Wissenschaft besessen hätten, und dies- mal stützen sie sich auf den Lexikographen S u i d a s, wel- cher im elften Jahrhundert geschrieben hat. Derselbe sagt unter dem Worte *Χημεία*: „Chemie ist die Zubereitung „des Goldes und Silbers. Die Schriften davon ließ Dio- „kletian aufsuchen und verbrennen, als sich die Aegypter

„gegen ihn empört hatten. Er verfuhr aber so unedel und
„grausam, die von den Vorfahren geschriebenen Bücher von
„der Chemie des Goldes und Silbers zu verbrennen, damit
„von solcher Kunst ihnen kein Reichthum erwachse, und sie
„verleite, sich gegen die Römer zu empören.“

Abgesehen davon, daß Suidas mit einer grundfalschen Definition beginnt, und damit eingesteht, daß der Gegenstand ihm fremd sey, so ist auch der historische Theil seiner Nachricht nicht unbedenklich. Der gelehrte Hermann Conring hat dagegen in seiner Schrift De hermetica medicina sehr erhebliche Einwendungen gemacht. Diokletian eroberte das empörte Aegypten im Jahre 296. Also schrieb der Lexikograph etwa 750 Jahre nach dem erzählten Vorfalle. Da er nun keinen älteren Schriftsteller nennt, von dem er die Nachricht habe, diese auch bei keinem anderen gefunden wird, so steht sie ganz unverbürgt da. Bei diesem Mangel an historischer Beglaubigung gewinnt ein moralischer Zweifel, den Wiegleb in seiner historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 162., aufwirft, um so mehr Gewicht. Hätte es in Aegypten zu Diokletian's Zeit schriftliche Anweisungen zum Goldmachen gegeben, so würde Diokletian sie wol weggenommen, aber nicht verbrannt, sondern nach Rom gebracht und zu seinem Nutzen verwendet haben. Da die Hofhaltungen seiner Mitregenten die Staatseinkünfte ganz erschöpften und der oft eintretende Geldmangel sogar Unruhen erregte, so würde ihm ein solches Kunststück gewiß willkommen gewesen seyn.

Dazu kommt noch, daß der Ausdruck κατασκευή, Zubereitung, nicht künstliche Erzeugung des Goldes im Sinne der Alchemisten bedeutet, sondern vielmehr: hüttenmännische Zugutmachung der goldhaltigen Erze. Wenn von dieser in jenen Schriften die Rede war, so können wir ihren Inhalt aus dem Agatharchides schon ungefähr errathen. Es waren Recepte, mit welchen Zuschlägen und in welchem Verhältniß man den ausgewaschenen Goldkiesstaub versetzen

und wie man ihn im Feuer behandeln müsse. Wahrscheinlich waren jene Goldseifenwerke unter römischer Herrschaft von Privatleuten fortgesetzt worden; dem steuerte aber der Kaiser durch Vernichtung der vorgefundenen Ansätze zur Beschickung.

Als Beilage schließt sich an dieses Kapitel die Geschichte der fraglichen Alchemie der Israeliten. Die frommen Alchemisten haben zum Theil vermuthet, die Goldkunst sey wol eines von den verheißenen Vorrechten des Volkes Gottes, und diese halten den Moses für einen Adepten durch Inspiration, erleuchtet auf den Höhen des Sinai. Diejenigen aber, welche der Meinung sind, die Alchemie stamme aus dem Lande der Aegypter, und zwar aus der frühesten Vorzeit, haben nicht minder jenen Gesetzgeber als Adepten anerkannt. So wie, sagen sie, die Israeliten überhaupt ihre Kultur von den Aegyptern empfingen und dadurch zu einem gewerbtreibenden Volke wurden: so nahm Er die höheren Kenntnisse der Priester mit sich über das rothe Meer. Der Pflegsohn einer Königstochter, der Zögling des Hofes der Pharaonen, erhielt gewiß die sorgfältigste Erziehung und den besten Unterricht, durfte auch wol den Schleier der Mysterien lüften. Sagt doch Philo ausdrücklich von ihm, daß er alle Weisheit der Aegypter besessen habe, „auch die symbolische Philosophie, welche sie in „ihren heiligen Büchern gelehrt hätten“.

Wol könnte man das auf sich beruhen lassen, da wir die Alchemie der Aegypter bei näherer Beleuchtung höchst unwahrscheinlich finden, wahrscheinlich aber Moses von den Priestern nicht mehr gelernt haben wird, als sie selbst wußten; allein man hat nicht unterlassen, aus dieser angeblichen Wissenschaft des Moses von der Metallveredlung einen Beweis für die alchemische Weisheit seiner Lehrer zu entnehmen, und darum können wir uns der Untersuchung nicht entschlagen, was von seiner Kunst zu halten sey.

Den Beweis und die Meisterprobe seiner Kunst findet man im zweiten Buche seiner Geschichte, Kap. 22. Vers 20., wo er zornig vom Berge kommt und das Volk wegen der Abgötterei mit dem goldenen Kalbe straft. Da heißt es: „Und Moses nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, ver„brannte es mit Feuer, zermalmte es zu Pulver, stäubte „das aufs Wasser und gab's den Kindern Israel zu trinken.“ Hier hat nun zwar der Prophet kein Gold gemacht, sagt man, sondern vielmehr verderbt, begreiflicherweise darum, weil er zornig war; aber eben so gut hätte er auch Gold machen können, wenn nur sein Volk es darnach gemacht hätte. Wer die Mittel und Wege kennt, ein Metall zu zerstören, d. h. seine Bestandtheile auseinanderzusetzen, der wird sie auch zusammensetzen können, sobald er nur will. Daß Moses Gold zu zerstören wußte, setzt jene Stelle außer Zweifel; aber die gewöhnliche Kunst ist nicht im Stande, nur einen goldenen Ring im Feuer zu verbrennen, ich schweige denn ein goldenes Kalb. Er verbrannte das ohne Umstände zu Asche und löste diese in Wasser auf. Da haben wir das Trinkgold, das Aurum potabile, ohne Korrosiv und ächt-hermetisch zubereitet!

Man hat lange darüber nachgesonnen, was Moses wol dazu genommen haben möge, das heidnisch-entweihte Gold zu vernichten. Daß er den Alkahest der Araber gehabt und gebraucht haben müsse, schien ausgemacht. Hätte man den aus der Bibel kennen gelernt, so würde man der Tinktur wol auf die Spur gekommen seyn; aber Moses meldet weiter nichts davon. Man legte sich auf das Probiren, und endlich rief Einer laut jubelnd aus: Ich hab's gefunden! Wir lächeln jetzt über die Freudigkeit, mit welcher der würdige Alchemist und Chemiker G. E. Stahl im Jahre 1698 das ächte mosaische Auflösungmittel des Goldes entdeckt zu haben glaubte. Er meinte, Moses habe aus Schwefel und ägyptischem Natron Schwefelleber bereitet und darin das Gold aufgelöst. Es müßte freilich einen

Trank von üblem Geruch und Geschmack gegeben haben, etwa wie von faulen Eiern; aber das machte seine Konjektur noch plausibler, denn eben darin konnte die auferlegte Buße bestanden haben.

Späterhin hat man jedoch jene Beweisstelle für die mosaische Alchemie ganz aufgeben müssen, als der berühmte Michaelis sie in seinen Anmerkungen zu 2. B. Mos. Kap. 32. heller beleuchtete. Da schwer zu glauben war, daß die Israeliten, wären auch geschickte Goldarbeiter und Gießer unter ihnen gewesen, in der Wüste die Mittel gehabt haben sollten, einen so bedeutenden Guß in Gold zu Stande zu bringen, zumal es nicht sowol ein Kalb, sondern ein Apis, ein tüchtiger Ochs gewesen seyn wird; so wurde dadurch wahrscheinlich, sie möchten wol nur ein hölzernes Bild gemacht und dasselbe mit den zu Folie geschlagenen Ohrringen der Frauen vergoldet haben. Zahlreiche Stellen dienten zum Beweise, daß vergoldete Götzenbilder von Holz in jenen Zeiten schon üblich waren. Wahrscheinlich ward diese Erklärung besonders auch dadurch, daß die Verbrennung des Kalbes nicht als ein Wunderwerk gerühmt wird und Moses selbst keinen sonderlichen Werth darauf zu legen scheint. Die Alchemisten haben das Wunder erst hineingetragen, welches nach der verständigeren Ansicht des Exegeten von selbst wegfällt.

Wenn Michaelis den Alchemisten hier eine Stütze nahm, so schien es, daß er ihnen dafür eine andere, und zwar eine stärkere zuweise, indem er die Meinung vertheidigte, Moses und kein Anderer sey Verfasser des Buches Hiob. In diesem philosophischen Roman, der so ungemeine Kenntnisse von Natur und Kunst verräth, hatte man schon metallurgische Andeutungen gefunden, welche dann erst ein erhöhtes hermetisches Interesse gewannen, wenn Moses der Verfasser war. Nach der Luther'schen Uebersetzung, Kap. 22. Vers 23—25., spricht Eliphas von Theman zum Hiob: „Wirst „Du Dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst Du ge-

„baut werden; und Unrecht fern von Deiner Hütte thun, so
„wirst Du für Erde Gold geben, und für die Felsen goldene
„Bäche. Und der Allmächtige wird Dein Gold seyn, und
„Silber wird Dir zugehäuft werden.“ Das klingt nun
freilich beinah wie Alchemie. Für Erde Gold geben, könnte
wol bedeuten: aus Erde Gold machen, und dann hätte der
Verfasser die Möglichkeit der Transmutation eingestanden,
ja sogar eingeräumt, daß man sie ins Große treiben könne,
um ganze Felsen als Bäche von Gold aus dem Tiegel strömen zu lassen.

Allein der böse Mann nimmt den Gläubigen mit der
einen Hand, was er ihnen mit der anderen gegeben; denn
die Uebersetzung jener Stelle lautet nach Michaelis also:
„Wenn Du das Unrecht von Deinen Hütten entfernst, so
„wird Dir eine Lage von Goldsand den Staub bedecken,
„und Felsen mit ausfließenden Bächen werden Dir ein Ophir
„seyn.“ Die wahrhaft dichterisch wiedergegebene Uebersetzung von Hufnagel ist den Alchemisten auch nicht günstiger; denn darin heißt es an derselben Stelle: „Kehrst um
„Du zum Allmächtigen, so wirst Du neu erbaut, wegschaffen unrecht Gut aus Deinem Zelt. Dann häufst Du Goldsand über Staub, und Gold, Ophirisches, zum Kieselstein des Stroms.“ Demnach ist das Buch Hiob kein
Ophir mehr für Diejenigen, welche die Alchemie im grauen
Alterthume suchen. Uebrigens sollte man Luther's Uebersetzungfehler lieber nicht verbessert haben, weil er praktisch
Nutzen stiftete; denn es kann nachgewiesen werden, daß
mancher Alchemist schon das Unrecht von seiner Hütte entfernte, damit der Allmächtige ihm helfe den Stein der Weisen bauen.

Als man den Moses zum Adepten machte, gab man
ihm seine Schwester Maria als Eingeweihte und Gehülfin bei, und fand das um so weniger auffallend, da die Alchemisten versichern, die Bereitung des Steines der Weisen
sey kaum mehr als ein opus mulierum et ludus puerorum,

rum, Küchenarbeit und wahres Kinderspiel. Sie soll aber sogar als Schriftstellerin im Fache der Alchemie sich hervorgethan haben, und die Maria Prophetissa, Soror Moysis, ziert manche Sammlungen alchemistischer Schriften mit ihren glücklich erhaltenen Abhandlungen, als z. B.:

1. Mariae Sapientissimae de lapide philosophico Praescripta. Diese bewahrt die Pariser Bibliothek in drei verschiedenen griechischen Handschriften.
2. Mariae Prophetissae Practica; vielleicht ein und dasselbe Werkchen mit vorigem, ist lateinisch abgedruckt in Artis auriferae Tom. I. Nr. 11.
3. Dialogue de Marie et d'Aros sur le Magistère d'Hermes. Dieses Gespräch findet sich abgedruckt in Salmon's Bibliothéque des philos. chimistes, T. II. Nr. 2., auch in der Bibliothéque von Richebourg, T. I. Nr. 3., kommt auch in mehren deutschen Sammlungen vor.

Bekanntlich hat Moses sich einer älteren Schwester erfreut, welche mit dem hebräischen Namen Maria, mit dem ägyptischen Mirjam genannt wird. Wol war sie ehrgeizig, mischte sich zuweilen ins Regiment und ward vom Bruder dann streng zurechtgewiesen; aber daß sie Gold gemacht und Bücher geschrieben hätte, damit hat man ihr wol jedenfalls zuviel gethan. Die angeführten Handschriften sprechen von der Philosophin Maria, nicht von der Schwester Mosis, und die letztere findet sich erst in den gedruckten Sammlungen. Das mag anfänglich aus Irrthum geschehen seyn, und den Irrthum haben vielleicht Andere benutzt, damit die Hypothese der mosaischen Alchemie auf vier Füßen desto sicherer stehen möge.

Von einer Philosophin Maria findet sich allerdings Nachricht bei den Alten; aber das ist nicht die Schwester Mosis, sondern eine elfhundert Jahre jüngere Gelehrte. In der Chronographie des Georgios Synkellos, welche zu Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben ist,

kommt unter anderen Bruchstücken aus älteren Historikern die Erzählung vor, daß zugleich mit dem Philosophen Demokritos von Abdera eine reiche und wißbegierige Jüdin, Namens Maria, zu Memphis von den Priestern in den Mysterien unterwiesen worden sey, wie auch noch ein Dritter, Namens Pammenes. Alle drei hätten Abhandlungen über Gold und Silber, Purpur und Edelsteine geschrieben. Den Pammenes hätten die Priester getadelt, weil er zu offen und deutlich geschrieben; Demokrit und Maria hätten dagegen großes Lob eingeärndet, weil sie die Wahrheit gebührlich in dunkle Räthsel hüllten. Cf. Edit. Venet. 1729, Fol., p. 198.

Der hochwürdige Syncellarius sagt nicht, woher er seine Nachricht genommen habe, und das wäre wol rathsam gewesen; denn es ist gar zu unwahrscheinlich, daß die Priester ein Weib initiirt haben sollten, es müßte sie denn durch Verkleidung getäuscht haben. Rührt sie aus Demokrit's Schriften her, die wir nicht mehr haben, so müssen wir schon glauben. Hat jene Jüdin das geschrieben, was in gedruckten Sammlungen unter ihrem Namen zu lesen ist, so hat sie die Lobsprüche der Priester reichlich verdient, das Eine ist gewiß. Uebrigens könnte gar wol seyn, daß irgend ein griechischer Alchemist, der jene Stelle beim Georgios gelesen, ihren Namen geliehen habe, um seine Arbeit mit der Glorie ägyptischen Alterthums auszustatten.

Zu Moses und Maria gesellt eine Sage den Evangelisten Johannes als einen dritten Adepten derselben Nation. Es ist nicht leicht, zu sagen, wie dieser heilige Mann dazu komme. Wol wissen wir, daß er zur Strafe seines Eifers für die Ausbreitung der christlichen Kirche von Ephes nach der Insel Pathmos deportirt ward und daselbst einige Jahre in den Bergwerken arbeiten mußte. Die Bergleute dürfen sich demnach wol rühmen, daß er ihnen angehöre; aber die Alchemisten ermangeln eines haltbaren historischen Grundes zu solcher Ehre. Nur Legenden preisen, daß er Zweige in Gold und Kiesel in Edelsteine verwandelt habe.

Das kann sich höchstens darauf gründen, daß in dem um 850 geschriebenen Anepigraphos unter den Urhebern der Alchemie ein „Priester Johannes“ genannt wird, den man für den Evangelisten genommen haben mag. Geglaubt muß man es haben, weil Adam von St. Viktor im zwölften Jahrhundert eine Hymne zum Lobe des Evangelisten dichtete, worin er reimt:

Inexhaustum fert thesaurum,
Qui de virgis fecit aurum,
Gemmas de lapidibus!

Der ist unermeßlich reich,
Der in Gold verkehrt den Zweig,
Kiesel in Karfunkel!

Zweites Kapitel.

Alchemie der Griechen.

Allzugetrost verfolgen Manche den Stein der Weisen bis in die blaue Ferne der Geschichte, tappen im Nebel umher, und fassen, was in die Hand kommt. Sie finden ihn auch in der Fabelzeit der Griechen. Des Phrixos und der Helle Chrysomallos hatte schon Paläphatos von Priene in seinem 1. Buche von den unglaublichen Dingen, Kap. 31., für einen Goldschatz erklärt; aber Fr. Jos. W. Schröder geht in seiner Geschichte der ältesten Chemie und Philosophie, S. 347., noch weiter und findet im goldenen Vließe das älteste Denkmal der griechischen Alchemie. Seiner Meinung nach hat 1250 Jahre vor Christo am Phasis ein Adept gehauset, welcher mit einer gewissen Jungfernerde unermeßliche Schätze von Gold und Silber hervorbrachte. Jungfernerde oder Jungfernmilch nennen viele Alchemisten die weiße Tinktur, die auch zur rothen führt, und diese Jungfernerde findet Schröder in der Naturgeschichte des Plinius, B. 33. Kap. 3., leibhaftig wieder; denn es heißt dort: Jam regnaverat in Colchis Salauces et Esubopes, qui, terram virginem nactus, plurimum argenti aurique eruisse dicitur in Samnorum gente, et alioquin velleribus aureis inclyto regno. Schröder übersetzt: „Zu Kolchis hat Salauces nebst dem Esubopes regiert, von welchem man sagt, daß er die jungfräuliche Erde gefunden, aus welcher er eine Menge Silber und Gold zuwege gebracht, in dem Lande, das ohnehin durch goldenes

„Vließ berüchtigt ist.“ Allein die vorgefaßte Meinung hat ihn offenbar zu einer falschen Uebersetzung verleitet. Die richtigere ist: „Früher schon hatte bei den Kolchiern Sa„lauces regiert, und Esubopes, von dem man sagt, daß „er bei den Samniern ungemein viel Silber und Gold aus„gegraben habe, da er den Boden noch unberührt ge„funden, welcher ohnehin durch die goldenen Vließe berühmt „geworden ist.“

Folgende Umstände dienen zur Erläuterung der angezogenen Stelle. Die Kolchier, Colchi, welche am Phasis wohnten, waren eine ägyptische Kolonie und verstanden den Bergbau von Hause aus. In dem benachbarten Gebirglande der Samnier fanden sich edle Geschicke, d. h. Gold- und Silbererze, welche dieses Volk nicht zu benutzen wußte. Daher machte mit ihrer Einwilligung Esubopes Gebrauch davon, und die Ausbeute war um so größer, da er, wie unsere Bergleute sagen würden, unverritztes Gebirge vorfand, worin früher noch kein Bergbau stattgefunden hatte. Ein solches nannten die römischen Bergleute spaßhafterweise terra virgo, Jungferngebirge, und Plinius adoptirt diesen Kunstausdruck. Wie reichhaltig jenes Erzgebirge gewesen seyn müsse, ermißt der römische Naturforscher verständig daraus, daß die Niederung jenes Landes, wohin die Bäche den Gebirgsand spülten, durch Goldwäschen berühmt geworden sey; denn diese versteht er unter dem sonst ungewöhnlichen Plural velleribus aureis, weil man beim Waschen des Sandes den Goldstaub mit ausgebreiteten Hammelfellen aufzufangen pflegte. So wie also, bei Licht besehen, das wundervolle goldene Vließ der Mythe zum Hammelfelle wird: so bleibt von der vermeinten Alchemie des Esubopes nur Bergbau übrig, den Plinius auch durch die Worte eruisse dicitur deutlich genug anzeigt. In der Hauptsache ward Schröder schon von Wiegleb zurechtgewiesen. Vergl. dessen Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, S. 132.

Sehr eifrig haben auch die Alchemisten den lydischen König Midas als ihren Ahnherrn in Anspruch genommen, und darin hatten sie den besten Anschein für sich, da die Mythe freilich von einer Verwandlung in Gold spricht. Allein das ist doch nur ein Volksmährchen, in welches dichterischer Witz ganz natürliche Dinge einkleidete, wie sich bei näherer Beleuchtung zeigt. Der Wundergabe, vermöge deren Midas, was er berührte, in Gold verwandelte, ward er durch Baden im Flusse Paktolos ledig, wozu ihm Bakchos rieth. Das Gold, welches der Paktolos in seinem Sande führe, das sey, so fabelte man, vom Midas abgewaschen. Unter mehren Auslegungen, welche man schon bei den Alten findet, ist folgende die wahrscheinlichste. Der lydische Fluß Hermos, in welchen der Paktolos fiel, wär so goldreich, daß er bei den Griechen für ein Symbol des Reichthums galt. Der Betrieb der Goldwäschen in jenem Flusse machte den Midas so reich, daß er, was er berührte, d. h. sein Tafelgeschirr und all sein Geräthe, in Gold verwandeln, d. h. von Gold machen lassen konnte. Als aber der König, in Hoffnung noch größeren Gewinnes, wenn man den Goldadern entgegenginge, vielleicht vom Bakchos, d. h. vom Wein bethört, Befehl gab, die Wäscherei in den Paktolos hinaufzurücken, fand man viel weniger Gold, die Seifenwerke geriethen in Verfall, und Midas setzte wieder zu, was er gewonnen hatte. Jener Mythe liegt demnach eine bergmännische Erfahrung zum Grunde, die Midas vielleicht zum erstenmal machte, die sich aber seitdem unter ähnlichen Umständen gar häufig wiederholt hat. Auf Alchemie könnte sie nur in so fern bezogen werden, als Mancher schon dabei, wie Midas, das Seine zusetzte. Vergl. Banier Entretiens, P. II. p. 307.

Nach der Fabelzeit der Griechen kommen wir auf einen berühmten Mann, welchen die Alchemisten mit großer Zuversicht für einen Adepten erklären, das ist der Naturforscher Demokritos von Abdera in Thrakien, welcher im fünften

Jahrhundert vor Christo lebte. Man findet in der schon angeführten Chronographie des Georgios Synkellos die Nachricht, daß Demokritos zu Memphis in die Mysterien der Aegypter eingeweiht worden sey. Dort habe er die ganze Naturphilosophie, namentlich auch die hermetische Kunst, nämlich die Alchemie, erlernt. Die Sage ging, daß er diese Kunst nicht allein ausgeübt, sondern auch in mehren Schriften, wiewol in dunkler Schreibart, abgehandelt habe. Ihn hat man demnach als einen wichtigen Zeugen für die ägyptische Alchemie aufgerufen. Das würde er in der That seyn, wenn jene Sagen Grund hätten, die zum Glücke leichter als die Mythen der Fabelzeit zu verfolgen und zu prüfen sind.

Die Chronographie ist wenigstens 1200 Jahre nach der Zeit des Demokritos geschrieben. Gehen wir also, um die Alten zu befragen, zu den Schriftstellern des ersten Jahrhunderts zurück, so kommen wir seiner Zeit schon um zwei Drittheile näher. Was aber jene vom Demokrit angemerkt haben, bezeichnet ihn nicht allerdings als Alchemisten. Seneka sagt von ihm L. XIV. Epist. 91.: „Dieser Demokrit war ungemein kunsterfahren; denn er erfand die „Kunst, Steine zu schmelzen, den Smaragd nachzubilden, „auch in jeder beliebigen Farbe zu färben. — Er wußte „das Elfenbein zu erweichen, und viele andere Künste." In dieser Stelle würde das Goldmachen wahrhaftig nicht vergessen worden seyn, wenn man davon gewußt hätte. Petronius Arbiter sagt im Satyricon: „Warlich, „dieser Demokrit preßte aller Kräuter Säfte aus, ließ keinen Stein und kein Gesträuch unversucht, was für Kräfte „darin verborgen seyn möchten, und brachte sein ganzes Leben mit Versuchen hin." Nach diesen beiden Stellen ist kein Zweifel, daß der große Abderit in der eigentlichen Chemie thätig gewesen sey; man nannte sie aber dort und damals nicht Chemie, sondern Magie, nach den persischen Philosophen, die den allerersten Grund dazu gelegt hatten.

Man rühmte den Demokrit als den Ersten, der die Magie in ein System gebracht und ganz öffentlich gelehrt habe. So sagt Plinius in der Naturgeschichte, B. 30. Kap. 1.: „Es ist höchst merkwürdig, daß die Medicin und „die Magie zu einer und derselben Zeit aufgekommen sind, „erstere durch den Hippokrates, letztere durch den Demokri-„tus.“ An einem anderen Orte, B. 34. Kap. 17., nennt er auch dasjenige Buch, worin Demokrit seine Magie niedergelegt habe: „Das ist bekannt, daß wenigstens die Chi-„rocmeta gewiß vom Demokrit geschrieben sind. Darin ist „er ganz Magist, und mehr noch als Pythagoras, den er „im Wunderbaren weit hinter sich zurückläßt.“ Die überraschenden Erfolge der chemischen Arbeiten wurden nämlich von den Laien für eine Art von Zauberei gehalten, wodurch der Name Magie nach und nach eine ganz andere Bedeutung erhielt, auf welche Plinius anspielt.

Daß Demokrit nicht Alfanzerei, sondern wirklich praktische Erfahrungen in der Naturwissenschaft gelehrt habe, und zugleich, wie sorgfältig und zuverlässig er geschrieben, sehen wir aus einer Stelle beim Vitruvius, welcher in seiner Baukunst, B. 9. K. 3., sagt: „Vor allem bewun-„dere ich die Schriften des Demokritus über die Natur und „sein Buch Chirocmeta. Bei diesem Werke bediente er „sich eines Siegelringes, vermöge dessen er mit Siegelwachs „Dasjenige bezeichnete, was er selbst erprobt hatte.“ Das Zeugniß dieses großen Architekten, der das Buch selbst durchstudirt hatte, setzt außer allem Zweifel, daß es physikale und technisch-chemische Versuche enthielt, wie denn auch der Titel *Χειρόκμητα* schon soviel als Handgriffe, Manipulationen anzeigt.

Unersetzlich ist der Verlust, daß wir weder diese Chirokmeta, noch sonst eine von den zahlreichen Schriften des Demokritos übrig behalten haben. So groß der Schade überhaupt ist, so empfindlich ist er auch für diese Untersuchung. Wäre nur eine einzige von den Schriften des Man-

nes, welche Diogenes Laertios als genuin aufzählt, noch vorhanden, so könnten wir von ihm selbst erfahren, ob er Alchemist gewesen sey. Zwar hat man lange geglaubt, noch ein Werk von ihm zu besitzen, welches jene Frage bejahend entscheide, nämlich die ihm vordem zugeschriebene Physik und Mystik; allein diese fehlt in dem erwähnten Verzeichnisse ganz, und gehört erweislich einem zweiten Demokritos an, welcher achthundert Jahre jünger ist und weiter unten vorkommen wird. Unter solchen Umständen bleibt nur noch Ein Weg übrig, um über die fragliche Alchemie Demokrit's zu einem genügenden Resultat zu gelangen, wenn man nämlich die Lebensbeschreibung desselben vergleicht, so wie sie aus den zerstreuten Nachrichten von Laertios, Aelian, Valerius Maximus, Cicero, Plinius, Gellius, Plutarch, Strabo, Celsus und Suidas zusammengesetzt werden kann.

Demokritos ward im Jahre 470 vor Christo geboren. Sein Vater war Gastfreund und Günstling des Perserkönigs Xerxes. Dieser ließ den heranwachsenden Jüngling durch seinen Hofphilosophen, den Magus Osthanes, unterrichten. Dadurch entflammte Wißbegier trieb den jungen Mann auf Reisen, damit er alle Kenntnisse aus der ersten Hand einsammle. Als Griechenland ihn nicht befriedigte, ging er nach Aegypten, von da zu den Chaldäern, endlich sogar zu den indischen Gymnosophisten. Von diesem Umzug kehrte er reich am Wissen, aber geldarm in seine Vaterstadt zurück. Er hatte sein ganzes Vermögen, an hundert Talent, d. i. nach attischer Währung 75,000 Reichsthaler unseres Geldes, dabei zugesetzt. Sein Bruder Damasos wohnte noch in Abdera, nahm ihn bei sich auf, und überließ ihm ein Gartenhaus, worin der Philosoph gar einsam lebte, nur seinen Studien und magischen Arbeiten gewidmet. Den Abderiten war sein Thun ein Räthsel. Lange hielten sie ihn für unklug, bis der berühmte Arzt Hippokrates von Kos bei ihnen einst zusprach. Dem glaubten sie, und er öffnete ihnen die Augen, was sie an diesem Landsmann hätten. Nun wurde

Demokrit erst beachtet und mußte vor dem versammelten Stadtrath seine Schriften vorlesen. Man fing an sich zu schämen, daß ein so gelehrter Mann bei ihnen Mangel leide, und wies ihm eine Pension an. Nach seinem Absterben entstand eine neue Verlegenheit. Nach einem Stadtgesetze durfte Derjenige, welcher sein Erbtheil durchgebracht hatte, nicht in dem Begräbniß seiner Familie beigesetzt werden, und man war zweifelhaft, ob das Gesetz hier Anwendung finde. Da er jedoch dem Staate Ehre für das Geld eingebracht, so machte man diesmal eine Ausnahme, und beschloß sogar, daß ihm auf öffentliche Kosten ein solennes Leichenbegängniß gehalten werden solle.

Das alles spricht nun gar nicht dafür, daß Demokritos habe Gold machen können. Der Magus darbte vielmehr, dahingegen der Arzt Hippokrates eine wahrhaft goldene Praxis trieb. Adept war jener sicher nicht, sonst hätte er die Unterstützung weder gebraucht, noch angenommen. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß er alchemische Versuche gemacht habe, sonst würden die Abderiten die milde Beihülfe für überflüssig gehalten haben.

Schröder hat in seiner Geschichte der ältesten Chemie und Philosophie scheinbar dargethan, daß die Griechen der letzten Jahrhunderte vor Christo allerdings Alchemie getrieben hätten, und insbesondere behauptet er das von Kallias und den Athenern in folgender Stelle: „Die Griechen „machten von diesem künstlichen Goldmachen sich ganz an„dere Begriffe, und sahen es so wenig für etwas Besonderes „an, daß sie gar nichts Arges daraus hatten, und glaubten, „fast alles, wenigstens das meiste Gold werde durch Kunst „gemacht. Sie wollten es also nach ihrer Art machen, wie„wol vergeblich. Und hier sind die Beweise davon: Kal„lias zu Athen wollte schon vierhundert Jahre vor Christo „aus Silber durch Zinnober Gold machen. Die Athe„nienser gaben sich noch zu Diodor's Zeiten dieselbe ver„gebliche Mühe mit ihren Mineralien, und werden deswegen

„vom Diodor ausgelacht, welcher sagt, es gehe ihnen wie „dem Hunde in der Fabel, daß sie nicht nur vergeblich ar„beiteten, sondern auch statt des gehofften Gewinnes das „wieder zusetzten, was sie hätten.“ Vergl. Schröder's Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft, B. I. S. 341.

Viele haben wol in gutem Vertrauen diese Citate als brauchbare Belege angenommen, wenn sie entweder keine bestimmte Veranlassung oder keine Gelegenheit hatten, die Quellen nachzuschlagen. Allein Schröder war Enthusiast für die Alchemie, und einem solchen darf man selbst dann nicht ganz trauen, wenn er sich auf ordentliche Beweise einläßt. Sieht man die alten Schriftsteller nach, so findet sich die Sache ganz anders.

Zwar erzählt Plinius in seiner Naturgeschichte, B. 33. Kap. 7., daß Kallias zu Athen aus Silber durch Zinnober habe Gold machen wollen; allein wahrscheinlich war ihm die Sache aus früherer Lekture nur dunkel noch erinnerlich und halb entfallen. Die Nachricht kommt ursprünglich von Theophrastos dem Eresier, der eigentlich Tyrianos hieß und zu Ende des dritten Jahrhunderts vor Christo eine Abhandlung *Περὶ Λίθων* schrieb. Darin sagt er: „Der „Zinnober (*κιννάβαρις*) ist theils natürlich, theils künst„lich. Natürlich kommt er in Hispanien und Kolchis als „eine harte Steinmasse vor. Er hängt daselbst hoch an Fel„sen und wird durch Werfen mit Steinen heruntergebracht. „Der künstlich bearbeitete kommt von einem einzigen Orte über „Ephesos in geringer Menge zu uns. Es ist ein feiner Sand, „glänzend und von der Farbe des Kokkos. Man reibt ihn „auf Reibsteinen fein und wäscht ihn dann in flachen kupfer„nen Schalen. Der Bodensatz wird wiederholt gerieben „und gewaschen. Diese Arbeit erfordert viel Geschicklichkeit; „denn aus einer und derselben Menge Sand ziehen Einige „viel Farbe, Andere wenig oder gar nichts. Man muß den „Sand beim Feinreiben von Zeit zu Zeit anfeuchten, und „vor dem Reiben muß man ihn mit Wasser abspülen, wobei

„sich der Zinnober am ersten zu Boden setzt, der taube Sand „aber leichter vom Wasser fortgeführt wird. Ein gewis„ser Kallias aus Athen, der bei den Silber„bergwerken angestellt war, soll diese Berei„tung zuerst erfunden und bekannt gemacht „haben. Er glaubte, daß der Sand Gold ent„halte, weil er metallisch glänze. Darum „sammelte und schlämmte er ihn. Gold fand „er zwar nicht, aber da er die schöne Farbe be„wunderte, so erfand er jenes Kunstprodukt. „Das geschah vor etwa neunzig Jahren, als Praxibulos zu „Athen herrschte.“ Vergl. Theophrast's Abhandlung von den Steinarten, meine Uebersetzung, (Freyberg, 1807. 8.) S. 69. §. 53.

Die von Schröder angezogene Stelle beim Diodor von Sicilien findet sich in dessen Bibliotheca historica, L. V. cap. 37., und lautet deutsch also: „Wenn man „diese Bergwerke“ (nämlich die spanischen, von welchen im Vorhergehenden die Rede war) „mit denen in Attika „vergleicht, so wird man einen großen Unterschied finden; „denn bei den attischen müssen die Unternehmer viele Mühe „und Kosten aufwenden, nicht selten bleibt der gehoffte Ge„winn aus, und sie setzen obenein das Ihrige dabei zu, so daß „es ihnen geht wie dem Hunde in der Fabel. . . . . Da„gegen haben die Bergwerkbesitzer in Hispanien sicheren Ge„winn und werden bald reich.“ Also ist in dieser Stelle nur vom Bergbau die Rede, und nicht einmal vom Golde, am wenigsten von Alchemie. Wie Schröder sie darauf deuten konnte, begreift man nicht.

Die bis hierher angestellten Untersuchungen geben das Resultat, daß die Griechen vor unserer Zeitrechnung die Alchemie nicht gekannt haben, daß es wenigstens nicht erwiesen werden kann und die vorgeblichen Beweise dafür in der ersten Prüfung fallen. Für die Wahrheit einer Erfindung ist nicht daran gelegen, ob sie einige Jahrhunderte früher

oder später gemacht worden ist. Jene weit hergeholten und eingebildeten Beispiele hat man benutzen wollen, um durch sie die bezweifelten Erfahrungen der neueren Zeit zu unterstützen und mehr zu beglaubigen; allein da man sich überbot in dem Bestreben, zu hitzig auf Adepten im Alterthume Jagd machte, hat man der Sache nur geschadet, und Blößen gegeben, welche den Gegnern leichtes Spiel verschafften, die öffentliche Meinung zu gewinnen.

In den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kann die Alchemie bei den Griechen eben so wenig nachgewiesen werden; denn Porphyrios (260) und sein Schüler Jamblichos (280) haben nur wenig mit Chemie überhaupt zu thun. Um so auffallender ist, daß man in der ersten Hälfte des vierten Jahrhundertes nicht allein die Idee und die Sache, sondern auch die heutige Benennung aufgefunden hat. Den Beweis dafür haben sogar Diejenigen gelten lassen, welche sich entschieden gegen die Wahrheit der Sache erklärten, wie z. B. Wiegleb. Der Schriftsteller, auf den man sich beruft, ist Julius Maternus Firmicus, welcher unter den Regierungen Konstantin's des Großen und seiner Söhne lebte, und unter dem Titel Mathesis eine Astronomie in acht Büchern geschrieben hat, die Aldus Manutius 1601 im Druck herausgab. Im dritten Buche, Kap. 15., handelt er von der Nativitätstellung aus den verschiedenen Standorten des Mondes bei diesem oder jenem Planeten, und da heißt es: Si fuerit haec domus Mercurii, dabit Astronomiam; si Veneris, cantilenas et laetitiam; si Martis, opus armorum et instrumentorum; si Jovis, divinum cultum scientiamque in lege; si Saturni, scientiam Alchemiae; si Solis, providentiam in quadrupedibus. Der Sinn dieser Worte würde seyn: „Der Standort beim Merkur gibt Neu„gebornen Talent zur Astronomie, der bei der Venus Hang „zum Vergnügen, der beim Mars Waffenglück und Ge„schützkunst, der beim Jupiter Anlage zum Priester- und

„Richterstande, der beim Saturn die Wissenschaft „der Alchemie, und der bei der Sonne Geschick zur Land„wirthschaft.“

Man fragt hierbei mit Fug und Recht, was Saturn mit der Alchemie zu schaffen habe, da doch in den übrigen Andeutungen wenigstens eine entfernte Beziehung, wie lächerlich sie seyn möge, zu finden ist. Durch eine solche Beziehung würde der mögliche Zweifel beseitigt werden, ob auch das Wort Alchemie in der jetzigen Bedeutung gebraucht worden sey. Wollte man die Beziehung von den Verwandlungen der Gestalt hernehmen, in welcher der Planet erscheint, wovon er ansatus, cuspidatus u. s. w. genannt wird, so würde man einen Anachronismus begehen, weil die Ferngläser der Neueren erst diese Veränderungen zeigten. Näher und ungezwungener finden wir eine Namenbeziehung in dem Blute des Saturnus, welches nach Plinius, B. 29. Kap. 4., unter den Potenzen der Magie figurirte; denn da man Chemie und Magie häufig mit einander vermischte, so könnte jenes Blut wol ein chemisches Präparat gewesen seyn. Wollte man etwa blutroth gebranntes Bleioxyd, Mennig, darunter verstehen, so wäre hinsichtlich der rothen Tinktur eine Beziehung fertig.

Wichtiger ist die Frage: Woher kommt die arabische Vorsylbe des Wortes Alchemie zu einer Zeit, da die Araber noch ganz isolirt und dem wissenschaftlichen Treiben des Occidents fremd waren? Der Ursprung jener Vorsylbe wird dadurch höchst verdächtig, und mit ihr die Hälfte des Beweises. Er wird es noch mehr durch die von Athanasius Kircher beigebrachte Nachricht, daß die Vatikanische Handschrift von der Mathesis an jener Stelle nicht Alchemia, sondern Chimia hat. Wol möglich, daß die Handschriften, nach welchen die gedruckten Ausgaben redigirt worden sind, Alchemia haben; aber daraus würde nur zu folgern seyn, daß sie weit jünger sind als die Vatikanische. Wahrscheinlich hat ein späterer Abschreiber, in der Zeit der Arabisten, die

vorgefundene Lesart Chimia für veraltert gehalten und nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit modernisirt.

Nicht den Namen Alchemie, wol aber die Sache findet man um die Mitte des vierten Jahrhundertes unzweifelhaft und deutlich angeführt. Themistios Euphrades, (auch Euphrata,) ein griechischer Redner, welcher um 360 lebte, gedenkt in seiner achten Rede gelegentlich der Verwandlung des Kupfers in Silber und des Silbers in Gold als ganz bekannter Dinge. Es kann wahr seyn, was Manche vermuthen wollen, daß darunter nicht mehr und weniger verstanden werden dürfe, als Versilberung und Vergoldung im Feuer, welche von den Unkundigen für Verwandlungen angesehen wurden; aber dabei bleibt immer ausgemacht, daß man damals schon wenigstens die Idee von Alchemie hatte, und damit faßt die Geschichte derselben zum erstenmal festen Fuß.

Noch bestimmter spricht von der Metallveredlung der Platoniker Aineias Gazaios, welcher um 490 lebte, in seinem Buche Theophrastus de immortalitate animae, welches wir in der lateinischen Uebersetzung des Ambrosio von Camaldoli haben. Im zweiten Theile gebraucht er die Metallveredlung als Gleichniß für die Auferstehung mit einem verklärten Leibe, und dabei sagt er: „Diejenigen, „welche die Kenntniß der Materie haben, nehmen Silber „und Zinn und verwandeln seine Gestalt, indem sie es zum „schönsten Golde machen.“ Hierin haben wir mehr als die Idee von Alchemie, nicht Einbildung des unwissenden Volkes, sondern vielmehr eine auf Erfahrung gestützte Ansicht der Gelehrten jener Zeit, nach welcher die Veredlung der Metalle in Masse möglich, auch schon wirklich geschehen sey. Der Zeitraum zwischen Themistios und Gazaios erscheint demnach als diejenige Periode, in welcher die eigentliche Alchemie entstand, und wenigstens als Gegenstand gelehrter Spekulation die Philosophen beschäftigte, wenn auch in der Praxis des Saturnblutes blutwenig geleistet worden wäre.

Die berühmte Hochschule zu Alexandria ist es, von welcher die wissenschaftliche Idee der Alchemie, der Glaube an ihre Wahrheit, und das Bestreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in diesem Sinne ist freilich Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechischer Philosoph. Eine Reihe von alchemistischen Schriftstellern, die großentheils ehrwürdige Geistliche und Lehrer an jener Hochschule waren, unter denen auch einige Dichter sind, deren Muse die Alchemie mit poetischem Feuer begeisterte, beweiset uns, wie hochwichtig dieser Gegenstand den Denkern erschien.

An der Spitze der Reihe steht jener Demokritos, dessen oben bei Gelegenheit des Abderiten vorläufig Erwähnung geschah. Es ist der genannte und doch unbekannte Verfasser eines Buches, welches *Φυσικὰ καὶ Μυστικά*, Physik und Mystik, betitelt ist. Ursprünglich war diese alchemistische Schrift in der Alexandrinischen Bibliothek vorhanden, ward seit 410 mehr bekannt, und durch Abschriften verbreitet, deren vier in der Pariser Bibliothek, eine in der Wiener, und eine in der Leydener Bibliothek noch vorhanden sind. Von den Pariser Handschriften ist die älteste im dreizehnten Jahrhundert auf Seidenpapier geschrieben; die neueren, auf Papier geschriebenen, sind von 1467, 1486 und 1560, und die Wiener Handschrift ist 1564 zu Venedig geschrieben. Domenico Pizimenti zu Padua kaufte ein griechisches Manuskript, welches die Physik und Mystik sammt einigen Kommentaren darüber enthielt, von einem Griechen, der von Korfu nach Venedig gekommen war, übersetzte sie ins Lateinische und gab sie unter folgendem Titel heraus: Democriti Abderitae de arte magna, sive de naturalibus et mysticis, nec non Synesii, Pelagii, Stephani Alexandrini et Michaelis Pselli Commentaria, interprete Dominico Pizimentio, Vibonensi. Patavii, 1573. 8. Derselbe Text wurde in den neueren Ausgaben abgedruckt: Coloniae, 1574, 16.; Francofurti,

1592,

1592, 1613, 1673, 8. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Nürnberg, 1717, 8. Indessen kann die beste und treueste Uebersetzung wenig Licht geben, und das ganze Buch bleibt für uns unverständlich, weil sowol die Terminologie der Begriffe als auch die Nomenclatur der in den beschriebenen Proçessen genannten Zuthaten eine ganz andere als die unsrige ist.

Das würde freilich auf ein sehr hohes Alterthum der Schrift schließen lassen, und vielleicht fand sich Pizimenti eben dadurch bewogen, sie dem Demokritos von Abdera zuzuschreiben; allein drei sehr wichtige Gründe stehen dieser Annahme entgegen. Erstlich gibt nach dem, was Lenglet du Fresnoy von den Pariser Handschriften meldet, keine derselben den Geburtort Abdera an, sondern nur den Namen, und dieser konnte Mehren zukommen, so wie wir z. B. drei Osthanes haben. Zweitens hat Diogenes Laertios, ein griechischer Geschichtschreiber, welcher um 200 nach Chr. lebte, in seinen Lebensbeschreibungen der Philosophen alle Schriften des Demokritos von Abdera aufgezählt, aber in diesem Verzeichniß kommt die Physik und Mystik nicht vor; und war sie diesem Griechen damals unbekannt, so war sie schwerlich schon vorhanden. Drittens hat der berühmte Philolog Claudius Salmasius, den man allgemein als einen zuverlässigen Kenner ehrt, als er in den Jahren von 1610 bis 1615 in Paris studirte, jene griechischen Manuskripte sehr aufmerksam geprüft, fand aber in der Schreibart derselben so viele Spuren eines neueren Ursprunges, daß er sie in seinem Kommentar zu Tertullian De pallio allesammt für untergeschoben erklärt und den Verfasser derselben nur Pseudo-Democritus nennt.

Derjenige, welchen Salmasius den falschen Demokrit nennt, war also ein späterer Schriftsteller als der von Abdera, neuer sogar als Diogenes von Laerta, und kann vor dem dritten Jahrhundert nicht geschrieben haben. Die Rügen des Salmasius, welche ein höheres Alter dem Buche absprechen, schaden ihm nicht bey der Annahme, daß es im

dritten oder vierten Jahrhundert geschrieben sey. Ob der Verfasser den Namen Demokritos usurpirt, oder wirklich so geheißen habe, ist wol gleichgültig; soviel ist aber gewiß, daß man ihn zu Anfang des fünften Jahrhundertes in Alexandria nicht mehr kannte und dem Namen nach für den Abderiten hielt.

Synesios, der Zweite in jener Reihe, war von Kyrene gebürtig, und lebte zu Ende des vierten, wie zu Anfang des fünften Jahrhundertes. Er studirte zu Alexandria die platonische Philosophie und ward ein Schüler der berühmten Hypathia, lehrte nach ihr auch ebendaselbst. Sein Ansehen und sittlicher Ruf veranlaßten die Christen, daß sie ihm anlagen, er möge sich ihnen anschließen und taufen lassen. Nachdem das geschehen war, trat er in den Priesterstand und ward im Jahre 410 zum Bischof von Ptolemais erwählt. Neben vielen anderen Werken, die nicht hierher gehören, schrieb er den ersten Kommentar über die Physik und Mystik des Demokritos. Er nennt sich darin nicht Bischof, sondern Philosoph, woraus vermuthlich wird, daß er diesen Traktat vor 410, vielleicht noch vor seinem Uebertritt zum Christenthum, wenigstens als Laikos geschrieben. Der Eingang ist in Form eines Briefes an Dioskoros, Priester des Serapis, oder Bibliothekar des Serapeions, gerichtet, welcher ihn um Aufschluß über das Buch Demokrit's gebeten hatte. Er sagt, daß er, dem Freunde zu gefallen, fast über der Arbeit vergangen sey. Demnächst spricht er die Meinung aus, der Verfasser des Buches sey jener Demokrit von Abdera, der Schüler des großen Osthanes, gewesen und sucht das mit der obigen Trilogie des Osthanes zu erweisen.

Weiterhin nimmt der Kommentar die Form eines Gespräches an, worin Dioskoros Fragen und Einwendungen stellt, Synesios aber erläutert und berichtigt. Aus diesen Erörterungen ist nicht zu ersehen, ob Synesios selbst praktischer Chemiker gewesen; vielmehr scheint er das, was wir Alchemie nennen, nur literarisch gekannt, nur philosophisch

bearbeitet zu haben. Für uns ist sein Kommentar kein solcher, da unter den vorkommenden Benennungen der abgehandelten Körper einige zwar bekannt klingen, wiewol sie schwerlich in unserer Bedeutung gebraucht werden, andere aber für uns ganz unverständlich sind, wie z. B. die als ungemein wichtig gerühmte Hundsmilch, der Mond vom Zinnober, der Mond von Chrysokolla, Asterites, Androdamas, Sory, Aristolochia u. s. w. Da er diese Ausdrücke zu kennen und zu verstehen scheint, so darf man muthmaßen, daß der Verfasser der Physik und Mystik in der Zeit nur Ein Jahrhundert, oder zwei, nicht aber acht über dem Kommentator stehe.

Das ist offenbar, daß Synesios unsere Alchemie abhandelt, sie auch im Demokritos abgehandelt findet, und zwar kennt er eine zwiefache, nämlich eine goldmachende, die er Werk der Sonne nennt, und eine silbermachende, Werk des Mondes. Zu ersterem gehört eine rothe, zu letzterem eine weiße Färbung, und zu jeder ein anderes Wasser. Er warnt vor oberflächlicher Färbung, räth vielmehr die Natur umzuwenden, das Innere herauszukehren, durch Auflösung. In mehren Stellen wiederholt er die Verheißung: „Verfährst Du klüglich nach der Vorschrift, so „wirst Du glücklich seyn“. Das eine Mal setzt er auch hinzu: „und wirst die böse Krankheit, die Armuth, heilen“. Daß er die ersteren Worte öfters wiederholt, zeigt an, daß er damit auf etwas damals Bekanntes anspiele. Das ist nämlich der Schluß der Memphitischen Tafel, welche er in einem anderen Werke mitgetheilt hat, worin unter der Aufschrift „Von Träumen“ Manches von den Lehren der Aegypter vorkommt. Es ist eine in Memphis gefundene Tempelschrift, welche also lautet:

ΟΥΡΑΝΟ . ΑΝΩ . ΟΥΡΑΝΟ . ΚΑΤΩ .
ΑΣΤΕΡΑ . ΑΝΩ . ΑΣΤΕΡΑ . ΚΑΤΩ .
ΠΑΝΩ . ΑΝΩ . ΠΑΝ . ΤΟΥΤΟ . ΚΑΤΩ .
ΤΑΥΤÅ . ΛΑΒΕ . ΚΑΙ . ΕΥΤΥΧΕ .

Himmel oben, Himmel unten.
Sterne oben, Sterne unten.
Was nur oben, ist auch unten.
Solches nimm zu Deinem Glück.

Die Vorschrift ist probat. Wer Sonne, Mond und Sterne nimmt, und was etwa hienieden ist, wird wol das Rechte finden. Vergl. Athanas. Kircheri Prodrom. Coptic. Cap. VII, p. 173.

Der Kommentar des Synesios findet sich in der Pariser Bibliothek in einer Handschrift auf Seidenpapier aus dem dreizehnten Jahrhundert, wie auch in drei anderen von 1467, 1486 und 1560, und in der Wiener Bibliothek eine Abschrift von 1564.

Unter den gedruckten Ausgaben ist die erste von Domenico Pizimenti, dessen lateinische Uebersetzung mit der Physik und Mystik zu Padua 1573, 8., herauskam; eine zweite erschien zu Cöln 1574, 16.; eine dritte zu Frankfurt 1592, 8.

Griechisch und lateinisch findet sich das Buch unter der Aufschrift: Synesii Tractatus chymicus ad Dioscorum, in Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, T. VIII., abgedruckt.

Eine deutsche Uebersetzung hat Schröder im ersten Bande seiner Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft geliefert; aber sie ist nicht treu, weil er Manches nach seiner Ansicht modernisirt, und mehr findet, als darin war.

Philippos, von Side in Pamphylien, lebte zu Anfang des fünften Jahrhundertes und war Synkellos des Patriarchen zu Konstantinopel. Er hat zwei Abhandlungen alchemischen Inhalts geschrieben, deren eine von der Tinktur des persischen Kupfers, die andere von der Tinktur des indischen Eisens handelt. Diese Ueberschriften lassen etwas Interessantes erwarten, und doch haben wir keinen Abdruck. Die Handschrift wird in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt.

Heliodoros, von Emesa in Phönicien, war ein Zeitgenosse des Synesios und Bischof zu Trikka in Thessalien. Er schrieb ein Gedicht in Jamben zum Lobe „der mystischen Kunst“ oder nach einer anderen Ueberschrift „der heiligen Kunst der Chymisten“, welches er dem Kaiser Theodosius II. überreichte. Es hat 268 Verse. Die Pariser Bibliothek bewahrt davon vier Handschriften, und die Wiener zwei. Außerdem ist es in Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, Tom. VI., abgedruckt.

Zosimos oder Zozimos, von Panopolis in Aegypten, lebte in der ersten Hälfte des fünften Jahrhundertes zu Alexandrien. Von den späteren Schriftstellern wird er oft vorzugweise „der Alte von Panopolis“ genannt. Diese Benennung, welche sich wahrscheinlich nur darauf bezieht, daß er in hohem Alter noch gelehrt und geschrieben, hat die Meinung veranlaßt, daß er schon dreihundert Jahre vor Chr. gelebt habe: da man jedoch in seinen Schriften Andeutungen gefunden hat, daß er Christ gewesen, wodurch er zugleich von dem Geschichtschreiber Zosimus, einem argen Christenfeinde, unterschieden wird, und Synesios ihn nicht anführt; so wird er besser diesem nachgesetzt, da zumal seine Terminologie dieser Zeit entspricht. Seine Schriften beurkunden, daß er praktischer Chemist und Alchemist war, und ihre Zahl macht ihn zum fruchtbarsten Schriftsteller unter den griechischen Alchemisten; denn sie soll auf 21, nach Anderen auf 28 steigen. Unter denen, die noch vorhanden sind, werden folgende genannt:

1) *Περὶ τοῦ θείου ὕδατος*, Von dem göttlichen Wasser. Davon hat die Pariser Bibliothek zwei Handschriften, und die Wiener eine.

2) *Περὶ ὀργάνων καὶ καμίνων*, Von chemischen Geräthschaften und Oefen. Hierin werden die Geräthschaften zur Destillation beschrieben und sogar abgebildet. Handschriften davon liegen in der Markus-

bibliothek zu Venedig, in der Pariser und Wiener Bibliothek.

3) Περὶ τῆς ἁγίας τέχνης, Von der heiligen Kunst, wovon die Pariser Bibliothek vier Handschriften besitzt.

4) Περὶ τῆς χημείας, Von der Chemie, kommt in der Pariser Bibliothek in drei Handschriften vor.

5) Μυστικά, Geheimnisse, wovon eine Handschrift in der Pariser Bibliothek ist.

6) Ein Brief an Theodoros über chemische Gegenstände, von welchem zwei Handschriften in der Pariser, und eine in der Wiener Bibliothek vorkommen.

Archelaos, ein Christ und Zeitgenosse des Zosimos, soll praktister Alchemist gewesen seyn. Lenglet du Fresnoy, der ihn gelesen, rühmt seine Aufrichtigkeit. Er schrieb ein jambisches Gedicht von der heiligen Kunst in 322 Versen. Davon finden sich zwei Handschriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert in der Pariser Bibliothek, eine aus dem sechzehnten Jahrhundert in der Wiener, und eine Abschrift von dieser in der Gothaischen Bibliothek.

Pelagios, ein zweiter Kommentator des Demokritos, ist seiner Person nach unbekannt. Murr erklärt ihn für den ältesten griechischen Alchemisten; da er aber den Zosimos citirt, muß er diesem nachgesetzt werden. Von dem gleichzeitigen britannischen Ketzer Pelagius ist er jedoch ganz verschieden. Er schrieb eine Abhandlung von der heiligen und göttlichen Kunst, zur Erläuterung der Physik und Mystik des Demokritos. Davon bewahrt die Pariser Bibliothek eine Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert und zwei aus dem sechzehnten, die Wiener eine von 1564. Abgedruckt findet sich dieser Kommentar in der Ausgabe der Physik und Mystik des Pizimenti von 1573, wie auch in der Cölnischen von 1574.

Olympiodoros, von Theben in Aegypten, lehrte in der ersten Hälfte des fünften Jahrhundertes als Philosoph

zu Alexandria. Er stand in großem Ansehen, genoß auch das Vertrauen des Kaisers Theodosius II. und ward von ihm als Gesandter zu den Hunnen geschickt. Von ihm hat man zwei alchemistische Schriften, als:

1) Erläuterung über den Hermes, Zosimos und andere Philosophen. Darin citirt er den Synesios. Davon sind zwei Handschriften aus dem sechzehnten Jahrhundert in der Pariser Bibliothek vorhanden, und eine in der Wiener Bibliothek.

2) Sendschreiben von der heiligen Kunst an Petasios, König von Armenien. Davon zeigt man in der Pariser Bibliothek eine Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Osthanes schrieb einen Brief von der göttlichen und heiligen Kunst an Petasios. Auf der Voraussetzung, daß dieser Petasios der vorbenannte König sey, beruht die Annahme, daß der Verfasser weder der Osthanes des Xerxes, noch der Alexander's des Großen, sondern ein dritter des fünften Jahrhundertes und Zeitgenosse des Olympiodor sey. Von seinem Briefe finden sich griechische Handschriften in den Bibliotheken zu Paris, Wien und Leyden. Auch kommt derselbe in arabischer Uebersetzung vor, von welcher die Bibliotheken zu Paris und Leyden Handschriften aufbewahren.

Theophrastos, welcher sich einen christlichen Philosophen nennt, wonach er von den bekannten Schriftstellern dieses Namens verschieden ist, wird von Lenglet du Fresnoy in die Mitte des fünften Jahrhundertes gesetzt. Er schrieb ein jambisches Gedicht von der heiligen und göttlichen Kunst, welches in 265 Versen besteht. Griechische Handschriften davon finden sich in der Markusbibliothek zu Venedig, in der Pariser und der Wiener Bibliothek. Einige Theile des Gedichtes hat J. Steph. Bernard unter den Glossis chemicis im Anhange zu Palladii Syn-

opsis de febribus (Lugduni, 1745) nach der Venetiani-schen Handschrift abdrucken lassen.

Hier findet sich in der Folge der alchemistischen Literatur der Griechen eine Lücke von 150 Jahren. Wollte man annehmen, die dahinein fallenden Schriftsteller wären verloren gegangen, so würden doch ihre Namen von den Nachfolgenden genannt worden seyn. Man könnte muthmaßen, die Furcht vor den raubgierigen Barbaren des Nordens, und die Besorgniß, daß sie nach dem Kunstgold lüstern werden möchten, habe die Alexandriner abgeschreckt, von der Goldkunst zu schreiben; aber wahrscheinlich liegt hier keine politische Ursache zum Grunde, sondern der zu allen Zeiten beobachtete literarische Modewechsel. Der Feuereifer, welchen Demokritos und Synesios entflammt hatten, war verraucht. Das gesuchte Gold wollte sich so bald nicht finden, als man gehofft hatte; darum ließ man die Sache vor der Hand ruhen, und der Zeitgeist führte andere Gegenstände herbei, bis wieder ein berühmter Philosoph der abgebrochenen Verhandlung neues Leben gab. Das war

Stephanos Alexandrinos, von seinen Zeitgenossen und Verehrern der ökumenische Philosoph, d. h. der Vielseitiggelehrte, Polyhistor, genannt, ein berühmter Naturforscher und Arzt, der um 615 zu Alexandria lehrte, wohin sein Ruf die Wißbegierigen der Griechen, Lateiner und Barbaren zog. Bei ihm kommt zuerst die deutliche Angabe vor, daß der Arsenik die Wirkung habe, das Kupfer weiß zu machen. Er und seine Zeitgenossen betrachteten diese Färbung als eine Verwandlung in Silber, und das mag vornehmlich die Sache der Alchemie wieder in Aufnahme gebracht haben, da man doch nun eine positive Erfahrung hatte und in deren Verfolgung dem Ziele näher zu kommen hoffte. Er schrieb *Περὶ χρυσοποιΐας πράξεις ἐννέα*, Neun Ausführungen von der Goldbereitung, welche er dem Kaiser Heraklios widmete. Die *πράξεις* bedeuten hier nicht Processe, sondern Auseinandersetzungen, vielleicht Vorlesungen. Die älteste noch vor-

handene Handschrift davon ist die der Markusbibliothek zu Venedig, welche schon im zwölften Jahrhundert auf Pergament geschrieben ist. Die Pariser Bibliothek besitzt eine auf Seidenpapier geschriebene aus dem dreizehnten und drei papierne aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Wiener Bibliothek hat eine von 1564. Noch eine andere ist in der Breslauer Bibliothek, aus welcher Gruner die erste Ausführung 1777 griechisch abdrucken ließ. Nicht verschieden von diesen Ausführungen ist jener Kommentar über des Demokritos Physik und Mystik, welchen Dom. Pizimenti mit jener zusammen zu Padua 1573, 8., lateinisch herausgab.

Ob eine ältere, unter dem Namen Alexandri Magni vorkommende alchemische Schrift etwa hierher gehöre und der Name aus Alexandrini magni philosophi irrthümlich entstanden sey, bleibt dahingestellt.

Pappos, ein christlicher Philosoph, dessen Person ganz unbekannt ist, schrieb ein *Μυστήριον χημικόν*, Chemisches Geheimniß, worin er den Stephanos citirt, weshalb er diesem nachzusetzen ist. Eine Handschrift von seinem Buche findet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. In Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, Tom. XII., findet man es abgedruckt.

Kosmas, zubenannt Presbyta, oder auch Hieromonachos, wird von Lenglet du Fresnoy in die Mitte des siebenten Jahrhunderts gesetzt. Er schrieb eine *Χρυσοποιΐα* oder Abhandlung von der Bereitung des Goldes, von welcher die Pariser Bibliothek drei griechische Handschriften aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert enthält.

Hierotheos, Christianos zubenannt, übrigens auch unbekannt, wird ebenfalls in das siebente Jahrhundert gesetzt. Er schrieb ein jambisches Gedicht von der heiligen Kunst, welches aus 230 Versen besteht. Handschriften davon kommen in der Wiener und Pariser Biblio-

thek vor; auch ist es in Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, T. XII., abgedruckt.

Nachdem die Araber im Jahre 642 Aegypten erobert und die alexandrinische Bibliothek zerstört hatten, zerschlug sich die dasige Hochschule, und die griechische Gelehrsamkeit wurde, so weit sie von jener ausging, in ihrer Entwickelung gehemmt. Die Spekulationen der Philosophen fanden für lange Zeit keine Statt vor dem Waffengetöse, und die Alchemie gerieth wenigstens in der Richtung der Kriegszüge ins Stocken. Die drei zuvor genannten Alchemisten sind schon keine Alexandriner mehr, wenn auch Zöglinge der Hochschule. In unruhigen Zeiten arbeitet man wenigstens nur für die Nothdurft und der wissenschaftliche Wetteifer ermattet. Dergleichen mag auch die diesseitigen Griechen entmuthigt haben, von der Kunst zu schreiben, wenn sie auch hie und da fleißig arbeiteten. Daher finden wir wieder einen Zwischenraum von zwei bis drei Jahrhunderten, in welchem kaum eben so viele alchemische Schriftsteller vorkommen. Der nächste ist

Joannes Damaskenos, welcher um die Mitte des achten Jahrhundertes lebte. Er war der Sohn eines reichen Einwohners zu Damask, welcher die Einkünfte eines arabischen Fürsten verwaltete. Der Sohn folgte ihm in derselben Stelle und stand in großem Ansehen. Seine Gewandtheit in Geschaften und seine Beredsamkeit machten ihn so berühmt, daß die Griechen ihn Chrysorrhoas, die Araber Manseron nannten. Später gerieth er in den Verdacht, die Zwingherren arg betrogen zu haben, und ward aus Damask fortgejagt. Er wendete sich nach Jerusalem, trat in den Priesterstand und starb 760 in einem dasigen Kloster. Man erzählte sich, zu Damask sey ihm die rechte Hand abgehauen worden, womit wol auf den Verlust seines Einflusses und Vermögens angespielt wurde; man bewunderte aber in Jerusalem, daß sie ihm wieder zugewachsen sey. Die Muße der späteren Jahre benutzte er zur Ausarbeitung philosophischer und theologischer Schriften. Unter anderen schrieb

er ein Lobgedicht auf die heilige Kunst, in lustigen Versen, was die Ueberschrift: Μέτρα πολιτικά, anzudeuten scheint. Sein Lebenslauf läßt vermuthen, daß er die Kunst Geld zu machen verstanden habe; aber mit der heiligen hat er wol nur Kurzweil getrieben. Seine politischen Verse bewahrt die Pariser Bibliothek in zwei Handschriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert, deren eine von Kandia gekommen ist.

Aus dem folgenden neunten Jahrhundert haben wir auch nur eine einzige alchemistische Schrift, und zwar von einem ganz unbekannten Verfasser. Sie wird deshalb von den älteren Alchemisten oft Ἀνεπίγραφος, das Buch ohne Ueberschrift, genannt, welche Benennung nicht auf den Mangel eines Titels bezogen werden kann. Das Buch hat vielmehr den Titel: Περὶ θείου ὕδατος τῆς λευκώσεως, Vom göttlichen Wasser der Weißmachung. Es ist minder durch seinen Realinhalt, als durch die historische Einleitung wichtig geworden, in welcher der Verfasser eine Uebersicht von den damals bekannten Schriften und Koryphäen der Alchemie gibt. Als Urheber und Begründer derselben nennt er den Hermes Trismegistos, einen Oberpriester Joannes, den Demokritos und Zosimos. Diesen fügt er ihre Kommentatoren bei, namentlich den Synesios, Olympiodoros und Stephanos. Daß er den Letzteren nennt, aber keinen von den neueren Alchemisten der Griechen anführt, kann wol zum Grunde dienen, den Verfasser in das neunte Jahrhundert zu setzen. Schröder versetzt ihn mit Unrecht in das vierte Jahrhundert hinauf, (Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft, Bd. 1. S. 392.) und v. Murr redet wol nur im Scherz von einem Philosophen Anepigraphos! (Literarische Nachrichten, S. 4.). Eine Handschrift des Buches findet sich nach dem Katalog des Lambecius in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Eine zweite bewahrt nach Bandini die großherzogliche Bibliothek zu Florenz. Wahrscheinlich ist eine dritte in der königs

lichen Bibliothek zu Paris vorhanden; denn Lenglet du Fresnoy führt in seiner Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 10., unter den griechischen Manuskripten II. N. 2. einen Anonymus de aquae divinae dealbatione auf. Vorausgesetzt, daß diese Ueberschrift durch einen Schreibfehler aus de aqua divina dealbationis entstanden wäre, so würde es allerdings der Anepigraphos seyn.

Ein anderer Anonymus schrieb *Περὶ εὐσταθείας τοῦ χρυσοῦ*, Von der Feuerbeständigkeit des Goldes, von welchem Buche die florentinische Bibliothek eine Handschrift aufbewahrt, und die Markusbibliothek zu Venedig eine andere, aus welcher ein Theil in den Glossis chemicis abgedruckt ist.

Es mag seyn, daß in diese Zeit noch manche anonyme Schriften gehören, welche in den genannten Bibliotheken vorkommen; allein für die Geschichte sind sie nicht vorhanden, weil ihr Inhalt noch unbekannt geblieben ist, wobei unmöglich wird, sie chronologisch anzureihen, um irgend eine Entwickelung in der Zeit zu beobachten. Wenn es sich bestätigen sollte, daß jene Ungenannten die große Lücke ausfüllen, so würde die Frage entstehen, warum sich in dieser Periode kein Schriftsteller genannt habe. Furcht konnte sie nicht abhalten; denn wer nicht gedruckt seyn will, kann nicht unterdrückt werden, weil er nur mit der Nachwelt redet. Wer aber dieser verhehlt seyn will, verdient kein Zutrauen.

Soviel wissen wir, daß die Alchemie nicht vergessen, sondern wenigstens im Stillen fortgepflanzt ward. Der Hauptsitz der wissenschaftlichen Kultur zog sich vor den Arabern zurück nach Konstantinopel, wohin Manches aus dem Ruin der alexandrinischen Bibliothek gerettet ward. Wenn auch die Byzantinische Schule den Flor der Mutter nicht erreichte, so verhütete sie doch einen gänzlichen Verfall der Wissenschaften. Auch Chemie und Alchemie fanden fortwährend ihre Verehrer. Jemehr die Goldschätze durch wiederholte Plünderung und Brandschatzung erschöpft worden wa-

ren, desto lockender ward für Manchen die Hoffnung des Ersatzes durch chemische Kunst. Ob aber diese Hoffnung damals bei den Griechen verwirklicht worden sey, das ist freilich eine andere Frage, und folgender Zug macht das sehr unwahrscheinlich.

Georgios Kedrenos, ein griechischer Mönch, der um das Jahr 1060 Historische Annalen schrieb, erzählt eine Anekdote vom Kaiser Anastasios Dikoros mit diesen Worten: „Damals hat auch Einer von denen, „welche sich der chemischen Kunst rühmen, die „Leute auf eine listige Weise geprellt. Goldarbeitern und „Anderen verkaufte er Hände und Füße von Statuen und an„dere scheinbar goldene Sachen, und gab vor, einen Schatz „gefunden zu haben. So hat er Viele an den Bettelstab „gebracht. Als das ruchtbar ward, hat man ihn verhaf„tet und vor den Anastasius gebracht. Diesem verehrte er „einen goldenen Zaum, der mit Perlen besetzt war. Der „Kaiser nahm ihn zwar, sagte aber dabei: „Mich sollst du „„nicht betrügen, wie Du Anderen gethan!“ und ließ ihn „ins Gefängniß werfen, worin er auch gestorben ist.“ Diese Erzählung lehrt uns, daß man damals oft Vergoldung für Verwandlung in Gold genommen habe und von dreisten Betrügern hintergangen worden sey, und daß wir demnach die Zeugnisse jener Zeit für die Alchemie nicht ohne Prüfung annehmen dürfen; wenn aber Wiegleb in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 206., auf solche einzelne Thatsachen hin alle historische Zeugnisse überhaupt verwerfen will, geht er freilich viel zu weit.

Die Art, wie Kedrenos erzählt, zeigt nicht undeutlich, daß er die Alchemie höchstens vom Sagenhören kannte, und dann ist die Verachtung, welche er den Alchemisten bezeigt, kein kompetentes Urtheil. Wollte man aber voraussetzen, daß er die allgemeine und herrschende Meinung seiner Zeitgenossen ausgesprochen habe, so stimmt das keineswegs mit der Geschichte, welche außer Zweifel setzt, daß eben zu seiner

Zeit die Alchemie unter den Griechen eine Partei für sich hatte, daß man fleißig darin arbeitete, daß es auch nicht ganz an Schriftstellern fehlte, die Alchemisten genannt seyn wollten. Ein solcher ist

Michael Psellos, aus Konstantinopel, Prinzenlehrer am Hofe des Kaisers Konstantinos Dukas, und insbesondere Erzieher des Kaisers Michael Dukas, wonach die Zeit seines amtlichen Wirkens in die Jahre 1060 bis 1080 fällt. Wir dürfen wol annehmen, daß man zu einem solchen Lehramt Männer gewählt haben werde, welche hinter den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit nicht zurückblieben, vielmehr geeignet waren, sie zu fördern, wenigstens hell aufzufassen. Ein solcher bekennt sich entweder zu keinem verachteten Gegenstande, oder er bringt ihn zu Ehren. Michael Psellos schrieb eine Abhandlung *Περὶ χρυσοποιΐας*, Von der Goldbereitung, in Form eines Briefes an den Patriarchen von Konstantinopel, Joannes Xiphilinos. Dieser Patriarch ist 1080 gestorben. Er stand in dem Rufe eines gelehrten Mannes, und hat ihn durch ein Kompendium der Geschichte bewährt, welches den Dio Cassius ergänzt. Unter so ausgezeichneten Männern kommen nur würdige Gegenstände zur Sprache. Der Patriarch hatte den Philosophen um Aufschlüsse über die Physik und Mystik des Demokritos ersucht, und dieser widmete ihm in Folge dessen einen Kommentar darüber, worin er in der Hauptsache seinen Vorgängern folgt, das Buch also auch dem Demokritos von Abdera zuschreibt. Seine Abhandlung bewahrt die Pariser Bibliothek in zwei Handschriften, deren eine im fünfzehnten, die andere im sechzehnten Jahrhundert geschrieben ist. Eine lateinische Uebersetzung derselben gab Domenico Pizimenti mit der Physik und Mystik des Demokritos zu Padua 1573, 8., heraus.

Nach Psellos findet sich wieder eine Lücke in der Namenreihe, welche durch Einschiebung der Anonymen vielleicht

auszufüllen wäre. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes lebte

Nikephoros Blemmydas, ein griechischer Mönch, welchem der Kaiser Theodoros Laskares im Jahre 1255 die Würde des Patriarchen zu Konstantinopel anbot. Zu Gunsten seiner Studien lehnte er die Ehre ab, und das verkündigt schon einen Forscher, dessen Sinn auf Ungemeines gerichtet ist. Von ihm sind noch zwei Schriften vorhanden, welche seinen Fleiß in Chemie und Alchemie beurkunden, als:

1) *Ἔργον χημευτικόν*, Chemisches Werk, d. h. Chemische Arbeiten und Handgriffe. Eine Handschrift davon bewahrt die Vatikanische Bibliothek. Athanasius Kircher, der sie durchgesehen, hat darin spagirische Arbeiten, aber den Stein der Weisen nicht gefunden.

2) *Περὶ χρυσοποιΐας*, Von der Goldbereitung, welche sonach von der vorigen gewiß verschieden ist. Die Pariser Bibliothek besitzt davon eine Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert, von welcher Borel in der Bibliotheca chimica, p. 48., Nachricht gibt.

Synesios Abbas, welcher von dem Bischof gleiches Namens wol zu unterscheiden ist, macht den Beschluß in dieser Reihe als der Jüngsten einer, wiewol er sonst unbekannt und seine Zeit nicht genau zu bestimmen ist. Er schrieb eine Abhandlung *Περὶ τοῦ λίθου τῶν Σοφῶν*, Vom Steine der Weisen. Nach diesem Titel dürfte man ihn in das vierzehnte Jahrhundert setzen, weil der Ausdruck „Stein der Weisen“ bei den älteren Griechen nicht üblich war und der Terminologie der Lateiner anzugehören scheint. Zwar kommt er in den griechischen Handschriften vor, die als Uebersetzungen der Schriften des ägyptischen Hermes angesehen wurden; aber daraus möchte nur zu folgern seyn, daß jener Pseudo-Hermes, von welchem schon beiläufig im ersten Kapitel die Rede war, eigentlich hierher gehöre. Den Abt Synesius so spät zu setzen, wird außerdem noch dadurch

gerechtfertigt, daß er in seiner Schrift den Geber citirt, dessen Werke den Griechen nicht wol früher bekannt werden konnten, bis sie ins Griechische übersetzt worden waren. Nur die kaiserliche Bibliothek zu Wien bewahrt, wie es scheint, eine Handschrift von der Abhandlung des Abts, vielleicht das Autographon; demungeachtet ist sie aber durch Uebersetzungen bekannt genug geworden. Man hat eine französische von Arnauld und zwei deutsche. Die erste erschien mit Flamel's Hieroglyphen zusammen unter dem Titel: Zwei auserlesene chymische Büchlein, ohne Angabe des Druckorts, 1680, 8. Die andere gab Friedr. Rothscholz zu Nürnberg 1718, 8., heraus.

Die zweite Griechische Schule löste sich auf, als 1453 die Türken Konstantinopel einnahmen, welche den Lehranstalten der Christen wenig Schonung angedeihen ließen. Die Gelehrten der Griechen bargen sich wol zum Theil in den Klöstern des Athos und der thessalischen Berge, aber die meisten wanderten nach den Abendländern aus. Einige flüchteten nach Rom oder Venedig, Andere begaben sich nach Sicilien unter den Schutz des aragonischen Königes Alphons. Ihre Zerstreuung kam anderen Völkern zugut; aber ein gelehrtes Griechenland gab es bald nicht mehr. Was von der Alchemie der Neugriechen zu sagen ist, wird weiter unten gelegentlich vorkommen.

Ein Rückblick auf die Erörterungen dieses Kapitels gewährt folgende Resultate:

Die Griechen übernahmen von den Persern und Aegyptern die ersten Anfangsgründe der Chemie und führten sie weiter aus.

Sie fügten das Problem der Metallveredlung hinzu und sind die eigentlichen Urheber der Alchemie; doch geschah das nicht vor dem vierten Jahrhundert.

Sie suchten die Veredlung nicht in Umschaffung des chemischen Charakters, sondern nur in einer Farbenverände-

rung

rung, und meinten mit der gelungenen Bereitung eines Gelbkupfers oder Weißkupfers die Aufgabe gelöst zu haben.

Keine einzige Thatsache ist nachzuweisen, daß irgend ein Grieche unedles Metall in probehaltiges Gold oder Silber verwandelt habe.

Ihre Chemiker gaben sich wol zum Theil das Ansehen, als ob sie die Goldbereitung kennten; allein dazu verleitete sie theils die Eitelkeit, theils das Verlangen ihrer Schüler, die nur durch Verheißung goldener Berge zu Fleiß und Aufmerksamkeit zu bewegen waren.

Drittes Kapitel.

Alchemie der Araber.

Es ist gewiß, daß kein anderes Volk die Alchemie mit einem so regen Eifer betrieben hat, als die Araber. Man hat sie aus diesem Grunde wol zuweilen als die wahren Urheber betrachten wollen. Der halb arabische Name ward als Beweisgrund für eine Behauptung aufgestellt, welche er selbst dann nicht stützen könnte, wenn er ganz arabisch wäre. Athanasius Kircher zieht in seinem Oedipus Aegyptiacus, P. II., aus solchen Gründen den Schluß, die Alchemie sey eine Ausgeburt des Aberglaubens der Ungläubigen, und darum schon verdammenswerth. Wiegleb rechnet in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 166., ebenfalls die „Einbildung von einer möglichen Verwand-„lung der unedeln Metalle in edle, als den Zeiten der Un-„wissenheit entsprungen, unter die Erdichtungen der Ara-„ber", was sich jedoch mit der historischen Kritik übel verträgt.

Man ging noch weiter in Vermuthungen, und suchte den allerersten Ursprung jener chemischen Mysterien in Ostasien bei den Hindus und Chinesen, woher die Araber sie aus der ersten Hand erhalten haben könnten. Dieser Meinung huldigt z. B. v. Murr in seinem Versuche einer chronologischen Geschichte der Alchemie, S. 3. Diese Hypothese hat, wenn man nach den Gründen forscht, gerade nicht mehr

für sich als die entgegengesetzte des Deguignes, welcher die Schrift und Philosophie der Chinesen von den Hieroglyphen und Mysterien der Aegypter herleitete; die letztere hat sogar den nicht unbedeutenden Vorzug, daß sie von einem Chinesen, welcher unsere Geschichte mit seiner vaterländischen vergleichen konnte, von dem gelehrten Yang zu Quantong, unterstützt wurde. Vergl. Biörnståhl's Briefe, Th. I. S. 113.

Allerdings haben wir Nachrichten, daß bey den Chinesen schon früh an der Metallveredlung gearbeitet ward. Barkhuysen hat (Acroamata, p. 21. Elementa Chemiae, p. 482.) aus den Berichten der Missionare Le Compte und Couplet nachgewiesen, daß die Chinesen 633 Jahre vor Chr. an ihrem Li Liokim oder Lilaokiun einen Adepten hatten. Nach des Jesuiten Martinius Atlas sinicus, p. 71., hat Hiangti zu Yotan bey Pukiang 2500 Jahre vor Chr. Alchemie getrieben. Ebenda ist p. 75. die Rede von einer hermetischen Gesellschaft von neun Schwestern. Jakob Pantogia bezeugt ebenfalls, daß bei den Chinesen stark auf edle Metalle laborirt werde, und daß sie viele Schriften davon hätten. Eine Probe derselben bewahrt die königliche Bibliothek zu Paris unter der Ueberschrift: Cin-tai-pi-mi-schu, d. i. Das vom Drachen bewachte Thor des Pi schu. Dieses alchemistische Werk besteht aus 163 Heften. Vgl. Fourmont Grammaire sinoise, p. 479. Bei dem allen haben wir doch keinen historischen Grund, anzunehmen, daß der fernste Osten dem Westen die Alchemie mitgetheilt habe. Beiden mag sie aus gleichem Boden entsprossen seyn, aus der Goldbegierde, die überall gefunden wird.

Auch die Araber sind keineswegs Urheber der Alchemie. Aus der Zeit vor Muhamed ist keine Spur davon bei ihnen gefunden worden, wenn schon die Nachbarschaft hätte erwarten lassen, daß sie Manches von den Alexandrinern gelernt haben möchten. Hätten die Araber zu Muhamed's Zeit die Alchemie gekannt, so würde gewiß im Koran die

Rede davon seyn. Allein man findet kein Wort davon, nicht in der Saba, (Kap. 34.) wo doch von Bächen geschmolzenen Erzes die Rede ist, die dem Salomon zu Gebot standen, auch nicht im Lokman, (Kap. 31.) wo die fünf Schlüssel verborgener Wissenschaft am Schlusse aufgezählt werden.

In der Geschichte finden wir dagegen die deutlichsten Anzeigen, daß die Araber, als sie ihre Eroberungen begannen, ein unwissendes Volk waren, und ihre geistige Kultur über einige Verse und Erzählungen nicht hinausging. Sie sollten auch dabei bleiben, da der Koran alles Grübeln ausdrücklich untersagt. Eine solche Anzeige ist ihr Benehmen bei der Einnahme von Alexandrien. Als ihr Feldherr Amri-Ebnol-As im Jahre 640 daselbst einrückte, fand er im Serapeion die noch übrige zweite Hälfte der großen Bibliothek der Ptolemäer, angeblich an 300,000 Rollen. Der griechische Philosoph Joannes Philoponos, welcher sich damals in Alexandrien aufhielt, gewann die Gunst des Generals in hohem Grade. Ihm blieb nicht verborgen, wie gering man seine Landsleute und ihre Wissenschaft schätze. So durfte er wagen, was außerdem als frech erscheinen würde, und bat sich die philosophischen Bücher der königlichen Bibliothek zum Geschenk aus. Amri war dazu willig, trug aber Bedenken, über einen so namhaften Gegenstand für sich allein zu verfügen, und schrieb deshalb an den Kaliphen Omar. Dieser antwortete gelegentlich: Wenn jene Bücher lehrten, was im Koran auch stände, wären sie unnütz; enthielten sie aber Anderes, so müßten sie vernichtet werden. Demzufolge wurden 642 jene Papyrusrollen zur Feuerung an die Badstuben vertheilt und viertausend Bäder sechs Monate lang damit geheizt. Das erzählt der Araber Abulpharagi. Dabei läßt sich denken, daß Amri seinem Günstling nachgesehen haben werde, Manches zu retten, wie auch, daß Vieles von Kennern entwendet worden sey, da die Verbrennung nicht wol beauf-

sichtigt werden konnte, und diese Ueberreste wanderten nach Griechenland.

Indessen konnte man leichter Papier verbrennen, als die Wissenschaft ausrotten. Wie brutal auch die Moslemim verfuhren, konnten sie doch nicht ganz umhin, von der Bildung des unterjochten Volkes etwas anzunehmen. Schon die Benutzung der eroberten Provinzen machte es ihnen zum Bedürfniß, sich einige Kultur anzueignen. Anfänglich stellte man Griechen in solchen Aemtern an, welche Kenntnisse erforderten; allein man ward arg von ihnen betrogen, wie die Geschichte vom Joannes Damaskenos davon ein Beispiel gibt. Darum ersetzte man sie nach und nach durch Landsleute, die von den Griechen unterrichtet worden waren. Dadurch ward schon eine Art wissenschaftlichen Verkehrs eingeleitet. Ihr nächstes Absehen war, in Berechnung der Einkünfte nicht übervortheilt zu werden; darum lernten sie vor allem rechnen, und nahmen die Buchstaben ihrer Lehrmeister als Ziffern an, die sie freilich so sehr entstellten, daß man sie kaum noch herausfindet. Mit dem Rechnen war es noch nicht gethan; man mußte auch von den zu berechnenden Realien Kenntniß nehmen. So fingen die Araber an selbst zu studiren, und fanden doch nicht übel, daß man Schulen dazu gehabt habe, gestatteten sogar, daß die Lehranstalt in Alexandrien wieder eingerichtet werde.

Zwei Gegenstände nahmen ihre Wißbegier vor anderen in Anspruch, die Astronomie zur astrologischen Anwendung, und die Chemie wegen der Metallveredlung. Die letztere versprach eine noch bequemere Bereicherung als fortwährendes Erobern und Plündern. Schon seit dem Anfange des achten Jahrhundertes trieb man daher die Alchemie mit Feuereifer, wenn auch verstohlen, um des Gesetzes willen. Man unterhielt griechische Laboranten, ließ auch die Chrysopöien in's Arabische übersetzen, um sie zu lesen, wie denn unsere Bibliotheken noch einige solche Uebersetzungen vom Osthanes und Anderen aufbewahren. In diesen Uebersetzungen blieben

die Kunstwörter oft griechisch stehen, und gingen so in die Kunstsprache der Araber über, welche nur ihren Artikel Al vorsetzten und den Klang der Wörter selbst ein wenig nach ihrem Idiom umformten. Auf solche Weise entstand aus ἄμβιξ, Topf, Alembik, Helm; aus ἄμβροτος, göttlich, Alembroth, Sal divinum; aus καυστής, Verbrenner, Alkahest, allgemeines Auflösungmittel; aus μίσηθρον, haßerregendes Mittel, Almisadir; aus χημεία endlich Alchemie.

Der berühmteste unter den Schriftstellern der Araber, welche Chemie und Alchemie abhandeln, ist Geber, oder Giabr, auch Dschafar genannt, welcher nach der Rechnung des Leo Afrikanus ein Jahrhundert nach Muhamed, eigentlich wol in der zweiten Hälfte des achten Jahrhundertes lebte. Kein Araber schrieb vor ihm Aehnliches, und Keiner nach ihm hat ihn erreicht, weshalb man ihn den „König der Araber“ genannt hat. Diesen Tropus haben neuere Alchemisten mißverstanden, woher es kommt, daß man in deutschen Sammlungen hin und wieder von Sr. Majestät dem Könige Geber lieset.

Sonderbar und unwahrscheinlich müßte man finden, daß der allererste Versuch eines Volkes im Schreiben über einen Gegenstand eben das unübertroffene Meisterstück habe seyn können; aber das Räthsel löst sich durch die sehr wahrscheinliche Nachricht beim Leo Afrikanus, daß Geber eigentlich kein Araber, sondern ein geborner Grieche war, der vom Christenthum zum Islam überging und dadurch die Liebe und Hochachtung der Moslemim in vollem Maße gewann. Wahrscheinlich wird diese Nachricht schon dadurch, daß man ihn immer nur einfach Geber genannt findet, da doch sonst die Araber nicht leicht ihre Koryphäen nennen, ohne deren Stammbaum gebührend hinzuzufügen. Der schlichte Name deutet schon an, daß er ein novus homo gewesen sey, der keine rechtgläubigen Ahnen zu rühmen hatte.

Noch glaublicher erscheint jene Nachricht, wenn man den Namen Geber oder Giabr näher betrachtet, und darin eine Aehnlichkeit mit anderen Benennungen findet, über deren Grund freilich nur Orientalisten ein entscheidendes Urtheil zusteht. Unter den Traditionen der Araber über die Art und Weise, wie Muhamed seinen Koran zu Stande gebracht habe, war auch die, daß ein gelehrter Grieche, Namens Jabar oder Yefar, ihm dabei geholfen habe. Die rechtgläubigste Partei betrachtete diese Sage als eine schnöde Verleumdung des Propheten, in welchem Sinne auf dieselbe im Koran selbst, nämlich in der Biene (Kap. 16., Arnold's Ausgabe S. 315.) angespielt wird. Ob jener Grieche etwan *Ἰάφορος* oder anders geheißen habe, daran liegt nichts; aber es möchte beinahe scheinen, daß die frommen Moslemim, die alle Vergleichungen aus dem Koran entnehmen, den Namen jenes Griechen in der Folge als Schimpfwort gebraucht haben, um Ungläubige damit zu bezeichnen, da dasselbe Wort in drei Dialekten des Arabischen in ebenderselben Bedeutung und beinahe unverändert vorkommt. So nannten sie die Feueranbeter in Persien Gebern, die Fetischanbeter in Afrika Kaffern und die Christen in Europa Giaur. Mit der letzteren Benennung ist Giabr ziemlich gleichlautend, und Dschafar auch nur eine andere Aussprache. Demnach ist zu vermuthen, daß Geber seinen Namen noch als Christ erhielt. Als er ihn aber einmal hatte, erging es ihm wie dem „kleinen Töffel" in der Fabel; die Beschneidung half ihm nicht davon, und er behielt ihn zeitlebens.

Geber lebte zu Sevilla in Spanien, wo er alle Theile der griechisch-arabischen Philosophie lehrte. Vielleicht gründete er die dortige arabische Hochschule; wenigstens ward er im bildlichen Sinne der Stifter einer philosophischen Schule, deren Anhänger sich bald durch drei Erdtheile verbreiteten. Seine Schriften verfaßte er sämmtlich in arabischer Sprache, wodurch er vollends die Nation für sich und für die Wissenschaft gewann. Kaum bedurfte man noch der Uebersetzun-

gen aus dem Griechischen, welche Almamun im Orient besorgen ließ; denn ein rechtgläubiger Originalschriftsteller machte sie entbehrlich, und zwar in allen Fächern. Dieser Umstand erklärt zur Genüge die ungemeine Hochachtung, welche die Araber ihm widmeten. Sie waren stolz auf ihn, und verschwiegen gern seine Herkunft, von welcher wir gar nichts wissen würden, wäre nicht Leo ein Proselyt und Feind der Alchemie gewesen.

Geber war für sein Zeitalter ein praktischer Chemiker von großen Verdiensten. Man findet bei ihm Kenntnisse, welche kaum seiner Zeit zugetraut werden würden. Er kennt und beschreibt richtig die Eigenschaften der wichtigsten Neutral-, Mittel- und Metallsalze, namentlich des Kochsalzes, Salmiaks, Salpeters, Alauns und Eisenvitriols. Umständlich beschreibt er die Geräthschaften und Handgriffe der Destillation, die Bereitung des Scheidewassers und Königswassers, des ätzenden Sublimates, des Silbersalpeters, des rothen Präcipitats u. s. w. Er kennt die Kalcinirung des Spießglanzes, das Frischen der Bleiglätte, das Abtreiben der edeln Metalle mit Blei in Kapellen von Holz- und Knochenasche, und vieles Andere. Vgl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. I. S. 15 — 20.

Bei seinen metallurgischen Kenntnissen kann ihm selbst kaum zur Last gelegt werden, daß er unter vielen richtigen Processen auch einige falsche beschreibt. In seiner Lage, da er außer der Naturwissenschaft auch Mathematik und Philosophie zu lehren hatte, und als ein fruchtbarer Schriftsteller hat er vielleicht Einiges von Anderen entlehnt, ohne es selbst zu prüfen. Es kann auch wol seyn, daß er manche Arbeit von langer Zeit her aus dem Gedächtniß, und eben daher unvollständig und undeutlich beschrieben, oder daß die Uebersetzer, auf welche wir uns verlassen müssen, seine Worte nicht richtig wiedergegeben haben. Indessen bleibt bei allem dem, was man zu seiner Rechtfertigung anführen kann, doch soviel ausgemacht, daß nach seinen Vorschriften nicht immer mit

Zuversicht zu arbeiten ist, und zwar hauptsächlich in dem, was die eigentliche Alchemie angeht. Mancher verlor schon Zeit, Mühe und Kosten dabei.

Ein Urtheil über Alchemie steht dem erfahrnen Chemiker unbestreitbar zu, und was er sagt, verdient geprüft zu werden; aber prüfen muß man, nichts glauben, weil Er es sagt. Daß Geber die Kunst Gold zu machen verstanden und sie in seinen Schriften gelehrt habe, ist ganz unerweislich. Am meisten sind Diejenigen im Irrthume, welche meinen, er habe das Geheimniß verhehlen und nur versteckt andeuten wollen. Ueber eine solche Beschuldigung ist der Weise von Sevilla hoch erhaben. Was er wirklich weiß, lehrt er ohne Rückhalt. Auch ist kein Grund gedenkbar, welcher ihn dazu bewogen haben könnte, hinter dem Berge zu halten. Im Gegentheile würde ein solches Geheimthun die Moslemim an den Giaur erinnert und ihn schlecht empfohlen haben.

Allerdings hat die aufmerksame Vergleichung seiner Schriften, und insbesondere der Stellen, worin er von der eigentlichen Alchemie redet, ausgewiesen, daß er an die Möglichkeit einer Metallveredlung glaubte; wenn man aber die Gründe, welche er dafür aufstellt, näher beleuchtet, so zeigt sich offenbar, daß er eine irrige Vorstellung von ihrer Möglichkeit hatte.

In der Summa perfectionis, Lib. I. cap. 36., sagt er: das Kupfer mache gleichsam ein Mittelding zwischen Gold und Silber aus und lasse sich ebendarum leicht sowol in das eine als in das andere verwandeln. Nimmt man diese Stelle wörtlich, wie sie außer dem Zusammenhange erscheint, so verspricht sie freilich viel mehr, als seine Meinung seyn konnte. Die Frage, wie das zu bewerkstelligen sey, beantwortet er ebenda hinsichtlich der Verwandlung in Gold mit der Erfahrung, daß sich das Kupfer innig mit der Tutia, dem Galmei, verbinde und dadurch schön goldgelb gefärbt werde, hinsichtlich der Verwandlung in Silber aber cap. 29. damit,

daß das Kupfer vom Arsenik weiß gefärbt werde, weshalb er diesen als die Grundlage der Tinktur auf Weiß betrachtet.

So grob irrt er freilich nicht, daß er Messing und Weißkupfer für Gold und Silber nehmen sollte. Die oben nachgewiesene Kenntniß des Feinbrennens gestattet nicht, ihm Solches zuzutrauen. Auch erklärt er sich deutlicher darüber Lib. II. cap. 20. Jene beiden Mittel zur Veredlung, die er Medicinen nennt, theilt er daselbst nach dem Grade der Vorbereitung in drei Ordnungen. Die der ersten Ordnung sind ihm die rohen Materialien, wie die Natur sie liefert; die der zweiten Ordnung sind durch Sublimation gereinigt, die der dritten Ordnung aber durch dienliche Zusätze figirt. Nun gesteht er ein, die Medicinen der ersten und zweiten Ordnung lieferten noch kein wahres Gold und Silber; aber die dritte sey höher ausgearbeitet, mehr gereinigt und befestigt, und diese liefere das wahre Meisterstück. Nirgend behauptet er, die Medicin der dritten Ordnung zu kennen, und noch weniger lehrt er sie bereiten. Er glaubt nur an ihre Existenz, gestützt auf einen Fehlschluß, den er anderswo dunkel andeutet. Die technische Erfahrung, daß Messing und Weißkupfer in sehr verschiedenen Graden der Farbe, des Glanzes und der Geschmeidigkeit vorkommen, führete ihn zu der Annahme, daß beide bei ganz vollkommenem Gelingen und bei der innigsten Vereinigung jene Eigenschaften im Superlativ erlangen würden und so zu Gold oder Silber werden könnten.

Man könnte allenfalls noch einwenden, Geber habe vielleicht eine falsche Theorie und dennoch eine gute Praxis gehabt; allein auch dieser Ausweg wird durch seine eigenen Aussagen abgeschnitten. Die Möglichkeit der Metallveredlung wurde zu seiner Zeit nicht minder als vor und nach ihm von Vielen bezweifelt. Diese Zweifel bemüht er sich Summa, Lib. I. cap. 9., zu widerlegen, und zu dem Ende führt er deren sechs an. Der dritte lautet also: „Schon lange „ist diese Kunst von gelehrten Männern gesucht worden; und

„wäre sie irgend möglich, so würden jene sie tausendmal „gefunden haben." Er zeigt ganz richtig, daß ein solcher Schluß untriftig sey; hätte aber Geber die Kunst wirklich besessen, so bedurfte es alles Widerlegens und Disputirens nicht, sondern er würde den Ungläubigen mit der Probe den Glauben in die Hand gegeben haben. Er hat die Kunst nicht, aber um so eifriger bestrebt er sich, aus philosophischen Gründen die Möglichkeit derselben darzuthun, damit sie gesucht und gefunden werde. Daß die Alchemie in seinen Augen nicht mehr als ein Projekt war, gesteht er sogar indirekt zu, indem er kein einziges Beispiel von einem Adepten anführt, um jenen dritten Zweifel zu bekämpfen.

Die Zahl der Schriften Geber's soll sich, wie Einige behaupten, auf 500, sage fünfhundert, belaufen haben! Das ist ein arabisches Mährchen, vielleicht ein Wortspiel, in Bezug auf die Menge der von Sevilla aus verbreiteten Abschriften. Wollte man dafür 50 annehmen, so sind doch nirgend nur halb so viel chemische aufzutreiben; wird aber nochmals der zehnte Theil davon genommen, so gibt er endlich diejenige Zahl, welche sich ordentlich nachweisen läßt. Wir haben von ihm:

1) Summa perfectionis magisterii, Hauptbegriff der Vervollkommnung des Meisterstückes, in vier Büchern. Handschriften davon bewahren die Vatikanbibliothek, die Universitätsbibliothek zu Leyden und die zu Montpellier. Lateinische Ausgaben erschienen zu Straßburg, 1529, Fol., zu Bern, 1545, 4., zu Leyden, 1668, 12., und zu Danzig, 1682, 8. Lateinisch abgedruckt findet sich das Buch in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., und in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. I. N. 29. Eine französische Uebersetzung: La Somme de la perfection, ou l'abrégé de Geber, L. 2, findet sich in Salmon Bibliothéque des philosophes chimistes, T. II. N. 5.

2) De investigatione perfectionis metallorum, Von der Ausmittelung der Metallveredlung, bestehend in 33 Processen. Arabische Handschriften liegen in der Vatikanbibliothek und der Leydener Bibliothek. In der königlichen Bibliothek zu Paris kommt nach Lenglet du Fresnoy eine Handschrift vor, deren Titel: De invenienda arte auri et argenti, sive Alchimia, doch wol dasselbe Buch bezeichnet. Die lateinischen Ausgaben und Abdrücke sind ebendieselben wie bei N. 1.

3) De inventione veritatis, Von der Auffindung der Wahrheit. Davon bewahrt die Pariser königl. Bibliothek ein arabisches Manuskript. Lateinisch abgedruckt findet es sich in obigem Volumen etc., Nürnberg, 1541, 4., N. 3.

4) De fornacibus construendis, Von der Einrichtung der (chemischen) Oefen, mit Figuren. Die Handschrift liegt im Vatikan. Lateinische Ausgabe mit N. 1. u. 3. Bern, 1545, 4., mit 1. u. 2. Danzig, 1682, 8. Auch abgedruckt in dem Nürnberger Volumen etc. N. 4.

5) Testamentum, Letzter Nachlaß, in 18 Artikeln. Die arabische Handschrift liegt in der Leydener Bibliothek. Lateinische Ausgaben zu Bern, 1545, 4., und Danzig, 1682, 8. Abdruck in Mangeti Biblioth. T. I. N. 31.

Die sonst noch unter dem Namen Geber vorkommenden Schriften gehören nicht diesem Geber, sondern zwei jüngeren an, von denen weiter unten die Rede seyn wird.

Eine deutsche Ausgabe der Geber'schen Schriften, von Philaletha, erschien zu Frankfurt und Leipzig, 1710, 8., eine andere zu Wien, 1751, 8.

Auszüge und Erläuterungen über Geber's Schriften sind in Menge vorhanden, als z. B.:

Expositio Gebri, seu de Alchemia dialogus. Lugduni, 1548. 8.

Jo. Gerhardi Exercitationes in Gebrum, Tubing. 1643, 8., abgedruckt in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 33.

Jo. Braceschi Dialogus, bei Manget T. I. N. 32.

Des Königs Geber aus Hispanien Secretum, dessen sich die Venetianer hoch heraussthun, von Pomisius. Straßburg, 1596. 8.

Geberus redivivus, d. i. wahrhafte Praktika des Steins der Weisen, welche der König Geber in seinen Schriften stückweise und zerstreut beschrieben. Von einem Philosopho in Ordnung gebracht und lateinisch herausgegeben, nun aber verdeutscht von Arsenio Bachimiel Densinger. 1643. 12.

Einen wahren und natürlichen Geberus redivivus haben wir wahrscheinlich an einem Schriftsteller, welcher Abu Mussa Giabr Ben Hajiam al Sofi, sonst auch Gieberim Ebn Haen und in einer Uebersetzung Tusensis Suficus genannt wird. Jener novus homo ist das nicht; denn der Name hat schon einen stattlichen Bart. Vielleicht ist er der leibliche Sohn des Weisen von Sevilla. Nach der Regel würde dann zwar der Name Abu Mussa Ben Giabr lauten müssen; allein es ist möglich, daß er bei Lebzeiten nur Abu Mussa Giabr geheißen habe, wenn er etwa bei dem Uebertritte des Vaters zum Islam schon lebte. Den Nachsatz Ben Hajiam al Sofi haben wol erst die Nachkommen hinzugesetzt, damit er nicht mit dem Vater verwechselt werde. Es läßt sich nämlich vermuthen, daß in den arabischen Hochschulen, wo der Araber vom Griechen belehrt ward, das Arabische mit dem Griechischen vermischt worden sey; und wenn man jenen Nachsatz mit dieser Voraussetzung betrachtet, so dürfte man zwei arabische und zwei griechische Wörter darin finden. Ganz griechisch würden sie lauten: *υἱος ἁγίου τοῦ σοφοῦ*, deutsch: Sohn des allverehrten Weisen. Ebenderselbe Sinn

ist dann auch in dem Ebn Haen und dem Tusensis Suficus wiederzufinden, welches Verstümmelungen der Abschreiber und Uebersetzer seyn mögen.

Wir haben von Geber dem Sohne zwei Schriften und einen Kommentar dazu:

1) Das Buch der Reichthümer. Die arabische Handschrift, welche in der Pariser Bibliothek aufbewahrt wird, ist von Wansleben (Vansleb) aus Kahira gebracht worden. Lenglet du Fresnoy gibt T. III. p. 29. den Titel so an: Opus, cui titulus Liber divitiarum, tractatus chymicus et pars octava quingentorum illorum, quos de hoc argumento literis consignavit Abou Moussa Giaber ben Haijam al Sofi, qui vulgo Geber nuncupatur.

2) Das Buch vom Stein der Weisen. Die arabische Handschrift liegt in der Leydenschen Bibliothek. Den Titel davon gibt Lenglet du Fresnoy ebenda p. 31. so an: Giaber (vulgo Geber) Ben Haijam Tousensis Souficus de lapide philosophico.

Dem Titel nach scheint hierzu als Kommentar zu gehören:

Grundsätze des Gieberim Ebn Haen, oder Geber's, und Raymundi Lullii, zweier berühmten Philosophen, ihre Schriften desto besser zu verstehen. Aus dem Toskanischen in die deutsche Sprache übersetzt. Lpzg., 1723. 8.

Abu Jusuf Alchindi, ein arabischer Philosoph, welcher um 890, oder ein Jahrhundert nach Geber lebte, schrieb eine Abhandlung, um Diejenigen zu widerlegen, welche mit der Kunst Gold und Silber zu machen prahlen. Er ist also ein Gegner der Alchemie, und seine Schrift ein Beleg mehr dazu, daß Geber die Aufgabe weder löste, noch Alle von der Ausführbarkeit überzeugte, der Streit der Meinungen vielmehr fortdauerte. Die ara=

bische Handschrift liegt in der Bibliothek des Eskurials. Vgl. Casiri Biblioth. Arab. Hispan. Escorial. T. I. p. 356. Um dieselbe Zeit lebte und wirkte im Orient der berühmte Arzt Rhases, welcher mit seinem vollen Titel eigentlich Muhamed Ibn Sakarjah Abu Bekr al Rasi genannt wird. Er war aus Chorasan gebürtig, und Direktor eines großen Krankenhauses zu Bagdad, wo er im Jahre 932 starb. Er war Chemiker aus Geber's Schule, und führte den Gebrauch chemischer Arzneien im Orient ein, wodurch er großen Ruf erlangte. Seine zahlreichen medicinischen Schriften gehören nicht hierher. Von der Alchemie soll er zwölf Bücher geschrieben haben, von denen aber nichts übrig ist, als eine Menge von Citaten, welche bei den lateinischen Alchemisten vorkommen. Die vorhandenen alchemistischen Schriften, welche ihm zugeschrieben worden sind, sollen zu jenen Citaten nicht passen, und mögen demnach wol untergeschoben seyn, als z. B. Rhasis Praeparatio salis armoniaci, abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 64. Eine andere, betitelt: Liber luminum, in lateinischen Versen geschrieben, abgedruckt in Rhenani Harmonia, Decad. I. N. 3. 4., gehört dem Rases Castrensis, von Castres in Languedoc, an, wonach der Irrthum auf einer Namenverwechselung beruht.

Wenn die alchemistischen zwölf Bücher des Rhases das von seinen Zeitgenossen gefällte Urtheil verdienen, so wird ihr Verlust nicht sehr zu beklagen seyn. Nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Ebn Chalikam erzählt Brucker, daß Rhases eine alchemistische Schrift dem Kaliphen Almansur überreicht habe. Dafür habe ihm der Fürst eine Belohnung von Eintausend Dinar auszahlen lassen. Als man aber die darin beschriebenen Processe versucht und falsch befunden habe, sey der Verfasser mit Stockschlägen bestraft und fortgejagt worden. Orientalische Verantwortlichkeit! Vergl. Bruckeri Historia critica philosophiae, T. III. p. 79.

Nicht besser beglaubigt ihn eine andere Anekdote, welche Abulpharagi mittheilt. Rhases ward im Alter blind. Er lebte in dürftigen Umständen, weil er zu freigebig und als Arzt zu uneigennützig war. Ein Widersacher, Namens Al Baki, machte ihm deshalb folgende Vorwürfe: „Du rühmst Dich dreier Wissenschaften, in welchen Du doch „ganz unerfahren bist; z. B. der Alchemie, da Du doch „wegen einer unbedeutenden Summe von Deinem Weibe in „den Kerker gebracht worden bist; der Arzneikunst, wenn „schon Du Deinen eigenen Augen nicht hast helfen können; „der Astrologie endlich, wiewol Du keinem Unglücksfalle „vorbeugen konntest."

Ihm folgt in der Reihe Farabi, eigentlich Abu Nasr Muhamed Ibn Tarchan al Farabi, welcher nach Einigen im Jahre 954, nach dem Berichte des Leo Afrikanus aber 998 zu Damask im achtzigsten Jahre starb. In seiner Jugend studirte er die Philosophie zu Bagdad. Er war jederzeit ein eifriger Verehrer des Aristoteles, dessen Schriften er zweihundert Mal durchgelesen haben soll. Uebrigens war er Philosoph, Mathematiker, Medikus, Alchemist, Redner, Dichter und Musikus in Einer Person. Durch seine Schriften erwarb er den Ruf des größten Philosophen seiner Zeit. Wiewol er von mehren Fürsten berufen ward, nahm er doch kein Amt an, sondern begnügte sich mit einem mäßigen Vermögen, weshalb man ihm geheime Geldquellen zutraute. Er schrieb eine Bestätigung der Alchemie, wovon eine arabische Handschrift in der Leyden'schen Bibliothek vorkommt. Uebersetzungen haben wir nicht.

Salmana wird von du Fresnoy bei dem Jahre 1000 als Alchemist aufgeführt, aber mit Unrecht, da man von ihm nur eine Abhandlung über die Bereitung künstlicher Edelsteine in griechischer Uebersetzung hat, welche unter den Handschriften der Pariser Bibliothek vorkommt. Nur in so fern ist sie geschichtlich anzumerken, als sie ein Beispiel abgibt, wie nach dieser Zeit die Griechen auf die Literatur

der

der Araber aufmerksam wurden und deren Werke sich durch Uebersetzungen zu eigen machten.

Zulnun Ibn Ibrahim (Salomon, der Sohn Abraham's) war von Achmim in Aegypten gebürtig und lehrte zu Anfang des elften Jahrhundertes die Geber'sche Chemie zu Skanderik. Er schrieb Chemische Erfahrungen, von welchen eine arabische Handschrift im Eskurial aufbewahrt wird. Vgl. Casiri Biblioth. Arab. Hisp. Escorialens. T. I. p. 441.

Avicenna, eigentlich Abu Ali al Hussein Ben Abdallah Ibn Sina, wurde im Jahre 980 zu Balch in der Bucharei geboren und starb 1036 zu Hamadan in Persien. Er ward als Philosoph, nur nicht als praktischer, fast eben so berühmt denn als Arzt. Außer seinen ärztlichen Schriften soll er auch einige alchemistische hinterlassen haben, aus welchen die späteren Araber und Arabisten oft Stellen citiren; allein sie sind verloren gegangen, woraus doch zu schließen seyn möchte, man habe sie nicht so sorgsam aufbewahrt als jene. Zwar fehlt es gar nicht an Schriften, welche man ihm zugeschrieben; nur hat man Ursache, sie allesammt für untergeschoben zu halten. Nirgend kommen arabische Originale vor, und die vorgeblichen Uebersetzungen sind nicht beglaubigt. Sie sind erst seit 1500 lateinisch ausgegeben und abgedruckt worden, und wir verdanken sie wahrscheinlich unbekannten Wolthätern, welche uneigennützig uns den Verlust ersetzen wollten. Es ist demnach ein Pseudo-Avicenna, dessen Schriften nachfolgen:

1) Tractatus de Alchemia, Abhandlung von der Alchemie; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 20., und in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 36.

2) De conglutinatione lapidis, auch De congelatione lapidis und De conglutinatione lapidum betitelt, d. h. Von dem Geliefern des Steines, oder beider Steine; ist abgedruckt in Artis auriferae T. I. N. 15.,

im Theatrum chemicum, T. IV. N. 133, und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 36.

3) De Tinctura metallorum, Von der Färbung der Metalle; erschien zuerst zu Frankfurt a. M. 1530, 4., und ward abgedruckt in Opuscula complura de Alchemia, Francofurti, 1550, 4.

4) De re recta, epistola ad regem Hassan, Von der wahren Materie, ein Brief an König Hassan; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 131.

5) Declaratio lapidis, filio suo Abu Ali, Erklärung des Steins, an seinen Sohn; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 132.

6) Porta Elementorum, Thor der Urstoffe; erschien zu Basel 1572, 8.

7) De mineralibus, Von den Mineralkörpern; erschien zu Danzig 1682, 8.; eine deutsche Uebersetzung findet sich in Schröder's Alchymist. Bibliothek, B. II. Samml. 2.

8) Interpretatio epistolae Alexandri Magni, Erklärung des Briefes Alexander's des Großen. Artis auriferae T. I., N. 16. Vgl. Stephanos Alexandrinos.

Abu Dschafar Ibn Tofail, ein Philosoph und Dichter, lebte zu Sevilla und starb im Jahre 1175. Vielleicht ist er ein Nachkomme Geber's, da er denselben Namen führt und an demselben Orte wohnte. Von ihm hat man einen philosophischen Roman, die Geschichte des Hai Ibn Jokdhan, worin die Erfindung der Wissenschaften anschaulich dargestellt wird. Er ist zum Theil alchemistischen Inhaltes, und handelt von dem Kebrat al ahmad, oder dem rothen Schwefel, wie bei den Arabern die Tinktur genannt wird. Die arabische Handschrift liegt in der Universitäts-

bibliothek zu Oxford. Nach derselben hat Edward Pocock das Buch unter dem Titel: Philosophus autodidactus, arabisch und lateinisch mit Anmerkungen herausgegeben zu Oxford, 1671, 4.

Adfar wird als Chemiker und Alchemist angeführt. Er soll an der arabischen Hochschule zu Alexandria gelehrt und daselbst unter Anderen den Morienes unterwiesen haben. Darum setzt ihn Lenglet du Fresnoy in das Jahr 1050. Dieser Nachfolger des Zulnun Ibn Ibrahim wird von Artephius und anderen Arabisten fleißig citirt. Es müssen demnach alchemistische Schriften von ihm dagewesen seyn; doch ist davon nichts mehr übrig. Man darf sich wundern, daß es den alchemistischen Auferstehungmännern nicht gefallen hat, diesen berühmten Namen vor ein Buch zu setzen.

Der Zeit nach würde hier Morienes folgen, insofern er allerdings arabisch geschrieben hat; aber der Geburt und Religion nach gehört er zu den Lateinern. Auch sind wol nur einzelne arabische Handschriften nach Italien gekommen, die nicht mehr vorhanden sind. Wenigstens hat Hänel in seinen Catalogis librorum manuscriptorum Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae, Hispaniae, Lusitaniae, — Lipsiae, 1830, 4., — nicht einmal den Namen.

Thograi, ein Perser, von Ispahan gebürtig, lebte um das Jahr 1100. Sein Name ist eigentlich Abu Ismael al Hussein Ibn Ali al Ispahni, obiges Thograi aber sein Amtstitel; denn al Thogra nennt man den fürstlichen Namenzug, der unter die Fermans gesetzt wird, so wie er auch auf türkischen und arabischen Münzen den Avers bildet, und demnach bedeutet Thograi soviel als Geheimschreiber oder Siegelbewahrer. Als solcher stand Abu Ismael in Diensten des Seldschuckenfürsten Maschud Ebn Muhammed, welcher 1104 bis 1117 regirte. Daher wird er auch wol Thograi Masudi genannt. Er war ein Alchemist, und Viele hielten ihn für einen wirklichen Adepten, für den Ersten in seiner Art, wiewol die Meinun-

gen darüber sehr getheilt sind. Historisch ist, daß er großen Reichthum erworben und den Neid des ganzen Hofes aufgeregt hat, daß Maschud ihn nach vielen Gnadenbeweisen einkerkern, endlich sogar umbringen und seinen Leichnam verbrennen ließ.

Leo Afrikanus, welcher den Alchemisten nicht hold ist, erzählt die Sache also: Der Thograi habe, ungeachtet des in seiner günstigen Lage schon angehäuften Reichthums, durch Alchemie noch reicher werden wollen. Der Sultan habe ihm freundschaftlich von so thörigem Vornehmen abgerathen, und ihn, weil er nicht folgsam war, verhaften lassen. Bei dieser Gelegenheit wären dann arge Verräthereien an den Tag gekommen, welche der kecke Günstling sich habe zu Schulden kommen lassen, und in Folge dessen habe ihn der Fürst seiner gerechten Strafe anheimgegeben. Das wäre sonach eine ganz gewöhnliche Begebenheit, wie sie an Höfen oft genug vorkommt, und sie hätte mit der Alchemie nicht mehr zu schaffen, als die des Joannes Damaskenos. Vgl. Leonis Africani De viris quibusdam illustribus apud Arabes, cap. 13., Edit. Hottinger p. 276.

Dagegen war bei den Arabern der Glaube allgemein, der Thograi habe sein großes Vermögen ehrlich durch Alchemie erworben. Der Sultan habe davon Kunde gehabt und ihm geliebkoset, um den Gewinn mit ihm zu theilen. Weil er aber nichts verrathen wollte, und das sey eben die besagte Verrätherei gewesen, so habe Maschud ihn endlich im Zorne umbringen lassen. Nun wird freilich das Verbrechen, welches man ihm zur Last gelegt habe, nicht namhaft gemacht, wobei des Sultans Benehmen der Rache eines habsüchtigen Despoten, dem man nicht zu Willen ist, ähnlich sieht; jedoch werden Staatsverbrechen oft aus politischen Rücksichten im Dunkeln gelassen. Also kann man auf die Verheimlichung nicht bauen, und es muß nunmehr dahingestellt bleiben, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Vgl. Brucker Historia critica Philosophiae, Tom. III. p. 90

Abulfaragi Historia dynastiarum, Edit. Pocock p. 161.

Leo berichtet an dem angeführten Orte, daß die arabischen Alchemisten zu Fez unter anderen Schriftstellern ihres Faches vornehmlich den Attogrehi hochachteten, welcher Schreiber eines Sultans zu Bagdad gewesen seyn solle. Da ein solcher Name weiter nicht vorkommt, so darf man wol glauben, daß es der Name Thograi mit dem arabischen Artikel sey, den die Afrikaner nach ihrem Dialekt umgeformt haben. Das Schicksal des Thograi dürfte bezweifeln lassen, daß er über seine Kunst geschrieben habe. Allein, was wir von seiner Geschichte wissen, ist überhaupt von der Art, daß beide Theile, die Zweifler und die Glaubenden, es zu ihrem Vortheil auslegen können. Vielleicht verlangte Maschud eben eine schriftliche Anweisung zu der Kunst, welche er dem Diener zutraute; sie fiel aber so dunkel aus, daß er sie nicht verstand. Hat der Thograi die Schrift ausgestellt, so gestand er damit gewissermaßen ein, daß er die Kunst besitze, und dann zog er sich den Verdacht zu, daß er den Gewalthaber mit Räthseln äffe, welches diesem gar wol ein todeswürdiges Verbrechen gelten konnte. Desto begieriger studirten Leo's Afrikaner darin, um das Geheimniß herauszugrübeln.

Mag der Inhalt dieser Schrift noch so unbefriedigend seyn, so ist doch ihr Verfasser merkwürdig als der erste Mann in der älteren Geschichte der Alchemie, von welchem nicht ohne allen Wahrschein vermuthet worden ist, daß er die Kunst mit Erfolg betrieben habe. Wer Glück im Errathen hat, kann es an ihr versuchen; denn sie ist unverloren, den Forschern sogar zugänglich gemacht. Es ist eine poetische Schilderung der hermetischen Arbeiten, und der Titel lautet in der Uebersetzung: De defloratione naturae in Alchemia, Von dem Verblühen der Natur in der Alchemie. Eine arabische Handschrift davon liegt in der Bibliothek des Eskurials. Vgl. Casiri Bibliotheca Escorialen-

sis, T. I. p. 441. Eine zweite befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Oxford. Nach dieser gab Edward Pocock das Gedicht arabisch und lateinisch heraus zu Oxford, 1661, 8.

Abul Chassem, eigentlich Chalaf Ebn el Abbas Abul Casan, ein Chemiker und Arzt, gebürtig von Zahara bei Cordova, von welchem Orte er auch Alzaharavius genannt wird, lebte um dieselbe Zeit als Lehrer an der arabischen Hochschule zu Cordova, wo er im Jahre 1122 starb. Berühmt ist er durch seinen Servitor als Begründer der Pharmakie. Von ihm hat man Gedichte von der Alchemie, welche Geldeki kommentirt hat. Aber ein alchemistischer Traktat, welcher unter dem Titel: Gradus sapientis et Introductio ad doctrinam, Stufenleiter des Weisen und Einleitung in die Wissenschaft, unter den arabischen Handschriften der Pariser Bibliothek vorkommt, scheint nicht jenem Pharmakeuten, sondern einem Sohne desselben anzugehören; denn der Verfasser wird darin Abul Cassen Ben Ahmed al Cordhubi genannt. Ahmed ist kein wirklicher Name, sondern bezeichnet den Berühmten, den Großen; also ist dieser Abul Cassen „ein Sohn des berühmten Kordovensers". Die Schrift handelt in vier Kapiteln von der Bereitung des Steines der Weisen. Die Handschrift hat Wansleben von Kahira mitgebracht. Vgl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 29.

Mohieddin oder Mojeddin, mit seinem vollen Titel: Mohieddin Hossaim Ben Ali Jbn Muhammed Thograi al Jspahni, scheint demnach ein Sohn des Adepten von Jspahan zu seyn, wonach er in das Jahr 1150 zu setzen seyn würde. Es hat das Ansehen, daß des gemordeten Vaters Geheimniß ihm nicht verloren gewesen, weil er willig war, aus gutem Herzen seinen Nebenmenschen davon mitzutheilen; denn er schrieb eine Abhandlung, deren Titel in der Uebersetzung lautet: Claves misericordiae et

Lampades sapientiae, Schlüssel des Erbarmens und Leuchte der Weisheit. Die Pariser Bibliothek besitzt davon eine arabische Handschrift, auf Seidenpapier geschrieben, vom Jahre 934 der Hedschra, oder 1528 christlicher Zeitrechnung. Vgl. du Fresnoy ebenda.

Geldeki, oder Eidemir Ben Ali Ben Eidemir Geldeki, war nach einer Nachricht beim Leo Afrikanus ein Mammeluck und lebte zu Damask, aber sein Zeitalter kann nur ungefähr zwischen 1100 und 1200 angewiesen werden. Er hat einen Kommentar über die alchemistischen Gedichte des Abul Chassem geschrieben, welcher in drei Abschnitten die alphabetisch geordneten Gedichte wiedergibt und mit ausführlichen Anmerkungen (Commentario valde luculento heißt es) begleitet. Die Alchemie wird darin Kunst der Sonne genannt, welches an die Tabula smaragdina erinnert, und glaublich macht, daß dieselbe um diese Zeit auch den Arabern des Orients bekannt gewesen sey. Die öffentliche Bibliothek zu Leyden bewahrt von diesem Kommentar drei verschiedene arabische Handschriften, deren eine nur den ersten Abschnitt enthält. Die vollständigste wird unter folgendem Titel aufgeführt: Eidemir Ben-Ali Ben-Eidemir Geldekei Commentarius in poëmata Habul Hasan Ali Ben Casim, Hispani Ansaraei (Alzaharaei?) de arte abscondita, quae et ars solis vocatur, quam Alchimiam dicunt. Cf. Catalogus Bibliothecae publicae Lugduno-Batavae, pag. 443. N. 796.

Alchiabdachi, dessen Persönlichkeit, Wohnort und Zeit noch unbestimmt sind, schrieb eine Abhandlung unter dem Titel: Die Leuchte. Dieser Titel, welcher eine Reminiscenz des gleichnamigen Buches von Mohieddin zu seyn scheint, ist die alleinige Veranlassung, den Autor hier einzuschalten. Die königliche Bibliothek zu Paris besitzt eine arabische Handschrift von dem ersten Theile der Leuchte, auf Seidenpapier geschrieben im Jahre der Hedschra 1094, nach Chr. 1683. Vgl. du Fresnoy III. pag. 30.]

Ibn Waschia, ein unbekannter arabischer Arzt, wird als Verfasser eines Schatzes alchemischer Weisheit genannt. Sollte es vielleicht Ebn Abbas, nämlich Abul Chassem, seyn? Die arabische Handschrift liegt in der Leydenschen Bibliothek und wird mit diesem Titel aufgeführt: Ibn Waschiae Thesaurus sapientiae de Alchymia, in qua concurrunt omnes partes philosophiae, quae non conceditur nisi philosopho perfecto. Cf. Catalog. Lugdun, p. 443. N. 803.

Kalid, gewöhnlich der König Kalid genannt, war ein Sultan, welcher um 1150 unter Oberhoheit des Kaliphen in Aegypten regirte. Man erzählt von ihm, daß er viele Alchemisten um sich versammelt habe, die er aber sämmtlich umbringen ließ, nachdem er sie als Betrüger erkannt hatte. Endlich ward er aber vom Morienes gründlich unterwiesen, wie dieser selbst rühmt. Da er sonach erleuchtet ward, so, glaubte man, werde er auch selbst geleuchtet und von der Kunst geschrieben haben. Seine Majestät figurirt daher in mehren Sammlungen alchemistischer Schriften als Verfasser von zwei oder drei Abhandlungen; allein das beruht nur auf Namenverwechselung mit folgenden beiden Schriftstellern.

Kalid Ben Jazichi soll kein Araber, sondern ein Jude gewesen seyn; wenn und wo, wird nicht gesagt. Die Araber achteten seine hermetische Weisheit so hoch, daß sie ihn aus dem Hebräischen in das Arabische übersetzten. Er schrieb das Buch der Geheimnisse, welches von den Alchemisten oft citirt wird. Die arabische Handschrift scheint um 1500 in Nürnberg vorhanden gewesen zu seyn, weil die Bekanntmachung von dort ausging. Der erste Abdruck der lateinischen Uebersetzung unter dem Titel: Calidi, filii Jazichi, Judaei, Liber secretorum Alchemiae, findet sich in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 8. Unter derselben Aufschrift wurde sie abgedruckt in Artis auriferae T. I.

N. 12., und in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. II. N. 78. Eine französische Uebersetzung, Les Secrets de Calid, steht in den Divers Traités d'Alchimie, Lyon, 1557, 8., N. 2. Eine besondere Ausgabe unter dem Titel: Regis Calid Liber Secretorum, sive lapidis philosophici secreta secretorum, erschien zu Frankfurt, 1615, 8.

Rachaidib, oder Kalled Rachaidib, ist ein arabischer Alchemist, welcher um 1200 gelebt haben soll und oft mit dem Sultan Kalid verwechselt wird. Er schrieb das berühmte Buch der drei Wörter, den eigentlichen Grundstein des Trimaterialismus, auf welchem nachher die Arabisten fortbaueten. Eine arabische Handschrift scheint nicht mehr vorzukommen; doch kann es wol seyn, da die alchemistischen Handschriften in den Katalogen gewöhnlich nur obenhin angegeben werden. Die lateinische Uebersetzung, welche wir haben, ward zuerst in Artis auriferae (Basil. 1572) Vol. I. N. 13. gedruckt, weshalb das Original in Basel zu suchen seyn möchte; dann mit dem Zusatze: Regis Calid, im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 149., und ebenso in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. II. N. 79. Auch wurde das Buch mit Veradianus und Rhodianus zusammen herausgegeben zu Danzig, 1682, 8. Eine deutsche Uebersetzung ward in die Scholzische Ausgabe der Geber'schen Schriften mit aufgenommen.

Zadith, vollständiger genannt Zadith Ben Hamuel, soll im dreizehnten Jahrhundert gelebt haben. Von den späteren Alchemisten wird er oft Zadith Senior, oder auch vorzugsweise Senior genannt, welches sich nur auf ein überschätztes Alterthum beziehen mag, da von einem Zadith junior keine Nachricht vorkommt. Er hat eine Tabula chemica, d. h. eine Alchemie in kurzen Sätzen, geschrieben, über welche auch ein Kommentar von einem ungenannten Araber vorhanden ist. Beide sollen in arabischen Handschriften da gewesen seyn, nach denen die lateinischen Uebersetzungen gemacht wären, die wir haben. Die Originale sind

vielleicht in den Bibliotheken der Rheinstädte zu suchen. Die erste Ausgabe ist: Senioris Zadith, antiquissimi philosophi, De Chimia. Argentorati, 1566. 8. Dann folgte: Senioris Zadith, filii Hamuelis, Tabula chimica, et Anonymi Commentarius in Tabulam; abgedruckt in Philosophiae chimicae quatuor vetustissima scripta, ex arabico sermone latina facta, Francofurti, 1605, 4., N. 1. et 2. Ferner im Theatrum chemicum, T. V. N. 150. Endlich unter dem Titel: Zadith Aurelia occulta philosophorum, et de Chemia tractatus, in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 82. 83.

Auch die Araber haben ihre Anonymen, die in unsern größeren Bibliotheken vorkommen, aber so gut als nicht vorhanden sind, so lange man nicht in den Verzeichnissen von den beliebten Formeln Varia chymica oder Nonnulla alia ejusdem argumenti abgeht. Einzelner Handschriften wegen kann freilich kein Orientalist angestellt werden; doch wäre zu wünschen, daß junge Orientalisten vor ihrer akademischen Anstellung veranlaßt würden, die Bibliotheken zu bereisen, um jene bestäubten Schränke der Geschichte aufzuschließen, ehe noch alles vermodert, dann aber erst mit einer Ausbeute, welche ihren Beruf beurkundet, ins Vaterland zurückzukehren.

Ein arabischer Anonymus verdient hier ausgehoben zu werden, weil seine Schrift die Aufmerksamkeit der Alchemisten in hohem Grade aufgeregt und auf die Methode der neueren Alchemie Einfluß gehabt hat. Der Titel derselben lautet: Consilium conjugii Solis et Lunae, Berathung über die Verehlichung des Sonnengottes mit der Luna. Wahrscheinlich stammt diese Schrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, da die Arabisten und Mystiker der Folgezeit ebendieselbe Metapher für die chemische Verbindung des geistig gemachten Goldes und Silbers weiter ausgeführt haben. Eine arabische Handschrift ist nicht nachzuweisen; doch wird versichert, daß unser lateinischer Text aus

dem Arabischen übersetzt sey. Der erste Abdruck steht unter der Aufschrift: Anonymi veteris philosophi Consilium conjugii, seu de massa Solis et Lunae, Libri tres, in der Ars chemica, Argentorati, 1567, 8., N. 4., dann auch in Philosophiae chimicae quatuor vetustissima scripta, Francofurti, 1605, 4., N. 4., und im Theatrum chemic., T. V. N. 152.

Ein zum Christenthum bekehrter Araber, welcher um die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes lebte, Abul Pharagi Ben Haram, getauft Gregorios, schrieb eine Chronik des Orients, welche Edw. Pocok 1663 mit lateinischer Version herausgegeben hat. Unter anderen die Alchemie der Araber betreffenden Nachrichten meldet diese Chronik, daß der 1209 gestorbene berühmte Philosoph Al Eman al Phager al Razi Muhammed Ibn Omar sich eifrig mit der Alchemie beschäftigt, dabei aber sein Vermögen zugesetzt und nichts ausgerichtet habe. Diese Anekdote führt Wiegleb in seiner Krit. Untersuchung der Alchemie, S. 211., als Beweis für die Richtigkeit der Alchemie an; sie beweiset aber vielmehr, daß damals die ausgezeichnetsten Gelehrten der Araber an die Möglichkeit der Metallveredlung glaubten und sie zu erfinden beharrlich strebten.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert hört die Reihe alchemistischer Schriftsteller bei den Arabern auf. Die Frage nach den Ursachen dieses scharf abgeschnittenen Aufhörens kann wol genügend aus der damaligen Lage des Volkes beantwortet werden. Haben vielleicht noch spätere Araber von der Goldkunst geschrieben, so gelangten doch ihre Schriften bei den abgebrochenen Verbindungen nicht leicht mehr zu uns, nicht einmal zur Verbreitung unter den Moslemim selbst. Im Orient waren schon seit 1100 Christ und Muselmann feindselig gegen einander aufgetreten. Die neualexandrinische Schule verging vollends unter den Kämpfen um das heilige Grab. Die Araber in Spanien wurden mehr und mehr zurückgedrängt, nachdem Cid's Thaten die Chevalerie der Ka-

stilianer entflammt hatten. Ihre Anstrengungen, sich hinter dem Bollwerke der Sierra Morena zu behaupten, fristeten zwar ihren Besitz der Südküsten; aber vor dem Waffengetümmel flohen die Musen. Ihre Hochschulen zu Kordova, Sevilla und Granada gingen ein. Zwar entstand aus den Trümmern derselben eine neue zu Fez in Afrika, aber zu entlegen vom Schauplatze der europäischen Gelehrsamkeit, und die gegenseitig gesteigerte Erbitterung verhinderte auch hier im Occident jeden Austausch der Ideen. Endlich zerfiel das in allen seinen Grundfesten durch die Anfälle der Christen, Türken und Mongolen erschütterte Reich Muhameds in lose Brocken. Mit der Macht und Einheit desselben verfiel, wie das gewöhnlich ist, das wissenschaftliche Streben der Nation, und so starb auch die Literatur eines ihrer Lieblingstudien, der Alchemie, nach und nach ab.

Wenn aber die Araber aufhörten über Alchemie zu schreiben, so darf man daraus nicht folgern, sie hätten auch aufgehört darin zu arbeiten. Zerstreute Nachrichten lassen vielmehr vermuthen, daß sie nach Anleitung ihrer älteren Schriften unverdrossen den Stein der Weisen gesucht haben, nur unter tiefem Geheimniß, damit die verhaßten Ungläubigen an dem Gewinn nicht Theil nähmen. So war z. B. die Sage weit verbreitet, daß der Maurenfürst Jusuf Bul Hagiz, der um 1346 in Granada regirte, den Stein der Weisen nicht blos gesucht, sondern wirklich besessen und vom Ertrage der ins Große getriebenen Kunst weitläufige Bauten ausgeführt habe. Vergl. G. Horn in seiner Vorrede zu der Leydener Ausgabe von Geber's Schriften.

Man lese in den Chroniken der christlichen Kaiser, meldet die Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 184., daß im dreizehnten Jahrhundert in einer Schlacht, welche die Christen einem arabischen Sultan lieferten, aber verloren, ein kaiserlicher Protonotarius gefangen und an einen vornehmen Saracenen, der ein Adept war, verkauft worden sey. Nach einiger Zeit habe dieser den Gefangenen gefragt

ob er wol in sein Vaterland zurückkehren möchte. Auf dessen sehnsüchtige Bejahung habe er ihm ein Pulver gegeben, und ihn mit der Bedingung entlassen, daß er dem Haupt der Christenheit an jenem Pulver die Herrlichkeit der Wissenschaft der Gläubigen zeigen solle. Er solle nämlich allerlei Metalle schmelzen, so werde das Pulver sie in gutes Gold verwandeln. Er könne damit aus geschmolzenem Krystall Rubine machen, und dehnbares Glas aus gemeinem. Auch könne er Aussätzige damit aus dem Grunde heilen. Ob diese hier in gedrängtem Auszug mitgetheilte Anekdote ein leeres Mährchen sey oder auf historischem Grunde beruhe, muß weiterer Prüfung anheimgegeben bleiben.

Bestimmtere Nachrichten von den arabischen Alchemisten jener Zeit in Afrika finden wir bei dem Johannes Leo, gewöhnlich Leo Afrikanus genannt. Dieser gelehrte Araber lebte in Granada, bis dieser Staat 1491 von Ferdinand dem Katholischen erobert ward, und ging dann nach Afrika hinüber, wo er mehrjährige Reisen machte. Auf einer späteren Seereise gerieth er in die Gefangenschaft der Christen, ward aber vom Papste Leo X. befreit, welcher sich ein Verdienst daraus machte, den gelehrten Muselmann zum Christenthum zu bekehren, auch bei seiner Taufe selbst Pathenstelle zu vertreten. Der Neophyt genoß eine Pension und unterhielt seinen Gönner in mehren Abhandlungen mit seinen Beobachtungen in Afrika. Eine derselben, welche von den ausgezeichneten Gelehrten der Araber handelt, die einzige noch übrige, wenn den bibliographischen Nachrichten zu glauben ist, übersetzte er selbst aus dem Arabischen in das Italiänische, und Johannes Florianus übersetzte sie nachher wieder ins Lateinische, so wie die gedruckten Ausgaben sie liefern. In dieser Schrift sagt Johannes Leo Lib. III. cap. 136. von den Einwohnern in Fez Folgendes:

„In dieser Stadt gibt es viele Menschen, welche die „nichtswürdige Kunst der Alchemie treiben. Es sind Thoren, die beständig nach Schwefel und anderem Unflat stin-

„ken.“ (Sulphuristen!) „Sie pflegen zur Vesper täglich „in der großen Moschel zusammenzukommen, um über ihre „Irrthümer zu disputiren. Sie haben viele Schriftsteller „von dieser Kunst, unter welchen Geber der vornehmste „ist, welcher hundert Jahre nach Muhamed gelebt hat, von „Geburt ein Grieche gewesen ist und seinen Glauben abge„schworen haben soll. Seine Schriften und Anweisungen „sind gar verblümt und dunkel abgefaßt. Sie haben noch „einen anderen Schriftsteller, dessen Werk Attogrehi über„schrieben ist, und welcher Geheimschreiber eines Sultans „von Bagdad gewesen. Auch hat Einer aus Granada“ (Abul Chassem) „ein Gedicht von dieser Kunst geschrieben, „über welches ein gelehrter Mammeluck von Damask“ (Geldeki) „einen Kommentar geschrieben hat. Man versteht „den Text leichter als die Erläuterung. Es gibt aber zwei „Arten von Alchemisten. Einige suchen das Elixir, d. h. „eine Materie, welche das Kupfer und andere Metalle fär„ben soll. Andere suchen die edeln Metalle dadurch zu ver„mehren, daß sie mancherlei Metalle einfach zusammen„schmelzen. Ihre Absicht geht gewöhnlich dahin, falsche „Münzen zu schlagen, weshalb man bei den meisten dieser „Leute in Fez findet, daß sie eine Hand eingebüßt haben.“

Wenn schon Leo, wie man sieht, kein Freund der Alchemisten ist, sich über sie lustig macht, um des Brodgebers Lied zu singen, sie in die Klasse der Betrüger zusammenwirft und die besseren nur als Narren ausnimmt; so erhellt doch aus seiner Nachricht, daß die Fezaner die Alchemie eifrig und offenbar, sogar unter Vorschub ihres Klerus betrieben und an heiliger Stätte eine Art von hermetischer Gesellschaft gebildet hatten. Das religiöse Verbot des Grübelns war also kein Hinderniß mehr für die Spekulation der Alchemisten und ihre Verbreitung. In der That finden wir in allen folgenden Jahrhunderten Beweise ihrer Thätigkeit, welche ausgesetzt bleiben, um der neueren Geschichte nicht vorzugreifen.

Viertes Kapitel.

Alchemie der Lateiner.

Auch dieses Kapitel muß noch damit beginnen, den wahren Anfang aufzusuchen, welchen die Wagsätze der Vorfahren ungebührlich weit hinaus verschieben. Was die Römer in der Kulturgeschichte sind, wurden sie durch die Griechen; und da diese vor dem vierten Jahrhundert nicht an Alchemie glaubten, so läßt sich kaum annehmen, daß die Römer früher nur daran gedacht haben sollten. Hätte man bei ihnen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von der Alchemie einen Begriff gehabt, so würde Plinius, bei seiner umsichtigen Zusammenstellung alles dessen, was Natur und Kunst betrifft, es nicht verschwiegen haben. Zwar wollen die Alterthümler aus seiner Naturgeschichte eben das Gegentheil beweisen. Er sagt nämlich Lib. XXXIII. cap. 4. vom Caligula: „Die Goldbegier hat den Cajus verleitet, große Massen von Auripigmentum ausschmelzen zu lassen, und in der „That hat man ein treffliches Gold erhalten, aber so wenig, „daß es die Kosten nicht lohnte." Allein diese Stelle handelt offenbar nicht von Metallveredlung, sondern von einem metallurgischen Versuche, den öfter vorkommenden Goldgehalt des Schwefelarseniks auszuscheiden.

Das bei den Römern beliebte korinthische Erz, eine Komposition von Kupfer, Silber und Gold, hatte manche Eigenschaften der edeln Metalle, namentlich Rostfreiheit, Politurfähigkeit und eine dem Verhältnisse der Mischung ent-

sprechende Goldfarbe oder Silberfarbe; aber es fiel niemandem bei, es für wirkliches Gold oder Silber zu halten, sondern man nannte es Erz. Wenn schon aus dem Statius, der am Ende des ersten Jahrhundertes seine Sylvae schrieb, Lib. II. 2. 68., erhellt, daß die Gefäße von korinthischem Erz eben so theuer bezahlt wurden, als ob sie von edelm Metall gewesen wären; so folgt doch daraus ganz und gar nicht, daß man die Masse dem Golde oder Silber gleichgeachtet habe. Vielmehr ist der hohe Preis jener Gefäße der zierlichen Arbeit und, wenn die Römer es wahrscheinlich machten wie wir, auch wol der Mode zuzuschreiben.

Am wenigsten verdienen diejenigen Beweise berücksichtigt zu werden, welche man mit allzu leichter Mühe von gewissen Sprachgebräuchen der Römer hat hernehmen wollen. Die Ausdrücke aurum facere, aurum conficere bedeuten bei ihnen nicht Gold machen, sondern Gold gewinnen oder zugutmachen, auch wol verarbeiten, wie denn aurifex kein Goldmacher, sondern ein Goldarbeiter ist. Man nahm es mit diesen Benennungen eben so wenig genau als wir thun, wenn wir: Stärkemachen, Buttermachen oder Käsemachen sagen. In ebendemselben Sinne sagten die Römer auch frumentum facere für ärnden, oleum facere für Oelschlagen, urinam facere, u. s. w.

Man hat die praktische Alchemie eine königliche Kunst genannt, und wahrlich, wenn irgend eine Kunst von Fürsten eifrig gesucht und con amore getrieben ward, so ist es diese. Unter den römischen Kaisern waren gar viele, denen auri cupiditas Caji, ja: auri sacra fames, Goldhunger, zugeschrieben werden darf, und doch ist unter ihnen in den ersten drei Jahrhunderten kein Liebhaber der Alchemie zu finden. Hätte irgend einer von ihnen etwas dergleichen versucht, so würden das die sogenannten kleinen Geschichtschreiber der Historia Augusta, welche die Studien und häuslichen Beschäftigungen der Cäsaren und so vielerlei Kleinigkeiten getreulich melden, gewiß nicht unbemerkt gelassen

haben,

haben. Man hatte die Idee noch nicht bis zum Diokletian, und ob dieser sie gehabt habe, bleibt nach Obigen (Kap. 1.) auch noch sehr zweifelhaft.

Allerdings mußten die Römer schon von alchemisti-schen Spekulationen der Alexandriner Notiz nehmen; aber es scheint nicht, daß diese Philosopheme von ihnen adoptirt worden wären. Sie kümmerten sich wenig um die Möglich-keit der Metallveredlung, und beschränkten sich gern auf die Kunst, welche sie so meisterhaft übten, Gold mit Eisen zu machen, den unterjochten Völkern es abzupressen. Später-hin freilich, als das Reich in Verfall gerieth, ihre Schätze von anderen Räubern geplündert wurden und ihre früheren Goldquellen versiegten, mögen sie den Gedanken liebgewon-nen haben, in künstlicher Bereitung des edeln Metalls Ersatz zu suchen. Im Tumult der Völkerwanderung finden wir bei ihnen die erste Spur von einem Alchemisten.

Merlin, den altenglische Volkssagen als einen mäch-tigen Zauberer rühmen, lebte um das Jahr 500 in der Land-schaft Südwales. Er war gebürtig aus der Stadt Mari-dunum, im Lande Caer Merdhin genannt, und seiner Her-kunft nach ein Halbrömer; denn er hatte eine britannische Mutter, und zum Vater einen edeln Römer, den General Aurelius, welcher den Sachsen zu widerstehen versuchte und gegen Vortigern, ihren Bundsgenossen, kämpfte. Des Sohnes römischer Name war eigentlich Ambrosius. Mer-lin hat er bei Lebzeiten nicht geheißen, sondern die Zeitge-nossen nannten ihn Merdhin Emrys, d. h. den Eremi-ten von Merdhin, weil er in dem Waldgebirge bei Mari-dunum als Einsiedler lebte. Die alten Chronikenschreiber übersetzten diese Benennung durch Mertinus sylvester, aus Mertinus mag aber durch Schreibfehler Merlinus entstan-den seyn. In jene Einöde hatte sich Merlin vor den feind-lichen Angeln und Sachsen geflüchtet, als sie das Land und selbst die gebirgischen Gegenden durchstreiften und die in Städten vorgefundenen Römer ausrotteten.

Nach jenen Volkssagen zu schließen, hatte Merlin eine gute Erziehung genossen, welche ihm römische Kultur aneignete. Wahrscheinlich brachten seine wissenschaftlichen Kenntnisse, Bücher und Instrumente ihn bei dem Volke in den Ruf der Zauberei, und diesen Glauben mag der Eremit zu seiner Sicherheit befördert haben. Er durfte nur einen Magnet vorzeigen und einige Arzneien austheilen, so that Fama das Ihrige und übertrieb seine Leistungen bis zum Ungeheuren. Zu seinen Zauberkünsten gehörte aber nach dem Zeugniß der Chroniken auch die Wissenschaft der Alchemie, vermöge deren er in seinem Waldhause ein behagliches Leben führte. Johannes Baläus, welcher im Jahre 1555 ein Buch von den Schriftstellern Britanniens geschrieben, rechnet darin Merlin unter die wahrhaftigen Besitzer des Steins der Weisen. Daß er Alchemist gewesen, dürfte nicht unglaublich seyn, wenn man voraussetzen will, daß er wahrscheinlich außer seinem Vaterlande gebildet ward, vielleicht zu Alexandria studirte und dort ein Schüler des Zosimos oder Olympiodoros ward.

Merlin hat aber nicht blos in der Alchemie gearbeitet, sondern auch darüber geschrieben, und so steht er als Alchemist mit Recht an der Spitze der Lateiner. Man hat von ihm freilich nur noch Fragmente einer Schrift unter dem Titel: Allegorie von dem Geheimnisse des Steines. Die Spötter merken an, das Buch sey nur für Zauberer verständlich. Andere bezweifeln, daß es von Merdhin Emrys sey, und wollen es einem späteren Franzosen zuschreiben, da der Name Merlin in Frankreich öfter vorkommt. Dagegen läßt sich sagen, daß man von unserem Ambrosius Merlin außerdem noch andere Schriften hat, welche seiner Zeit gar wol entsprechen, als z. B. eine Weissagung von der Burg des Vortigern und eine Streitschrift gegen die Zauberer (Astrologen) des Vortigern. Vergl. Eyring Synopsis histor. literar., T. I. p. 140. Demnach ist kein Grund vorhanden, jene Allegorie einem Späteren zuzuschrie-

ben; auch würde nichts damit gewonnen, wenn man einen anderen der Person nach völlig unbekannten Verfasser an seine Stelle setzen wollte. Sehr alt sind Merlin's Schriften ohne Zweifel, da die Gelehrten des zwölften Jahrhundertes dieselben schon für alt erkannten und mit deren Erläuterung sich beschäftigten, wie z. B. Alanus und Galfredus Kommentare zu den Weissagungen geschrieben haben. Vergl. Morhof Epistola ad Langelottum De metallorum transmutatione, pag. 133.

Eine Handschrift von der Allegorie ist nicht mehr vorhanden, wie denn auch die Weissagungen in den englischen Bibliotheken nach Hänel nur noch ein einziges Mal, und zwar defekt vorkommen. Daß die ältesten Abdrücke der Allegorie nur Fragmente sind, bezeugt wol, daß sie wirklich nach defekten Handschriften gemacht sind. Die Abdrücke führen verschiedentlich abgeänderte Ueberschriften, unter welchen doch Einunddasselbe zu verstehen ist, als:

1) Merlini Allegoria de arcano lapidis; abgedruckt in Artis auriferae (Basil., 1572, 8.) Vol. I. N. 18.

2) Merlini, Philosophi Angli, Laudabile Secretum; abgedruckt in Jo. Rhenani Harmonia imperscrutabilis chymico-philosophica, (Francof., 1625, 8.) Decade I. N. 5.

3) Merlini Allegoria, profundissimum philosophici lapidis arcanum continens; abgedruckt in Gebri Summa perfectionis cum additione reliquorum tractatuum, nec non Avicennae, Merlini etc. Gedani, 1682, 8.

4) Merlini Allegoria, profundissimum philosophici lapidis Arcanum perfecte continens; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. II. N. 80.

Die Ereignisse jener stürmischen Zeit hemmten die Studien der Abendländer zu sehr, als daß bald nach Ambrosius noch andere Zöglinge der griechischen Schule erwartet wer-

den könnten. Daher entsteht hier in der Reihe der lateinischen Alchemisten eine Lücke von drei Jahrhunderten. Nach Ablauf derselben zeigte sich zuerst im Frankenreiche ein Wiederschein der griechischen Gelehrsamkeit. Nachdem Karl der Große sich selbst mit Hülfe Alchuins unterrichtet hatte, zog er zur Besetzung der neugestifteten Schulen viele Gelehrte aus Italien und selbst aus Griechenland in sein Reich. Diese Griechen verbreiteten die Kenntnisse der byzantinischen Schule im Frankenreiche, und brachten die Produkte ihrer vaterländischen Literatur mit, welche fortan in den Klosterbibliotheken aufbewahrt wurden. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die Alchemie der Griechen mit eingewandert sey, auch hier und da Verehrer gefunden habe. Es wird sogar zur Gewißheit durch zwei Alchemisten, welche unmittelbar aus jenen Klosterschulen hervorgingen.

Haimo, Haymo, Aimo, Heimo, oder Heumo, denn alle diese Schreibarten des Namens kommen vor, war von Geburt ein Angelsachse, ein Verwandter des Beda, und Schüler des Alchuin, mit welchem er nach Tours ging. Nach Vollendung seiner Studien wendete er sich mit seinem Freunde Rabanus Maurus nach Deutschland, ward 822 Lektor der Theologie der Abtei Fulda, später zu Hersfeld und Corvey, 840 aber Bischof zu Halberstadt, wo er 853 gestorben ist. Außer vielen theologischen Schriften hat er eine Anzahl philosophischer Abhandlungen geschrieben, die in zerstreuten Handschriften in alten Klosterbibliotheken vorkommen. Unter diesen ist auch eine Epistola de lapidibus philosophicis, Brief von den philosophischen Steinen. Dieser Titel war damals neu, indem der Ausdruck: Stein der Weisen, im Plural gebraucht wird, um den Unterschied der beiden Tinkturen zu bezeichnen. Auch darin ist Haimo Original, daß er die besten Vorschritte der hermetischen Kunst in Dem sucht, was Andere gern hinter sich lassen. „Geht“, sagt er, „zum Hintertheile der Welt,“ (nämlich des Mikrokosmos, welches der Mensch ist,) „und Ihr werdet

„es donnern hören und des Windes Brausen vernehmen. „Hagel mit Platzregen wird fallen. Das ist die Sache, die „Ihr sucht, und sie ist köstlicher für das Werk der Alche= „mie als alle Steine in den Gebirgen.“ Das ist nicht etwa Spott, sondern gediegener Ernst. Ob noch Handschriften von dieser Abhandlung vorhanden sind, ist ungewiß. Ab= gedruckt wurde sie zuerst 1622 im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 192.

Wiederum nach dem Zwischenraume einiger Jahrhun= derte folgt ein Alchemist, welcher gewöhnlich Hortula= nus, sonst auch Johannes de Garlandia, Johannes Gar- landius oder Garlandus genannt wird. Morhof, in seiner Epistola ad Langelottum, pag. 102., setzt ihn nach dem Baläus in das zehnte Jahrhundert; aber nach dem Verzeich= nisse des Boston Buriensis gehört er in das elfte, und Alb. Fabricius, in der Bibliotheca mediae et infimae latinitatis, III. 56., setzt ihn in das Jahr 1040. Er lebte als Arzt in England und wird deshalb von Hamberger und Eyring ein Engländer genannt; doch läßt sein Beiname vermuthen, daß er von dem Orte Garlande im nördlichen Frankreich gebürtig sey. Zwar wird er von den französischen Herausgebern seiner Schriften nicht als Landsmann angesprochen, sie nennen ihn vielmehr le philosophe des jardins maritimes, welches eine spielende Umschreibung von Hortulanus zu seyn scheint; allein dem ungeachtet könnten sie wol Ursache haben, ihn in Anspruch zu nehmen, da die Familie de Garlande im elften und zwölf= ten Jahrhundert zahlreich und angesehen war. Wenn zu= mal etwa der Name Garlande vom deutschen Gartland herkommen sollte, wie Strasbourg von Straßenburg und Mulhouse von Mühlhausen, so würde Hortulanus nur eine lateinische Uebersetzung des Familiennamens seyn, wie denn diese Mode der Gelehrten schon damals aufkam. So= nach könnte wol Hortulanus ein Ahnherr des Alchemisten Ortolain seyn, welcher im vierzehnten Jahrhundert vor= kommt.

Johannes Hortulanus war Dichter, Arzt und Alchemist zugleich. Außer anderen Schriften, die nicht hierher gehören, haben wir von ihm:

1) De Mineralibus. Diese Abhandlung kommt nur in Handschriften vor, die Fabricius anführt.
2) Compendium Alchemiae, Grundriß der Alchemie.
3) Dictionarium Alchemiae, Wörterbuch der Alchemie.
4) De metallorum tinctura, ejusque praeparatione.
   Diese drei Abhandlungen hat Joh. Herold zusammen zu Basel, 1560, 8., herausgegeben. Eine neue Auflage erschien 1571.
5) Commentarius in Hermetis Tabulam smaragdinam. Diese Erläuterung der grünen Tafel ist in historischer Hinsicht die wichtigste seiner Arbeiten. Wahrscheinlich hat er das griechische Original in einer Klosterbibliothek gefunden, und die lateinische Uebersetzung gemacht, welche seinem Kommentar beigefügt ist. Eine Handschrift davon mag durch Gelegenheit des hanseatischen Handels nach Nürnberg gekommen seyn, weil die Schrift von dort aus bekannt gemacht wurde. Der erste Abdruck findet sich nämlich in dem Volumen Tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 9. und 10. Hier findet sich nur Eine Commentatio, dagegen anderwärts ihrer zwei mitgetheilt werden, deren eine doch wol von einem späteren Verfasser herrühren mag. In Salmon Biblioth. des philosophes chimiques, T. I. N. 1., steht die Tafel avec les Commentaires d'Hortulain, aber in der Bibliothéque von Richebourg folgt ihr nur ein Commentaire de l'Hortulain. Eine deutsche Uebersetzung erschien mit Panthei Vorarchadumia, Magdeburg, 1608, 8.

Um jene Zeit, da Hortulanus schrieb, nahm der wissenschaftliche Verkehr eine andere Richtung, indem die Lateiner anfingen, sich mehr an die Araber als an die Griechen anzuschließen, weil diese weit von jenen übertroffen wurden.

Die Araber, welche sich in Spanien festgesetzt hatten, wollten die Christen weder bekehren, noch bedrücken, und waren milde Herren, wenn man die Steuern zahlte, welches zur Folge hatte, daß Sieger und Besiegte sich einander traulich näherten. Diese Araber waren weit unterrichteter als ihre christlichen Unterthanen, und das regte bald Nacheiferung an. Die arabischen Hochschulen zu Toledo, Sevilla und Kordova wurden von der Jugend beider Nationen besucht. Nicht Spanier allein, auch Franken, Engländer, Italiäner und Deutsche studirten daselbst, wie z. B. Gerbert von Aurillac, nachher Papst Sylvester III., Adelard von Bath, Gerardo von Cremona u. a. m. Nach dem Muster der arabischen Lehranstalten wurden von ihren Zöglingen die Pflanzschulen zu Montpellier und Salerno angelegt, welche die arabische Gelehrsamkeit noch weiter ausbreiteten. Die Gelehrten, welche aus diesen Schulen hervorgingen, nennt man Arabisten, Arabizanten. Sie nahmen von ihren Lehrern zum Theil mehr an, als sich mit dem Christenthume gut vertragen wollte; doch wurde dem des Bedürfnisses wegen nachgesehen, und die Mode, genannt: Zeitgeist, beschönigte Vieles. Daher beschäftigten Astrologie und Magie viele Hoch- und Ehrwürdige der Kirche. Unter anderem wurde auch das Lieblingprojekt der Araber, die Alchemie, auf diesem Wege als Gegenstand gelehrter Spekulation in alle die Länder verbreitet, welche nach und nach an dem erneuten Streben nach Wissenschaft Theil nahmen.

In der Reihe der lateinischen Alchemisten aus arabischer Schule steht ein Schriftsteller obenan, welcher unter dem Namen Aristoteles bekannt ist. Diesem Namen nach würde man ihn allenfalls für einen Griechen ansprechen, wenn man nicht wüßte, daß auch ein italiänischer Baumeister des fünfzehnten Jahrhundertes, der aus Bologna gebürtig war, ebendenselben Namen führte. Demnach scheint es, daß eine eingewanderte griechische Familie zur lateinischen geworden sey, zu welcher Beide, der Alchemist und der Archi-

tekt, gehören mögen. Daß er aus der arabischen Schule sey, beruht auf seiner eigenen Aussage; denn er nennt sich dankbar einen Schüler des Avicenna, wonach er um 1050 gelebt haben wird. Daß neuere Alchemisten ihn für den Weltweisen von Stagira und Lehrer Alexander's des Großen gehalten und als solchen citirt haben, ist wol nicht seine Schuld, sondern die ihrige. Er ist ganz Arabizant und stimmt in Ansichten und Darstellung oft mit Geber überein. Wir haben von ihm drei Schriften, als:

1) Tractatus De lapide philosophico; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 14., und im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 158.
2) Practica lapidis philosophici, welche zuerst in der Sammlung: De Alchimia opuscula complura veterum philosophorum, Francofurti, 1550, 4., N. 9., dann aber in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 39., abgedruckt ward.
3) Tractatus De perfecto Magisterio, Von der vollkommenen Meisterschaft. Dieser Traktat findet sich dreimal abgedruckt: erstlich in der Sammlung des Grataroluş, betitelt: Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Basileae, 1561, 8., Vol. II. N. 2.; zweitens im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 50.; und drittens in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 38.

Die Expositio Epistolae Alexandri Magni, welche in Artis auriferae Vol. I. N. 16. abgedruckt ist und auch in deutschen Uebersetzungen vorkommt, gehört nicht ihm, sondern einem späteren Anonymus an.

Vielleicht gehört in diese Zeit der Alchemist Plato, von dessen Persönlichkeit sich keine Nachricht vorfindet. Daß er mit dem Athener vor Christo nicht verwechselt werden darf, ist gewiß; wenn man ihn aber deshalb für einen Pseudonymus halten will, so ist das eine unbegründete Annahme. Derselbe Name kommt noch heutiges Tages vor, und jener Alchemist muß zu seiner Zeit ein sehr bekannter Mann gewe-

sen seyn, da sich zwei Kommentatoren mit Erläuterung seiner Schrift befaßten. Er hat ein Liber quartorum, zu Deutsch: Buch der Vierfältigen, geschrieben, worüber ein Araber, Namens Hamech, ein Commentum ausarbeitete. Beide zusammen sind im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 148., abgedruckt. Ein Anonymus verfaßte eine Theoria Alchemiae secundum Platonem; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 160.

Morienes, oder Morienus Romanus, sonst auch der Eremit von Jerusalem genannt, gehört mit dem Aristoteles in dieselbe Zeit, wenigstens in die vor dem Anfange der Kreuzzüge. Wenn man will, kann er zu drei verschiedenen Nationen gezählt werden; denn er stammt aus einer griechischen Familie, welche sich in Rom niedergelassen hatte, war ein geborner Römer, und schrieb in arabischer Sprache. Zu den Arabisten gehört er gewiß, da seine eigene Aussage ihn als einen Schüler der Araber bezeichnet; nur ist er kein Zögling der spanischen Hochschulen, sondern der neualexandrinischen.

Seine ersten Studien machte er in Rom, ward aber durch den Ruf des Arabers Adfar bewogen, nach Alexandria zu gehen, um dessen Unterricht zu benutzen, und ward der Liebling dieses Philosophen. Nach Adfar's Tode ging Morienes nach Jerusalem, und kaufte sich in dessen Nähe auf dem Lande an, um der hermetischen Kunst sich ganz ungestört zu widmen. Die Erzeugnisse derselben an Gold und Silber schickte er jährlich nach Jerusalem und bestimmte sie zu heiligen Zwecken. Die Empfangscheine sind freilich nicht mehr vorhanden; indessen klingt die Sache gar erbaulich und hat ihm bei den Alchemisten den Ruf eines frommen, folglich wahrhaften Adepten begründet.

Jenen stillen Aufenthalt verließ Morienes auf die Nachricht, daß Kalid, Sultan von Aegypten, viele Alchemisten bei sich versammelt habe, um nach Adfar's Vorschriften zu arbeiten. An Ort und Stelle überzeugte er sich bald, daß

der gute Sultan von Betrügern gemißbraucht werde, die mit Kenntnissen prahlten, welche sie nicht besaßen, um von der Liberalität des hohen Dilettanten zu profitiren. Morienes entschloß sich, den Getäuschten darüber aufzuklären, arbeitete ihm das Elixir vollständig aus, entwich aber dann ohne Urlaub und ohne die zugesicherte Belohnung in Empfang zu nehmen, indem er die Lehre schriftlich hinterließ: Wer das verstehe, bedürfe keines Goldes. Diese schlagende Wahrheit verfehlte ihre Wirkung nicht. Kalid ließ im Zorne alle die Scheinphilosophen hinrichten, welche ihn so lange bethört hatten.

Um so sehnlicher wünschte er nun aber den wahren wiederzusehen. Er sandte nach allen Richtungen aus, ihn aufzusuchen, aber vergebens. Endlich gelang es dem treuen Diener Kaleb, daß er dem Adepten in seiner Einsamkeit begegnete. Er beschwor ihn, mitzugehen, da der Sultan vor Wißbegierde brenne, das vollständige Geheimniß von ihm zu erlernen. Morienes war erbötig, den Sultan gründlich zu unterrichten, doch nicht um Ehre und zeitlichen Gewinn, sondern unter der Bedingung, daß er sich zum Christenthum bekehren lasse. Man unterhandelte und ward einig, wie es schien; aber es ist nützlich, mit Sultanen nur solche Verträge abzuschließen, welche sie halten wollen. Am Ende hatte Kalid das Geheimniß und behielt seinen Glauben.

Es scheint nicht, daß Morienes jemals in sein Vaterland zurückgekehrt sey, weil er nur in arabischer Sprache geschrieben hat. Demnach schrieb er für die Araber, und dieses beglaubigt gewissermaßen die Wahrheit seiner Erzählung, weil man ihn außerdem Lügen gestraft haben würde, wenn er auch, wie zu vermuthen ist, erst nach dem Tode des Sultans geschrieben haben sollte. Weit entfernt, seine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln, achteten Araber und Christen ihn hoch als einen zuverlässigen Führer. Die Kreuzzüge gaben Gelegenheit, daß viele arabische Schriften nach Europa mitgebracht wurden, und so gelangte auch die des Morienes

nach Italien. Als ein frommer Christ und Landsmann sprach er die Lateiner um so mehr an; nur verhinderte die Sprache Viele, ihn zu lesen, bis endlich Robertus Castrensis die Mühe übernahm, seine Schriften aus dem Arabischen ins Lateinische zu übersetzen, welches nach seiner eigenen Anmerkung im Jahre 1182 geschah. Seitdem hat man ihn nur lateinisch, und zwar folgende Abhandlung, welche unter gar verschiedenen Titeln herausgegeben ward:

Morienus, seu Morienes Romanus, Eremita Hierosolymitanus, De transfiguratione metallorum et occulta summaque antiquorum philosophorum medicina libellus, seu Dialogus Morieni cum Calid rege de làpide philosophorum. Parisiis, 1559. 4.

Unter demselben Titel erschienen neue Abdrücke in folgender Reihe: Parisiis, 1564, 4.; Hanoviae, 1565, 4.; Parisiis, 1574, 4.; Hanoviae, 1593, 8.

Morienes Romanus De transmutatione metallorum seu de compositione Alchemiae; abgedruckt in Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Volum. II. N. 1.

Entretien de Calid et du Philosophe Morien sur le Magistère d'Hermes; abgedruckt in Salmon Bibliothéque des Philosophes chimiques, T. II. N. 3.

Morienis Romani Liber De compositione Alchemiae, quem dedit Calid, regi Aegyptiorum, quem Robertus Castrensis de Arabico in Latinum transtulit; in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 28.

Morien; in Richebourg Bibliothéque des Philosophes chimiques, Tom. II. N. 2.

In den Citaten der neueren Alchemisten wird die Abhandlung gewöhnlich Responsiones Morienis genannt.

Dicta quaedam pulchra Morieni, welche Borel p. 280. als eine besondere Schrift anführt, sind nur die Hauptsätze im Auszuge.

Unter den Lateinern des zwölften Jahrhundertes steht Arisläus oder Arisleus obenan. Wir kennen ihn nur aus einer Schrift, welche von den Alchemisten als klassisch gerühmt wird. Sie führt den Titel: Turba Philosophorum, das heißt soviel als Streit der Weisen. Der Verfasser hatte die Idee, aus allen Alchemisten, die er kannte, die Hauptstellen auszuziehen, welche den Kern der Alchemie klar und deutlich darstellen könnten. Diese Idee führt er in Form eines Gespräches aus, indem er eine Menge von Philosophen sich versammeln und über die Transmutation mit einander disputiren läßt. Viele derselben mögen fingirte oder willkürlich gewählte Namen seyn, wie z. B. Pythagoras, Parmenides, Dardaris u. s. w.; aber andere sind citirte Schriftsteller. Die Leitung des Gespräches und Direktion gleichsam führt Arisläus, weshalb man diesen eben als den Verfasser des Buches angenommen hat. Da er die früheren Alchemisten bis zum Plato und Morienes anführt, so hat man Ursache, ihn denen vorzusetzen, welche er nicht anführt. Aus diesem Grunde wird er in die erste Hälfte des zwölften Jahrhundertes, etwa in das Jahr 1140, zu setzen seyn, weil Alanus gegen Ende desselben Jahrhundertes die Turba schon anführt. Einige haben in dem Verfasser einen Griechen, Andere einen Araber gesucht; aber da das Buch weder in griechischer noch in arabischer Sprache jemals vorgekommen ist und die ältesten lateinischen Ausgaben keiner fremdzüngigen Handschrift Erwähnung thun, so gehört Arisläus ohne Zweifel zu den Lateinern.

Eigentlich existiren zwei verschiedene Bücher von ebendemselben Titel, die wahrscheinlich auch verschiedene Verfasser haben. Die eine Turba, welche man für die ältere hält, besteht aus zweiundsiebzig Reden, dagegen die andere deren achtundsiebzig enthält. Die erstere ward abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 2.; mit Penotus zusammen herausgegeben zu Bern, 1608, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 144., und in Mangeti Bi-

blioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 20. Die andere findet sich in Artis auriferae Vol. I. N. 3., in Salmon Biblioth., T. I. N. 2., und in Mangeti Biblioth., T. I. N. 23.

Die Alchemisten haben diese apokryphische Turba jederzeit für eines der wichtigsten Werke ihrer Literatur gehalten und sehr überschätzt, wozu die Empfehlungen des Alanus, des Albertus Magnus und des Grafen Bernhard das Ihrige beitrugen. Letzterer gesteht, daß ihn nach langem fruchtlosen Streben Parmenides in der Turba endlich auf den rechten Weg gebracht und zum gewünschten Ziele geführt habe. Ein solcher Wink blieb nicht unbenutzt, und für Diejenigen, welchen er noch nicht deutlich genug wäre, haben die Hellsehenden freundlich gesorgt, indem sie die Turba durch mancherlei Kommentare erläuterten, als da sind:

1) Anonymi Sermo in Turbam; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 145., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 21.
2) Allegoriae Sapientum supra librum Turbae; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 4., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 22. und 24., zwei verschiedene gleichbenannte Aufsätze.
3) Septem Aenigmata ex visione Arislaei philosophi; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 5., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 25.
4) Exercitationes quindecim in Turbam philosophorum; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 6., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 26.
5) Distinctiones 129; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 146.
6) Propositiones XX; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I N. 1.

Artephius, zuweilen Artefi genannt, ist kein Araber, wie Manche vermuthen wollen; auch ist nicht erwiesen, daß er von arabischen Aeltern abgestammt sey. Er hat nur lateinisch geschrieben, und gehört demnach zu den

Lateinern, aber freilich zu den Arabizanten. Er citirt den Adfar oft, wird aber selbst von Roger Bako citirt, aus welchem Grunde man ihn in die Mitte zwischen Beide, oder in das Jahr 1150 setzen kann. Bei den Alchemisten steht er in hohem Ansehen. Man hält dafür, daß er die Meisterschaft der Goldkunst erlangt, und sogar durch Nachdenken und Versuche die Tinktur zu einer höheren Vollkommenheit gesteigert habe, als jemals ein Adept vor ihm. Vgl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. I. S. 23. Insbesondere ward sein Ruf in neueren Zeiten dadurch noch mehr begründet, daß Pontanus nach ihm gearbeitet und den Stein der Weisen glücklich herausgebracht haben soll. Vergl. Pontani Epistola de lapide philosophico; Theatrum chemicum, Tom. VI. p. 437. Wir haben vom Artephius folgende Schriften:

1) Artefii Arabis Liber secretus artis occultae. Davon kommen in einigen Bibliotheken Handschriften vor, welche von den gedruckten Ausgaben bedeutend abweichen sollen. Vgl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 485. Die erste lateinische Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1685, 8. Eine französische Uebersetzung erschien mit Flamel's Hieroglyphen zu Paris, 1609, 4., ein neuer Abdruck ebenda 1659, 8., ein anderer ebenda 1682, 4., auch in Salmon's Bibliothek, T. II. N. 4., und in der Bibliothek von Richebourg, T. II. N. 3.

2) Clavis majoris sapientiae, Schlüssel der höheren Weisheit. Die erste lateinische Ausgabe erschien zu Paris, 1609, 8., eine zweite zu Frankfurt, 1614, 8. Auch ist ein Abdruck im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 100., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 27. Französisch findet sich La clef majeure de Sapience, ohne Jahrzahl und Druckort. Eine deutsche Uebersetzung davon ist zu Nürnberg 1717, 8., herausgekommen, ein deutscher Auszug auch im Kompaß der

Weisen, (Berlin und Leipzig, 1779, 8.) S. 320 f. abgedruckt.

3) Tractatus De vita proroganda, Von Verlängerung des menschlichen Lebens. In dieser ältesten Makrobiotik behauptet der Verfasser, daß er durch die Kraft seiner Tinktur, die er als Arznei gebraucht, Eintausend fünfundzwanzig Jahr alt geworden sey, bevor er dieses Buch geschrieben. Ein großes Wort! Soweit geht kein anderer Verfechter der Panacee. Diese Vermessenheit dürfte leicht den Adepten und Erfinder der Exaltation um allen Kredit bringen. Die Partei der Gemäßigten hält aber diese Schrift für unächt und untergeschoben. Das mag der Grund seyn, warum sie nicht abgedruckt worden ist und nur in Handschriften vorkommt.

Petrus von Zalento, auch Salentinus oder Silentinus genannt, gehört in diese Reihe der lateinischen Alchemisten, wiewol von seiner Person nichts bekannt ist, als daß man aus der Beibenennung vermuthen darf, er sey aus der Gegend von Otranto, dem Lande der Salentiner, gebürtig gewesen. Er citirt nur Araber und Arabisten, namentlich oft Geber's vollkommenes Meisterstück, den Aristoteles, den Morienes und die Vision oder Turba des Arisläus. Letztere ist das neueste Werk, welches er anführt, wonach er in die Jahre 1160 bis 80 zu setzen seyn möchte. Als Arabizanten erkennt man ihn leicht an der arabischen Nomenklatur, deren er sich bedient; denn er redet nur vom Alkibrit, Soloma, Brumazar, Almisadir, Gumma, Laton und Azoth, die den Gräkolateinern fremd sind.

Man hat nur eine einzige Schrift unter seinem Namen, betitelt: De artificio metallico philosophorum, Von dem metallischen Kunstwerke der Weisen, welche in mehren Handschriften vorkommt. Sie ist lateinisch abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 141. Nach einer Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert gab

Schröder eine deutsche Uebersetzung in seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. II. Samml. II. N. 2.

Petrus von Zalento ist der erste Schriftsteller, welcher die Turba dem Arisläus zuschreibt, woraus schon vermuthlich wird, daß Beide im Zeitalter nicht weit von einander entfernt seyn mögen. In der angeführten Schrift kommentirt er zum Theil die Turba; und da die Benennung Visio Arislaei gleichfalls bei ihm zuerst vorkommt, so wird man versucht, die oben unter den Kommentaren über die Turba unter N. 3. aufgeführten Septem Aenigmata ihm als eine zweite Schrift zuzueignen, womit dann nicht viel gewagt seyn wird.

Alanus, Alanus de Insulis, französisch Alain de Lisle, ist nach dem Hortulanus der älteste französische, und wenn man will, der erste niederländische Alchemist. Er lebte im Laufe des zwölften Jahrhundertes, ward 1114 zu Ryssel in Flandern geboren, und starb 1202. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit erwarb ihm den Beinamen Doctor universalis, wie er zuweilen citirt gefunden wird. Zuerst war er Cisterzienser mönch zu Clairvaux, ward später Abt daselbst, dann 1151 Bischof zu Auxerre. Man darf ihn nicht mit dem gleichnamigen Gelehrten verwechseln, welcher im folgenden Jahrhundert Rektor der Universität zu Paris war und vielleicht ebenderselben Familie angehörte. Nur der Bischof von Auxerre war Alchemist, und zwar ein praktischer. Das hohe Alter; welches er erreichte, galt Vielen für einen Beweis, daß er die Panacee besessen habe, folglich auch Adept gewesen sey.

Man hat von ihm nur ein einziges alchemistisches Werkchen, eine Alchemie in nuce gleichsam, unter dem Titel: Dicta de Lapide, Lehrsätze vom Steine der Weisen. Die lapidarische Kürze des Titels ist auch dem Text eigen, welcher die Theses ohne Ausführung, mithin sehr dunkel darbietet, wie z. B. „Die Masse (corpus) thut „nichts, sie habe denn gefault, und sie fault nicht, als nur „mit

„mit ihrem Merkurius.“ Indessen hat diese Kürze bequemen Forschern gefallen, welche darauf rechneten, der Arkanist werde sich um so eher verrathen, je kürzer er sich fasse. Daß er das Geheimniß wisse und lehre, bezweifelte man nicht, und seine wortkarge Zurückhaltung bestärkte die Meinung noch mehr. Daher hat man auf seine wenigen Sätze beinahe eben so viel Werth gelegt, als auf die grüne Tafel des Hermes.

In welchen Klosterbibliotheken die Dikta in Handschrift liegen oder gelegen haben mögen, ist nicht auszumitteln. Die erste gedruckte Ausgabe besorgte Balbian unter dem Titel: Alani, Philosophi Germani, Dicta de lapide philosophorum, Lugduni Batavorum, 1599, 8. Außerdem sind sie im Theatrum chemicum, T. III. N. 80., abgedruckt. Deutsche Uebersetzungen findet man in der Elucidatio Secretorum, Frankfurt a. M., 1608, 8., und in der deutschen Ausgabe von Graf Bernhard's Schriften, welche zu Nürnberg, 1717, 8., erschien.

Ferrarius, Efferarius, oder Euferarius, wird auch wol der Abt von Ferrara oder Monachus Ferrariensis genannt. Diese Umschreibungen bezeichnen ihn als einen italiänischen Klostergeistlichen, dagegen die vorstehenden verstümmelten Namen daher entstanden zu seyn scheinen, daß man einen Griechen aus ihm machen wollte. Wir wissen von seiner Persönlichkeit nichts, und selbst sein Zeitalter kann nur aus seinen Schriften gefolgert werden. Da er in denselben Geber, Morienes und die Turba des Arisläus citirt, dagegen weder den Albertus Magnus, noch Roger Bako, Arnald und Lullus anführt, so kann er füglich in die Jahre um 1200 gesetzt werden. Lenglet du Fresnoy setzt ihn wol zu spät, in das Jahr 1280. Wir haben von ihm:

1) Liber De lapide philosophorum, dessen erste lateinische Ausgabe unter dem Namen Efferarius Monachus zu Straßburg, 1659, 8., herauskam. Ein Abdruck befindet sich im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 55.

2) Thesaurus Philosophiae; ward mit dem vorigen zu Straßburg 1659 herausgegeben; abgedruckt in des Gratarolus Vera Alchemiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 4., und im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 56.
3) Fratris Ferrarii Tractatus integer, (hactenus enim mutilatus tantum datus fuerat); in Tractatus aliquot chimici singulares, opera Combachii, Geismariae, 1647, 8. Eine deutsche Uebersetzung davon steht in Schröder's Alchymistischer Bibliothek, Band I. Samml. II.

Alphidius, sonst auch Alfidius und Alvidius geschrieben, ist ein Schriftsteller aus unbekannter Zeit. Die Lorenzobibliothek im Eskurial bewahrt eine lateinische Handschrift unter dem Titel: Alphidii, Philosophi, Claves quinque et alia fragmenta de lapide philosophico componendo. Der Inhalt ist nicht bekannt. Der Name kommt in der Turba vor, wonach dieser Autor vielleicht höher hinauf zu setzen ist. Vgl. Hänel Catalogi libror. manuscr., p. 935.

Rhodianus und Veradianus gehören wol auch zu den Lateinern des zwölften Jahrhundertes. Den Abdruck ihrer Schriften findet man in dem Buche: Rachaidibi, Veradiani, Rhodiani et Kalidis Philosophorum de materia philosophici lapidis, Gedani, 1682, 8.

Gratianus, der Verfasser zweier Briefe De lapide philosophorum, welche in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Vol. II. N. 2., abgedruckt sind, wird nicht näher bezeichnet, so daß ungewiß bleibt, ob er der Gratianus von Clusi (1150) oder einer der späteren Gelehrten des Namens sey.

Johannes Belias schrieb einen alchemistischen Traktat, welcher unter der Aufschrift: Joannis Beliae Tractatulus novus, in den von Combach edirten Tractatus aliquot chimici, Geismariae, 1647, 8., N. 2., abgedruckt

ist. Auch dieser Autor kann, wie die vorhergehenden, nur vorläufig hier eingeschaltet werden.

Insofern die allermeisten Schriftsteller des Mittelalters in lateinischer Sprache geschrieben haben, könnte man sie freilich zu den Lateinern zählen; doch liegt es im Plane dieser Geschichte, die Reihe der Lateiner mit dem Jahre 1200 abzubrechen, so wie die Geschichte der griechischen Alchemie mit 1450 und die der arabischen mit 1500 abgebrochen wurde, um die alte Geschichte von der mittleren zu scheiden. In der alten schritt meistens jedes Volk für sich allein fort, und die gegenseitige Einwirkung derselben war mehr eine zufällige Erscheinung. Eine synchronistische Abhandlung der alten Geschichte würde daher keine Uebersicht gewähren, vielmehr den leitenden Faden überall zerreißen. In der mittleren Geschichte hingegen, welche das dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert umfaßt, ist es nicht mehr das Thun vereinzelter Völker, sondern Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiäner, Spanier und Juden vereinigen sich zur Förderung des alchemistischen Projekts. Die Fortschritte sind die des Jahrhundertes; denn es gab schon eine erweiterte Publicität, zwar noch nicht die der Zeitungen, sondern der Universitäten, welche nach dem Muster der arabischen Hochschulen gestiftet und nach dem zunehmenden Zeitbedürfniß erweitert wurden. Durch sie kam der wissenschaftliche Verkehr regelmäßiger in Gang. Der blühenderen Ruf zog die Wißbegierigen aus fernen Landen herbei, welche den Samen mancherlei Wissens weiter umherstreuten. So wie das vereinte Streben an solchen Orten den Wetteifer anregte, förderte es auch die Mittel zur Publicität; denn jede Universität erzeugte einen Büchermarkt von Abschriften, später Druckereien, und Briefwechsel unter Gelehrten von Ruf, durch welchen neue Erörterungen gelegentlich, aber schnell verbreitet wurden.

Fünftes Kapitel.

Alchemie des dreizehnten Jahrhundertes.

In Deutschland fand die Alchemie mit dem Anfange dieses Zeitabschnittes Eingang durch die Gelehrten, welche die Universitäten in Frankreich und Italien besuchten, besonders durch die vornehme Geistlichkeit, deren höhere Bildung in den philosophischen Studien Nahrung fand. Zum Beweise dessen berichtet Albertus in der Einleitung zu seiner Alchemie, daß er viele gelehrte Aebte, Pröpste und Domherren, auch Ungelehrte angetroffen habe, welche mit Eifer und Aufwand der Goldkunst oblagen. Dieses Zeugniß aus der Mitte des Jahrhundertes wird noch durch ein interessantes Denkmal unterstützt. In der Kirche St. Jakob zu Nürnberg ist das Grabmal eines Herrn von der Sulzburg zu sehen, dessen Aufschrift unter anderem von dem Seligen sagt:

„Was gar ein selzam Man mit vielen Kunsten und ließ ihr keine unversucht, hat lang gealchemaiet und viel verthan" —

Die Grabschrift ist vom Jahre 1286. Sie zeigt, daß damals die Alchemie schon eine öffentlich bekannte Sache war, da der Sprachgebrauch sich ihres Namens bemächtigt hatte und ihn abwandelte.

Albert der Große, eigentlich Albrecht von Bollstedt, gewöhnlich Albertus Magnus citirt, ist der erste alchemistische Schriftsteller deutscher Nation, wenn man den Alanus als Niederländer betrachten will. Er ist 1193 zu Lauin-

gen an der Donau geboren, mithin ein Baier. Er stammte aus dem Hause der Grafen von Bollstedt, widmete sich als ein jüngerer Sohn dem geistlichen Stande, studirte zu Padua, und trat 1223 in den Dominikanerorden. Er lehrte öffentlich zu Hildesheim, Regensburg, Köln und Paris, bereisete 1254 Deutschland als Provincial des Ordens, ward 1260 zum Bischof von Regensburg geweiht, gab aber diese Würde 1265 wieder auf, und zog sich in das Dominikanerkloster zu Köln zurück, in welchem er 1280 starb. Er hatte den Ruf des größten Gelehrten seiner Zeit, sowol in der Theologie als in mathematischen und Naturwissenschaften. In der That verbreitete sich sein umfassender Geist über Theologie, Philosophie, Geometrie, Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde und Naturgeschichte. Letztere blieb das Lieblingstudium seines Alters, wovon die Dominikaner zu Köln noch die Beweise vorzeigen.

Albrecht wird mit Grund den Alchemisten beigezählt. Seine Schriften beurkunden, daß er theoretisch und praktisch ein solcher war, gern einen Theil seiner Mußestunden hermetischen Untersuchungen widmete. Viele hielten ihn sogar für einen Besitzer des Steines der Weisen, und das aus dreifachem Grunde. Theils sprach dafür die Meinung, daß ein so eminentes Genie das Ziel ernstlichen Forschens nicht verfehlen könne; theils hielt man das hohe Alter von 87 Jahren, welches er erreichte, für eine Wirkung der Panacee; theils fragte man, wie er, ohne Vermögen, zu einer Zeit, da weder akademische Vorlesungen, noch Schriftstellerei einbringlich waren, so viel reisen, sein Bisthum aufgeben und dennoch sorgenfrei leben konnte, wenn er nicht außerordentliche Mittel zur Subsistenz gehabt hätte. Dazu kam noch die Sage, daß er beim Antritt des Bisthums zu Regensburg dasselbe tief verschuldet gefunden, die Schulden jedoch in drei Jahren getilgt habe. Allein, so wie letztere Leistung, wenn sie Thatsache ist, gar wol aus guter Oekonomie erklärbar würde, so läßt sich auch voraussetzen, daß diesem

Sterne seiner Zeit, dem Stolze des Predigerordens, der Schatz des reichsten Ordens und das Vermögen seiner zahlreichen Verehrer zu Gebot gestanden habe, wobei er keines hermetischen Deus ex machina bedurfte.

Seine Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie spricht er in vielen Stellen deutlich aus. In seiner Geschichte der Metalle und Mineralien sagt er Lib. III. cap. 1.: „Was die Verwandlung eines Metalles in das andere betrifft, so läßt sich physisch nicht bestimmt darüber urtheilen. „Das ist Sache der Alchemie, und zwar der Hauptgegenstand derselben, aber eine ausgemachte Sache, weil man „aus den eigenthümlichen Merkmalen jedes einzelnen Metalles leicht und unzweifelhaft erkennt, wann sie geschehen „ist.“ Ebenda Lib. III. Tract. II. cap. 6. sagt er am Schlusse: „Aus dem Silber entsteht leichter Gold als aus „einem anderen Metalle; denn an ihm braucht man nur Farbe und Gewicht abzuändern, und das geschieht ohne Mühe.“ Ebenda Lib. III. Tr. I. cap. 9. heißt es: „Die „Alchemie verfährt aber also, daß sie einen gewissen Körper „zersetzt, ihn aus seiner Gattung herausnimmt und mit „dem wesentlichsten seiner Bestandtheile einen Körper anderer Gattung bedeckt. Daher „ist dasjenige alchemistische Verfahren das beste, welches „von ebendenselben Mitteln ausgeht, wie die Natur selbst, „nämlich von der Reinigung des Schwefels durch Kochung „und Sublimation, von Reinigung des Merkurius und guter Vermischung beider mit einer metallischen Grundlage; „denn jene beiden decken jede Art von Metall. *) Diejenigen aber, welche mit Weiß weißfärben „und mit Gelb gelbfärben wollen, während die Gattung „des gefärbten Metalles dieselbe bleibt, sind ohne Zweifel „Betrüger und machen nicht wahres Gold noch Silber. Und „doch schlagen fast Alle diesen Weg ganz oder zum Theil „ein. **) Ich habe alchemistisches Gold und Silber, welche mir gebracht wurden, der Prüfung unterworfen.

„Sechs oder sieben Feuer halten sie aus; wenn man ihnen „aber noch öfter mit der Glut zusetzt, wird ihr Körper zer„stört und verbrannt (ad faecem revertitur).“

Die letztere Stelle legt, wenn man sie im Zusammenhange übersieht, des Philosophen Ansicht und seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung so deutlich dar, daß es keiner Auslegung bedarf. Und doch, sollte man es meinen!, haben Rollfink, Wiegleb und andere Gegner der Alchemie eben diese Stelle angeführt, um die Alchemisten zu beschämen und mit Albrecht's Waffen zu schlagen. Es ist in der That ein bemerkenswerthes Beispiel von dem Verfahren dieser Männer. Sie hüten sich wol, die Stelle vom Anfang an zu geben, sondern der Eine citirt den mit *) bezeichneten, der Andere den mit **) bemerkten Theil, und ein Dritter beide. Das sind oft gebrauchte, wenn auch nicht verbrauchte Kunstgriffe, angewendet in dem Vertrauen, daß niemand eben sich die Mühe geben werde, nachzuschlagen.

Wenn Albertus die vielen seiner Zeitgenossen im Sinne liegende mechanische Metallfärberei verwirft und von chemischer Vertauschung der metallischen Elemente einen besseren Erfolg verspricht, so entsteht die Frage, ob das auf philosophischer Spekulation oder praktischer Erfahrung beruhe. Er erklärt sich nicht darüber, und darum ist erstere Meinung gewiß vorzuziehen, wenn schon die letztere von Vielen, auch den Dominikanern zu Köln, getheilt ward.

Die alchemistischen Schriften Albrecht's von Bollstedt finden sich theils in der großen Sammlung seiner Werke, welche Petrus Jammy 1651 zu Leyden in 21 Foliobänden herausgab, theils in den Sammlungen alchemistischer Schriften abgedruckt. Es gehören dahin:

1) De rebus metallicis et mineralibus, libri quinque. Die erste Ausgabe erschien zu Oppenheim, 1518, 4., andere zu Augsburg, 1519, 4., zu Straßburg, 1541, 8., zu Köln, 1568, 12. Eine italiänische Uebersetzung gab Pietro Lauro zu Venedig, 1557, 8., heraus.

2) Breve compendium De ortu metallorum; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 32. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Hamburg, 1675, 8., ward auch im Alchymistischen Siebengestirn abgedruckt.

3) De Alchymia. Einige wollen diese Schrift ihm absprechen und einem Späteren zuschreiben, weil darin Ulsted, Arnald von Villanova und de Meung genannt werden; doch scheinen das nur Randglossen zu seyn, welche durch Abschreiber in den Text geriethen. Die Alchymie ist abgedruckt in (Grataroli) Vera alchemiae artisque metallicae Doctrina, Vol. I. N. 8., und im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 46.

4) Tractatus Secretorum, Abhandlung der Geheimnisse; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 9. Ebendaselbst findet sich auch N. 10. ein Auszug, Abbreviatio de Secretis, welcher wol einem Späteren angehört.

5) Octo Capita de philosophorum lapide; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 130.

6) Compositum de compositis, Die zweifache Zusammensetzung; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 129.

7) Concordantia philosophorum de lapide philosophico, Uebereinstimmung der Alchemisten über den Stein der Weisen; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 128.

8) De arbore Aristotelis; abgedruckt in seinen Werken, Vol. XXI.

9) Semita semitae, Weg der Wege; wird von Vielen ihm abgesprochen, und ist abgedruckt in Opuscula complura veterum philos. de Alchemia, Francof., 1550, Tom. I. N. 3., auch in Artis auriferae Vol. I. N. 21. Vergl. Arnald Bachuone, N. 10.

10) Semita rectitudinis, sive Tractatus de Alchymia, Gratianopoli, (Grenoble) 1641, 8., wird von Borel-

Jus diesem Verfasser zugeschrieben, von Anderen abgesprochen. Dasselbe ist auch der Fall mit der Schrift: Lilium floris de spinis evulsum, u. a. m.

Thomas von Aquino, ein neapolitanischer Graf, geboren 1224 zu Aquino in Apulien, trat 1241 in den Dominikanerorden, und ging nach Köln, um Albrecht's Vorlesungen zu hören, dessen ausgezeichnetster Schüler er ward. Er lehrte in der Folge öffentlich zu Paris, Bologna, Pisa, Rom und Neapel. Gelehrsamkeit und ein hohes Lehrtalent erwarben ihm den Beinamen Doctor Angelicus. Dieser allgemeine Beifall bestimmte ihn oft, zu reisen, um Gastvorträge zu halten; er starb auch 1274 auf der Reise. Seinen Ruhm fand er hauptsächlich in der scholastischen Theologie, doch ging Albrecht's Alchemie mit auf den Zögling über, wenigstens als ein Thema zur Spekulation. Daß er sie gleich dem Lehrer praktisch getrieben habe, ist nicht zu erweisen, auch unwahrscheinlich; denn bei seinem Wandern von einer Universität zur anderen fand er keine Zeit dazu. Sein Laboratorium war das Katheder, und die Alchemie gehörte als eine Sache, die überall Aufmerksamkeit erregte, mit zu dem Schellengeläute seines Paradezuges.

Man hat jederzeit bemerkt, daß Philosophen von lebhaftem Gemüth und gewinnendem Vortrage etwas unstet und veränderlich in ihren Ansichten sind, weil es ihnen, sie mögen nun reden oder schreiben, vorzugweise um den Eindruck zu thun ist. Von einem so fruchtbaren Schriftsteller, dessen Arbeiten in dreißig Jahren achtundzwanzig Bände füllen, ist um so weniger zu erwarten, daß er sich immer gleich bleiben werde. In seiner Schrift von den Meteoren, Lib. IV., sagt er: „Die Metalle können eines in das andere verwandelt werden, weil sie alle einerlei Grundlage haben.“ Ebenda heißt es auch im Anfange: „Der Hauptzweck der Alchemisten ist, die unvollkommenen Metalle nach der Wahrheit zu verwandeln, nicht sophistisch.“ Nach diesen Stellen glaubte er an die Wahrheit der Metallveredlung;

aber nach anderen glaubte er wieder nicht daran. So sagt er Quaestio 77.: „Wenn durch Alchemie wahres Gold entstände, so würde es nicht verboten seyn, dasselbe für wahres Gold zu verkaufen, weil es der Kunst erlaubt seyn müßte, die Naturkräfte zu ihren Zwecken zu benutzen.“ Im Schatze der Alchemie, Kap. 8., räth er, „kein großes Werk zu unternehmen; denn man müsse mehr nach dem Seelenheil als nach weltlichen Gütern trachten“. Das erinnert freilich an den Fuchs in der Fabel.

Da man aus solchen Zusammenstellungen wol folgern darf, daß der berühmte Thomas kaum Alchemist, viel weniger Adept war, so läßt es ihm überaus drollig, wenn er in anderen Stellen die geheimnißvolle Miene des Epopten annimmt. Im Schatze der Alchemie, Kap. 1., warnt er: „Sey nicht geschwätzig, hüte Deine Zunge, und wirf, Du Sohn der Weisen, die Perle nicht für die Säu.“ Ferner ebenda, Kap. 8.: „Es ist Sünde, dieses Geheimniß den Weltleuten zu offenbaren, welche nicht zur Ehre Gottes, sondern um irdischer Eitelkeit willen darnach trachten.“ Dieses frömmelnde Geheimthun hat Thomas von Aquino eigentlich neu aufgebracht; und wiewol er sich damit kein sonderliches Verdienst um die wissenschaftliche Untersuchung erwarb, so fand er doch darin zahlreiche Nachfolger, selbst an Solchen, denen man solide Kenntnisse zutrauen darf.

Man hat bezweifeln wollen, daß die alchemistischen Schriften, welche den Namen des Aquinaten führen, von ihm geschrieben wären, und dagegen gemuthmaßt, unbekannte Alchemisten möchten sich seines berühmten Namens bedient haben, ihre Schriften dem gelehrten Publikum zu empfehlen. Wiewol das mehr geschehen ist, und demnach glaublich wäre, so streitet doch dagegen, daß der Verfasser dieser Schriften hin und wieder von seinem Lehrer, dem großen Albrecht, redet, den Schatz der Alchemie seinem Freunde Regnauld dedicirt, auch Ort- und Zeitverhältnisse berührt, die jeden Zweifel entfernen. Wenn man aber nach-

sieht, wer die Zweifler sind, so findet man Dominikaner, welche einen besonderen Grund hatten, die Sache in das Ungewisse zu stellen; denn da in der Folge die Alchemie kirchlich verpönt ward, so wollten sie an diesem Großkreuz ihres Ordens nicht gern etwas Verbotenes haften lassen. Demnach verbleiben ihm folgende Schriften:

1) Thesaurus Alchymiae secretissimus; herausgegeben von Daniel Brouchusius, Coloniae, 1579, 4., und von Joh. Heurnius, Lugduni Batav., 1602, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 73.
2) Secreta Alchymiae magnalia, Erhabene Geheimnisse der Alchemie; mit dem Thesaurus ausgegeben zu Köln, 1579, 4., und zu Leyden, 1598, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 72.
3) De esse et essentia mineralium, Vom Wesen und Bestand der Mineralkörper; herausgegeben zu Venedig, 1488, 4., und zu Köln, 1592, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 164.
4) Aurora, sive aurea hora, Die goldene Stunde; abgedruckt in Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 4.
5) Lilium benedictum, Die gesegnete Lilie; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 139.
6) In Turbam breviorem Commentarius, Erläuterung der kürzeren Turba, welche nur aus 72 Reden besteht. Vergl. Arisläus. Abgedruckt in Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 5.

Außer diesen werden von Borellus noch angeführt: 7) Explicatio Tabulae smaragdinae, 8) De arte metallica, 9) De essentia essentiarum, 10) De lapide vegetabili, 11) Breviloquium, und 12) Epistolae duae chymicae, die ihm aber minder gewiß angehören und nicht abgedruckt worden sind.

Michael Skotus, ein Zeitgenosse der beiden Vorhergehenden, wiewol er schon 1266 starb, war aus Schott-

land gebürtig, wie der Beiname anzeigt, lebte aber in Deutschland, meistens am Hofe Kaiser Friedrich's des Zweiten, der ihn ausnehmend hochachtete. Er war ein Universalgelehrter, wie es deren in jenen Zeiten gab und geben konnte, Theolog, Philosoph, Mathematikus, Astrolog, Magus und Alchemist. Der Kaiser verlangte von ihm ein Buch über die Physiognomik, und das schrieb er auch. Die Alchemie hat er wol nicht weiter verfolgt, als mit Lesen und Schreiben. Er hat darüber folgende Schriften hinterlassen:

1) Mensa philosophica. Die einzige gedruckte Ausgabe erschien zu Leipzig, 1603, 8.
2) De secretis naturae; ward zu Frankfurt am Main 1614 in 12. herausgegeben.
3) De natura solis et lunae, Von der Natur des Goldes und Silbers; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 154.

Christoph von Paris, Christophorus Parisiensis, gehört derselben Zeit an, ist aber der Person nach weniger bekannt als durch seine Schriften über Alchemie. Der Name sogar ist zweifelhaft geworden, indem Lenglet du Fresnoy in seiner Geschichte der hermetischen Philosophie, T. I. p. 467., ihn unter dem Jahre 1260 als Christophe de Paris ou de Perouse aufführt. Ein Lehrer der Universität würde wol bekannter gewesen seyn, wonach man ihn unter den Klostergeistlichen suchen darf. Da ist er denn auch wahrscheinlich zu finden, aber nicht in Frankreich, sondern in der englischen Benediktinerabtei St. Albans. Zwei gelehrte Benediktiner, die beide als geborne Franzosen Parisienses heißen, haben mit einander in jenem Kloster gelebt und eine Historia major geschrieben, der ältere bis 1259, da er starb, der jüngere von da bis 1273. Der letztere hieß Matthaeus Parisiensis, und unter diesem Namen werden gewöhnlich beide aufgeführt; da aber der ältere schwerlich ebenso geheißen haben wird, so könnte das wol unser Christophorus seyn. Daß Lenglet du Fresnoy in seinem

Vaterlande vergebens nachforschte, macht wenigstens glaublich, Christoph möge zu Paris geboren seyn und außer Frankreich gelebt haben.

Diejenige Schrift Christoph's, welche am meisten gerühmt und als klassisch angesehen wird, ist das Elucidarium artis transmutatoriae, Erläuterung der Metallverwandlungkunst. Eine gedruckte Ausgabe erschien zu Paris, 1649, 8. Ein Abdruck findet sich im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 172. Eine deutsche Uebersetzung kam unter dem Titel: Von dem rechten Grunde der wahren Philosophie oder dem großen Steine der alten Weisen u. s. w., zu Halle, 1608, 8., heraus.

Außerdem werden von Nazari und Borel demselben Verfasser noch folgende Abhandlungen beigelegt, welche nicht gedruckt vorkommen, unter welchen auch wol einige zweimal genannt sind:

1) Alphabetum apertoriale.
2) Arbor Philosophiae secundum universalem scientiam.
3) De lapide vegetabili. Vgl. Thom. v. Aquino, N. 10.
4) La Médecine du troisième ordre.
5) Medulla artis; vielleicht gleich mit La Somme?
6) Cithara, seu Violette; oder auch La Harpe?
7) Summa minor; wahrscheinlich dasselbe mit La Sommette.
8) Particularia quaedam. Wenn diese letztere Schrift diesem Verfasser wirklich angehört, was freilich ohne Kenntniß der etwa noch vorkommenden Handschriften nicht beurtheilt werden kann, so ist sie für die Geschichte der Alchemie wichtiger als alle die übrigen, weil das Kunstwort Partikular dann von ihm herrühren würde, dessen Ursprung man außerdem in den Schriften des Raimundus Lullius zu suchen hätte.

Alphonsus der Zehnte, König von Kastilien und Leon, welcher von 1252 bis 1284 regirte, wird in der Reihe der Alchemisten dieses Jahrhundertes mit aufgeführt,

als Ehrenmitglied gleichsam, wiewol ohne genügenden Beweis. Bekanntlich war er ein gelehrter Fürst, und lag den Studien eifriger ob, als sein politischer Vortheil gestattete. Daß die Astronomie ihn vorzugweise beschäftigte, davon legen seine astronomischen Tafeln Beweis ab, die von 1252 bis 1270 fortgeführt sind. Dem Zeitalter gemäß wird er das Studium der Astrologie damit verbunden haben. Daß er Alchemie getrieben habe, ist freilich nicht unglaublich; allein man hat keinen anderen Beweis dafür, als daß eine alchemistische Schrift seinen Namen führt, welche unter dem Titel: Alphonsi, Regis Castellae, Clavis sapientiae, im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 157., abgedruckt ist. Ob er Verfasser derselben sey, oder ob er sie nur habe aus dem Arabischen übersetzen lassen, wie mehre andere, ist ungewiß. Dem Titel nach könnte sie wol eine Uebersetzung der Abhandlung des Mohieddin seyn. Die Geschichte der Laien meldet nichts von einer Vorliebe dieses Fürsten für Alchemie. Nur das findet man, daß er sehr geringhaltige Münze ausgegeben und dadurch Unruhen im Lande veranlaßt hat. Vielleicht schalt man ihn eben deshalb einen Alchemisten, weil er seinen Unterthanen das Silber in Kupfer verwandelte.

Roger Bako, Rogerius Bacon, auch Bachon genannt, steht Albrecht dem Großen gegenüber an der Spitze der englischen Alchemisten dieses Jahrhundertes. Er ward 1214 zu Ilchester in Sommerset geboren, studirte zu Paris, trat in den Franciskanerorden, und lehrte öffentlich zu Oxford, wo er 1292 starb. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit erwarb ihm den Ehrennamen Doctor Mirabilis, welcher eigentlich noch mehr als Magnus sagen will. Mit entschiedener Vorliebe widmete er sich den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, die er aus den Schriften der Araber schöpfte. Sein unermüdlicher Eifer, alles, was er gelesen, selbst zu versuchen, erregte wol Bewunderung, zog ihm aber auch Verfolgungen zu, da die unwissenden Ordensbrüder ihn der Gemeinschaft mit bösen Geistern verdächtig

hielten. Ihr Unverstand veranlaßte ihn, sein Kloster zu verlassen, und sich in ein Privathaus zurückzuziehen, welches man in Oxford noch in neueren Zeiten nach ihm benannt hat. Vergl. Borrich De ortu et progressu Chimiae, p. 128.

Abgesehen von seinen mathematischen und physikalischen Kenntnissen, so bezeugen seine Schriften, daß er auch in der Chemie sehr erfahren war. Er ist der erste Schriftsteller, welcher den Braunstein deutlich abhandelt. Wie Albrecht, so kannte auch Er die Wirkung und die Zusammensetzung des Schießpulvers. Die Metalle hielt er für verschiedentlich abgeänderte Zusammensetzungen aus einem Merkurius und einem Sulphur, unter welchen aber nicht Quecksilber und Schwefel schlechtweg zu verstehen sind, sondern angenommene Grundstoffe, die nach einer gewissen Analogie so benannt sind. Auf diese, vielleicht von den Arabern entlehnte, von ihm aber mehr ausgebildete Theorie gründete sich sein fester Glaube an die Metallveredlung. Von dem Steine der Weisen spricht er als von einer wirklich vorhandenen Sache, und schätzt seine tingirende Kraft, De Alchymia, cap. 7., auf das Millionfache und drüber (millies millia et ultra). Alchemist ist er demnach unzweifelhaft. Dagegen verwirft er die zu seiner Zeit von Vielen angenommene Magie ganz und gar als Täuschung und Irrthum, wodurch sein Zeugniß für die Alchemie nicht wenig am Werthe gewinnt.

Roger Bako hat sehr viele alchemistische Schriften hinterlassen, die aber zum größten Theile nicht abgedruckt sind, sondern handschriftlich in der Bodleyschen, Harleyschen und anderen brittischen Bibliotheken vorkommen. Nur wenige sind besonders herausgegeben worden, mehre in alchemistischen Sammlungen abgedruckt, einige auch zusammen unter dem Titel: Rogerii Baconis Thesaurus chymicus, Francofurti, 1603, 12., und 1620, 8., erschienen. Die bekanntesten sind folgende:

1) Speculum Alchymiae, Spiegel (d. h. getreue Darstellung) der Alchemie; besteht in sieben Kapiteln. Eine besondere lateinische Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1614, 4.; französische Ausgaben zu Lyon, 1557, 12.; zu Paris, 1612, 8.; und ebenda 1627, 8. Lateinische Abdrücke finden sich in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 5.; in der Vera Alchimiae artisque metallicae Doctrina, Basileae, 1561, Fol., N. 5.; im Theatrum chemicum Argentor., Tom. II. N. 43.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 34. Eine deutsche Uebersetzung gab Schröder in der Neuen alchymistischen Bibliothek, Bd. II. Samml. 2.

2) Epistola De secretis operibus artis et naturae et nullitate Magiae, Sendschreiben Von den geheimen Wirkungen der Natur und Kunst, und von der Nichtigkeit der Magie. Davon erschienen lateinische Ausgaben zu Hamburg, 1598, 8., 1608, 8., und 1618, 8.; Abdrücke im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 167., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. N. 35.

3) De potestate artis et naturae, Von der Macht der Kunst und Natur; ward abgedruckt in der Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Vol. II. N. 11. Eine französische Uebersetzung von Girard de Tornus kam zu Lyon, 1557, 8., heraus, eine andere zu Paris, 1629, 8.

4) Alchymia major; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 2.

5) Breviarium de dono Dei, Kurzer Begriff von der Gabe Gottes; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 3.

6) Verbum abbreviatum de leone viridi, Ein Wörtchen vom grünen Löwen; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 4.

7)

7) Secretum Secretorum, Das geheimste aller Geheimnisse; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 5.
8) Tractatus trium verborum, Abhandlung von den drei Wörtern; vielleicht eine weitere Ausführung des Kalled Rachaidib; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 6.
9) Speculum Secretorum, Spiegel der Geheimnisse; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 7.
10) Medulla Alchymiae, Mark (Kern) der Alchemie; wovon Joachim Tank eine deutsche Uebersetzung zu Eisleben, 1608, 8., herausgab.
11) Breviarium Alchymiae; vielleicht einerlei mit obigem Breviarium de dono Dei, wird von Pitsaeus in s. Relationes historicae de rebus anglicis, Vol. I. Centur. IV., angeführt.
12) Documenta Alchymiae; wird in Balaei Commentatio de scriptoribus anglicis angeführt.
13) De artibus Alchymistarum, Von den Kunstgriffen der Alchemisten; von Pitsäus angeführt.
14) De lapide philosophorum; beim Baläus.
15) De arte Chymia; beim Pitsäus.

Außerdem wird ihm noch ein Traktat: Von der Tinktur und dem Oel des Vitriols, zugeschrieben, welcher aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt in dem Triumphwagen des Vitriols von E. L. D. K., Frankfurt und Leipzig, 1770, 8., abgedruckt ist; desgleichen ein anderer De tinctura seu oleo stibii, welcher mit J. Fabri Noten zu Toulouse, 1646, 8., lateinisch, in deutscher Uebersetzung aber zu Nürnberg, 1676, 8., herauskam. Diese beiden sind wahrscheinlich untergeschoben.

Peter von Abano, auch Petrus de Apono genannt, ein berühmter Arzt zu Padua, geb. 1253, gest. 1305, wird mit Unrecht von Einigen zu den Alchemisten gezählt, und das beruht wol nur auf einer Verwechselung mit dem gleichzeitigen, minder berühmten

Peter von Toledo, Petrus Toletanus oder Tauletanus, auch wol Petrus Villanovanus genannt. Dieser gelehrte Spanier war gebürtig von Villa nova in Katalonien, lebte aber zu Toledo, wahrscheinlich als Lehrer an der dortigen Hochschule. Nach einigen Angaben ist er ein älterer Bruder, nach anderen nur Landsmann und Jugendfreund des nachfolgenden Arnald von Villanova, welcher ihm eine seiner Schriften zueignete. Dieses Verhältniß beglaubigt ihn als Alchemisten, mehr noch aber eine alchemistische Schrift, die ihm selbst angehört, und welche Arnald veranlaßte, unter demselben Titel ebenfalls zu schreiben, nämlich das Rosarium Philosophorum, Rosengarten der Weisen. Dieser älteste Rosengarten ist von zwei neueren, dem Rosarius major und minor, zu unterscheiden, weshalb man Toletani oder per Toletanum zusetzt. So ist er abgedruckt in der Sammlung: De Alchemia opuscula complura veterum philosophorum, Francofurti, 1550, 4., Tom. II., auch in Balbian's Tractatus septem de lapide philosophico, e vetustissimo Codice desumpti, Lugduni Batavorum, 1599, 8., N. 5.

Arnald Bachuone, gewöhnlich Arnaldus de Villanova genannt, galt gegen Ende dieses Jahrhundertes das Orakel seiner Zeitgenossen, vornehmlich auch als Alchemist. Drei Nationen haben um die Ehre gestritten, daß er ihnen angehöre, bis sich ergab, daß er ein Spanier war und 1235 zu Villa nova in Katalonien geboren ward. Er studirte die Philosophie und Arzneikunst zu Barcellona, lehrte dann auch daselbst, und erlangte großen Ruf als Arzt und Philosoph, ward aber von der Geistlichkeit als Irrlehrer angegriffen und in den Bann gethan. Er floh nach Frankreich und lehrte die Naturwissenschaften zu Paris, ward aber auch dort als Zauberer und Teufelsbündner verfolgt. Von da wendete er sich zunächst im Jahre 1260 noch Montpellier, wo man noch das Haus zeigt, welches er bewohnte. Immer noch vom Geiste der Finsterniß, wie Apollo vom Python, ge=

drängt, verließ er Frankreich und ging nach Rom, Bologna, Florenz und Neapel, endlich 1296 nach Sicilien, wo er unter dem Schutze des aragonischen Königes Friedrich als Philosoph in großem Ansehen stand. Friedrich sendete ihn im Jahre 1312 nach Avignon an den Papst Klemens den Fünften; allein auf dieser Reise litt er Schiffbruch und fand seinen Tod in den Wellen.

Nicht minder als seine Verdienste um die Arzneikunst begründeten seinen Ruhm die neuen Kenntnisse in der Chemie, welche er von den spanischen Hochschulen aus über die Nachbarländer verbreitete. Die wichtigsten chemischen Erfindungen der Araber, wie z. B. die Bereitung des Weingeistes, der wesentlichen Oele, der Scheidewasser u. s. w., wurden durch seine Experimentalvorträge erst recht Gemeingut der Universitäten. Als Zögling der arabischen Schule war er eifriger Alchemist und sprach sich überall entschieden als solcher aus. Aus seinen Schriften erhellt, daß und wie er an Metallveredlung glaubte. Ein Merkurius ist auch ihm der Grundstoff aller Metalle, und darum die Verwandlung des einen in das andere ihm begreiflich. Er nimmt das Daseyn eines Steins der Weisen als eine unzweifelhafte Sache an, und bestimmt dessen Kraft dahin, daß er hundert Theile Quecksilber zu Gold veredle. Er behauptet, dem Anschein nach aus eigener ärztlicher Erfahrung, daß der innerliche Gebrauch jener Goldtinktur die menschliche Natur erneuere, verjünge. Bei so bestimmten Behauptungen durfte man Beweise von ihm verlangen. Allerdings ging das Gerücht, daß er nicht allein wunderbare Heilungen durch seine Panacee bewirkt, sondern auch in Paris, Montpellier, Rom und anderwärts vor vielen Zeugen probehaltiges Gold gemacht habe.

Ein wichtiges Zeugniß von Arnald's hermetischer Kunst hat ein berühmter Rechtsgelehrter abgegeben, der sein Zeitgenosse war, Johannes Andreas, der noch 1345 zu Bologna die Rechte lehrte. In seinen Zusätzen zu Durandi Spiegel des Rechts sagt er unter der Rubrik: De crimine

falsi: „Im Betreff der Alchemisten pflegt man zu zwei„feln, ob sie die Strafe des Betrugs verwirken.“ Nachdem er dann die juristischen Gründe für und wider zusammengestellt hat, beschließt er mit den Worten: „Zu unsrer Zeit „hatten wir am römischen Hofe den Meister Arnold von Vil„lanova, einen großen Arzt und Theologen, der auch ein „trefflicher Alchemist war und Goldstangen machte, die er „jeder Prüfung unterwerfen ließ.“ Vergl. die Paduanische Ausgabe von 1479, P. IV. Vol. III. fol. YY^b. Man findet außerdem Nachricht, daß Papst Bonifacius der Achte im Jahre 1295 dem damals in Rom anwesenden Arnald chemische Fragen vorgelegt habe, und die Beantwortung derselben mag wol jene Proben veranlaßt haben, auf welche Andreas deutet.

Dagegen widerspricht Symphorian Champier in der Biographie Arnald's den Sagen von seiner Goldmacherei mit folgenden Worten: „Was aber von der Alchemie „Arnald's erzählt wird, ist falsch und voll der Fabeln, auch „eines solchen Mannes unwürdig.“ Vergl. Symphoriani Campegii De claris medicinae scriptoribus, fol. XXXVI. Hierbei darf man freilich nicht außer Acht lassen, daß Champier erst nach 1500 schrieb, also zweihundert Jahre nach Arnald's Tode, weshalb er die Zeugnisse der Zeitgenossen nicht so geradezu umstoßen darf, ohne triftige Gründe beizubringen. Er ist offenbar gegen die Alchemie eingenommen und darum ungerecht. Auch ist er kein Sachkundiger, weil er die alchemistischen Schriften Arnald's nicht zu kennen scheint, welche die Sache außer Zweifel setzen.

Was dem Villanovaner das allgemeine Vertrauen der Alchemisten erwarb, war die Nachricht, daß Raimund Lullius aus Arnald's Schriften das Magisterium erlernt habe, und es ist wahr, daß Raimund sich an mehren Orten selbst dazu bekennt, weshalb man ihn wol zuweilen Arnald's Schüler genannt hat. Nun schloß man so: Raimundus ist Adept gewesen. Er hat seine Kunst von Arnald gelernt. Also

muß Arnald Adept gewesen seyn. Das ist nun freilich ein Syllogismus, gegen welchen sich viel einwenden läßt, wenn man es streng nehmen will. Die Nothwendigkeit der Folgerung ist nur scheinbar, nicht wirklich; denn es ist z. B. ausgemacht, daß der Lehrer des ersten Adepten kein Adept war, wenn gleich er seinem Schüler die Kenntnisse mittheilte, aus welchen dieser das Magisterium kombinirte. Die Hauptsache ist aber, daß der erste Vordersatz zuvor erwiesen seyn muß, ehe man darauf bauen darf. Da sonach die Adeptenwürde Arnald's von der des Lullo abhängig ist, so mag die Frage bis dahin ausgesetzt bleiben.

Hier ist der Ort, beiläufig eine gespenstige Erscheinung zu erklären, welche sich in die Literatur jener Zeit eingeschlichen hat, die des vielbesprochenen Alchemisten Paganus. Raimund lobt nämlich in der Praxis des großen Werkes Pagani Summam Hebraicam als einen der Hauptschlüssel der Alchemie. Einige haben vermuthet, daß unter dem Paganus niemand anders als Geber zu verstehen sey, indem Raimund mit dem Ausdruck paganus, d. i. Heide, den Muselmann bezeichne. Andere machen aus dem Paganus einen alten Alchemisten, der etwa ein Jude gewesen sey und hebräisch geschrieben habe. Borel, der manche Büchertitel nach Citaten aufgeführt hat, in Hoffnung, die Bücher dazu würden sich wol noch finden, rühmt in seiner Bibliotheca chemica, p. 147., ein Oeuvre parfaite et pratique selon Lulle, qu'il avoit eue de Paganus, eine vollkommene Praxis, welche Lullo vom Paganus hatte. Demzufolge statuirten noch Andere einen französischen Alchemisten, der etwa mit dem Tempelritter Hugo de Paganis verwandt gewesen sey. Nur wollte sich das Oeuvre parfaite durchaus nicht finden lassen.

Morhof hat in seiner Epistola De metallorum transmutatione, p. 119., den Knoten glücklich aufzulösen angefangen. Die Summa Hebraica hält er für eine falsche Leseart, entstanden durch den Fehler eines Abschreibers, und

setzt dafür Summa Gebraica, d. i. Geber's Hauptbegriff, über welchen der sogenannte Paganus einen Kommentar geschrieben habe. Aus der Sinnverwandschaft der Wörter pagus und villa leitet er aber die Vermuthung ab, daß Lullius wol unter dem Paganus den Villanovanus gemeint habe. Nun hat zwar Arnald keine Summa geschrieben; wer aber glauben will, daß beide Namen des Verfassers zusammenstimmen, wird auch nichts dagegen haben, daß unter Summa Gebraica nur ein Lehrbegriff der Alchemie nach Geber'schen Grundsätzen zu verstehen sey, den Arnald's Schriften sämmtlich enthalten.

Nach Morhof's Zeit wurde zwar nicht seine Etymologie des Namens Paganus, wol aber seine Hindeutung auf Arnald von Villanova gerechtfertigt, als man herausbrachte, daß Arnald's eigentlicher Familienname Bachuone hieß; denn so wie die Abschreiber Hebraica aus Gebraica gemacht haben, kann auch Pagani aus Bachuonis entstanden seyn. Nur ist dabei anzumerken, daß wir, wenn Paganus einmal der Sohn eines Schreibfehlers seyn soll, ihn noch näher im Roger Bako finden. Da dessen Name auch Bacho geschrieben ward, so könnte man Bachonis Summam Gebraicam lesen und darunter die oben angeführte Medulla Alchemiae verstehen.

Die alchemistischen Schriften Arnald's sind für sich allein zahlreich, und bilden mit seinen ärztlichen Schriften zusammen eine so große Menge, daß man deshalb zweifeln will, ob sie alle ihm angehören möchten. Indessen wird doch der größere Theil ihm allgemein zugeschrieben. Alle chemische Schriften hat Hieronymus Megiser zu Frankfurt a. M., 1603, 8., zusammen herausgegeben. Eine Auswahl der alchemistischen ward von Joh. Lange (unter dem Namen Hippodamus) deutsch herausgegeben, ebenda, 1604, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Hamburg, 1683, 8., und noch eine zu Wien, 1744, 8. Die wichtigeren Schriften sind folgende:

1) Rosarius Philosophorum, Rosengarten der Weisen. Man nennt dieses Buch Rosarius major, im Gegensatze eines gleichnamigen von Richard. Auch findet man ebendasselbe unter zwei anderen Titeln, als: Thesaurus thesaurorum und Thesaurus incomparabilis. Es ist abgedruckt bei Ulsted Coelum Philosophorum, Lugduni Batav., 1553, 16.; in Artis auriferae Vol. II. N. 7.; und in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 40.; deutsch in der Sammlung des Hippodamus und den neueren Ausgaben.

2) Lumen novum, Neues Licht; abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 8., und in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. I. N. 41.; deutsch bei Hippodamus.

3) Flos florum, Blume der Blumen; lateinisch abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 9.; in der Megiserschen Sammlung von 1603; im Theatrum chemicum Argentorat., Tom. III. N. 53.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 42.; deutsch bei Hippodam.

4) Perfectum Magisterium, Vollkommene Meisterschaft; abgedruckt in (Grataroli) Vera Alchimiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 3.; im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 51.; und in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. I. N. 42.

5) Lumen luminum, seu Liber perfectionis Magisterii, Licht der Lichter, oder Das Buch der Vervollkommnung; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 52.

6) Speculum Alchymiae, Spiegel der Alchemie; lateinisch ausgegeben zu Frankfurt und Strasburg, 1603, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 116., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 44.

7) Quaestiones de arte transmutationis metallorum, tam essentiales, quam accidentales, cum responsionibus, ad Bonifacium VIII., Fragen über die

Kunst der Metallverwandlung, sowol wesentliche als außerwesentliche, mit den Beantwortungen, an Bonifacius den Achten. Lateinische Ausgabe zu Basel, 1610, 8. Abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 11.; im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 118.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 46.

8) Practica, Ausführung; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 54.

9) De Lapide Philosophorum, Vom Steine der Weisen; abgedruckt in Ulsted's Coelum Philosophorum.

10) Semita Semitae, Weg der Wege; wird von Vielen dem Arnald, von Einigen auch Albrecht von Bollstedt zugeschrieben. Abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. N. 47. Vergl. Albrecht der Große, N. 9.

11) Testamentum, Zeugniß der Wahrheit; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 12.; im Theatrum chemicum Argent., T. I. N. 3.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 48.

12) Novum Testamentum, Neueres Zeugniß; abgedruckt im Theatrum chemicum Argentorat., T. V. N. 162.

13) Epistola ad Regem Neapolitanum De Alchymia, Sendschreiben an den König von Neapel von der Alchemie; auch unter dem Titel: Epistola ad Robertum Regem; abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 10., und in Mangeti Biblioth., T. I. N. 43.

14) De Sigillis, Von der hermetischen Verschließung; abgedruckt in der Megiserschen Sammlung.

15) Electuarium, Auswahl; abgedruckt bei Ulsted Coelum Philosophorum.

16) Phoenix, ad Regem Martinum Aragoniae, de anno 1299. Handschrift. (Lenglet du Fresnoy.)

17) De secretis naturae, Von Naturgeheimnissen. Handschrift. (Lenglet du Fresnoy.)
18) Lucidarium; bei Nazari angeführt.
19) Aurea Rosa; auch unter dem Titel: Rosa Novella, in zwei Abtheilungen, Rosa prima et secunda; als Handschrift. (Lenglet du Fresnoy.)
20) Liber Artis; bei Nazari angeführt.

Richard von England, Richardus Anglus, von seiner Geburtstadt Middletown auch Richardus Mediatunensis, oder Richardus de Media villa genannt, lebte in der zweiten Hälfte des Jahrhundertes und ist um 1300 gestorben. Er war Franciskaner und lehrte die Theologie zu Oxford, ward aber nach Paris berufen, wo er wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit den Beinamen Doctor Copiosus erhielt. Da zu jener Zeit alle akademischen Studien mit der Theologie begannen, so waren freilich die Lehrer aller Wissenschaften zugleich Theologen, und die Theologen lehrten gar Manches, was heut zu Tage ihrer Fakultät fremd ist. Insbesondere gehörte damals zu ihrem Kreise die aristotelisch-arabische Philosophie, welche sich späterhin zur Naturwissenschaft ausbildete, zu jener Zeit aber um die Alchemie, als um ihr Centrum, sich bewegte. Die Studien hatten noch so wenig Intensität, daß es dem Gelehrten selbst bei gewöhnlichem Fleiße nicht schwer fiel, mehre mit einander zu lehren. Diese Rücksicht erläutert uns die Erscheinung, daß ein gefeierter Theolog zugleich als Alchemist auftrat; eine Erscheinung, welche heut zu Tag seltsam auffällt, wenn schon sie sich in Semler wiederholt hat.

Wiewol die Kombination so heterogener Lehrfächer auf solche Weise glaublich wird, dürfte man doch zweifeln, daß Richard ebenso praktischer Chemiker gewesen sey, wie er ausübender Theolog war. Jedoch machen manche Umstände wahrscheinlich, daß er in früheren Jahren die Praxis der Alchemie getrieben habe und Roger Bakon's Schüler darin gewesen sey, indem er eben in der Zeit der größten Thätig-

keit desselben mit ihm in Oxford wohnte und ebendemselben Orden angehörte. Dagegen darf man wol voraussetzen, daß er in seinem Lehramte zu Paris nicht Muße gefunden habe, die praktischen Arbeiten fortzusetzen. Die Studiosen der Sorbonne verlangten das auch nicht, und priesen sich schon glücklich, die Resultate der Forschungen des bewunderten Mannes in zusammenhängendem Vortrage zu hören. Ihnen zu gefallen bearbeitete er die Alchemie theoretisch und literarisch aus den vorhandenen Quellen. Daher verweiset er in seinen Schriften oft auf Aristoteles, Avicenna, Morienes, Arisläus, Albertus und Arnald, deren Grundsätze vom Merkurius, dem Sulphur und der Panacee man in seinem Systeme wiederfindet. Dennoch gewann die Darstellung des berühmten Philosophen durch seine Hörer ein großes Publikum, und die Nachkommen trugen kein Bedenken, seinen Schriften einen ausgezeichneten praktischen Werth beizulegen.

Wir haben von Richard drei alchemistische Schriften. Die berühmteste derselben, welche von den Alchemisten als klassisch betrachtet wird, ist das

1) Correctorium Alchemiae, mit dem Nebentitel: *Περὶ Χημείας* liber utilissimus, Berichtigung der Alchemie, oder Handbuch der Chemie; lateinisch abgedruckt in dem Volumen Tractatuum scriptorum rariorum de Alchimia, Norimbergae, 1541, 4., N. 6.; in (Grataroli) Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. I. N. 6.; im Theatrum chemicum, T. II. N. 44.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 85. Eine deutsche Uebersetzung ward mit Schriften von Lullus und Geber zu Strasburg, 1581, 8., herausgegeben; eine anderе von Pomisius unter dem Titel: Der Alchymie Besserung und Strafung der alchymistischen Mißbräuche, Strasburg, 1596, 8.

2) Rosarius minor, seu de rerum metallicarum cognitione, Kleiner Rosengarten, oder von der Kenntniß der Metallkörper. Der erste Titel be-

zieht sich auf den Rosengarten Arnald's, den man seitdem den großen zu nennen pflegte. Borel führt Handschriften davon an. Abgedruckt ist der Rosarius minor in dem Volumen Tractatuum script. rarior. de Alch., N. 7., und in (Grataroli) Vera Alchymiae artisque metall. Doctrina, Vol. I. N. 7.

3) Speculum Alchimiae, Spiegel der Alchemie; eine neue Bearbeitung des Arnaldschen Spiegels, welche doch nur in Handschriften vorkommt. Vgl. Borelli Bibliotheca chemica, p. 197.

Guido de Montanor, ein bei den Alchemisten hochgeachteter Schriftsteller, gehört in diese Zeit, und wird als ein Franzose bezeichnet; doch ist von seiner Persönlichkeit weiter nichts Gewisses bekannt. Vielleicht ward de Montanor aus le Montagnard korrumpirt, und würde dann einen Gebirgbewohner andeuten, der wie Merlin in abgeschiedener Einsamkeit seiner Wissenschaft lebte. Das Städtchen Laval bei Mans, welches lateinisch Vallis Guidonis heißt, könnte wol auf eine Spur seines Aufenthalts führen. Sein Zeitalter kann daraus ungefähr gefolgert werden, daß er in seinen Schriften Roger Bako und Richard oft citirt, dagegen er selbst schon von den Schriftstellern des vierzehnten Jahrhundertes angeführt wird. Die des fünfzehnten kennen ihn alle und schätzen ihn ungemein hoch. Besonders rühmt ihn Ripley als einen großen Meister in der hermetischen Kunst. Sein Name würde noch berühmter seyn, wenn nicht die neueren Schriftsteller, in Ermangelung näherer Kunde von ihm, vorgezogen hätten, bei Citaten den Titel seines Hauptwerks anzugeben. Einige nennen ihn Guido Magnus, wiewol ein Guido der Große, von dem man nichts weiß, sich sonderbar ausnimmt. Man denkt dabei an den „großen „Unbekannten“ unserer Zeit.

Wir haben von diesem Guido Montanor drei alchemistische Schriften, als:

1) Scala Philosophorum, Stufenleiter der Weisen. In diesem seinem berühmtesten Traktate beschreibt er, wie man rühmt und der Titel verspricht, die stufenweise Ausarbeitung des Steins der Weisen ganz in der Ordnung, nur daß auch Er nicht sagt, was man nehmen solle. Der Titel ist, wie man sieht, von dem jüngeren Abul Chassem entlehnt, dessen Schrift er vielleicht übersetzte oder wenigstens umarbeitete. Die Vergleichung der Pariser Handschrift der Stufenleiter des Abul Chassem Ben Ahmed al Cordhubi könnte darüber Aufschluß geben. Die Scala Philosophorum findet sich lateinisch abgedruckt in De Alchimia Opuscula veterum Philosophorum, (Francof., 1550, 4.,) Tom. I. N. 6.; in Artis auriferae, quam Chemiam vocant, (Basil., 1572, 8.,) Vol. II. N. 4.; und unter der Ueberschrift: Guidonis de Montanor, Galli, Scala Philosophorum, in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 74. Uebersetzungen davon finden sich in mehren deutschen Sammlungen abgedruckt.
2) Decreta chymica, Chemische Verordnungen, d. h. Regeln und Vorschriften; lateinisch abgedruckt in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Decade I. N. 6.
3) De arte chymica Libellus, Chemisches Kunstbüchlein; lateinisch abgedruckt in Herm. Condeesyani Harmonia, Francofurti, 1625, 8. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien unter dem Titel: Guidonis Magni de Monte Thesaurus chymiatricus, oder Lange verborgener Schatz der Chymie, Halle, 1623, 8. Hierbei ist anzumerken, daß die Benennung Guido de Monte unrichtig ist, und einem ganz anderen Schriftsteller, dem Guido de Monte Rocherii oder Guido von Rochefort, zukommt, der mit der Alchemie nicht zu schaffen hat.

Ein Schotte beschließt die alchemistischen Arbeiten dieses Jahrhundertes, als der erste Alchemist seines Landes,

John Duns, oder Johannes Dunanus, benannt von dem schottischen Dorfe Duns, seinem Geburtorte, wie das bei Gelehrten jener Zeit oft der Fall war. Zu Newkastle trat er in den Minoritenorden, studirte dann zu Oxford, und lehrte daselbst nachher Theologie und Philosophie. In gleicher Eigenschaft ward er nach Paris berufen, wo ihm seine scharfsinnigen philosophischen Vorträge den Beinamen Doctor Subtilis erwarben. Eine Mission seines Ordens führte ihn nach Deutschland, auf welcher Reise er im Jahre 1308 zu Köln am Nervenfieber starb. Angeblich soll er im vierunddreißigsten Jahre gestorben seyn, wonach er 1274 geboren wäre; allein die erlangte Celebrität und die Menge seiner Schriften, die nach der Waddingschen Ausgabe zwölf Bände einnehmen, lassen einen so frühzeitigen Tod bezweifeln.

Die aristotelische Philosophie, in welcher er sich als akademischer Lehrer hervorthat, mag ihn veranlaßt haben, sich auch mit Alchemie zu beschäftigen und Vorlesungen darüber auszuarbeiten; doch wird man versucht zu zweifeln, ob er bei den zahlreichen philosophischen Schriften, welche von ihm vorhanden sind, zumal bei frühem Tode, zur praktischen Chemie Zeit gefunden habe. Wenn man ihm freilich ein höheres Alter geben will, so könnte er wol früherhin bei klösterlicher Muße zu Newkastle Erfahrungen gemacht haben, welche er später, wie Richard, der philosophischen Spekulation zum Grunde legte. Unter seinen Schriften sind fünf alchemistischen Inhalts, wie versichert wird; denn sie kommen nur in Handschriften vor und sind nicht abgedruckt worden. Borel, in seiner Bibliotheca chemica, p. 83., führt folgende Titel an, welche zum Theil nicht alchemistisch lauten:

1) Dominus vobiscum, Der Herr sey mit Euch.

2) Tractatus ad album et rubrum, Abhandlung vom Weißen und Rothen. (Vielleicht Theatr. chem., T. IV. N. 142.?)

3) Tractatus ad Regem Angliae, Abhandlung an den König von England.
4) Opus magnum, secundum intentionem omnium philosophorum verissimum, Das große Werk und wahre Ziel der Weisen.
5) De veritate et virtute Lapidis philosophici, Von der Wahrheit und Kraft des Steins der Weisen.

Der Johannes Anglicus, welchen Borellus, pag. 125., als Verfasser eines Buches de Alchimia anführt, dürfte wol kein Anderer seyn.

Sechstes Kapitel.

Alchemie des vierzehnten Jahrhundertes.

Dieser Zeitraum beginnt mit einer zweifelhaften Erscheinung, welche neuerlich zur Streitsache ward. Die Alchemisten kämpfen mit ihren Gegnern um einen Mann, den beide Parteien sich zueignen wollen, um Jakob Ossa, welcher als Papst unter dem Namen Johannes XXII. von 1316 bis 1334 regirte. Die Alchemisten sprechen ihn dreist als ihren Zunftgenossen an, berufen sich auf glaubwürdige Zeugen und legen Dokumente vor. Dieser Papst gilt für den Verfasser einer Abhandlung, Ars transmutatoria, Kunst der Verwandlung, betitelt. Franciscus Pagi, in seinen Lebensbeschreibungen der Päpste, Tom. IV. N. 88., legt sie ihm ausdrücklich bei, und fügt hinzu, daß sie lateinisch geschrieben sey. Dieses lateinische Original ist nicht mehr vorhanden, sondern eine französische Uebersetzung, welche unter dem Titel: L'Art transmutatoire de Jean XXII., in den Divers Traités d'Alchimie, traduits en François, à Lyon, 1557, 8., N. 5., abgedruckt ward. Im Eingange dieser Schrift findet sich angemerkt, daß der Verfasser seine Kunst erst in Avignon ergründet und ausgeübt habe, wo bekanntlich Johannes XXII. seinen Sitz hatte. Archivarische Nachrichten besagen, daß Johannes bei seinem Tode zweihundert Goldstangen, deren Werth auf achtzehn Millionen Gulden geschätzt wurde, in seinem Schatze hinterlassen habe. Da die kirchlichen Einkünfte des päpstlichen Stuhles

durch die Kardinäle, welche den Papst von Rom entfernt hielten, später durch den Gegenpapst Nikolaus V., durch Johannes Parteinahme gegen Ludwig den Baiern geschmälert, endlich auch durch einen unglücklichen Krieg, den er zuletzt noch in Italien führte, erschöpft werden mußten; so hat man daraus geschlossen, daß er solche Massen Gold nur anderswoher, aus dem Tiegel nämlich erlangt haben könne.

Dagegen führen die Widersacher der Alchemisten ihren Beweis mit der unzweifelhaften und offenkundigen Thatsache, daß ebenderselbe Papst die Alchemisten mit dem Bannstrahle verfolgt und im Jahre 1317 eine sehr strenge Bulle gegen sie erlassen hat. Es ist die Bulle: Spondent quas non exhibent etc., Decret. Jur. canon. Gregor. XIII., L. V. T. 4., deren Inhalt hier in abgekürzter Uebersetzung folgt:

„Die armseligen Alchemisten versprechen, was sie nicht „leisten! Obschon sie sich Weise dünken, fallen sie doch „selbst in die Grube, die sie Anderen graben. Lächerlicher„weise geben sie sich für Lehrer der Alchemie aus, wiewol „sie ihre Unwissenheit dadurch an den Tag legen, daß sie sich „immer nur auf ältere Skribenten berufen. Und wenn sie „nicht finden, was jene auch nicht fanden, so halten sie doch „für möglich, es noch in Zukunft zu finden. Wenn sie be„trügliches Metall für wahres Gold oder Silber ausgeben, „so geschieht es mit leerem Wortschwall. Ihre sträfliche „Verwegenheit geht zuweilen so weit, daß sie sogar aus „solchem Machwerk falsche Münzen schlagen und Andere da„mit betrügen. Wir befehlen, daß dergleichen Menschen „für immer Landes verwiesen werden sollen, wie auch daß „Diejenigen, welche sich dergleichen Gold und Silber ma„chen lassen, oder den Betrügern auf irgend eine Weise Vor„schub thun, solches Metall verkaufen oder an Zahlung „Statt ausgeben, dem Gewicht nach eben so viel wahres „Gold und Silber zum Besten der Armen als Strafe „erlegen sollen. Diejenigen, welche dergleichen falsches „Gold oder Silber verarbeiten, sollen für ehrlos erklärt

„wer-

„werden. Wo die Mittel der Uebertreter dieses Gesetzes „zur Geldbuße nicht zureichen, kann die Geldstrafe nach dem „Ermessen des Richters in eine andere verwandelt werden. „Sollten geistliche Personen sich solcher Vergehen schuldig „machen, so sollen sie nicht geschont werden, vielmehr der „geistlichen Würde verlustig seyn und für unfähig zum geist„lichen Stande erachtet werden."

Der Widerspruch, daß ein Alchemist der Alchemie so schonunglos das Urtheil gesprochen, hat den Forschern nicht wenig zu schaffen gemacht. Manche ziehen sich aus der Sache, indem sie das Eine oder das Andere verschweigen, nachdem ihre Meinung für oder wider die Alchemisten sprach. Lenglet du Fresnoy rühmt in seiner Geschichte der hermetischen Philosophie, Th. I. S. 187 — 193., Johann den Alchemisten, und ignorirt die Bulle, die ihm nicht unbekannt seyn konnte, vielleicht aus kirchlichen Rücksichten. Athanasius Kircher urgirt dagegen die Bulle und weiß nichts von des Papstes Alchemie. Wiegleb sucht in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 229., beides zu vereinigen, indem er eine Vermuthung vorschnell als ausgemachte Wahrheit aufstellt. Er behauptet nämlich, die „Bosheit" der Alchemisten habe dem Papst Johannes „hin„terlistig" angedichtet, daß er selbst Alchemie getrieben. Um das plausibel zu machen, hätten sie einen alchemistischen Proceß unter seinem Namen ausgestreut. Ihre Absicht sey gewesen, die ihnen so nachtheilige Bulle zu entkräften und als untergeschoben zu verdächtigen.

Vielleicht läßt sich das Widersprechende der Sache auflösen, ohne bezeugten Thatsachen Gewalt anzuthun. Die Bulle Spondent ist von 1317, also aus dem zweiten Jahre des Pontifikats Johann's; da er aber nachher noch siebzehn Jahre regirt hat, so könnte er ja wol in dieser Zeit anderer Meinung geworden seyn. Wie oft werden Privatmeinungen durch unmerklichen Einfluß der Umgebung in noch kürzerer

Zeit umgewandelt, zumal bei Personen, deren Meinung Vielen wichtig ist! Die Bitterkeit und Heftigkeit jener Bulle in einer Sache, welche den kirchlichen Vortheil und den Glauben sehr wenig anging, scheint persönlichen Groll auszusprechen. Wahrscheinlich war der gute Papst von einem Betrüger angeführt worden. Wenn man nun annähme, daß irgend ein wahrhafter Adept sich entschlossen habe, das Haupt der Kirche eines Besseren zu belehren, um dessen Zorn von seinen Zunftgenossen abzuwenden, so möchte eine solche Annahme der Wieglebschen gegenüber wol bestehen können. Ein Widerruf konnte ihm in keinem Falle zugemuthet werden, das wäre gegen die päpstliche Infallibilität gewesen; aber wenn auch nur erlangt werden konnte, daß Johannes seinem Strafgesetze nicht durch geschärfte Dekrete Nachdruck gab, sondern die Sache auf sich beruhen ließ, so wäre damit schon viel gewonnen und der Vortheil mit zweihundert Projektionen, oder soviel Tinktur dazu erforderlich ist, nicht zu theuer erkauft worden.

In den ersten Jahren ward jene Bulle allerdings streng genug befolgt, strenger vielleicht nirgend als in Deutschland. Heinrich Eckstorm erzählt in seiner Chronik des Klosters zu Walkenried, S. 126., daß daselbst im Jahre 1318 ein Mönch, Namens Adolph Meutha, aus Gifhorn gebürtig, der Alchemie mit großem Eifer sich ergeben habe, von seinen Klosterbrüdern aber so bitter verfolgt worden sey, daß er nach Amelungborn flüchten mußte. Auch dort verscheucht, sey er nach Lockum entwichen, daselbst aber plötzlichen Todes verblichen. Der Unglückliche ward ein Opfer des ersten Eindrucks, den die Bulle hervorbrachte. Dagegen findet man, daß sie nach einem Jahrzehend schon nicht mehr beachtet ward und Geistliche wie Laien der hermetischen Kunst ungescheut oblagen. Eine solche Nachsicht muß bei der Konsequenz des hierarchischen Systems auffallen; sie beweiset wenigstens, daß man die Sache von oben her nicht weiter angeregt habe, und das ließe wol eine Sinnesänderung des

Haupts der Kirche voraussetzen, an welcher man allerdings mehrseitig arbeitete, wie das Folgende zeigen wird.

In Frankreich, gleichsam unter den Augen des Papstes, war man gar nicht eifrig, seine Bulle zu befolgen und den Alchemisten Leid zu thun. Philipp der Schöne war immer ohne Geld, und würde jeden Adepten in Schutz genommen haben, wenn sich nur einer hätte finden wollen. In den nächsten Jahren nach dem Erscheinen der Bulle verspottete sie ein witziger Franzose, indem er auf die Alchemie ein Lobgedicht schrieb. Es war Jean de Meun, den Andere Jean de Mehun oder auch Jean de Meung Clopinell schreiben, ein Edelmann, welcher in Paris am Hofe Philipp's lebte, wonach man glauben darf, daß er die Ansicht des Hofes ausgesprochen habe. Von einem älteren Dichter, Guillaume de Loris, hatte man einen beliebten Roman de la Rose, welchen de Meun im Jahre 1320 umarbeitete und neu herausgab. In diesen schaltete er 1800 Verse ein, welche in zwei Abtheilungen das Lob der Alchemie besingen. Die erste Abtheilung führt die Ueberschrift: Les remontrances de Nature à l'Alchimiste errant, Warnung der Natur für den irrenden Alchemisten, die andere aber gibt die Réponse de l'Alchimiste à Nature, Antwort des Alchemisten an die Natur. Dieser berühmte Roman beschäftigte vielleicht dem päpstlichen Verbot zum Hohne das Publikum nur um so lebhafter. Er ward verschlungen, lange durch Abschriften vervielfältigt, auch späterhin oft wiederholt im Druck herausgegeben, wie denn noch im Jahre 1735 zu Paris eine Ausgabe in drei Bänden erschien. Eine deutsche Uebersetzung des Gedichts findet sich abgedruckt in des Joh. de Fontina Vier nützlichen chymischen Traktätlein, Halle, 1612, 8.

Man dürfte vielleicht muthmaßen, Jean de Meun habe die Alchemie nur als einen Gegenstand des Scherzes und der Laune behandelt, wol gar verspottet; aber dem ist nicht also. Er stellt sie im Gegentheile als ein ehrwürdiges My-

sterium dar, und die Idee eines fein verdeckten Spottes ist ihm vollends gar nicht beizumessen, wenn man erwägt, daß er in einer anderen Schrift selbst als Alchemist auftrat, ohne von einem kirchlichen Verbot Notiz zu nehmen. Er schrieb nach dem Roman der Rose lateinisch ein Speculum Alchymiae. Davon wurde eine französische Uebersetzung unter der Ueberschrift: Le Miroir d'Alchimie de Jean de Meun, in den Divers Traités, traduits en François, Lyon, 1557, 8., N. 3., abgedruckt. Eine französische Ausgabe erschien zu Paris, 1613, 8., eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Spiegel der Alchymie des vortrefflichen Philosophen Johann von Mehun, aus dem Lateinisch-Französischen u. s. w., Ballenstädt und Bernburg, 1771, 8.

John Dastyn, Johannes Dastinus, auch Daustenius, und Jean Daustein französisch geschrieben, wird von Baläus unter den britannischen Alchemisten aufgeführt. Nach Borelli Bibliotheca chemica, p. 73., soll Dastyn in geistlichen Würden hoch gestiegen und Kardinal geworden seyn, auch den Titel S. Adrian geführt haben; jedoch hat Lenglet du Fresnoy ihn vergebens in den Verzeichnissen der Prälaten gesucht, demzufolge ihm jene Nachricht auf einem Mißverständniß zu beruhen scheint. Nun kommt freilich ein Kardinal Adrian vor, nämlich Adrianus Castellensis de Corneto, Bischof von Herford, welcher 1503 Kardinal ward, sich aber in eine Verschwörung gegen Papst Leo X. einließ, und zur Strafe nicht allein der Kardinalswürde verlustig erklärt, sondern auch aus der Liste der Prälaten gestrichen wurde, weshalb ihn du Fresnoy da nicht finden konnte; indessen kann der Kardinal von 1503 derselbe nicht seyn, welchen Baläus 1555 als einen alten, wenig bekannten Alchemisten seiner Nation anführt. Des Letzteren Zeitalter wird vielmehr ganz anders bezeichnet durch die Nachricht, welche Borel an demselben Orte mittheilt, daß John Dastyn unter anderem ein Sendschreiben über die hermetische Kunst an den

Papst Johannes XXII. gerichtet habe, um dessen Zorn gegen die Alchemisten zu besänftigen, wonach Lenglet du Fresnoy den Dastyn in das Jahr 1316 setzt. Außerdem deutet St. Adrian auf einen Heiligen; der heilige Adrian war aber kein Bischof, sondern ein General des Maximianus. Die Vermuthung eines obwaltenden Mißverständnisses wird noch wahrscheinlicher, wenn man erwägt, daß der Titel Kardinal in den älteren Zeiten der christlichen Kirche nur den Oberpfarrer einer Kardinalkirche, d. h. einer Hauptkirche, anzeigte. Wenn daher etwa Borel irgendwo gefunden hat: Joh. Dastinus, Cardinalis S. Adrian., so wäre nach einer richtigeren Uebersetzung John Dastyn Pfarrer an einer englischen St. Adriankirche gewesen.

Ob John Dastyn Derjenige sey, dem es gelang, dem Papste von Alchemie und Alchemisten eine bessere Meinung beizubringen, ist nicht auszumitteln, da das von Borel angeführte Sendschreiben weder abgedruckt ist, noch in den Verzeichnissen der Handschriften vorkommt. Wir haben außerdem von demselben Verfasser drei alchemistische Schriften; aber die wißbegierigen Leser beklagen sich über seinen dunkeln Vortrag, woraus wenigstens soviel hervorgeht, daß er die Offenheit, mit welcher er vielleicht den heiligen Vater aufklärte, uns übrigen Menschen angedeihen zu lassen nicht für gut gefunden habe. Wir müssen uns also bescheiden an dem genügen lassen, was folgende Schriften lehren:

1) Visio de Lapide philosophico, Traumgesicht vom Steine der Weisen. Der Titel erinnert an die Vision des Arisläus. Nach einer Anmerkung des englischen Literators Elias Ashmole, welcher die Vision unter der Ueberschrift: Dreame of J. Dastyn, englisch in seinem Theatrum chemicum britannicum, (Londini, 1652, 4.,) N. 6., abdrucken ließ, ist diese Schrift vom Jahre 1311, mithin sechs Jahre älter als die Bulle Spondent, wodurch zugleich erwiesen ist, daß Dastyn ein Zeitgenosse Johann's XXII. war. Lateinisch ist die Visio abgedruckt

in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Decad. II. N. 7.

2) Rosarium correctius, arcanum philosophorum secretissimum comprehendens, Berichtigter Rosengarten, enthaltend das tieffste Geheimniß der Weisen, sonst auch kurz Rosarium Daustenii genannt, ist lateinisch abgedruckt in den von Combach herausgegebenen Tractatus aliquot chymici singulares, Geismariae, 1647, 8., N. 4., auch in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 88. Eine deutsche Uebersetzung findet sich in dem Alchymistischen Siebengestirn, Hamburg, 1675 und 1679, 8., N. 5.

3) Speculum Philosophiae, Spiegel der Weisheit; wovon eine Handschrift in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrt wird. Vgl. Alb. Fabricii Biblioth. lat. II. p. 40.

Raimund Lullus, lateinisch Raimundus Lullius, spanisch Ramondo Lullo genannt, ist unstreitig der berühmteste Alchemist dieses Jahrhundertes. Sein Ruf verbreitete sich schnell über ganz Europa, da man genügende Beweise zu haben glaubte, daß er Adept sey. In seiner Geschichte finden sich Unrichtigkeiten und Widersprüche, welche theils auf Irrthum, theils auf geflissentlichen Verhehlungen beruhen. Die historische Kritik hat sie nach und nach berichtigt und aufgeklärt.

Wie der spanische Geschichtschreiber Vincentius Mutius in seiner Geschichte von Majorka berichtet, ward auf dieser Insel Ramondo Lullo im Jahre 1235 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie, diente in der Jugend unter den Truppen Jakob's I. von Aragonien, bekleidete dann eine Hofstelle, und lebte nach der Weise der jungen Cavalleros bis zu seinem dreißigsten Jahre. Ein Pagenstreich, den er in diesem Alter noch verübt haben soll, wird als die Veranlassung angegeben, daß eine Dame ihn zurecht gewiesen und sein Gemüth

in dem Maße erschüttert habe, daß er ein ganz anderer Mensch geworden sey. Lenglet du Fresnoy erzählt sorgfältig nach, wie der alte Jüngling die schöne Ambrosia de Castello lange mit Liebesbriefen und Botschaften behelligt, endlich sogar, als er ihr auf dem Kirchgange begegnet, in verliebter Wuth sie zu Pferde bis in die Kirche hinein verfolgt habe; wie sie dann ihm ein Rendez-vous bewilligt, zuerst ihn ermahnt, dann aber eine von Krebsgeschwüren zerstörte Brust ihm enthüllt und somit seine Leidenschaft für immer abgekühlt habe. Vergl. Histoire de la philosophie hermétique, Tom. I. pag. 145 — 150.

Ramondo widmete sich den Wissenschaften. Von den Mönchen auf dem Mont serrat lernte er das Lateinische und Arabische, studirte dann zu S. Jago de Compostella, später zu Montpellier, und bezog 1281, also im sechsundvierzigsten Jahre, die Universität zu Paris, erlangte daselbst die theologische Doktorwürde, und trat in den Orden der Minoriten. Sodann machte er gelehrte Reisen durch Frankreich, Deutschland und Italien, wo er 1293 in Neapel Arnald Bachuone kennen lernte und vielleicht dessen Unterricht genoß. Im Jahre 1300 reisete er nach dem Orient und besuchte namentlich Cypern, Palästina und Armenien, die morgenländischen Weisen zu befragen.

Nach seiner Rückkehr reisete und schrieb er in rastloser Thätigkeit für einen frommen Zweck, den er mit schwärmerischem Feuereifer zu erreichen strebte. Er wollte nämlich die Moslemim zum Christenthum bekehren. Zu diesem Ende bemühte er sich, in Rom und Paris arabische Lehranstalten zu errichten, um Missionare zu bilden. Nach manchen fruchtlosen Versuchen in dieser Angelegenheit ging er im Jahre 1306 selbst nach Afrika, predigte zu Bugia das Evangelium, ward aber festgenommen und einige Jahre gefangen gehalten. Als man ihn endlich entließ, gab er sein Vornehmen doch nicht auf, ging 1315 wiederum als Bekehrer nach Algier, und von da nach Tunis, wo man ihn

steinigte. Halb todt ward er von christlichen Kaufleuten aufgehoben und nach Majorka zurückgebracht.

Vincentius Mutius beschließt damit Lullo's Lebenslauf, indem er berichtet, der fromme Mann habe 1315 seinen Eifer mit dem Leben bezahlt und die Märtyrerkrone erlangt. Diese hätte der spanische Historikus dem Landsmanne gern zugewendet, um einen Heiligen aus ihm zu machen. Dabei wäre die kirchlich verpönte Alchemie kein geringes Hinderniß gewesen, und darum will Mutius von Lullo's Alchemie nichts wissen, und bringt geflissentlich, was weiter von dessen Lebensumständen erzählt ward, in eine solche Verwirrung, daß alles unglaublich und erlogen scheinen mußte. Indessen hat man doch in der Folge dem Künstler auf die Finger gesehen. Olaus Borrich zieh ihn schon einiger historischen Unrichtigkeiten, und Morhof's Kritik hat vollends die Wahrheit aufgedeckt, indem er aus unzweifelhaften Quellen offenbar darlegte, wie sich die Sache eigentlich verhalten habe. Vergl. Epistola ad Langelottum etc., pag. 126. sq.

Es ist gewiß, daß Ramondo an den Folgen der Steinigung nicht starb. Vielmehr begann mit seiner Genesung ein neuer Abschnitt seines vielbewegten Lebens. Durch die erlittene Behandlung etwas erbittert, wollte er nunmehr die verstockten Barbaresken mit Feuer und Schwert zur Vernunft gebracht wissen. Aber die Zeit war vorbei, da man hätte mit Erfolg zum Kreuzzuge predigen können. Wenn er, wie man erzählt, die Könige von Spanien und Frankreich darum anging, so gab man ihm wol Recht; allein es fragte sich nur, wer die Kosten tragen solle. Da bemächtigte sich seiner ein großer Gedanke. Mit ebendemselben Eifer, wie er zuvor geschrieben und gepredigt hatte, widmete er sich nun der Alchemie, um Schätze Goldes herbeizuschaffen und mit voller Hand irgend einen Potentaten der Christenheit für seinen Zweck zu gewinnen.

Er hatte, wie er in seinem Kodicill, cap. 50., sagt, schon längst Kenntniß vom Steine der Weisen; nur fehlte es

ihm an der kunstmäßigen Ausarbeitung. Endlich erhielt er in Italien, wie er in seinem Testamente, auch in der Vorrede zur Praktik bekennt, einen Proceß, welchen Arnald von Villanova dem Könige Robert von Neapel unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Vergl. Arnald Bachuone, N. 13. Nach dieser Vorschrift gelang es ihm, wie er im Testamentum novissimum, cap. 14., erzählt, als er sich 1330 in Mailand aufhielt, das Magisterium vollständig auszuarbeiten. In Mailand ward er damals der Freund und Lehrer des Abts Cremer, welcher ihn beredete, mit ihm nach England zu kommen, um mit Eduard dem Dritten wegen des beabsichtigten Kreuzzuges einen Vertrag abzuschließen.

Ramondo folgte diesem Rufe, der, wie die Folge zeigt, von England ausgegangen war, blieb zwei Jahre in London, und machte, wie man sagt, dem Könige zur Ausprägung der Rosenobel sechzigtausend Pfund Gold aus Quecksilber, Zinn und Blei. In London schrieb er sein Testamentum novissimum, dessen Schluß also lautet: „Ich schreibe dieses durch die Kraft Gottes auf dem englischen Eiland in „der Kirche der heiligen Katharina zu London, dem Kastell „gegenüber, unweit der Kammer (ante cameram), unter „der Regierung des Königes Eduard von Gottes Gnaden, „in dessen Hände ich nach Gottes Willen dieses Testament „niederlege, im Jahre der Menschwerdung Eintausend drei„hundert zweiunddreißig.“

Demnach lebte Ramondo im Jahre 1332 gewiß in England, und eben so gewiß ist nach seinen eigenen Worten, daß er im folgenden Jahre 1333 das Buch: De Mercuriis, in Italien geschrieben hat. Wo und wie lange er nachher noch gelebt habe, ist nicht bekannt geworden; nur stimmen alle Nachrichten darin überein, daß er im achtzigsten Jahre gestorben sey. Vergleicht man freilich damit das von Vincentius Mutius angegebene Jahr der Geburt 1235, so müßte Lullo an hundert Jahre alt geworden seyn; allein es ist sehr

wahrscheinlich, daß Vincentius auch darin die Wahrheit umgangen hat. Um bis 1315 die achtzig Lebensjahre herauszubringen, hat er die Geburt um zwanzig Jahre zurückgesetzt, und zu dem Behuf den Ramondo Lullo mit seinem Vater Ramondo konfundirt, welcher Officier und Hofbeamter war. Wenn man dagegen die achtzig Jahre von 1333 zurückzählt, so ist Lullo 1253 geboren, und dann paßt die Anekdote von der schönen Ambrosia ungleich besser für einen Junker von dreizehn Jahren, indem seine Bekehrung in das Jahr 1266 gesetzt wird.

Mit dem vorgeblichen Todesjahre 1315 will Vincentius beweisen, daß Lullo niemals nach England gekommen seyn, noch mit König Eduard III. verkehrt haben könne, weil dieser damals erst drei Jahre alt gewesen sey. Folglich, schließt er weiter, hat Lullo in England kein Gold gemacht, und daß es anderswo geschehen, wird nicht einmal behauptet; also ist er kein Adept gewesen. Die geistlichen Schriftsteller stützten sich späterhin auf sein Zeugniß, und vornehmlich wehrten die des Minoritenordens jeden Verdacht verbotener Künste von ihrem berühmten Bruder ab. Sie leugnen sogar, ganz konsequent, daß Lullo alchemistische Sachen geschrieben habe. Die unter seinem Namen vorhandenen Schriften wollen sie vielmehr einem getauften Juden, dem Raimundus de Terraga, zueignen, welcher auch dem nicht widersprochen hat, weil er todt war. Vergl. Wadding Annales ordinis Minoritarum, T. III. Brucker Historia critica Philosophiae, T. IV. P. I. p. 13.

Hermann Conring stützte sich auf ebendieselbe Autorität, um die alchemistischen Leistungen des Lullo in Zweifel zu ziehen, und diesem angesehenen Führer folgten wieder andere Gegner der Alchemie. Olaus Borrich nahm in seinem Conspectus scriptorum chymicorum, p. 18., die herrschend gewordenen Zweifel als begründet an, suchte aber die widerstreitenden Angaben auf eine andere Weise zu vereinigen. Da Eduard III. notorisch erst 1326

zur Regierung gekommen ist, so meinte er die Begebenheit des Lullo in die Regierung Eduard's des Ersten, der 1307 starb, zurück versetzen zu müssen. Lenglet du Fresnoy läßt dagegen (Hist. I. p. 171.) den Adepten 1312, also unter der Regierung Eduard's des Zweiten, nach England gehen, damit er, wie kirchlich beliebt worden, 1315 gesteinigt werden könne. Morhof widerlegt aber Borrich's Meinung, und zugleich im voraus die des du Fresnoy, mit Cambden's Zeugnisse, daß vor Eduard's des Dritten Zeit keine Goldmünze in England geschlagen worden sey, weil man früher kein Gold dazu hatte. Ebenderselbe löste denn auch endlich den verworrenen Knäuel, indem er des Mutius Vorgeben aus Lullo's Schriften selbst berichtigte. Demungeachtet findet man ebendieselben falschen Angaben in neueren historischen Werken immer wiederholt.

Ramondo's Thun und Leiden bei seinem Aufenthalte in England wird folgendermaßen erzählt. Er ward vom Abt Cremer dem Könige Eduard III. vorgestellt und von diesem sehr gnädig aufgenommen. Sie kamen Beide überein, daß Lullus fünfzig- bis sechzigtausend Pfund Gold anfertigen, Eduard aber mit diesem Schatze Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen ausrüsten wolle. Handschlag und Fürstenwort besiegelten den Bund. Flugs und fröhlich nahm der Adept Quartier in Cremer's Abtei, und arbeitete rastlos, bis er seine Zusage erfüllt hatte. Allein es erging ihm nicht besser als weiland Morienes bei Sultan Kalid. Eduard bezeigte wenig Lust, sein Versprechen zu halten, welches er nur darum gegeben hatte, damit er Geld bekomme, um Frankreich zu bekriegen. Sein Wort löste er freilich, ließ das Empfangene in Goldstücken ausprägen, auf welchen Krieger und Schiffe abgebildet waren, und verhöhnte so den Adepten mit Ausrüstung einer gemünzten Flotte. Ramondo zürnte; allein, ohne Macht, wie er war, eilte er nur, der Willkür des Gewalthabers sich zu entziehen, floh auf einem Boote über den Kanal und rettete sich nach Italien.

Der vornehmste Zeuge für diese Erzählung ist der erwähnte Abt Cremer, ein grundehrlicher Mann, der das bittere Gefühl nicht bemeistern konnte, daß man ihn zum Werkzeug einer Intrigue gemißbraucht habe, wo er meinte, dem Glauben und der Kirche zu dienen. Er schreibt in seinem Testament: „Je mehr ich“ (über Alchemie) „las, desto „mehr ward ich irre, bis ich endlich nach Italien mich begab, „wo ich die Bekanntschaft des würdigen und gelehrten Rai„mundus machte. Unser Umgang ward zur Freundschaft, „und auf mein inständiges Bitten eröffnete er mir einen Theil „des Geheimnisses. Auch kam er mit mir nach England, „und blieb zwei Jahre, in welcher Zeit wir das Werk wei„ter verfolgten. Ich stellte ihn dem Könige Eduard vor, „von welchem er mit gebührender Achtung und Güte aufge„nommen ward. Sie schlossen einen Vertrag, nach wel„chem Raimund den König durch seine göttliche Kunst berei„chern wollte, unter der Bedingung, daß der König in eig„ner Person gegen die Türken zu Felde ziehe und das Geld „dazu verwende. Aber ach! Der König hat sein Wort ge„brochen! Voll Kummer darüber floh der fromme Mann „über das Meer. Das nagt mir noch am Herzen!“

Robertus Constantinus, welcher im Jahre 1545 einen Nomenclator insignium scriptorum schrieb, bezeugt darin Folgendes: „Ich habe mich bei den Engländern nach „diesem Raimundus erkundigt, und da höre ich, daß der„selbe in der That geleistet hat, was er in seinen Schriften „verspricht. Er hat in London auf des Königes Geheiß „wahres Gold gemacht. Man hat mir eine der Münzen „gezeigt, welche daraus geschlagen worden sind. Man „nennt sie noch jetzt Raimunds-Nobel, und sie sind „von sehr feinem Golde.“

William Cambden erzählt in seinen Reliquiis britannicis, welche 1575 geschrieben sind, daß jene englischen Rosenobel ursprünglich von Raimund Lull herrührten. Pater Gregorius von Toulouse sagt ausdrücklich:

„Raimundus Lullius hat dem Könige Eduard von England „sechs Millionen in Gold übergeben, welche er selbst gemacht „hatte, damit einen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen." Ebendasselbe wiederholt Mundan 1684 in seinem Briefe an Dickinson: „Raimundus hat dem englischen Könige „Eduard zu dem heiligen Kriege sechs Millionen in Gold ge„geben, welches er in der St. Katharinenkirche unweit des „Tower in London gemacht hatte." Dieser Nachricht fügt Edmund Dickinson noch eine andere bei. Lullus sey der Westminsterabtei, worin er wohnte, kein undankbarer Gast gewesen; denn viele Jahre nachher habe man bei Reparatur des Zimmers, welches er bewohnt, ein Kästchen mit einem gewissen goldmachenden Pulver gefunden, von welchem der Baumeister, der es fand, einen guten Gewinn gehabt habe. Vergl. Edm. Dickinson De Chrysopoeia, auch Ersch und Gruber's Encyklopädie unter Alchemie.

Die genannten Rosenobel von Eduard dem Dritten sind Goldstücke von doppeltem Dukatengewicht. Sie führen im Avers ein Schiff, welches an der Seite mit einer Rose bezeichnet ist. In demselben sitzt auf einem Throne ein geharnischter Krieger, welcher in der Rechten ein gezogenes Schwert, in der Linken das vereinigte englische und französische Wappenschild hält. Umschrift: Edward D. Gr. R. Angl. et Franc. Dns Jb. Der Revers stellt eine Rose dar, um welche herum vier gekrönte Leoparden und vier Lilien zu sehen sind. In der Umschrift lieset man den Spruch aus dem Lukas: Jesus (IHS) autem transiens per medium illorum ibat. Das Schiff mit dem Krieger ist das Wappen der Stadt Paris. Alle Embleme des Gepräges stellen die Vereinigung Frankreich's mit England dar. Der König sprach damit den Vorsatz aus, Frankreich zu erobern, welches ihm näher am Herzen lag, als ein Kreuzzug gegen die Moslemim. Vgl. Petersburger Anmerkungen, 1731, St. 23.

Das Gold dieser Rosenobel hält 23 Karat 10 Grän, wonach der innere Werth auf 6½ Reichsthaler geschätzt wird.

Also hat **Wiegleb** sehr Unrecht, wenn er in seiner Histor.-krit. Untersuch. d. Alchemie, S. 220., vermuthen will, die Rosenobel möchten aus falschem Golde geschlagen worden seyn. Die Güte der noch häufig vorkommenden Rosenobel bezweifelt kein Münzkenner. Eine andere Frage ist aber, ob die Rosenobel des beschriebenen Gepräges wirklich aus Lullischem Golde geprägt sind, ob sie **alle** daraus geprägt sind, und wenn nicht, woher man sonst das Material genommen habe. Die Rosenobel müssen in großer Menge vorhanden gewesen seyn, das beweisen die oft vorkommenden Zahlungen in dieser Sorte, und doch hatte England damals noch kein Guinea, keine Goldbergwerke, keine Kolonieen, keinen Seehandel, und bezahlte die Waaren der Hansa mit Zinn. Aus welchen Goldquellen schöpfte also Eduard III., um die erste Goldmünze in England einzuführen, und womit bestritt er die Kosten des dreißigjährigen Krieges mit Frankreich?

Zu diesem Kriege traf Eduard 1333 die erste Vorbereitung, durch welche sein Gegner, Philipp von Valois, von dem beabsichtigten großen Kreuzzuge abgehalten wurde. Die eigentliche Rüstung geschah 1335 und der volle Ausbruch des Krieges folgte 1338. Er dauerte mit manchen Unterbrechungen bis 1360. Eduard führte 50000 Mann ins Feld, und zahlte vielen Bundesgenossen Subsidien, als z. B. dem Kaiser Ludwig 300000 Gülden, dem Herzog von Brabant 180000 Pfund Sterling, andere Summen dem Herzog von Lothringen, den Kurfürsten von Köln, Pfalz und Brandenburg, nahm auch viele Grafen mit ihren Truppen in seinen Sold. Wie und wovon der König diesen ungeheuren Aufwand bestritt, darüber finden wir manchen Aufschluß in A. **Anderson**'s Geschichte des Handels, Th. II., als z. B.:

1) schrieb er 1335 drückende Steuern aus, S. 320. 336.;

2) borgte er 1338 gegen Verschreibungen die goldenen und silbernen Geräthe der Kirchen und Klöster, ließ Geld daraus

schlagen, und verkaufte die Edelsteine von dem Kirchengeräthe, S. 337.;

3) versetzte er 1339 seine goldene Krone für 50000 Gülden, auch die der Königin und noch eine dritte, S. 342.;

4) borgte er 1340 Summen von 140000, 54000, 9600 und 6400 Goldgülden von fremden Kaufleuten, S. 344.;

5) borgte er 1344 von den englischen Bischöfen und Aebten nach eines Jeden Vermögen und Einkommen Summen von 40 bis 300 Pfund Sterling, S. 355.;

6) zog er 1346 gezwungene Anleihen von Geistlichen und Weltlichen nach einer Schätzung ihres Vermögens von 300 bis 1000 Pfund Sterling, S. 367.;

7) borgte er 1347 von den Kirchengütern theils Geld, theils Wolle, die er in Flandern verkaufte, S. 372.

Da nun nach S. 319. den Goldschmieden streng verboten ward, Münzen einzuschmelzen, er selbst aber die aufgetriebenen Goldgefäße in Rosenobel verwandelte, so mußte deren Zahl wol hoch anwachsen, und die Bestreitung der Kriegskosten wird begreiflich. Die Hypothese, daß Eduard mit Lullo's Golde Frankreich bekriegt habe, fällt dabei in sich zusammen, und man darf höchstens noch annehmen, daß die vorläufige Zurüstung von 1333 bis 1335 durch solche Mittel gedeckt worden sey.

Das ist freilich schon sehr viel, und hinreichend, Raimund Lullus als den ersten Adepten anzuerkennen, der seine Kunst ins Große betrieben, wofür Cremer's achtendes, sogar ehrerbietiges Zeugniß spricht. Man könnte fragen, warum Lullus mit seinem Plane sich nicht an Philipp VI. von Frankreich gewendet habe, der die Absicht, einen großen Kreuzzug zu unternehmen, 1332 ganz Europa bekannt machte; allein darauf ist kein Zweifel zu begründen, weil er schon 1330 durch Vertrag an Eduard gebunden war, der den erzählten Umständen nach höchst wahrscheinlich den Abt Cremer nach Mailand gesandt hatte, um den Adepten für sich zu ge-

winnen. Nach seiner Flucht aus England war an den französischen Kreuzzug nicht mehr zu denken, wenn auch der eben Getäuschte zu Philipp's gutem Willen Vertrauen gehabt hätte. Daß der Flüchtling seitdem verscholl, zeugt auch nicht gegen ihn; denn er hatte nun Ursache genug, im Verborgenen zu bleiben, und zwar am meisten dann, wenn seine Kunst bewährt war. Auch war sein Lebensziel erreicht, und da gestattete des Alters Schwäche keine neue Anstrengung.

Wichtige Zweifel, die man gegen Lullo's Kunst erhoben hat, wurden aus seinen Schriften gezogen. Es ist wahr, daß er in dem Buche: Ars magna, (Strasburger Ausgabe s. Werke, P. VIII. p. 453.) sagt: „Die Natur der Elemente hat ihre gewissen Gesetze, nach welchen keine Gattung sich in eine andere Gattung verwandeln läßt. In diesem Punkte sind die Alchemisten übel daran (dolent), und haben wol Ursache zu klagen (flendi)." In dem Buche: De Mirabilibus, sagt er auch: „Die ganze Welt sagt (orbis docet), daß das alchemistische Gold nur scheinbares Gold ist." Wadding, Brucker und Wiegleb halten diese Aeußerungen für Raimund's wahre Meinung, und verwerfen darum diejenigen Schriften, worin er die Transmutation bekennt, als untergeschoben. Athanasius Kircher, in seinem Mundus subterraneus, P. XI. Sect. II. cap. 7., gibt zwar die Aechtheit von beiderlei Schriften zu, ist aber der Meinung, Lullus habe nur in seinen früheren Schriften die Metallveredlung vertheidigt, in den späteren dagegen seine Irrthümer eingestanden. Morhof hat davon das Gegentheil unwiderleglich dargethan. Es sind eben die letzten, die nach 1330 geschriebenen Werke, in welchen Lullus mit entschiedener Ueberzeugung von der Sache spricht. Dagegen hat er in den früheren nur philosophirt, und dabei war es leicht möglich, daß sein lebhafter Geist bald für, bald gegen die Sache wankend sich aussprach. Das frühere Bekennen der Zweifel mit jener Offenheit kann den späteren Widerruf derselben nicht verdächtigen, wol aber

als

als Bürge für die Wahrhaftigkeit der Ansicht gelten, welche der Greis an Grabes Rande kund gab.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß Lullus in diesen letzten Schriften so unglaubliche Erfolge mit einer solchen Bestimmtheit meldet, daß der Leser in Erstaunen gerathen, und die Alternative stellen muß, der Verfasser sey entweder der große Adept, oder der große Windbeutel gewesen, wofür ihn die eine oder die andere Partei erklärt. So ruft er z. B. in seinem Testament begeistert aus: Mare tingerem, si Mercurius esset! „Das Meer wollte ich in Gold verwan„deln, wenn es Quecksilber wäre!“ Im Testamente beschreibt er die tingirende Kraft der vollständig ausgearbeiteten Tinktur mit folgenden Worten: „Nun wollen wir zur Pro„jektion schreiten. Nimm von dieser köstlichen Medicin ein „Stückchen, so groß als eine Bohne. Wirf es auf tausend „Unzen Quecksilber, so wird dieses von der Medicin in ein „rothes Pulver verwandelt. Von diesem gibt man eine Unze „auf tausend Unzen Quecksilber, die davon in ein rothes „Pulver verwandelt werden. Davon wieder eine Unze auf „tausend Unzen Quecksilber geworfen, so wird alles zu Me„dicin. Derselben eine Unze wirf auf tausend Unzen neues „Quecksilber, so wird es ebenfalls zur Medicin. Von die„ser letzteren Medicin wirf nochmals eine Unze auf tausend „Unzen Quecksilber, so wird es ganz in Gold verwandelt, „welches besser ist als Gold aus den Bergwerken.“

Wir wollen das Höchste annehmen, daß die bohnengroße Gabe Tinktur zwei Quentchen Gewicht habe, so gibt sie nach seiner Angabe bei der ersten Projektion eine Vermehrung von Viertausend, bei der zweiten vier Millionen, bei der dritten vier Milliarden, bei der vierten vier Billionen, und bei der fünften erzeugt sie viertausend Billionen mal so viel Gold, als ihr ursprüngliches Gewicht war, vorausgesetzt, daß die Masse bei der Veredlung keinen Abgang erleide, welches wenigstens bei der fünften Projektion seine Meinung zu seyn scheint, weil er ausdrücklich sagt: et hoc totum

convertitur in aurum melius quam quod minera peperit. Eine solche Wirkung bei solcher Vertheilung übersteigt alle unsere Begriffe von chemischer Kraft. Freilich sagen die Alchemisten, die Gährung verbreitende Kraft des Sauerteigs gehe noch viel weiter, ja: ins Unendliche. Wenn man nicht umhin kann, zwischen beiden Fällen einige Analogie anzuerkennen, so wird immer das Recht, ein Endurtheil zu fällen, der Zukunft anheimzustellen seyn.

Die Zahl der Lullischen Schriften wird überhaupt auf fünfhundert geschätzt. Da er den größeren Theil seines Lebens nur reisete und schrieb, weder ein Lehramt, noch sonst eines verwaltete, auch viele dieser Schriften eigentlich nur Aufsätze genannt werden können, so erscheint jene Zahl schon minder unglaublich; indessen mögen viele davon ihm untergeschoben seyn. Von alchemistischen Schriften allein fand Morhof in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sechzig. Man hat mehre Sammlungen derselben veranstaltet, als z. B.: Opuscula chymica, Norimbergae, 1546, 4. Eine zweite Sammlung von sieben Schriften erschien zu Köln, 1566, 1573, und 1577, 8.; eine dritte zu Basel, 1572, 8.; eine größere, aber vermischte Sammlung zu Strasburg, 1597, 1617, und 1651, 8.; und eine fünfte zu Frankfurt am Main, 1630, 8. Eine französische Sammlung erschien zu Paris, 1632, 12.; und eine deutsche unter dem Titel: Lullius redivivus, zu Nürnberg, 1703, 8. Folgende 25 Schriften werden allgemein für ächt gehalten:

1) Practica artis, Die ausübende Kunst; besonders herausgegeben zu Leiden, 1523, Fol.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 98., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N 50.
2) De Secretis naturae sive Quinta Essentia, Libri II, Von den Geheimnissen der Natur oder von der Quintessenz, zwei Bücher. Lateinische Ausgaben erschienen zu Augsburg, 1518, 4.; zu Venedig, 1521, 4., und 1542, 8.; zu Strasburg, 1541, 8.;

zu Nürnberg, 1546, 4.; zu Köln, 1567, 8.; und zu Basel, 1572, 8.

3) Codicillus, seu Vademecum, auch Ars compendiosa genannt, ein alchemistisches Taschenbuch; lateinisch herausgegeben zu Köln, 1563 und 1572, 8., und zu Senlis, 1651, 8.; abgedruckt in Mangeti Bibl. chem., Tom. I. N. 58. Französische Uebersetzungen: Paris, 1612, 8., und 1627, 12.

4) Liber Mercuriorum, oder auch Lux Mercuriorum, Das Licht der beiden Merkure; lateinisch ausgegeben zu Köln, 1567, 8.; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. I. N. 56.

5) Clavicula, quae apertorium dicitur, Kleiner Schlüssel, oder Aufschluß, Eröffnung; lateinisch herausgegeben zu Leyden, 1598 und 1602, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 75., und in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 62. Eine französische Ausgabe erschien zu Paris, 1653 und 1658, 8.; eine deutsche zu Strasburg, 1581 und 1596, 8.; abgedruckt im Alchymistischen Siebengestirn, Hamburg, 1675 und 1697, 8., N. 3.

6) Praxis universalis magni operis, Gesammte Ausübung des großen Werkes; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. II. N. 57.

7) Compendium animae transmutationis artis metallorum, Auszug des Wesentlichsten der Metallverwandlungkunst; in Form eines Briefes ad Rupertum Regem, an Robert, König von Schottland, kommt zweimal verschieden vor, wovon doch wol nur Einer ächt ist; lateinisch abgedruckt in Opuscula complura de Alchemia, Francofurti, 1550, 4., N. 5.; im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 99.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 52. und N. 59.

8) Liber de Alchymia; lateinisch herausgegeben zu Nürnberg, 1546, 8. Eine deutsche Uebersetzung von Brenz

unter dem Titel: Raimund Lullii Anweisung in der gül- denen Kunst der Alchimey, (ohne Druckort,) 1611 und 1616, 8.

9) Magia naturalis, Natürliche Magie; lateinisch herausgegeben zu Nürnberg, 1546, 4.; Köln, 1592, 8.

10) Secreta Secretorum Hermetis, Hermetische Hauptgeheimnisse; mit Alvetanus und Thomas Aquinas herausgegeben zu Köln, 1592, 8.

11) Codicillus seu Cantilena, ad Regem Anglorum, Das alte Lied, an den König von England. Lateinische Ausgaben: Köln, 1553, 8., und Köln, 1576, 12. Abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 65.

12) Ars magna et ars parva, Große und kleine Kunst; auch unter der Ueberschrift: De intentione artis magnae, Vom Zwecke der großen Kunst; kommt nach Lenglet du Fresnoy in Handschriften vor.

13) Potestas divitiarum, cum expositione Testamenti Hermetis, Macht des Reichthums und Erläuterung des hermetischen Testaments; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 3., und in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 61.

14) Compendium artis magicae quoad compositionem Lapidis, Auszug der magischen Kunst im Betreff der Zusammensetzung des Steines; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 4.

15) De lapide et oleo philosophorum, Vom Stein und Oel der Weisen; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 5., und in Mangeti Bibl. chem., T. I. N. 64.

16) Modus accipiendi aurum potabile, Verfahren, das Trinkgold zu erhalten; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 6.

17) Compendium Alchymiae et naturalis Philosophiae, Auszug der Alchemie und Naturphilosophie;

abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 7., und in Mangeti Biblioth. chem., T. I. N. 63.

18) Lapidarium, Steinbruch, (woraus der Stein der Weisen zu entnehmen); abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 8. Eine Nachahmung davon ist wol Pater Steiner's Kemnitz in Schröder's Alchym. Bibl., Bd. II.

19) De Tincturis metallorum, Von den Färbungen der Metalle; abgedruckt in Opuscula complura de Alchymia, Francofurti, 1550, 4., N. 8.

20) Experimentum, oder auch: De 24 experimentis totius naturae creatae, Lib. I., Erstes Buch der 24 Erfahrungen in der erschaffenen Natur; lateinisch herausgegeben zu Ulm, 1676, 4.; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 57.

21) Epistola accurtationis, missa olim Roberto Regi, Brief von der Abkürzung des Werkes, an König Robert; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 60.

22) Testamentum, duobus libris universam artem chymicam complectens, seu Theoria Lapidis, Testament, in zwei Büchern die gesammte Alchemie umfassend, oder Theorie des Steins der Weisen; lateinisch herausgegeben zu Köln, 1566, 1568, und 1573, 8.; zu Senlis, 1663, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 98., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 49.

23) Elucidatio Testamenti, ad Regem Odoardum, Erläuterung des Testaments, an König Eduard; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 55.; deutsch im Alchymistischen Siebengestirn, N. 2.

24) Testamentum novissimum, (auch ultimum,) Neuestes Testament; herausgegeben zu Basel, 1572, 8.; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 1., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 53.

25) Practica Testamenti novissimi, Ausübung des neuesten Testaments; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 54.

John Cremer, Abt zu Westmünster in London, hatte, wie er selbst gesteht, dreißig Jahre vergeblich an der Bereitung des Steines der Weisen gearbeitet, ward aber durch die widersprechenden Anweisungen der alchemistischen Schriftsteller, welchen er folgte, irre gemacht, und entschloß sich endlich, zu reisen, um durch mündliche Anweisung besser zum Ziele zu gelangen. Ramondo Lullo's Ruf zog ihn 1330 nach Italien, weil jener sich damals in Mailand aufhielt. Wahrscheinlich hatte er auch Auftrag von Eduard dem Dritten, Lullo nach England einzuladen, welcher schon früher sowol mit Robert Bruce von Schottland (vergl. oben N. 7. und 21.) als mit Eduard III. (N. 11. und 23.) in Briefwechsel stand. Cremer ward Ramondo's vertrauter Freund, rühmt auch, daß jener ihm einen Theil des Geheimnisses mitgetheilt habe. Vielleicht hoffte er in London das Ganze zu erlangen. Wenn schon aber Lullo in Cremer's Abtei Wohnung nahm, so läßt sich doch voraussetzen, daß ihm nicht genehm gewesen sey, sein Arkanum aus der Hand zu geben, bevor sein Hauptzweck erreicht seyn würde, und die eilige Flucht des Getäuschten, die Cremer in der angeführten Stelle so schmerzlich beklagt, läßt wol vermuthen, daß der gute Abt sich an jenem Theile genügen lassen mußte. Die Ehrfurcht, mit welcher er demungeachtet von Lullo spricht, und die Anklage des Königes, welche er in seinem Schreibpult niederlegte, sind die besten Zeugnisse für seinen Freund sowol als für seine eigne Aufrichtigkeit.

Jenes wichtige Zeugniß ist der Hauptinhalt der einzigen alchemistischen Schrift, welche Cremer, nach seines Lehrers Weise, unter dem Titel; Cremeri, Abbatis Westmonasteriensis, Testamentum, Testament Cremer's, Abts zu Westmünster, hinterließ. Die oft gerügte Dunkelheit dieser Schrift kann unter den gemeldeten Umständen nicht auf-

fallen; denn niemand vermacht seinen Erben mehr als er hat. Handschriften seines Testamentes kommen in englischen Bibliotheken vor. Abgedruckt ist es in Michael Mayer's Tripus aureus, Frankfurt a. M., 1618, 4., N. 3., wie auch im Museum hermeticum renovatum, Francofurti, 1677, 4., N. 13. Ein Bildniß des Abts steht in El. Ashmole's Theatrum chemicum britannicum bei N. 4.

Peter von Ferrara, Petrus Ferrariensis, Petrus Lombardus, oder auch Petrus Bonus genannt, war ein Zeitgenosse des Ramando Lullo, gebürtig von Ferrara. Er darf weder mit dem Kap. 4. aufgeführten Monachus Ferrariensis, noch mit dem Bischof Petrus Lombardus de Novara verwechselt werden. Petrus Bonus war nicht Geistlicher, sondern Magister der freien Künste, und wohnte zu Pola in Istrien, wo er nach seiner eigenen Angabe seine Margarita in den Jahren 1330 bis 1339 vollendete. Er gibt sich als einen überzeugten Alchemisten, gesteht aber zu, daß die Meisterschaft nicht durch menschlichen Verstand allein, nur durch die Gnade Gottes erlangt werde. Er vertheidigt die Alchemie eifrig gegen die Zweifler seiner Zeit, scheint aber von den Schriften Arnald's und Ramondo's, welche damals in Umlauf waren, wenig zu halten, behauptet vielmehr, daß Geber allein den rechten Weg gezeigt habe, gesellt sich demnach zu den Arabisten. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Margarita pretiosa novella de thesauro ac pretiosissimo philosophorum lapide, Neue kostbare Perle aus dem Schatze des Steines der Weisen. Die erste lateinische Ausgabe besorgte Janus Lacinius zu Venedig, 1546, 8. Eine zweite Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1554, 4. Dieselbe Schrift ward von dem Strasburgschen Arzt Toxites unter dem Titel: Margarita pretiosissima seu Introductio in divinam Chemiae artem, zu Basel, 1572, 4., herausgegeben, erschien auch so zu Mömpelgard, 1602, 8., und zu Strasburg, 1608, 8. Mit noch anderen Ueberschriften ward

sie im Theatrum chemicum, Vol. V. N. 153., und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 68., abgedruckt.

2) De Secreto omnium secretorum Dei dono, Von dem allergrößten Geheimniß durch die Gnade Gottes. Dieses Buch ist vor der Perle geschrieben, an deren Schlusse der Verfasser das frühere Werk zwar erwähnt, aber nicht mehr als seiner Ansicht angemessen erkennt, weshalb er es unterdrücken wollte. Entweder war er von der Gnadenwahl zurückgekommen, oder er glaubte darin zu offen geschrieben zu haben. Abgedruckt ward die Schrift in der 1572, 4., zu Basel herausgekommenen neuen Ausgabe der Chymischen Kollektaneen des Jonas Lacinius. Vergl. Roger Bako, N. 5.

3) Epistola ad amicum de Alchymia, Sendschreiben an einen Freund von der Alchemie; ebendaselbst abgedruckt.

4) Petri Ferrariensis Practica. Davon liegen Handschriften in den Bibliotheken zu Grenoble und S. Omer. Vergl. Hänel's Catalogi librorum manuscriptorum, p. 165. 259.

Antonius von Abbatia, französisch Antoine de l'Abbaye, d. h. Anton von der Abtei, genannt, soll ein italiänischer Mönch gewesen seyn und bald nach Raimund Lullus gelebt haben. Letzteres ist darum wahrscheinlich, weil er Geber, Hortulanus, Arnald und Lullus, aber keinen Neueren citirt, wonach man ihn in die Zeit um 1350 setzen kann. Daß die Abtei, in welcher er lebte, nicht näher bezeichnet wird, mag seinen Grund darin haben, daß das kirchliche Verbot der Alchemie wenigstens äußerlich respektirt werden mußte, wenn man auch der Bulle von Avignon in Italien wenig Folge gab, und selbst Geistliche durch sie von der liebgewonnenen Kunst nicht abgehalten wurden. Ob etwa Abbatis Cella, d. h. Appenzell, zu verstehen sey, bleibt ungewiß. Pater Antonio hat nicht besorgt, als Al-

chemist verfolgt zu werden, und muß in seinem Kloster von Sinnverwandten umgeben gewesen seyn; denn wir haben von ihm Schriften, die er an seine Klosterbrüder gerichtet hat, als:

Antonii de Abbatia Epistolae duae de Lapide, Zwei Schreiben vom Stein; mit den Schriften von Ed. Kelley und Johann von Tetzen deutsch herausgegeben in den Drei vortrefflichen Traktätlein, Hamburg, 1670, 12.; neue Auflagen, 1672, 12., und 1691, 8. Eine andere Ausgabe erschien unter dem Titel: Des in der Chemie erfahrenen Mönchs de Abbatia Verwandlung der Metalle, oder richtiger Wegweiser zum Licht der Natur. Frankfurt und München, 1759, 8.

Daß übrigens in Italien die Meinungen über die Wahrheit der Alchemie trotz Arnald und Lullus sehr getheilt waren, wie schon aus der angeführten Apologie Peter's von Ferrara hervorgeht, beurkundet außerdem noch das von den Gegnern der Alchemie oft angeführte Urtheil des berühmten Dichters und Philosophen Francesco Petrarca, geboren 1304, gestorben 1374, welcher in seiner Oratio de avaritia vitanda die Alchemie geradezu Artem mentiendi et fallendi, eine Kunst zu lügen und zu betrügen, nennt. Da er zu Avignon erzogen ward und seine Erziehung in die Zeit der Bulle Spondent fiel, so wird seine üble Meinung dadurch erklärbar.

Ottmar, Ottomarus, öfter Odomarus, von den Alchemisten gewöhnlich Magister Odomarus genannt, gehört auch in die Jahre 1330 bis 1350. Er war Mönch in einem Kloster zu Paris und arbeitete stark in der Alchemie. Man hat keine Nachricht, daß er deshalb verfolgt worden sey. Die Stimmung, welche Jean de Meun unter Begünstigung des Hofes erweckte, scheint dem päpstlichen Verbot alle seine Kraft benommen zu haben, so daß auch die Klostergeistlichen fortfuhren, ohne Hehl am Stein der Weisen zu arbeiten. Während man in Deutschland noch vor dem Bannstrahl zitterte, ward das verpönte Werk in

Frankreich ganz offenbar betrieben, wie denn eine Reihe französischer Alchemisten dieses Jahrhundert beschließt.

Meister Odomarus ist ein treuer Lehrer, der ohne Rückhalt sagt, was er meint, und wenn er das Rechte nicht meint, so ist das nicht seine Schuld. Er sucht den Stein der Weisen im Kochsalz, und erklärt sich darüber in seiner Praktik (Theatr. chem., Vol. III. p. 167.) also: „Die „Weisen sagen, daß die Salze wol zubereitet sind, wenn sie „wie Wachs fließen. — Nimm gemeines Salz, zehn Pfund, „fülle damit einen Tiegel und bedecke ihn mit einem eisernen „Deckel. Laß ihn in der Schmiede wol durchglühen, bis „er roth glühet und das Salz zu knistern aufhört. Nun „verstärke die Gluth vor dem Gebläse, so wird das Salz zum „Fließen kommen, als wenn es Silber wäre. — Dann „hast Du ein fixes Oel, ein wachsflüssiges Salz, auch den „philosophischen Merkurius, und endlich das gewünschte „Gold."

Odomar hat weniger geschrieben als gearbeitet, denn jene Practica artis ist die einzige Schrift, welche man von ihm hat. Sie ward lateinisch abgedruckt in des Grataroluş Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 5., und im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 58.

Johannes de Rupescissa, oder, wie er eigentlich hieß, Jean de Roquetaillade, ein Mönch vom Orden der Minoriten, lebte um 1350 in einem Kloster zu Aurillac in Auvergne. Daß er ein eifriger Alchemist war, würde man ihm wol nachgesehen haben; aber er schrieb auch über die Laster der Clerisei und tadelte selbst den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, weshalb Innocenz VI. ihn 1357 verhaften ließ. Einundzwanzig Jahre blieb er im Gefängniß, bis Urban VI. ihn 1378 wieder frei gab. Bald nachher starb er zu Ville franche bei Lyon.

Schwerlich hat man dem Büßenden, an welchem der ganze Priesterstand Rache nahm, alchemistische Arbeiten gestattet; aber das ist glaublich, daß er die lange, unfreiwil-

lige Muße zur Spekulation und zum Schreiben über Alchemie verwendet habe. In jedem Falle baute er seine Ansichten auf eine frühere Praxis. Als Praktiker wird er von den Alchemisten sehr hochgeschätzt und häufig citirt. Er selbst allegirt Geber's, Arnald's und Lullus Schriften. Sein Verfahren theilt er offen mit, bildet auch seine chemischen Oefen und Geräthe ab. Seine Terminologie nennt nur bekannte Namen, wiewol sein unsichtbarer Schwefel, sein Essig u. s. w. die nicht sind, welche man sonst unter denselben Namen versteht. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Liber de consideratione quintae essentiae rerum omnium, Von der richtigen Ansicht der Quintessenz aller Körper. Eine Handschrift davon liegt in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford. Abgedruckt ward die Schrift in Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, (Basil., 1561, 8.) N. 9. Eine besondere lateinische Ausgabe erschien zu Basel, 1597, 8., eine französische zu Lyon, ohne Jahrzahl.
2) Liber Lucis, Buch des Lichts; lateinisch herausgegeben von Brockhusius zu Köln, 1579, 4., nachher zu Basel, 1598, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 74., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 70. Eine französische Ausgabe von Moulin erschien zu Paris, ohne Jahrzahl.
3) De confectione veri lapidis philosophorum, Von der Bereitung des wahren Steins der Weisen. Diese Schrift wird von Einigen für untergeschoben gehalten. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 488. Sie ward abgedruckt in Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 8.; im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 70.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 69.
4) Coelum philosophorum, Himmel der Weisen; erinnert an des Osthanes Ἀστέρα ἄνω ἀστέρα κάτω, und handelt von den irdischen Planeten. Eine lateinische Aus-

gabe erschien zu Paris, 1543, 8. Der Titel: Jo. de R. et aliorum Coelum phil., seu Secreta naturae, zeigt an, daß diese Schrift nicht von ihm selbst herrührt, sondern als ein Kommentar zu betrachten ist.

5) De famulatu Philosophiae, Von der Bedienung des philosophischen Werkes, und

6) Vademecum in tribulatione, ein alchemistisches Noth- und Hülfbüchlein, sind zweifelhaften Ursprungs und kommen nur handschriftlich vor.

Richard Ortolan, Richardus Ortholanus, oder Richard Ortolain, lebte nach der Mitte dieses Jahrhundertes in Paris, ist aber der Persönlichkeit nach unbekannt. Eine Anführung des Magistri Odomari, der demnach wol sein Lehrer war, und die von ihm selbst angegebene Jahrzahl seiner Schrift, 1358, bestimmen sein Zeitalter. Gmelin's Meinung, (Geschichte d. Chemie, I. S. 60.) daß dieser Ortolain mit Hortulanus, dem Verfasser des Kommentars über die smaragdene Tafel, eine und dieselbe Person sey, findet nach Obigem (vergl. Kap. 4.) nicht Statt; doch kann Ortolain ein Nachkomme des Hortulanus seyn. Er schrieb eine Practica Alchymiae, welche als eine neue Ausgabe der gleichnamigen Schrift des Odomarus zu betrachten ist. Sie ward unter der Ueberschrift: M. (soll wol Magistri bedeuten) Ortholani Practica Alchymiae, probata Parisiis Anno 1358, abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 135.

Nikolaus Flamellus, eigentlich Nicolas Flamel, hat in dieser Reihe französischer Alchemisten den meisten Ruf erlangt, weil er ihn verlangte und sich selbst als Adepten zu erkennen gab. Er ward 1330 zu Pontoise geboren, und lebte in Paris als Schreiber, das heißt, als Bücherkopist, dergleichen bis zum Aufkommen der Buchdruckerei eine Art von Zunft bildeten. Nebenbei beschäftigte er sich mit Mathematik und schönen Künsten.

Im Jahre 1357, so lautet die Erzählung, kaufte er um zwei Gulden eine Handschrift, welche auf Baumrinde geschrieben war. Die fremdartigen Schriftzeichen verstand er nicht; aber hineingezeichnete Bilder schienen theils alchemistische Geräthe und Operationen darzustellen, theils Geheimnisse hieroglyphisch anzudeuten. Nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte, die Schrift zu entziffern, reisete er im Jahre 1378 nach Spanien, um bei den dortigen Gelehrten Aufschluß zu erhalten.

Nach vielen vergeblichen Nachfragen fand er endlich in San Yago de Compostella einen gelehrten Arzt, der ein getaufter Jude, und als solcher im Stande war, die Schrift zu lesen. Es fand sich nun, daß sie von einem Juden Abraham herrühre, welcher seinen bedrückten Glaubensgenossen damit ein Manna in der Wüste spenden wollte, daß er ihnen die Bereitung des Steins der Weisen in einer nur unter den Juden bekannten Schrift mittheilte. Flamel verstand nun auch die Bilder des Rindenkodex. Dessen froh kehrte er 1379 nach Paris zurück, und schritt daselbst zur Ausarbeitung des beschriebenen Processes, der ihm so wol gelang, daß er nach drei Jahren seinen Zweck vollkommen erreichte. Am 17. Januar 1382 verwandelte er zum ersten Mal Quecksilber in Silber, und am 25. April desselben Jahres tingirte er zweimal dasselbe Metall in Gold.

Die Wiederholung der Projektion erwarb ihm ein Vermögen von anderthalb Millionen Livres. Dem ungeachtet wohnte er mit seiner Gattin Perronelle in einem kleinen Hause und lebte höchst einfach. Da sie ohne Kinder waren, so verwendeten sie den größten Theil ihres Vermögens zu milden Stiftungen. Flamel stiftete vierzehn Hospitäler, baute drei Kapellen von Grund aus neu und erneuerte sieben Kirchen. Zu der letzteren Zahl gehören die Kirchen des saintes Innocens, de Sainte Généviève und de Saint Jean de la Boucherie, in welchen man bis in die neuere Zeit Inschriften, Bilder und Denkmale vorzeigte, welche an den from-

men Stifter erinnerten. Einige von ihm gestiftete Armenspenden wurden noch 1742 vertheilt. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, Tom. I. p. 206 — 217.

Solche Leistungen von der Milde eines Bücherabschreibers setzten das Pariser Publikum mit Recht in Verwunderung. Die Geschichte des Rindenkodex fand allgemeinen Glauben, man erkannte Flamel als Adepten an und rechnete ihn zu den Zierden von Paris. Vgl. Saint Foix Geschichte der Stadt Paris, deutsche Ausgabe, Kopenhagen, 1757, 8., Th. I. S. 100 f. Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, welche sich mit zum Theil noch lebenden Adepten zugetragen, nebst einer ausführlichen Geschichte des großen Adepten Nikolai Flamelli. Hildesheim, 1780. 8.

Flamel's Testament ist vom Jahre 1402, und 1413 wird ungewiß als das Jahr seines Todes angenommen. Leichtgläubige haben sich das lächerliche Mährchen aufheften lassen, daß der große Flamel kraft seiner Panacee nicht in Paris gestorben, sondern nach Austheilung seines Vermögens ausgewandert und mit seiner guten Petronelle noch 1700 in Ostindien gesehen worden sey. Zwar ist diese Fabel ein morgenländisches Gewächs, von einem Derwisch aufgebracht; doch fand sie auch im Occident ihr Publikum. Vergl. Paul Lucas Voyage second dans la Grece etc., à Paris, 1714, 8., Chap. XII. Herrn P. Lucas Allerneueste Reise in Klein Asia und Africa, Hamburg, 1715, 8., S. 78 — 80. Dagegen wollen Andere sogar das Glaubliche verwerfen.

Der gelehrte Franzose Gabriel Naudé hat versucht, dem Flamel die Adeptenkrone zu entreißen. In seinem Maskurat erzählt er S. 261 f., Flamel habe nebenbei Mäkler- und Notargeschäfte gemacht. In dieser Eigenschaft habe er vielen Leuten gedient, welche Geld bei den Juden aufnahmen, und dadurch eine genaue Kenntniß von dem Ver-

mögen der Juden erlangt. Als nun der König Philipp August alle Juden aus Frankreich verjagte, wobei ihnen nur kurze Frist gestellt wurde, ihre Angelegenheiten zu ordnen, habe Flamel diese Gelegenheit trefflich benutzt, sich zu bereichern, indem er ein gütliches Abkommen zwischen Gläubigern und Schuldnern zu treffen hatte und von beiden Provisionen zog. Sein großes Vermögen sey daher aus schnödem Wucher erwachsen, und durch die milden Stiftungen habe er seine Schuld zu sühnen vermeint. Wer den Zusammenhang nicht kannte, habe den Erfolg nicht begreifen können, und so wäre die Meinung entstanden, daß Flamel ein Souffleur sey, welches Wort ebensowol einen Rechtskonsulenten als einen Goldmacher bedeutet. Vergl. Gabriel Naudé Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin, ou Le Mascurat, 1649, 4., Edit. I. p. 261. Edit. II. p. 340.

So plausibel diese Erläuterung seyn mag, hält sie doch die Prüfung der Kritik nicht aus. Die Jahrzahl des Mascurat zeigt, daß Naudé 250 Jahre nach Flamel's Zeit geschrieben hat. Sonach hat er keinen Anspruch auf das Vorrecht eines Zeitgenossen, ohne Bürgschaft aufzutreten. Er hätte seine Quellen angeben müssen, um Glauben zu verdienen. Das Wortspiel, welches in dem Ausdrucke: Souffleur, liegt, indem der Mäkler Rath einbläst, der Laborant aber mit dem Blasebalge bläst, wonach der Volkswitz beide Bläser genannt hat, kann doch gewiß nicht für einen historischen Beweis angenommen werden. Die Hauptsache ist aber, daß Naudé's Konjektur mit der Geschichte der Judenverfolgungen schlecht übereinstimmt. Wol wurden die Juden von Philipp August oder Philipp II. aus ganz Frankreich vertrieben, wofür seine christlichen Unterthanen ihm das Kompliment machten, daß sie ihn Deo datum nannten; allein das geschah im Jahre 1181, mithin 210 Jahre vor der Zeit, da Flamel reich ward, dessen Stiftungen in die Jahre 1393 bis 1397 fallen. Wollte man muthmaßen, Naudé habe nur im Namen des

Königes geirrt und eine spätere Judenverfolgung gemeint, so wird dadurch seine Sache nicht besser. Zum zweiten Male wurden die Juden von Karl dem Sechsten aus Frankreich vertrieben, und das geschah 1406, also 8 bis 10 Jahre nach Flamel's Stiftungen, und zwei Jahre nach dem Datum seines Testaments, da er vielleicht schon todt war.

Demnach konnte Flamel von beiden Verfolgungen nicht profitiren, und Naudé's Anklage ist eine grundlose Verleumdung, für welche er Abbitte thun muß. Die Gegner der Alchemie haben sie ihm freilich nachgesagt, ohne zu prüfen, z. B. Wiegleb in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 225. Wenn man dagegen erwägt, daß Flamel's Zeitgenossen in Paris fest an seine Kunst glaubten, wie die folgende Erzählung von Karl dem Sechsten außer Zweifel setzt; daß man lange nachher im Nachlasse seiner Erben noch Ueberreste von seiner Tinktur gefunden hat, welche Thatsache durch die weiter unten vorkommende Geschichte des unglücklichen Dubois beglaubigt wird; und daß der Reichthum des Bücherkopisten noch immer ein ungelöstes Räthsel bleibt: so verdient Borell Entschuldigung, wenn er vielleicht auf der anderen Seite zu weit geht und mit allzugroßer Zuversicht seinen Landsmann für einen ausgemachten Adepten erklärt. Vergl. Trésor de Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises de Pierre Borel, à Paris, 1655, 4., p. 158.

Die alchemistischen Schriften Flamel's sind minder ausgezeichnet durch deutliche Belehrung als durch eine neue Art räthselhafter Verhüllung. Mag er nun, was unentschieden bleibt, Adept seyn oder nicht, soviel ist gewiß, daß er nicht schrieb, um das Geheimniß zu offenbaren. Wollte er vielleicht seines Namens Gedächtniß auch in der gelehrten Welt stiften, so hat er seinen Zweck erreicht. Sein Gewerbe kann leicht auf den Gedanken führen, daß er den besten Gewinn von alchemistischen Handschriften gehabt haben möge, die er reichen Liebhabern verkaufte, und daß er zu diesem Zwecke viel-

vielleicht die Legende von jenem Rindenkodex ersonnen habe; allein damit erwirbt man nicht Millionen. Der Rindenkodex, welchen Lenglet du Fresnoy, Hist. de la philos. hermétique, T. I. p. 209., beschreibt, ist nicht vorhanden, und niemand sagt, wo er geblieben sey; hätten wir ihn aber, so würde er uns wenig helfen, weil man immer sagen könnte, der kunstreiche Flamel habe ihn selbst fabricirt.

Nach jenem Muster entweder, oder, wie Andere wollen, nach dem Beispiele der späteren Griechen, schmückte Flamel seine Schriften mit allegorischen Bildern aus, worin er zugleich sein Talent als Maler entwickelte. In einigen seiner Schriften sind die Bilder sogar die Hauptsache, und der Text dient nur zur Anreihung derselben. Aus ihnen soll man das Geheimniß errathen. Diese Spielerei mit allegorischen Bildern hat großen Beifall, und in der Folge zahlreiche Nachahmer gefunden, welche zur Vergnügung ihres Publikums vorzugweise den Beischlaf als Hieroglyphe der chemischen Zusammensetzung in vielerlei Abänderungen darstellten. Sanguinische Leser fanden dann wol in erbaulichen Nebenideen einige Schadloshaltung für die Unverständlichkeit der Wörter, an welcher die Verfasser unschuldig waren, wenn sie sich selbst nicht verstanden. Seine Schriften sind aber folgende:

1) Figures hiéroglyphiques, comme il les a mises en la quatrième arche du Cimetière S. Innocens de Paris, Hieroglyphische Figuren, wie er sie am vierten Bogen des Kirchhofs der unschuldigen Kinder zu Paris (in Stein ausgehauen) anbringen ließ. Die Erläuterung der Bilder hat er selbst 1399 geschrieben. Eine Handschrift davon mit sieben schön ausgemahlten Bildern bewahrt die Bibliothek des Arsenals zu Paris. Vergl. Hänel Catalogi librorum manuscriptorum, p. 343. Das Original war lateinisch geschrieben. Die französische Uebersetzung hat Arnaud zu Paris, 1612, 4., herausgegeben. Neue Ausgaben erschienen ebenda, 1659 und 1682.

Auch findet man Abdrücke in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Tom. I. N. 8., und in der Bibliothéque von Richebourg, Tom. II. N. 4. Eine deutsche Uebersetzung, unter der Ueberschrift: Güldnes Kleinod der hieroglyphischen Figuren, findet sich in der von Joh. Lange zu Hamburg, 1681, 8., herausgegebenen Sammlung von Flamel's chymischen Werken, N. 1. Dieselbe ward auch ebenda, 1680, mit der Abhandlung des Abts Synesius zusammen herausgegeben.

2) Summarium philosophicum, Hauptinhalt der Philosophie; ward ursprünglich in lateinischen Versen geschrieben, und so findet er sich abgedruckt im Museum hermeticum reformatum et amplificatum, Francofurti, 1677 et 1678, 8., N. 5., wie auch in Mangeti Bibliotheca, Tom. II. N. 90. Eine französische Uebersetzung in Versen, doppelt betitelt: Sommaire philosophique, autrement Le Roman de Flamel, ward mit Schriften von Bernhard Trevisanus zu Paris, 1561, 8., herausgegeben. Dieselbe ist abgedruckt in der Bibliothéque des philosophes chimistes von Richebourg, Vol. II. N. 5., auch mit dem Roman de la Rose, Paris, 1735, 8. Eine deutsche Uebersetzung findet sich in der Langeschen Ausgabe von Flamel's chymischen Werken, Hamburg, 1681, 8., N. 3.

3) Le désir désiré, ou Trésor de la Philosophie de Niclas Flamel, dit autrement le Livre de six Paroles, Das sehnliche Verlangen, oder: Schatz der Philosophie, auch genannt: Das Buch der sechs Worte; kommt in französischen Privatbibliotheken in alten und neuen Handschriften mit Figuren vor. Eine gedruckte Ausgabe erschien zu Paris, 1629, 8.; ein Abdruck in der Bibliothéque von Richebourg, Vol. II. N. 6.; eine deutsche Uebersetzung in der Langeschen Sammlung von Flamel's chymischen Werken, N. 5.; auch eine besondere deutsche Ausgabe ohne Druckort, 1669, 8.

4) Le grand éclaircissement de la Pierre philosophale, pour la transmutation de tous métaux, Große Erläuterung des Steines der Weisen, zur Verwandlung aller Metalle. Diese große Erläuterung, welche an den Grand Café de Paris erinnert, ist nur französische Uebersetzung eines Theiles vom Elucidarium des Christoph von Paris. Wenn Flamel sie wirklich ausgegeben hat, so erweckt ein solches Plagiat kein günstiges Vorurtheil für den Adepten. Sie wurde zu Paris, 1628, 8., im Druck herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung steht in der Langeschen Sammlung, N. 4.
5) Musique chimique, Chemische Musik; kommt in Handschriften vor, welche Borel in der Bibliotheca chemica und Lenglet du Fresnoy, III. p. 164., anführen.
6) Testamentum Flamelli, Flamel's letzter Wille; als Handschrift angeführt bei Borel und in der Bibliotheca chemica Rothscholziana, II. p. 78.

Auch Karl den Sechsten, König von Frankreich, zählt man endlich zu dieser Reihe französischer Alchemisten als Arrière-garde. Man erzählt, daß er durch das Gerücht auf Flamel's Kunst aufmerksam wurde. Der Requetenmeister Cramoisi erhielt Auftrag, nähere Nachricht einzuziehen. Er fand Flamel in seiner Hütte, als er mit seiner Gattin von irdenem Geschirr aß. Cramoisi erstattete Bericht, und die Nachforschung blieb ohne weitere Folgen. Dieses veranlaßte entgegengesetzte Meinungen. Die natürlichste wäre wol, daß die Beschreibung des ärmlichen Haushalts den König bestimmt habe, die Sache für ein leeres Stadtmährchen zu halten und zu vergessen. Diejenigen, welche glauben, daß Flamel durch Wucher reich geworden sey, vermuthen, er möge dem Kommissar einen Theil seiner Beute abgegeben und dadurch ihn zum Schweigen gebracht haben. Dagegen meinen die Gläubigen, der Adept habe dem Hofmann sein Geheimniß mitgetheilt, und dadurch den König zufrieden ge-

stellt, weil dieser nun aus ebendemselben Goldquell nach Belieben schöpfen konnte.

Beide Erklärungen sind ohne historischen Grund; aber die letzte ist in jedem Betracht die unwahrscheinlichste. Hätte Karl der Sechste das Geheimniß, Gold zu machen, erlernt, so wäre er nicht in Versuchung gekommen, zu so schnöden Finanzoperationen zu greifen, als die Judenplünderung von 1406 und die öfter wiederholten Brandschatzungen seiner eignen Städte waren. Ohne Zweifel wäre dann das Magisterium als das köstlichste Regal bei der Krone Frankreich geblieben, und die Bourbons wären nicht in jene Schuldenlast versunken, welche endlich die Revolution herbeiführte.

Dennoch soll Karl VI. ein Alchemist gewesen seyn. Man legt ihm sogar eine Schrift bei, welche unter dem hochtönenden Titel: Oeuvre royal de Charles VI., Roi de France, mit Flamel's Schriften zu Paris, 1629, 8., gedruckt worden ist. Dazu gehört ein starker Glaube. Von 1393 bis 1422, da er starb, machte sein periodisch wiederkehrender Wahnsinn ihn meistens unfähig zu regieren, wie überhaupt etwas zu denken. Es ist bekannt, daß man ihn bei solchen Anfällen mit bunt gemahlten Spielkarten amusirte. Da wäre denn wol möglich, daß man zuweilen zur Abwechselung Flamel's alchemistische Hieroglyphen aufgelegt hätte, und darin mag Karl's Alchemie bestanden haben. Der kunsterfahrne Flamel wird gern erbötig gewesen seyn, für seinen Herrn ein eigenes Bilderbuch, auch einen Text dazu zu liefern. Er kann das Oeuvre royal als sein Eigenthum zurückfordern, und der Herausgeber von 1629 hatte wol die Absicht, ihm sein gutes Recht zu gewähren.

Siebentes Kapitel.
Alchemie des fünfzehnten Jahrhundertes.
Erste Hälfte.

Ein Nordlicht lodert in farbigen Strahlen an Deutschland's Horizont empor. Es war Basilius Valentinus, der zweimal starb, zuerst eines natürlichen, und dann noch eines gewaltsamen Todes, von welchem er jedoch wieder auferstanden ist. Nachdem er seine Tage in dunkler Verborgenheit gelebt hatte, hinterließ er Schriften, in welchen er seinen Namen nennt und sich zum Bruder des Benediktinerordens bekennt. Von seinen Lebensumständen ist nur das aus einigen Stellen zu ersehen, daß er vom Oberrhein gebürtig war, in der Jugend reisete, in den Niederlanden, in England, auch in Spanien war. Vergl. Triumphwagen des Antimonii, Ausgabe von Thölden, S. 34. 35. 161.; Ausgabe von Petraus, S. 317. 318.

In diesen Schriften lebte sein Geist ein höheres Leben fort, und bald ward er ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, ja: das Orakel der Alchemisten. Man hielt ihn höher als Geber, Arnald und Ramondo, und glaubte mit Zuversicht, daß er in die großen Mysterien der Alchemie eingeweiht gewesen sey. Seine Schriften gingen, durch Abschriften vervielfältigt, von Hand zu Hand, und doch wußte man nicht, woher die Originale gekommen waren. Kaiser Maximilian der Erste hielt noch im höheren Alter diese Frage für wichtig genug, um 1515 deshalb eine Untersuchung zu

veranstalten. Man fragte in vielen Benediktinerklöstern nach und suchte zu Rom in den Verzeichnissen des Ordens; aber nirgend war der gefeierte Name zu finden. Vgl. Motschmann's Erfordia literata, p. 390.

Auf dieses Mißlingen stützte Cluver seine Behauptung, daß es nie einen Basilius Valentinus gegeben habe. Viele erklärten mit ihm die Basilianischen Schriften für Uebersetzungen aus dem Arabischen, die man unter einem willkürlich erdichteten Namen in Umlauf gesetzt habe. Man wies in jenen Schriften die Erwähnung von Dingen nach, die in spätere Zeiten zu gehören schienen, um damit zu beweisen, daß verschiedene und ungleichzeitige Skribenten sich des Namens Basilius Valentinus bedient haben, womit aber doch seine Nichtexistenz keineswegs erwiesen ward. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie oder Goldmacherkunde, S. 128. 131.

Morhof trat dieser Meinung anfänglich bei, nahm sie aber später zurück, als er sich eines anderen überzeugte. Die arabischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek, welche man für die Originale der Uebersetzungen ausgegeben hatte, wurden bei sorgfältiger Vergleichung ganz verschieden befunden. Die Kenner gestanden zu, daß in den Schriften des Basilius chemische Kenntnisse und Bereitungen gelehrt werden, welche sowol den Arabern, als auch den Schriftstellern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhundertes unbekannt waren. Auch fand sich endlich die lange vergeblich gesuchte Spur, indem Gudenus bekannt machte, daß im Jahre 1413 im St. Peterskloster zu Erfurt ein Mönch, Namens Basilius Valentinus, gelebt habe, der in Arzneikunst und Naturforschung bewundernswerth (arte medica et naturali indagatione admirabilis) gewesen sey. Vergl. Joh. Maurit. Gudeni Historia Erfordensis, Duderstad., 1675, 4., p. 129.

Somit ward die Existenz der Person und die Wahrheit des Namens erwiesen. Wahrscheinlich hat der Benediktiner-

orden den alchemistischen Bruder aus ebendemselben Grunde verleugnet, aus welchem die Dominikaner und Minoriten ihre berühmten Männer vom Verdachte der Alchemie loszusprechen suchten. Guden's Nachricht ist nicht angefochten, vielmehr durch zwei später aufgefundene bestätigt worden, so daß nunmehr das Daseyn eines Benediktiners Basilius Valentinus nicht mehr bezweifelt werden kann. Jedoch hat der versuchte Mord des Namens die Folge gehabt, daß selbst Neuere die alten Zweifel wiederholten, wie z. B. v. Murr in s. Geschichte des sogenannten Goldmachens, S. 3.

Weitere Nachrichten und Reliquien hat man im Peterskloster nicht gefunden. Man darf vermuthen, daß Basilius bei Lebzeiten nur als Arzt in Ruf gewesen sey, und daß er seine alchemistischen Studien unter der Firma der Pharmazie betrieben habe. Viele Stellen seiner Schriften, besonders seiner Vorrede zum „Großen Stein", deuten jenes Verfahren an. Er erzählt, daß er die Quintessenz aller Körper ausgezogen habe, um einem steinkranken Bruder zu helfen. Endlich habe er die rechte, den großen Stein nämlich, gefunden, und dem Leidenden damit in wenig Tagen geholfen. Da die Arzneikunst in jenen Zeiten häufig von Klostergeistlichen ausgeübt ward, die Aerzte aber fast überall ihre Arzneien selbst bereiteten, so gab es für die geistlichen Alchemisten, welche dem kirchlichen Verbot nicht offenbar entgegentreten wollten, kein schicklicheres Inkognito als die medicinische Praxis, und wahrscheinlich verdankt die Panacee des Goldes dieser geistlichen Politik einen großen Theil ihres Rufes.

Unter solchen Umständen ist glaublich, daß Basilius seine Gedanken und Erfahrungen, so weit sie Alchemie betrafen, nur dem verschwiegenen Pergament anvertraut und seinen Oberen entzogen habe, wie auch begreiflich, daß seine Schriften nicht in die Klosterbibliothek kamen, sondern nur den vertrautesten Freunden mitgetheilt wurden und von diesen wieder in andere Hände übergingen. Daß diese stille Ueberlieferung so statt gefunden habe, und zwar in Erfurt

selbst, davon haben wir einen Beweis aus dem Ende desselben Jahrhundertes. Die Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch bewahrt ein Manuskript auf Pergament, welches die Aufschrift führt: Magni Basilii Valentini Recepta, dat. Erfordiae Anno Domini 1498, ipso die Sanctorum Simonis et Judae Apostolorum. Es sind nicht ärztliche, sondern alchemistische Vorschriften, zum Theil von Anderen nachgearbeitet und bestätigt. So lieset man unter dem ersten Processe das Zeugniß: Habui, Jo. Casp. Thorer, Badens. Anno (15)25. Aus diesem wichtigen Dokument ist zu schließen, daß Basilius Valentinus um 1498 in Erfurt als Alchemist schon bekannt, auch hochgeschätzt war, wie das Beiwort Magnus bezeugt; daß er demnach wahrscheinlich schon längst verstorben war, welches mit Guden's Angabe wol übereinstimmt; daß endlich Derjenige, welcher die Recepte aufschrieb, sie nicht vom Basilius selbst, sondern von einem Dritten erhielt, so wie sie von ihm wieder an J. Kasp. Thorer übergingen, der sie mit sich nach Neustadt brachte. Vergl. G. M. Schnizer's Dritte Anzeige von der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch, 1784, 4., S. 29.

An diese Nachricht reiht sich zur völligen Bestätigung noch eine dritte, welche der glaubwürdige Verfasser der Edelgebohrenen Jungfrau Alchymia, S. 297., beibringt, daß er nämlich selbst in einer alten Handschrift, betitelt: Johannis Macarii, Monachi, Descriptio Lapidis Ignis, am Schlusse folgende Stelle gefunden habe: „Dieser Macarius ist des „Fratris Basilii Valentini discipulus gewesen, den er diese „Kunst gelehrt. Er, der Basilius, hat gelebt 1386, hat „bei dreitausend Menschen von großen Krankheiten kurirt, „ist 136 Jahr alt gewesen, hat auch noch länger gelebt und „ein ruhiges Alter gehabt." Es ist sehr zu bedauern, daß jener Anonymus, aus Besorgniß, selbst erkannt zu werden, den Fundort der Handschrift nicht nachgewiesen hat; indessen möchte sie sich im Würtembergschen wol noch finden lassen.

Andere haben vermuthet, daß Basilius Valentinus in dem Kloster zu Walkenried am Harze gelebt habe. Zur Beglaubigung wird angeführt, daß der gothaische Burgemeister Dr. Waitz in jenem Klostergebäude noch ein unterirdisches Laboratorium mit allem Zubehör gefunden habe. Allein diese Vermuthung hat keinen Grund, weil das Kloster Walkenried nicht mit Benediktinern, sondern mit Cisterziensern besetzt war. Waitz'ens Fund beweiset nur, daß die Mönche zu Walkenried eifrige Alchemisten waren, aber, geschreckt durch Adolph Meutha's Schicksal, ihr Werk insgeheim unter der Erde betrieben, um keinen Anstoß zu geben. Vergl. Reyher Dissertatio de numis quibusdam ex chymico metallo factis, cap. 36. p. 128.

Den Namen des Großen hat Basilius Valentinus allerdings verdient, auch nach dem Urtheil Derer, welche in der Alchemie nichts Großes suchen. Die ungemein ausgebreiteten chemischen Kenntnisse, welche in seinen Schriften hervortreten, legen dar, wie ein großer Geist sich in jener frühen Periode selbstständig entwickelte. Der berühmte Hermann Boerhaave gibt dem Basil in seinen Elementen der Chemie das ehrenvolleste Zeugniß. Er nennt ihn einen Künstler, der in der Chemie hocherfahren gewesen, wie schon sein Triumphwagen des Antimoniums beweise, worin viele Erfindungen schon aufrichtig und bis ins Kleinste (ad amussim) beschrieben würden, welche man neuerlich für neugemacht ausgegeben habe. Noch ausführlicher rühmt Basil's chemische Verdienste Gmelin in s. Geschichte der Chemie, Th. I. S. 140 — 152.

Was die eigentliche Alchemie betrifft, so bekennt sich Basil in seinem letzten Testament (Menterſche Ausgabe, Th. II. S. 167.) ausdrücklich dazu, daß er den Stein der Weisen selbst bereitet habe. Ebenda, S. 254. und 255., erkennt er die Tinktur, das Aurum potabile, zugleich für eine wahre Universalmedicin. Die tingirende Kraft gibt er etwas verschieden an, doch lange nicht so hoch als Lullus. Nach

seinem letzten Testament tingirt Ein Theil des Pulvers zehn Theile Silber in Gold. Dagegen tingirt nach den Schlußreden Ein Theil des Steins dreißig Theile Silber oder Quecksilber. Die Zweifler haben ihn deshalb bezüchtigen wollen, er bleibe sich in seinen Aussagen nicht gleich, und verdiene schon darum keinen Glauben. Andere haben, ihn zu rechtfertigen, die Aechtheit der Schlußreden angegriffen, wozu doch kein triftiger Grund vorhanden ist. Aber Anklage und Vertheidigung fallen beide weg; denn Basil rechtfertigt sich selbst. Er erzählt ganz offen, daß ihm zu verschiedenen Zeiten die Bereitung mehr oder weniger gelungen sey, wobei denn freilich die Kraft des Produkts verschieden ausfallen mußte. So sagt er z. B. in denselben Schlußreden, Tract. II. Cap. II., von einer Partikularveredlung: „Dies ist mein „erstes Stück gewesen, Gold und Silber zu machen", und am Schlusse: „Ich war der Anfänger, und habe große Mühe „gehabt, ehe ich etwas gelernt und zu Stande gebracht".

Ueber das Material zur Bereitung der Tinktur läßt er seine Leser freilich im Dunkeln, wiewol er das Verfahren ausführlich in zwölf Akten abhandelt. Soviel ist aus der Vergleichung mehrer Stellen zu ersehen, daß er die edeln Metalle nicht als nothwendige Requisite dazu gelten läßt, sondern vielmehr im Gegentheile den unedeln Metallen im Gehalt an färbender Substanz, wie er meint, den Vorzug gibt. Viele Stellen lassen sich, was die metallische Zuthat betrifft, auf Kupfer und Eisen deuten. In anderen Stellen zeigt er entschiedene Vorliebe für das Antimonium, als dessen Entdecker er füglich betrachtet werden kann, insofern er den schon bekannten Körper nach seinem chemischen Verhalten und ärztlichen Gebrauche kennen lehrte. Darum haben viele seiner Anhänger und Verehrer vorzugweise im Spießglanze gearbeitet.

Am sichersten glaubten Andere das Rechte in den Buchstabenräthseln zu ergründen, welche Basil in verschiedener Form gestellt hat. Das kürzere lautet: Visitando interiora terrae rectificandoque invenies occultum lapidem, ve-

ram medicinam. Wenn die Anfangsbuchstaben der Worte zusammen gelesen werden, so hat man das Wort Vitriolum. Ebendasselbe Wort wußte man auch aus dem Aenigma Basilii Valentini herauszuklauben, welches lateinisch anfängt: Quinque (V) libros fecit divino Numine Moses etc. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 83. In der Uebersetzung der deutschen Ausgaben, welche anfängt: Fünf Bücher hat uns zugericht u. s. w., ist das freilich nicht zu finden; man büßt aber nichts dabei ein, weil das, was Basil seinen benedeiten Vitriol, ein süßes, flüchtiges, ölartiges Wesen u. s. w. nennt, zuverlässig kein gemeiner Vitriol ist, weder vom Eisen, noch vom Kupfer oder einem anderen Metall. Gleichwol haben gar Viele das Wort buchstäblich nehmen und durch den armen Vitriol reich werden wollen.

Die Zahl der Schriften, welche dem Basilius zugeschrieben werden, ist groß; aber viele davon sind wahrscheinlich von neueren Verfassern untergeschoben worden. Diese Art von Pseudonymität hat viel dazu beigetragen, die Existenz des Basilius zweifelhaft zu machen. Nach dem Werthe des Inhaltes, der Schreibart und anderen Kriterien mußte man erst das Aechte vom Unächten sichten. Die von den Meisten als ächt anerkannten Schriften sind auch nicht frei von vielen Varianten, Auslassungen und fremden Zusätzen. Morhof versichert in seinem Sendschreiben, S. 133., daß in den gedruckten Ausgaben gar viele Stellen fehlen, welche doch in den Handschriften der Wiener Bibliothek zu lesen sind. Da diese Schriften zwei Jahrhunderte hindurch in Abschriften vervielfältigt wurden, ehe man sie im Drucke herausgab, so wird begreiflich, wie sich nach und nach Fehler und Abweichungen einschlichen. Da sie ferner lateinisch geschrieben waren, zu Gunsten der deutschen Alchemisten aber deutsch ausgegeben wurden, so gab die Uebersetzung noch mehr Gelegenheit zu Entstellungen.

Basil's Schriften sind mehrmals gesammelt herausgegeben worden. Die einzige lateinische Ausgabe erschien un=

ter dem Titel: Basilii Valentini Scripta chymica, Hamburgi, 1700, 8. Die erste deutsche Sammlung erschien unter dem Titel: Vier Traktätlein vom Stein der Weisen, Frankfurt, 1625, 4. Vollständiger ist die Sammlung von W. S. L. (Lange), unter dem Titel: Fratris Basilii Valentini, Benediktiner Ordens, Chymische Schriften alle, so viel derer vorhanden u. s. w., in zwei Theile verfasset, Hamburg, 1677, 8. Neue Auflagen: 1694, 8., und 1700, 8. Mehr berichtigt, aber nicht vollständiger, ist die neue Ausgabe in drei Theilen, welche Benedikt Nikolaus Peträus veranstaltete und mit einer historischen Vorrede begleitete. Sie erschien zu Hamburg, 1717, 8., eine zweite Auflage 1740, 8. Die einzelnen Schriften sind aber folgende:

1) De Magno Lapide antiquorum Sapientum, Vom großen Stein der alten Weisen („der uhralten“ heißt es in den deutschen Ausgaben). Diese Schrift hat unter allen den größten Ruf bei den Alchemisten und gilt für klassisch. Sie ist in zwölf Kapitel getheilt, welche Schlüssel heißen, weshalb sie auch unter dem Titel der zwölf Schlüssel angeführt wird, woraus Einige irrig eine besondere Schrift machen wollen. Die allegorischen Bilder zu jedem der Schlüssel rühren nicht von Basil, sondern von den Abschreibern her, welche ihn nach der von Flamel aufgebrachten französischen Mode ausschmückten. Die kaiserliche Bibliothek zu Wien bewahrt mehre lateinische Handschriften davon. Eine französische Pariser s. bei Hänel, p. 344. Lateinisch ward die Schrift unter dem Titel: Practica Basilii Valentini, (woraus auch Manche eine besondere Schrift machen) abgedruckt in (Maier's) Tripus aureus, Francofurti, 1618, 4., N. 1., auch in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 96. Ein französischer Abdruck findet sich in der Bibliothéque des philosophes chimistes von Richebourg, Tom. III. N. 1. Eine deutsche Ausgabe, von Joh.

Thölden, erschien zu Zerbst, 1602, 8.; eine andere mit Bildern zu Strasburg, 1711, 8. Mit denselben Bildern steht sie auch in allen Hamburger Ausgaben obenan.

2) Currus triumphalis Antimonii, Siegeswagen des Antimoniums. Die erste deutsche Ausgabe von Joh. Thölden erschien zu Leipzig, 1604, 8.; andere zu Nürnberg, 1676, 1724, und 1752, 8.; und zu Frankfurt, 1770, 8.; und Abdrücke in den Hamburger Sammlungen, Th. I. Eine lateinische Ausgabe mit Anmerkungen von J. Fabre kam zu Toulouse, 1646, 8., heraus; eine andere von Theodor Kerkring zu Amsterdam, 1671 und 1685, 12.

3) Tractatus de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium, Von natürlichen und übernatürlichen Dingen, auch von der ersten Tinktur, Wurzel und Geist der Metalle. Deutsche Ausgaben von Joh. Thölden erschienen zu Eisleben, 1603, 8., und Leipzig, 1611, 8.; deutsche Abdrücke in den Hamburger Sammlungen, Th. I. Eine lateinische Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1676, 8.; eine französische von Israel (Révélation des mystères des teintures etc.) zu Paris, 1648, 8.; und eine englische Uebersetzung von Caple (Of natural and supernatural things) zu London, 1671, 8. Diese Schrift ist nicht mit N. 13. zu verwechseln.

4) De Microcosmo, Von der Welt im Kleinen, oder auch Von der kleinen Welt des menschlichen Leibes; deutsch herausgegeben von Joh. Thölden, Zerbst, 1602, 8., auch Strasburg, 1681, 8.; deutsch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 3. Eine lateinische Ausgabe von Angelus erschien zu Marburg, 1609, 8.

5) De occulta Philosophia, Von der verborgenen Weisheit; deutsch herausgegeben von Joh. Thöl-

den, Leipzig, 1603 und 1611, 8.; abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 6.

6) Appendix magni lapidis antiquorum Sapientum, Anhang zum großen Steine der alten Weisen; deutsch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 2.; lateinisch in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 98.

7) Prima materia lapidis philosophici, Von dem Uranfange des Steines der Weisen; deutsch abgedruckt in Thölden's Sammlung von 1603; lateinisch in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 97.

8) Opus praeclarum ad utrumque, quod pro testamento dedit filio suo adoptivo, Das Werk auf Beides, (Gold und Silber) welches er seinem angenommenen Sohne als Vermächtniß hinterließ. Wir wissen freilich nichts von diesem Adoptivsohne, es müßte denn Bruder Makarius sein. Ein lateinischer Abdruck steht im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 137. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Strasburg, 1651, 8.

9) Basilii Testamentum ultimum, Basil's letztes Testament; lateinisch herausgegeben von Georg Claramontanus (Hellberger) zu Jena, 1626, 8.; deutsch herausgegeben von Joh. Phil. Renter zu Strasburg, 1712, 8., und abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 5.

10) Apocalypsis chemica, Offenbarung der verborgenen Handgriffe; wird von Manchen für untergeschoben gehalten. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Erfurt, 1624, 8.; ein Abdruck in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 4. Mit Unrecht werden der lateinische und der deutsche Titel hie und da als besondere Schriften aufgeführt.

11) Conclusiones, Schlußreden; werden von Einigen für einen Auszug von einem neueren Verfasser gehalten.

Eine deutsche Ausgabe besorgte Joh. Thölden, Leipzig, 1711, 8. Abgedruckt findet man sie in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 6.

12) Azoth Philosophorum, seu Aureliae occultae de materia Lapidis, Das Azoth der Weisen, oder geheime Vorschriften über die Substanz des Steines. Azot ist ein Kunstausdruck, welchen die Araber von den Griechen entlehnten. *Μυστήριον ἄζωτον*, ein entgürteltes, enthülltes Geheimniß, bedeutet ebendas wie Alchemia denudata der Neueren. Aurelia ist von der bekannten Lex Aurelia der Römer hergenommen, bezieht sich aber hier nicht auf den Prätor Aurelius, sondern auf Aurum. Dieses Wortspiel bedeutet daher ein Gesetz der Goldkunst. Viele halten diese Schrift für die Arbeit eines Paracelsisten. Eine lateinische Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1613, 4.; ein lateinischer Abdruck im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 115. Eine französische Ausgabe erschien zu Paris, 1624, 8.; abgedruckt in der Bibliothéque von Richebourg, T. III. N. 2.

13) De Metallis, Vom Bergwesen; wird in Citaten gewöhnlich Metallurgie genannt. Diese Schrift berührt nur die Alchemie, und beschreibt eigentlich das Berg- und Hüttenwesen damaliger Zeit, dessen genaue Kenntniß Basilius auch in anderen Schriften verräth. Eine deutsche Uebersetzung findet man in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 1. u. 2.

14) Via veritatis, Einziger Weg zur Wahrheit; wird von Vielen für untergeschoben gehalten. Eine alte Handschrift davon liegt in der Klosterbibliothek zu Tharnstein bei Crems. Eine deutsche Uebersetzung von Fr. Rothscholz erschien zu Nürnberg, 1718, 8.

15) Haliographia, Von Zubereitung der Salze. Lateinische Ausgaben: Bononiae, 1612, 1644, 12.

16) Lux Naturae, Licht der Natur; wahrscheinlich unächt; ward deutsch herausgegeben von Reichardt, Halle, 1608, 8.
17) De Macrocosmo, Von der großen Heimlichkeit der Welt und ihrer Arznei; ist wol nur Nachahmung eines Basilianers, und steht deutsch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 4.
18) Universale Mundi, Vom Universal der ganzen Welt; hat auch nur einen Basilianer zum Verfasser, und steht in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 3.
19) De Magisterio septem Planetarum, Von der Meisterschaft der sieben Planeten; in deutschen Reimen abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 5.
20) Uebernatürliche, hochtheure Wunderarznei; abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 5.

Zu dieser Folge gehören als Anhang die Auszüge und Kommentare, welche gewiß nicht vom Basilius herrühren, sondern von älteren und neueren, zum Theil genannten Basilianern, als:

1) Supplementum Fratris Basilii Valentini, Zugabe, seine Handgriffe vollends erklärend; in den Hamburger Ausgaben von W. S. L., Th. II. im Anhange, abgedruckt.
2) Gemma gemmarum, oder Erläuterung des Basilius Valentinus, von Lorenz Meisner, von Eschwege in Hessen. Eisleben, 1608, 8.
3) Auslegung der Rhythmorum Basilii Valentini, von Konrad Schüler, (Rath in Stuttgard). Eisleben, 1608, 8.
4) Das Valete über die Arcana Basilii Valentini, von Hans Christoph Reinhard. Halle in Sachsen, 1608, 8.
5) Commentarius in currum triumphalem Basilii Valentini, auctore Theodoro Kerkring. Amstelodami, 1665, 1671, 1685, 12.

6)

6) Aquila Thuringiae rediviva, oder kurzer Entwurf vom feuchten und trocknen Wege, wie auch vom Alkahest, von Jakob Waitz, (herzogl. Gothaischem Leibarzt). Gotha, 1683, 8. Neue Ausgabe, (von Lange,) Hamburg, 1685, 12.

7) Exercitatio in Basilii Valentini vitam, auctore Georg. Wolfg. Wedel. Jenae, 1704, 4. Eine deutsche Uebersetzung hat Peträus in seiner Ausgabe der Schriften Bas. Val. von 1717 nach der Vorrede abdrucken lassen.

8) Basilius Valentinus redivivus, seu astrum rutilans alchymicum, d. i. Der wieder aufgelebte Basilius Valentinus, oder hellglänzendes Gestirn der Alchymie u. s. w., von Louis Guil*homme* de Knör. Leipzig, 1716, 8.

9) Frater Basilius Valentinus redivivus, herausgegeben von Joh. Georg Weitbrett. Zwei Theile. 1723, 8.

Johann von Tetzen, lateinisch Johannes Ticinensis genannt, ist ein Zeitgenosse des Basilius. Dem deutschen Namen nach würde man ihn für einen pommerschen Edelmann, dem lateinischen nach für einen Italiäner oder Schweizer halten; er wird aber als ein böhmischer Mönch bezeichnet, und mag sich vom Geburtorte, etwa Teschen in Oberschlesien, benannt haben. Er hat sich als ein Dichter gezeigt, den die Muse der Alchemie begeisterte. Man hat von ihm ein Aenigma de Lapide in Prosa und ein lateinisches Gedicht mit der Ueberschrift: Processus de Lapide philosophorum. Letzteres besteht in 141 Stanzen, oder 423 gereimten Versen, wie folgende:

Lapis candens fit ex tribus.
Nulli datur, nisi quibus
Dei fit Spiramine,
Matris ventre quos beavit,
Hanc ad artem destinavit
Sacroque sancimine.

Die Handschrift des Gedichtes ist vom Jahre 1412. Nach derselben hat W. S. L., der Herausgeber der Schriften des Basilius Valentinus, Gedicht und Räthsel lateinisch und mit einer deutschen Uebersetzung sammt den Schriften von Antonius de Abbatia und Edward Kelley herausgegeben zu Hamburg, 1670, 8. Eine neue Auflage erschien ebendaselbst, 1691, 8.

Ein Mönch zu Oderberg in der Mittelmark soll im Jahre 1426 das Geheimniß besessen und eine schriftliche Anweisung in seinem Kloster hinterlassen haben. Diese bei Aufhebung der Klöster vorgefundene Handschrift hat Hans von Osten in der „Herzstärkung für Chymisten", Berlin, 1771, 8., bekannt gemacht. Um diese Zeit vermauerte auch ein Mönch zu Annaberg in Sachsen alchemistische Processe in seiner Zelle, die nachher Beuther fand. Vergl. Kunkel Laboratorium, S. 569.

In das erste Viertel dieses Jahrhundertes setzt man die niederländischen Alchemisten Isaak und Johann Isaak. Gewöhnlich werden sie unter den Namen Isaacus Hollandus und J. I. Hollandus angeführt, so daß man ihr Vaterland neben den Vornamen angibt, weil ihr Familienname ganz unbekannt geblieben ist. Eine sehr eingezogene Lebensweise mag diese Unbekanntheit möglich gemacht haben, da man doch ihre Schriften kennt. Aus diesen ersieht man nur soviel, daß Beide Vater und Sohn waren und zusammen arbeiteten. Ihr Zeitalter ist nur durch Schlüsse herausgebracht worden. Isaak der Vater citirt keinen neueren Schriftsteller, als Arnald von Villanova, beide Holländer werden aber von den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhundertes angeführt, vornehmlich von Paracelsus, welcher ihre Schriften stellenweise abgeschrieben hat, ohne ihr Eigenthumsrecht einzugestehen, woraus zu schließen ist, daß ihre Schriften zu seiner Zeit erst anfingen verbreitet zu werden. Da man nun eines Theils voraussetzen darf, daß solitär lebende Gelehrte schwerlich mit der neuesten Literatur bekannt seyn konnten,

anderen Theils aber, daß die Schriften der unbekannt verlebten Verfasser erst lange nach ihrem Tode bekannt werden konnten, so hat man von beiden Gründen Veranlassung genommen, die Hollande zwischen Arnald und Paracelsus in die Mitte zu setzen, d. h. in das Jahr 1425. In jedem Falle hat Torbern Bergmann Unrecht, wenn er sie in den Anfang des siebzehnten Jahrhundertes setzen will, weil damals ihre Schriften erst gedruckt wurden. Vergl. dessen Historia Chemiae medii aevi, pag. 112.

Gewiß gehörten beide Hollande zu den ausgezeichneten Chemikern jener Zeit, und stehen noch jetzt in Achtung bei Denen, die alte Bücher lesen mögen. Boerhaave gibt ihnen nicht minder ein rühmliches Zeugniß als dem deutschen Basil. Der gründliche Boyle fand sich bewogen, ihre Processe nachzuarbeiten. Neuerlich ward des Vaters ehrenvoll von Kastner gedacht, welcher vermuthet, daß Isaak's Tendenz gewesen sey, das unedle Metall durch desoxydirende Behandlung mit Kolewasserstoff in Substanzen von ungleichem Brennwerthe zu zerlegen. Vergl. Gewerbfreund, Bd. II. S. 171.

Beide, Vater und Sohn, beschreiben die Transmutation mit einer Bestimmtheit, welche nur selbsteigne Erfahrung geben könnte. Johann Isaak's Tinktur ist nach seinem Opus Saturni so kräftig, daß sie, auf Eintausend Theile Blei oder Silber im Flusse geworfen, dasselbe noch übersättigt. Erst dann, wenn von jenen tausend Theilen einer auf zehn Theile neues Metall kommt, wird es zu Gold, zum besten, was je auf Erden gesehen worden. Also haben sie es nicht allein gesehen, sondern gemacht, und oft gemacht, mit abgeänderten Versuchen, nach Wage und Gewicht berechnet. Wollte man ihre Wahrhaftigkeit bezweifeln, so würde die Frage entstehen, welche denkbare Ursache zwei Männer von Kenntnissen, die nur für das Pult schrieben, zur Unwahrheit bewogen haben könne.

Zur Nachwelt haben sie reden wollen, aber ohne Ehrgeiz. Sie wollen auch belehren, doch nur so weit, als ihnen gut dünkt. Ueber die Bereitung des Steines der Weisen sprechen sie Beide nur mit großer Zurückhaltung, lassen aber durchblicken, daß er aus Substanzen aller drei Reiche zusammengesetzt werde; denn in dem Buche vom dreifachen Elixir werden viererlei Steine namhaft gemacht, ein mineralischer, ein vegetabilischer, ein animalischer, und ein zusammengesetzter, welcher deutlich genug als das Produkt aus den drei anderen bezeichnet wird. In dieser Ansicht und Angabe sind ihnen viele der neueren Alchemisten gefolgt, deren Wahrheitliebe zu vertrauen man viel weniger Ursache hat; allein diese Uebereinstimmung kann ebensowenig ein Vorurtheil gegen den eigentlichen Urheber begründen, als wenn ein Lasterhafter zur Beschönigung sich auf Bibelstellen beruft.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Johann Isaak ausübender Arzt gewesen sey; denn weder Arnald noch ein anderer Alchemist vor ihm spricht so umständlich von der medicinischen Anwendung der Tinktur als Panacee. Im Opus Saturni sagt er: „Dieser Stein macht alle aussätzigen Menschen gesund, heilt die Pest und alle ansteckenden Krankheiten. Nehmet davon soviel als ein Weizenkorn, leget „es in guten Wein und gebet ihn dem Kranken zu trinken. „Alsbald wird er zum Herzen ziehen, durch alle Blutgefäße „streichen und alle Säfte jagen. Der Kranke wird aus allen „Poren schwitzen, aber nicht davon ermatten, sondern froher, stärker und leichter sich fühlen; denn der Schweiß „währt nur so lange, bis alle bösen Säfte ausgetrieben sind, „dann hört er auf. Des anderen Tages soll der Kranke wiederum soviel als ein Weizenkorn in warm gemachtem Weine nehmen und zu Stuhle gehen. Das wird nicht nachlassen, so lange er noch etwas Widriges im Leibe hat, aber „um so wohler wird ihm seyn. Nimmt er am dritten Tage „nochmals soviel in Wein, so wird das Herz gestärkt. Man

„fühlt sich über die menschliche Natur erhoben, so leicht und „rührig sind die Glieder.“ Weiterhin empfiehlt er: „man „solle als Präservativ wöchentlich soviel als ein Weizenkorn „in Wein nehmen, so werde man immer gesund bleiben bis „an die letzte Stunde der von Gott bestimmten Lebenszeit“. Dies halten Andere für ein gefährliches Uebermaß.

Vater und Sohn, Beide haben Schriften hinterlassen. Meistens ist der Verfasser bestimmt angegeben, bei einigen aber muß er aus der Schreibart und den Ansichten errathen werden; und da Beide in dieser Hinsicht viel gemein haben, so werden solche Schriften bald dem Einen, bald dem Anderen zugeschrieben. Alle sollen ursprünglich holländisch geschrieben, später erst ins Lateinische und aus diesem in andere Sprachen übersetzt worden seyn. Von Handschriften in holländischer Sprache findet sich keine gewisse Nachricht, wonach noch zweifelhaft bleibt, ob die lateinischen nicht die Originale seyn möchten. Die meisten dieser Schriften finden sich in der Gesammtausgabe unter dem Titel: Isaaci et J. I. Hollandi Opera universalia et vegetabilia, sive de lapide philosophorum, Arnhem., 1617, 8. Eine neue Auflage erschien ebenda, 1670, 8. Mehre findet man deutsch in den „Curieusen und raren chymischen Operationen“, aus einem alten Autographo Manuscripto herausgegeben von R. H. C., Leipzig und Gardeleben, 1714, 8.

Isaak dem Vater werden zugeschrieben:

1) Opera mineralia, Mineralarbeiten, oder zwei Bücher vom Stein der Weisen. Eine lateinische Ausgabe von P. M. G. erschien zu Middelburg, 1600, 8.; ein Abdruck im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 76.; eine deutsche Ausgabe zu Hamburg, 1716, 8.

2) Opera vegetabilia, Vegetabilische Arbeiten; dient dem vorhergehenden Traktat zur Erläuterung. Eine lateinische Ausgabe besorgte J. Harprecht, (Filius Sendivogii,) Amsterdam, 1659, 8. Eine deutsche Ausgabe

sammt dem Opus Saturni erschien zu Frankfurt a. M., 1667, 8.

3) De triplici ordine Elixiris, et Lapidis Theoria, Von den drei Ordnungen des Elixirs und Erklärung des Steines; ward mit N. 1. zusammen lateinisch herausgegeben zu Middelburg, 1600, 8.; mit Penoti Denar. medic. zusammen zu Bern, 1608, 8.

4) De salibus et oleis metallorum, Von den Salzen und Oelen der Metalle. Eine lateinische Ausgabe erschien ohne Angabe des Druckorts, 1604, 12. Eine deutsche Uebersetzung ward mit drei anderen Schriften herausgegeben zu Budissin, 1677, 8.; abgedruckt mit G. E. Stahl's Chymie, Nürnberg, 1723, 4.

5) De Spiritu urinae, Vom Harngeist; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 204.

6) Secreta revelatio verae operationis manualis pro universali opere et lapide sapientum, sicut filio suo Joanni Isaaco Hollando e Flandria paterno animo fidelissimo manu tradidit, (Enthüllung der geheimen Handarbeit zum ganzen Werk des Steins der Weisen, wie er sie seinem Sohne Johann Isaak aus Flandern mit väterlicher Treue übergeben); wird in Borelli Bibliotheca chemica aufgeführt.

Dagegen werden dem Sohne, Johann Isaak, folgende Abhandlungen zugeschrieben:

1) Opus Saturni, Die Arbeit der Schwärze (nicht etwa des Bleies); wurde mit Basil's Triumphwagen des Antimons zusammen herausgegeben von Joh. Thölden, Nürnberg, 1676, 8.

2) De lapide seu Elixir philosophico, Vom Stein oder Elixir der Weisen. Eine lateinische Handschrift besaß Peträus. Siehe dessen Vorrede zu Basil's Schriften. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1669, 8.

Manus Philosophorum cum signaturis, Die Schreib-art der Philosophen und ihre Zeichen. Eine deutsche Uebersetzung wurde mit dem Opus Saturni zusammen herausgegeben zu Frankfurt, 1667, 8.

4) Rariores operationes Chymiae, Absonderliche chemische Arbeiten; mit anderen Schriften deutsch abgedruckt in den „Curieusen und raren chymischen Operatio-„nen", Leipzig und Gardeleben, 1714, 8.

5) Fragmenta chemica de opere philosophico, Chemische Fragmente vom philosophischen Werke; lateinisch abgedruckt in (Combach's) Tractatus aliquot chymici singulares, Geismariae, 1647, 12., N. 2., und im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 33.

In England hatte die Alchemie seit Cremer's Zeit wol nicht geruht, aber eine falsche Richtung genommen, indem man auf frühere Irrthümer zurückkam, Gold und Silber durch Legirung mit anderen Metallen zu vermehren suchte. Wahrscheinlich lernte man damals die vermischte Karatirung des Goldes mit Silber und Kupfer mißbrauchen, um hochgoldfarbige Kompositionen von geringem Gehalt darzustellen. Auch scheint in derselben Zeit die Versetzung des Silbers mit englischem Zinn zu einer sehr weißen und vom feinen Silber schwer zu unterscheidenden Komposition aufgekommen zu seyn. Die daraus entstandenen Mißbräuche bewogen König Heinrich den Vierten und das Parlament im Jahre 1404, durch ein Gesetz die Vermehrung des Goldes und Silbers streng zu verbieten. Die Uebertreter des Gesetzes sollten der Felonie schuldig seyn, d. h. als Hochverräther und Kapitalverbrecher angesehen werden. Vergl. A. Anderson Geschichte des Handels, Th. III. S. 27. Nach Morhof's Zeugniß (Epistola, p. 124.) ist jenes Gesetz in Poulton's Statuten englisch abgedruckt, lateinisch aber in des Aegidius Jacobus Lexicon Juris, und daraus in den Actis Eruditorum Lipsiensium de anno

1730, pag. 326. Wiegleb gebraucht dieses Gesetz als Beweis für die Betrüglichkeit der Alchemie in seiner Histor. = krit. Untersuchung, S. 230., wiewol Morhof schon lange vor ihm gezeigt hatte, daß es nur mit Verfälschungen, mit der eigentlichen Alchemie aber gar nichts zu schaffen habe.

In der Folge kehrten dieselben Mißbräuche wieder unter der Regierung Heinrich's des Sechsten, 1423 bis 1461. Dieser Fürst war von Jugend auf ein Liebhaber geheimer Wissenschaften, der Astrologie, der Magie, und der Alchemie. Diese Vorliebe spornte ihn z. B. an, in die Mysterien der Masonry einzudringen, wie sein Examen von 1436 beurkundet. Der Alchemie widmete er sich zwar nicht selbst; aber die allgemein verbreiteten Gerüchte, mehr noch vielleicht archivarische Nachrichten von den Erfolgen des Raimund Lullus, erregten seine ganze Aufmerksamkeit, und machten ihn geneigt, die Alchemisten zu begünstigen. Dazu fand er um so mehr Veranlassung, als er theils in Frankreich unglücklich war und die von den Vorfahren eroberten Provinzen größtentheils wieder verlor, theils auch im Lande selbst durch den Krieg der beiden Rosen mehr und mehr in Verlegenheit gerieth. Dabei wären ihm einige Goldmacher höchst willkommen gewesen. Weit entfernt, sie zu verfolgen, munterte er vielmehr in vier auf einander folgenden Verordnungen zur Alchemie auf. Alle Edeln, Doktoren, Professoren und Geistliche wurden darin eingeladen, daß sie sich befleißigen möchten, den Stein der Weisen zu erfinden, damit man Mittel gewinne, die Staatsschulden zu bezahlen. Insbesondere rechnete er auf die Priester, nicht allein wegen der guten Muße, sondern aus einem besonders namhaft gemachten Grunde. Da sie so glücklich wären, Brod und Wein in Christi Leib und Blut zu verwandeln, so werde es ihnen ein Leichtes seyn, mit Gottes Hülfe Metall zu veredeln (transsubstantiare). Jene vier Verordnungen hat John Petty in seinem Buche: Fodinae regales, P. I. cap. 27., aufbewahrt. Morhof erfuhr in London, daß die Origi=

nale noch im Archiv vorhanden wären. Vergl. Epistola ad Langelottum, p. 125.

Diese Ordonnanzen brachten eine sehr verschiedenartige und nicht die beabsichtigte Wirkung hervor. Der Klerus betrachtete mit Unwillen Aeußerungen und Ausdrücke, welche die Mysterien der Religion, wo nicht zu verspotten, doch auszusetzen schienen. Die Klostergeistlichen waren demnach diejenigen nicht, welche sich beeilten, einem Wunsche des Königes entgegenzukommen, welcher ohnedies die kirchlichen Satzungen unbeachtet ließ Es konnte jedoch nicht fehlen, daß weltliche Künstler sich einfanden, ihre Dienste anzubieten und goldene Berge zu verheißen. Ob das die rechten waren, ist sehr zu bezweifeln; indessen scheint es, daß Heinrich mit ihnen kein sehr rigoroses Examen angestellt habe, und schon zufrieden gewesen sey, wenn irgend etwas der Art wie Gold zum Vorschein kam, um Geld daraus zu machen.

Im Jahre 1440 ertheilte er der Kompagnie Fàuceby, Kirkeby und Ragny ein Privilegium, Gold zu machen und nebenbei Lebenselixir zu verkaufen. Aehnliche Patente erhielten von ihm John Cobbe 1444, Thomas Trafford und Thomas Asheton 1446, Robert Bolton 1449, und John Mistledon in Verbindung mit drei Anderen 1452. Letztere hatten die Erlaubniß, in allen Metallen zu arbeiten, „weil sie das Mittel gefunden hätten, allerlei unedle Me„talle in probehaltiges Gold oder Silber zu verwandeln“. Vergl. Henry History of Great Britain, Vol. V. cap. 4. Thom. Rymer Foedera, Conventiones, Literae etc., Vol. V. P. I. pag. 136. P. II. p. 40. 100. A. Anderson Geschichte des Handels, Th. III. S. 172. 186. 194.

Man fragt billig, was bei allem dem herausgekommen sey. Das verlegene Stillschweigen der englischen Geschichte ist eine halbe Antwort darauf. Das Ergebniß war falsches Gold und falsche Münze, die man mit den Stempeln der Rosenobel prägte und dann freundnachbarlich nach Frankreich spielte, wovon weiter unten bei Le Cor die Beweise vorkom-

men. Die Operation der Ephraimiten des siebenjährigen Krieges war demnach keine neue Erfindung. Die englischen Unterthanen scheint man mit jenen falschen Gold- und Silberstücken verschont zu haben; denn es findet sich keine Nachricht, daß man damals in England über Münzverfälschung gemurrt habe. Man hatte auch nicht nöthig, das zu wagen, da bei allem Kriegsverlust doch Calais, das Thor von Frankreich, immer noch in der Gewalt der englischen Truppen blieb.

Aber nicht blos in Frankreich wurde das heillose Produkt eingeschwärzt, sondern auch in Schottland, welches zur Folge hatte, daß das schottische Parlament im Jahre 1449 befahl, in allen schottischen Häfen und „vornehmlich „längs der englischen Gränze“ zu wachen, damit kein falsches Gold- und Silbergeld eingebracht werde. Vgl. Anderson, Th. III. S. 187. Ebendasselbe Parlament beschloß im Jahre 1450 „aus verschiedenen Ursachen“, das schottische Gold umzuprägen, und den neuen Goldstücken zwar gleiches Gewicht zu geben, als die englischen Nobel der Zeit hatten, den Nennwerth aber auf das Doppelte zu erhöhen, damit sie nicht im Gränzverkehr gegen die englischen ausgetauscht würden. Ebenso verfuhr man auch mit dem Silbergelde. Vgl. Anderson, Th. III. S. 192. f. Dieses will um so mehr sagen, wenn man erwägt, daß früherhin die schottischen Münzen in England als zu geringhaltig devalvirt worden waren. Vgl. Anderson, Th. II. S. 542. 569. Man muß es arg getrieben haben, da die schottische Regierung sich genöthigt sah, zu so auffallenden, allen Handel zerstörenden Maßregeln zu greifen, um das Machwerk der englischen Goldköche abzuwehren.

Es wäre wol interessant, dergleichen alchemistische Nobel von Heinrich VI. aufzufinden, um ihre Mischung zu untersuchen; allein es ist zu spät. Die falschen Nobel, soviel ihrer gewesen seyn mögen, sind vernichtet worden, so wie man sie erkannte, und nur die guten haben sich zum Theil erhalten. Der äußere Anschein muß sehr täuschend gewesen

seyn, bis man sie zum Feuer brachte, sonst würde man in Schottland die Merkmale der unächten zur Warnung bekannt gemacht haben. Da Schottland kräftig abwehrte, so sind die meisten gewiß nach dem Kontinent ausgewandert. Da nun die Franzosen immer willig waren, ihre Nachbaren, die guten Holländer, an ihrem Glücke Theil nehmen zu lassen, so wird man nicht fehl gehen, die letzten Ueberreste jener Noblesse in den Niederlanden aufzusuchen. In der That finden wir bei den holländischen Chemikern den besten Aufschluß, woraus die falschen Heinrichsnobel bestanden haben mögen.

Nach Barchuysen bestand das berüchtigte Aurum sophisticum oder Truggold, welches zu seiner Zeit noch zu gegossenen Bildern verwendet wurde, aus einem Kupferamalgama, welches man nicht auf trockenem Wege, sondern auf nassem, und seiner Beschreibung zufolge durch einen elektro-chemischen Proceß zusammensetzte. Man kochte Quecksilber mit der gesättigten Auflösung des Kupfervitriols in eisernen Töpfen. Während das Kupfer durch Eisen regulinisch gefällt wurde, löste es sich im Quecksilber auf und verdickte dasselbe. Der entstandene Quickbrei wurde mit Wasser abgewaschen, um die Oxyde zu entfernen, dann aber durch Leder gedrückt, um das überflüssige Quecksilber abzusondern. Das zurückbleibende Amalgama wurde zusammengeschmolzen und hatte dann eine goldgelbe Farbe. Es ließ sich leicht schmelzen und in Formen gießen, auch nach dem Gusse prägen, nahm beim Putzen einen schönen Goldglanz an, und besaß, wenn nicht die Eigenschwere des Goldes, doch eine größere als Silber und Blei. Nur in starkem Feuer bestand es nicht, da das Quecksilber verflog und verbranntes Kupfer zurückblieb. Vielleicht ist es ebendasselbe Kunstgold, dessen Albertus Magnus gedenkt. Vergl. Jo. Conr. Barchusen Pyrosophia succincta, Iatrochymiam, rem metallicam et Chrysopoeiam breviter pervestigans, Lugduni Batavorum, 1698, 4., pag. 427.

Jaques Le Cor, auch Le Coeur oder Le Couar genannt, stand gegen die Mitte des Jahrhundertes in Frankreich im Rufe eines Alchemisten, und nicht in besserem als jene englischen Laboranten. Er war Kaufmann zu Bourges, hatte durch glückliche Spekulationen seine Handlung in Schwung gebracht, und gebot über ein großes Vermögen, auch über Schiffe auf der See. Der König von Frankreich, Karl der Siebente, hatte um 1440 seine Residenz zu Bourges. Zur Bestreitung des Krieges gegen die Engländer nahm er oft bedeutende Vorschüsse von Le Cor und ernannte ihn zu seinem Finanzrath. Viele hielten Le Cor für den besten Finanzrath in der Welt, d. h. für einen Adepten, und rühmten, daß er dem Könige mit großen Massen selbstgemachten Goldes beigestanden habe. Vor Anderen hat Borel diese Meinung vertheidigt. Vergl. P. Borel Dictionnaire de Recherches et Antiquités gauloises et françoises, p. 272. su.

Nach Anderen, die besser unterrichtet scheinen, verhielt die Sache sich also: So lange die Engländer noch im Besitz der Hauptstadt und der besten Provinzen waren, half es dem Könige von Bourges, wie Karl VII. spottweise genannt wurde, wenig, daß er große Summen aufnahm und verwendete. Das gute Geld nahmen die Feinde an sich und ließen ihm ihr böses. Darum rieth Le Cor seinem Gebieter, daß er sein gutes Gold sparen und die Engländer mit gleicher Münze bezahlen solle. Möglich ist, daß man zu Bourges das Arkanum des sophistischen Goldes auch kannte, oder kennen lernte, und daß Le Cor davon Gebrauch machte; aber vielleicht hat er nur die falschen Heinrichnobel umgießen und französische Schildkronen daraus prägen lassen. Diese Münze wurde vom Freunde wie vom Feinde gern genommen, und somit der Zweck erreicht. Als Beleg zu dieser Thatsache dient eine Stelle in Claudii Seysselii Historia Ludovici XI., welche besagt, daß Karl der Siebente sich des von Le Cor gemachten chemischen Goldes im Kriege gegen die

Engländer bedient habe, „wodurch der Mißbrauch „der Lullischen Rosenobel Eduard's III. wie- „der vergolten worden sey". Vgl. Edelgebohrene Jungfrau Alchymia, S. 249.

Beiläufig ist hier eine Anmerkung einzuschalten, welche die Geschichte des Raimund Lullus angeht. Aus der eben angeführten Stelle will Wiegleb in seiner Untersuchung, S. 219., beweisen, daß Lullus nur falsches Gold gemacht habe; aber das folgt daraus keinesweges. Wol scheint es, daß Seyssel so etwas gemeint habe; da er aber unter Ludwig XII. lebte und 1520 gestorben ist, so kann er keinen Zeugen für das abgeben, was 1330 unter Eduard III., also zweihundert Jahre vor seiner Zeit geschah. Da die Güte der Eduardnobel hinreichend dargethan ist, so kann Seyssel's Meinung sie nicht verdächtig machen. Sein Zeugniß ist darum doch nicht zu verwerfen, wenn man es auf die damals noch umlaufenden Heinrichnobel bezieht; denn vermuthlich hat Heinrich VI. seine falschen Goldstücke mit den alten Stempeln Eduard's des Dritten ausprägen lassen. So wurden sie denn als altes Geld in Frankreich desto leichter an den Mann gebracht; die Betrogenen schoben aber nachher die Schuld auf den ehrlichen Lullus.

So fein Le Cor seine Finanzoperation ausgedacht zu haben glaubte, lief sie doch nicht gut ab und brachte ihm einen bösen Namen. So wie der Feind durch den Enthusiasmus, welchen das Mädchen von Orleans erregte, nach und nach zurückgedrängt ward, verschwand durch seine Erpressungen vollends alles gute Gold, aber die falschen Schildkronen ließ er zurück. So war am Ende das Land mit falscher Münze überschwemmt, die doch des Königes Bild und Namen trug und von Bourges ausgegangen war. Man hatte die eigenen Unterthanen betrogen. Es erregte allgemeine Erbitterung unter dem Volke, und diese entlud sich am meisten gegen den Minister Le Cor, weil man den Kö-

nig selbst für betrogen hielt. Vergl. Du Fresnoy Histoire de la philos. hermétique, T. I. p. 248 — 263.

Der allgemeine Haß suchte Gelegenheit, Le Cor zu stürzen, und fand sie. Der König hatte ihn 1448 als Gesandten nach Lausanne verschickt. In seiner Abwesenheit starb Agnes Sorel, des Königes Geliebte, eines plötzlichen Todes, man glaubte, an Gift. Man wußte dem Könige glaublich zu machen, daß Le Cor sie habe vergiften lassen. Darum ward er nach seiner Rückkehr verhaftet und peinlich verhört. Nun traten neue Kläger auf, welche den gefallenen Günstling bezüchtigten, daß er König und Land als Falschmünzer betrogen habe. Die Giftklage ward nicht erwiesen, und was an der zweiten Beschuldigung sey, wußte der König wol, durfte sich aber des Mitschuldigen nicht annehmen, mußte ihn vielmehr verleugnen. Frankreich erwartete ein Bluturtheil, und erstaunte über die königliche Milde, welche dasselbe endlich 1453 in Landesverweisung verwandelte. Le Cor, über dem die Stimme des Volks schon den Stab gebrochen hatte, verlor nicht einmal sein Vermögen, und ging damit nach Cypern, wo er sich anbaute und mit einer eingebornen Fürstin verheirathete. Die Erzählung dieser Begebenheiten findet sich in der Vorrede zu Hurtius Nachrichten vom holländischen Handel, auch in Daniel Histoire de France, T. II. col. 1188.

Pierre Borel hält den Verwiesenen getrost für einen Adepten, und gibt zu verstehen, daß der cyprische Reichthum aus dem Tiegel ihm neu zugewachsen seyn möge. Er führt ihn sogar zu noch mehrer Beglaubigung als alchemistischen Schriftsteller auf, eignet ihm eine französische Abhandlung: Sur la transmutation des métaux, zu, und versichert, Biblioth. chem., p. 63., die Handschrift in einer Privatbibliothek zu Montpellier gesehen zu haben.

Auch an deutschen Höfen ward zur Zeit des Le Cor fleißig in der Alchemie gearbeitet, und zwar von Fürsten, sogar von Fürstinnen. Unter letzteren glänzt nicht, aber flim-

mert die Kaiserin Barbara als die erste bekannt gewordene Alchemistin nach Maria Prophetissa. Barbara war die zweite Gemahlin des Kaisers Siegmund, eine geborne Gräfin von Cilley, deren Familie sich in Steiermark und Ungarn ausbreitete. Durch deren Einfluß half sie ihrem Gemahl 1401 wieder zu der verlornen ungarischen Krone. Nach des Kaisers Tode zog sie sich 1437 auf ihren Witwensitz zu Königsgräz zurück und lebte da bis 1451. Sie war eine Gelehrte, übrigens nach milderem Ausdruck etwas lebhaft und frei. Man vergleicht sie wol mit Messalina. Ihr Lieblingstudium war die Alchemie, und sie hatte die Eitelkeit, für eine Adeptin gelten zu wollen. Daß sie ihre Kunst nur bis zum Anschein brachte, hätte man ihr gern zugut gehalten; aber daß sie diesen Anschein zum Trug mißbrauchte, entehrt das Weib, die Reichsgräfin dreifach, die Kaiserin zehnfach. Bei ihrem hohen Range würde viel bemäntelt und wenig offenbar geworden seyn, wenn nicht ein treuherziger Skribent sie vor der Nachwelt angeklagt hätte, dessen Schrift eben dadurch einiges Interesse für die Geschichte gewinnt.

Johann von Laaz, auch Lasnioro oder Lasnionoro genannt, ein Alchemist aus Böhmen, ist der Ankläger. Er besuchte Italien's Universitäten, und rühmt als seinen Lehrmeister in der Alchemie den Antonio de Fiorenza. Sein Studium war kein Geheimniß, machte ihn aber auch eben nicht berühmt. Es ist ein bedenkliches Zeugniß über den Erfolg seines Strebens, daß die Italiäner seinen deutschen Namen Laaz in Laz-nien-oro umwandelten, welches soviel sagt als „Laaz kein Gold". Doch fühlte er selbst, wieviel ihm fehle, und beschloß, zu reisen, um sich im Umgange mit Alchemisten zu vervollkommnen. Zum Ruhme gereicht es ihm, daß er sich selbst nicht täuschte, auch Andere nicht täuschen wollte, vielmehr mit Unwillen den Betrug verwarf, wo er ihn fand. Wir haben von ihm eine lateinische Abhandlung, betitelt: Tractatus aureus de lapide philosophorum. Eine Ausgabe von Schurer erschien 1612, 8.

Mit zwei anderen Schriften wurde sie zu Hanau, 1618, 8., herausgegeben, findet sich auch im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 121., abgedruckt. Eine andere alchemistische Schrift von ihm, betitelt: Via universalis, kommt nur handschriftlich vor. Petráus hatte nach seiner Vorrede zu Basilius eine Handschrift auf Pergament vom Jahre 1440 mit der Ueberschrift: Via universalis, composita per famosum Jo. de Laaz, Philosophum peritum in arte Alchymiae. Darin erzählt der Verfasser Folgendes:

„Da ich von mehren Seiten hörte, daß die Gemahlin „des höchstseligen Königes Sigismund" (demnach ist die Schrift nach 1437 verfaßt) „in Naturwissenschaften er„fahren sey, so machte ich ihr meine Aufwartung, und prüfte „sie ein wenig in der Kunst. Sie wußte ihre Antworten mit „weiblicher Feinheit abzumessen. Vor meinen Augen nahm „sie Quecksilber, Arsenik und noch anderes, was sie nicht „nannte (quas ipsa scivit bene). Daraus machte sie ein „Pulver, von welchem das Kupfer weiß gefärbt wurde. Es „hielt Strich wie Silber, vertrug aber den Hammer nicht. „Damit hat sie viele Menschen betrogen."

„Desgleichen sah ich bei ihr, daß sie heißgemachtes „Kupfer mit einem Pulver bestreute, welches eindrang, und „das Kupfer wurde wie feingebranntes Silber. Wenn es „aber geschmolzen wurde, so ward es wieder Kupfer wie zu„vor. Und solcher falschen Kunststücke zeigte sie mir viele."

„Ein andermal nahm sie Eisensafran, Kupferkalk und „andere Pulver, mischte sie und cementirte damit gleiche „Theile Gold und Silber. Dann hatte das Metall von in„nen und außen das Ansehen wie feines Gold; aber wenn „es geschmolzen ward, verlor es die Farbe wieder. Damit „sind viele Kaufleute von ihr angeführt worden."

„Da ich nun lauter Lug und Trug sah, machte ich „ihr deshalb Vorwürfe. Sie wollte mich ins Gefängniß „werfen lassen; doch mit Gottes Hülfe kam ich noch so „davon."

Nicht minder eifrig laborirte der zweite Sohn Friedrich's des Ersten, Kurfürsten von Brandenburg, Markgraf Johannes, welcher nach des Vaters Testament 1440 die Burggrafschaft Nürnberg oberhalb des Gebirges erbte und auf der Plassenburg vor Culmbach seine Residenz hatte. In der Geschichte des Brandenburgischen Hauses wird er von dieser Vorliebe Johann der Alchemist genannt. Vielleicht war er ein Schüler der Barbara; denn sein Oheim, Johannes der Dritte, der ihn erzog, war mit Kaiser Siegmund befreundet und lebte meistens an dessen Hofe.

Auch der jüngere Bruder Johann's des Alchemisten, Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen: der deutsche Achilles, welchem 1440 die Burggrafschaft unterhalb des Gebirges, 1464 auch die obere, 1470 aber die Kur und Mark Brandenburg zufiel, muß der Alchemie nicht abhold gewesen seyn, wiewol er meistens als Feldherr beschäftigt war. Für jene Vermuthung sprechen zwei sonderbare Urkunden, welche Spies im Archiv der Plassenburg aufgefunden, von Murr aber in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 21 — 25., hat abdrucken lassen. Sie lauten, wie folgt:

I. Urphed Heinrich's von Freyberg d. d. 27. Jun. 1447.

„Ich Heinrich von Freyberg zu Waule, der sich schreibt „Ritter, bekenn offentlich mit dem Brive, als ich gegen der „hochgebornen Furstin und Frawen, Frawen Margarethen „von Brandenburg, meiner gnedigen Frawen uber mein aid „und glubd gehandelt und sie Grave Hannsen verkuppelt „wolt haben, das die frum Furstin auch der frum Grave „nicht thun wolten, umb solch Posheit und Unthat, die ich „an meinem gnedigen Hern Marggrave Albrechten gethan „han, und deßhalben trewlos und meinaidig worden bin, „dorumb mich sein gnad zu handen genommen und straff an „mein leib und leben billich verdint hett, hab ich durch bete

„meiner Freund, auch Frawen und Mannen, die do an=
„sahen mein Unsynn, als ich dann layder mennysch wurde,
„in welcher Unsynn ich mein veterlich erbe auch verwurkt
„han, die umb gots willen fur mich gebeten haben, dem=
„nach ich mich sein gnaden zu aigen gebe und gib mich in
„crafft diß briffs uff den aid, den ich doruff sein gnaden ge=
„sworn han, nymmermer wider Jn oder kein seiner zuge=
„wanten geistlich oder weretlich Zuthun, Auch all mein kunst
„zu leren, on gabe und on myet, und sein gnaden die kunst
„der alchamei uff mein aigen kosten und schaden und sein
„nutz arbeiten, da er alle Jar forderlich darvon hundert tau=
„sent gulden sol haben, und was ubrig, das ich davon ha=
„ben mag, sol ich gotz hewser umb stifften und nichts un=
„nutzlichs davon enwerden dann mein schlechte leibs narung,
„und welchs Jars ich das nicht thu, sol ich trewlos, erelos,
„meinaidig und henkmeßig sein, als ich verfaymt und Jn
„acht und bann were, als ich auch bin meiner Unthat hal=
„ben, und sol nymants freveln an mein leib und gut, was
„er an mir begynnt oder furnymbt, dafur sol mich nicht
„schutzen einicherlej, das yemants gedenken kan, darinnen
„verzigen volkomen bebstlichs und keiserlichs gewalts, auch
„der barmherzigkeit gots und furbete der heiligen, und mich
„zelen in die geselschaft lucifers. Und des zu urkund han
„ich wolbedechtlich und zu den zeitten, do ich mein vernunft
„wider hett, mit guten rath Herren und Freunde mein Jn=
„sigel zu end uff disen Brive gedruckt, der geben ist am Din=
„stag nach Johannis Baptiste. Anno Domini Jm siben und
„viertzigisten Jare." L. S.

II. „Dem Durchleichtigen Hochgepornn Fürsten und Hern
„Heren Marggraf albrecht von Pranburck purgraff zu
„nürnberck meinem gnedigen Heren."

„Durchleichtiger Hochgeporner Fürst genediger Her, ich
„fueg euren furstlichen genaden zu wissen, das zu mir kumen
„ist ein frommer gutter abenteuerlicher gesell und sich mir zu

„erkennen geben, und sich gegen mir einer kunst außgetan,
„dy könn er, und wan ich ein Fürsten west der abenteuerlich
„wer, dem wolt er dy lernen, doch also, das Im der ge=
„loent wurt, nach geleichen pilligen dingen. Genediger Her,
„auf solches hab ich mich bedacht, euren Genaden zu schrei=
„ben, und pitt eur Genadt well mir solches schreiben in un=
„genaden nicht vermercken, nach dem und mein euer genadt
„kein kuntschafft hat, wan ich das in anderm Furm nit tůe,
„dan das ich, so lang und ich ein Mensch gepesen pin, ye
„und ye gehort hab, eur Genadt sey der abenteuerlichest
„Furst, so er ytzundt leb, genediger Her, auf solches hab
„ich euren Genaden geschriben und gib nun euren Genaden
„zu erkenen, was dy Kunst ist, Genediger Her, wil euren
„Genaden solche Kunst gemaint und gefallen sein, so las mich
„eur genad das pey dissen Potten wissen, ist euren Genaden
„dan solches ein gefallen von mir, so wil ich euren Genaden
„den mit mir pringen, das eur Genad der Warheit dan
„Jnen sol werden, das dem also ist, und eur Genad mag
„darnach dy Kunst selbs mit euren Henden machen, das Jr
„niemanz pedůrft, dan Jr welt es geren tůnn. Datum am
„Suntag nach Sandt partlmeßtag Anno LXIIII.

„Hans Schönstainer zum Schönstein, ritter.“

„P. S. Es ist ein solche Kunst, das der gutt gesell
„albeg auß vir Ungrisch oder vir tuckatten gulden fůnff gul=
„dein machen wil, und wil dy machen an als Präcken mit
„Stempffel und an al Hamerschleg, und der guldein yetbeder
„ainer sol sein rechten Schlag haben als er von recht wegen
„haben sol, und sein rechte Sbär und sein pug, als die gul=
„dein haben sůllen, und sein strich auff den Stain, wan man
„Jn versuecht, auch genadiger Her, Jr můst im Anfang ein
„Goltsmitt zu den dingen haben, als lang als auf virzechen
„tag, darnach důrft Jr sein nimer. Darnach wiß sich eur
„Genadt zu richten.“

Auch war die Geistlichkeit bemůht, den Stein der Wei=
sen zu erfinden, und die nicht daran arbeiteten, widmeten

ihm doch ihre Aufmerksamkeit. Zu den letzteren gehört der Kardinal Nicolaus de Cusa, welcher 1464 starb. Mit Unrecht zählt man ihn zu den Alchemisten, weil unter seinen mathematischen Schriften Abhandlungen von der geometrischen Transmutation und von der mathematischen Perfektion vorkommen, in welchen Ausdrücken er auf die chemischen anspielt.

Unter den geistlichen Alchemisten dieser Zeit wird ein Frater Macarius genannt, von welchem wir nur wenig wissen. Er lebte in Erfurt und war ein Schüler des Basilius Valentinus, also wahrscheinlich Benediktiner, und seine Zeit 1440. Er schrieb eine alchemistische Abhandlung unter dem Titel: Descriptio Lapidis Ignis, welche in Handschriften vorkommt, aber nicht abgedruckt worden ist. Lapis Ignis, oder Feuerstein, ist ein Kunstwort des Basilius. Er versteht darunter eine aus dem Antimonium bereitete Tinktur, welche kein anderes Metall als nur Silber, und von diesem nur fünf Theile in Gold veredeln kann. Vgl. Triumphwagen des Antimonii, Hamburger Ausgabe der Basil. Schriften von 1700, S. 442.

Ferner wird der Canonicus Friedrich Gottfried zu Stendal als ein fleißiger Alchemist jener Zeit gerühmt. Vergl. Anweisung eines Adepti, hermetische Schriften zu lesen, Leipzig, 1782, 8., S. 116.

Johann Fischer, oder Johannes Piscator, ein Franziskaner zu Hildesheim, ward um die Mitte des Jahrhundertes berühmt als der geschickteste Künstler in der enkaustischen Glasmalerei. Er wußte nicht allein buntfarbige Zeichnungen, sondern auch Gold und Silber in Glas einzubrennen. Da die buntfarbigen Glasfenster damals in Deutschland schon ziemlich allgemein zur Ausschmückung der Kirchen dienten, so galt die Glasmalerei gewiß für ein frommes Werk; und wenn Pater Fischer ein Alchemist war, wie gemeldet wird, so hat er der Kirche für seine verbotene Liebhaberei reiche Sühnopfer gebracht. Man darf muthmaßen, daß jene Mo-

depracht der Kirchenfenster, welche ohne gründliche Kenntnisse in der metallischen Chemie nicht hergestellt werden konnte, viel dazu beigetragen habe, den Betrieb der Alchemie zu entschuldigen und jene päpstlichen Verbote immer mehr in Vergessenheit zu bringen. Uebrigens hat P. Fischer nichts über Alchemie geschrieben. Vergl. Joh. Lezner's geschriebene Hildesheimsche Chronik, im Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie oder Goldmacherkunde, Leipzig, 1785, 8., S. 122 — 124. 488.

Noch gehört in diese Zeit der Edle von Lambspringk, als alchemistischer Dichter. Man betrachtet diesen Namen als den Familiennamen eines adligen Geschlechtes; aber wahrscheinlicher bezeichnet er einen Klostergeistlichen der Benediktinerabtei Lammspring bei Hildesheim, welche darum so benannt ist, weil im Klostergarten das Flüßchen Lamm entspringt. Von jenem Edeln hat man ein lateinisches Carmen de Lapide, oder Lobgedicht auf den Stein der Weisen. Es gehören dazu fünfzehn allegorische Figuren, welche das Gedicht in so viel Abtheilungen erläutert. Man findet darin die Manier von Flamel's Hieroglyphen auf deutschen Boden verpflanzt. Es ist demnach kein Originalwerk, sondern eine Nachahmung, und diese läßt vermuthen, daß der Verfasser seine Studien zu Paris gemacht habe. Gedicht und Figuren sind abgedruckt in Barnaud Triga chemica, (1599,) N. 1.; im Museum hermeticum, (Edit. 1677,) N. 10.; und im Theatrum chemicum, T. III. N. 88.; kommt auch in deutschen Sammlungen vor.

Achtes Kapitel.

Alchemie des fünfzehnten Jahrhundertes.

Zweite Hälfte.

An Italien's Horizont ging jetzt den Alchemisten der folgenden Jahrhunderte ein neuer Leitstern auf in einem Manne, der als Adept das Zutrauen von Europa gewann. Er wird gewöhnlich von den Neueren Graf Bernhard oder Bernardus Comes citirt. Er war Graf von Trevigo im venetianischen Gebiete, welche Besitzung in älteren Erdbeschreibungen unter dem Namen: Tarviser Mark, aufgeführt wird. Mit seinem vollständigen Titel nennen ihn die französischen Kommentatoren Graf Bernard von Tresne und Nayggen. Sonst wird er auch lateinisch Bernardus Trevisanus, irrthümlich zuweilen Bernardus Trevirensis geschrieben. Er darf mit Antonius Tarvisinus, welcher hundert Jahre später folgt, nicht verwechselt werden.

Er selbst erzählt von seinem Leben Folgendes: Er ward im Jahre 1406 zu Padua geboren, und beschäftigte sich schon im vierzehnten Jahre mit Alchemie, die der Augenpunkt seines ganzen Lebens blieb. Zuerst arbeitete er nach Rhases, dann nach Geber, Albrecht dem Großen, Rupescissa und Anderen, erreichte aber nichts, setzte vielmehr den größten Theil seines Vermögens dabei zu, und entzweite sich darüber mit seiner Familie. Endlich unternahm er im sechsundvierzigsten Jahre, also 1452, weite Reisen, um mündlich von erfahrnen Alchemisten bessere Aufschlüsse zu erhalten.

Alle, die ihm genannt wurden, suchte er auf, und suchte denen, welche eingeweiht zu seyn schienen, mit Feinheit ihr Geheimniß abzulocken. So wanderte er durch Italien und verweilte in Rom, Neapel und Sicilien, ging dann nach Spanien, England, Schottland, Holland, Frankreich und Deutschland, nach der Barbarei, nach Aegypten, Palästina und Persien. Am längsten verweilte er in Griechenland, welches er im Süden durchkreuzte, während nördlich die Türken immer weiter vordrangen. Ueberall auf seinen Reisen forschte er besonders in Klöstern nach, arbeitete mit Geistlichen und Weltlichen zusammen, setzte dabei den Rest seines Vermögens zu, und fand sich doch in seinen Erwartungen getäuscht. Die wahren Künstler, wenn es deren gab, verbargen sich zu gut; aber Schwärmer und Betrüger drängten sich überall um ihn.

Verarmt und muthlos kam er endlich 1472 nach der Insel Rhodos. Ein Kaufmann, welcher seine Familie kannte, schützte ihn durch ein Darlehn vor gänzlichem Mangel, und so begann er wieder zu arbeiten. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die er in Gesellschaft eines Priesters unternommen hatte, stellte er eine sorgfältige Revision der Alchemisten an, um aus der Konkordanz ihrer Aussagen die Wahrheit zu enthüllen. Da gingen ihm endlich die Augen auf, und nach einer Arbeit von zwei Jahren gelang ihm 1481 nicht allein die Bereitung des Steines der Weisen, sondern auch dessen Verstärkung bis auf den höchsten Grad. Ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, hatte er freilich wenig mehr Genuß von dem erreichten Ziele, als davon zu schreiben; denn er starb 1490. Sonach ist billig, daß man ihm wenigstens glaubt, was er von sich und seiner Kunst erzählt.

Bernhard's treuherzige Schreibart erwarb ihm allerdings Vertrauen. Er schont sich selber nicht und macht sich weidlich lustig über die sechzig Jahre lang hitzig verfolgten Irrthümer und Thorheiten, wie er bald aus Eyern, bald aus Menschenkoth, bald aus Harn, aus den Exkrementen

der Thiere und anderen Dingen laborirt habe. Sein Hallelujah am Final machte deshalb um so mehr Eindruck auf Leser, welche ihr eigenes Treiben in dem seinigen beschrieben fanden. Er hatte gefehlt wie sie; darum hofften sie auch zu treffen wie er. Zwar hatte man eben keine bestimmte Nachricht von Rhodos, daß der Adept über Goldhaufen eingeschlafen sey; doch ließ sich glauben, daß der Weise nur zur Nothdurft, also wenig tingirt haben werde. Seine Weise sprach nun einmal das Gemüth an, und solchen glaubt man wol ohne Beweise.

Es ist höchlich zu bedauern, daß der Graf, was ihm nicht weiter nützen konnte, nicht Anderen gegönnt, sondern sein Geheimniß mit sich ins Grab genommen hat. Zwar hat er uns geschrieben; aber aus seinen Schriften ist wenig zu entnehmen. Wenn er uns belehrt, man müsse den Merkur mit reifem Golde vermischen, so mag er freilich wissen, was er damit meint; nur weiß der Wißbegierige dann immer nicht, welcher Merkur zu nehmen und wie das Gold zur Reife zu bringen sey. Zwar hat der Adept sich endlich herabgelassen, im dritten Buche seiner Hermetischen Philosophie das Geheimniß noch zu offenbaren, aber nicht etwa mit deutlichen Worten, sondern in die Parabel vom König und seiner fontina verkleidet, welche füglich auf mancherlei Weise ausgelegt werden kann. Der Schalk scheint anzudeuten, daß Andere auch eine Grafschaft daran setzen könnten, wie er gethan, um in den letzten Tagen, zur Beerdigung, etwas Gold zu machen.

Bernhard hatte einen Freund, den Thomas de Bononia, an welchen ein Brief gerichtet ist, der unter Bernhard's Schriften vorkommt. Beide Freunde sollen in fortwährender alchemistischer Korrespondenz gestanden haben. Auch wird erzählt, daß jeder dem anderen Proben von seinem Golde geschickt habe, was dahingestellt seyn mag. Indessen hat dieser Freund wenigstens zur Berichtigung eines Fehlers in der Zeitrechnung gedient. In den Ausgaben der Bern=

hardschen Schriften findet man meistens die Angabe, daß er die Hermetische Philosophie im Jahre 1453 geschrieben habe. Das will nun zu seiner eigenen Erzählung durchaus nicht passen. Sein Freund Thomas von Bologna war aber Leibmedikus des Königes von Frankreich, Karl's des Achten, und sollte bei dessen Thronbesteigung im Jahre 1483 zugleich Gubernator Galliae werden. Aus diesem Umstande vermuthet der Verfasser der Edelgebohrnen Jungfrau Alchymia, S. 251., mit Recht, daß Bernhard nicht 1453, sondern 1483 geschrieben habe, da freilich aus einer undeutlich geschriebenen 8 leicht eine 5 werden kann.

Bernhard's Schriften sind nicht eben zahlreich, und es scheint, daß er nur in der letzten Periode seines Lebens geschrieben habe, welches allerdings den Glauben erwecken kann, daß er nicht vor dem vollen Licht habe leuchten wollen. Sie würden demnach sämmtlich von Rhodos ausgegangen seyn, was jedoch nicht nachgewiesen werden kann. Wahrscheinlich hat er nicht in seiner Muttersprache, der italiänischen, auch nicht in der Sprache der Gelehrten, der lateinischen, sondern in der französischen geschrieben. Vielleicht wählte er diese darum, weil sie schon damals in allen Ländern und unter allen Ständen sich verbreitete und die Sprache des europäischen Verkehrs zu werden anfing. Die sechs Schriften, welche ihm allgemein zugeschrieben werden, sind folgende:

1) De la Chimie, oeuvre historique et dogmatique, oder De Chemia, opus historicum et dogmaticum, ex Gallico in Latinum simpliciter versum. Man hat nur lateinische Ausgaben, und diese erschienen: zu Strasburg, 1567, 8.; zu Basel, 1583, 8.; zu Urseren, (Ursellis,) 1598, 8.; zu Frankfurt a. M., 1625, 8.; und in Combach's Ausgabe zu Geismar, 1647, 12.

2) La Philosophie naturelle des métaux, ou l'oeuvre secret de la Chimie, lat. Philosophia naturalis metallorum, sive de secreto philosophorum opere chemico, Naturphilosophie der Metalle, oder Vom

chemischen Geheimniß der Weisen. Beide Titel findet man zuweilen als besondere Schriften angegeben. Das Original ist französisch. In der Tankschen Gesammtausgabe findet man einen Theil davon im Altfranzösischen der damaligen Zeit abgedruckt. Ob und wo noch Handschriften vorkommen, ist unbekannt. Man hat diese Naturphilosophie immer als sein Hauptwerk betrachtet, vornehmlich wegen der Parabel am Schlusse, worin man das Geheimniß sucht. Er versichert, daß seine vollständig ausgearbeitete und verstärkte Tinktur 1200000 Theile veredle. Französisch findet man diese Schrift in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Vol. I. N. 4., abgedruckt, die Parabel besonders in der Antwerpener Ausgabe des Denys Zacchaire, 1567, 8. Ein lateinischer Abdruck steht in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 93. Die Parabel von dem Fontinlein lieset man auch deutsch im Anhange zur Edelgebohrnen Jungfrau Alchymia, S. 407 f.

3) De chemico miraculo, quod lapidem philosophorum appellant, Von dem chemischen Wunderwerke, dem sogenannten Steine der Weisen; ward mit Dionys. Zacharias von Gerhard Dornäus lateinisch herausgegeben zu Basel, 1583, 8.; eine neue Auflage erschien ebenda, 1600, 8.; ein lateinischer Abdruck im Theatrum chemicum, Vol. I. N. 21.

4) La parole délaissée, Verbum dimissum, Das überlassene Wort; ward mit der Turba, Ripley und anderen Schriften zusammen französisch herausgegeben zu Paris, 1618, 8., und 1672, 12.

5) Traité de la nature de l'oeuf des philosophes, Abhandlung von der Natur des philosophischen Eyes; ward französisch ausgegeben zu Paris, 1659, 8.

6) Lettre à Thomas de Boulogne, Responsum ad Thomam de Bononia, Antwort an Thomas von Bologna; ist lateinisch abgedruckt in Artis auriferae

Vol. II. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 94.

Außerdem wird von Borel noch eine Schrift: De mineralibus et elixiriis, angeführt.

Die erste Gesammtausgabe der Bernhardschen Schriften erschien französisch zu Antwerpen, (Anvers,) 1565, 8. Deutsche Ausgaben sind: Bernhardi Chymische Schriften von der hermetischen Philosophie, Strasburg, 1574, 8.; neue Auflagen 1586 und 1597, 8. In vier Theilen erschien die vollständigere Ausgabe von Joachim Tank zu Leipzig, 1605, 8. Eine dritte Ausgabe, von Kaspar Horn, erschien zu Nürnberg, 1643, 8.; neu aufgelegt 1717 und 1746, 8.

Ein französischer Kommentar über Bernhard's Schriften kam zu Lyon, 1576, heraus, und eine lateinische Uebersetzung davon unter dem Titel: Bernardus Trevisanus redivivus, zu Frankfurt, 1625, 8. Robertus Vallensis gab zu Montbeliard, 1601 in 4., Tabellen über das Sendschreiben an Thomas heraus, welches dabei französisch und lateinisch abgedruckt ist. Endlich schrieb Michael Potier über Bernhard's Lehren ein Compendium philosophicum, Frankfurt a. M., 1611, 12.

Marsilius Ficinus, geboren zu Florenz 1433, gestorben 1499, war als platonischer Philosoph das Orakel seiner Zeit in Italien, verbreitete sich aber auch über Arzneikunde, Astrologie und Alchemie. Wiewol er ein Zeitgenosse des Grafen Bernhard war, scheint er doch den entfremdeten Landsmann nicht gekannt zu haben, da er ihn nicht nennt. Er schrieb unter anderem eine Abhandlung: De arte chemica, in welcher er zwar weder neue Erfahrungen noch neue Ansichten vorträgt, aber die herrschende Meinung bestätigt, daß durch gewisse Goldpräparate das menschliche Leben bedeutend verlängert werde. Diese Schrift ist in der Sammlung seiner Werke, (Basel, 1561 und 1576, Fol.,) wie auch in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 77., lateinisch

abgedruckt. Eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Marsilii Ficini Buch vom Stein der Weisen, findet man in dem Hermetischen Kleeblatt, Nürnberg, 1667, 8., N. 3.

Wiewol ein angesehener Philosoph der Alchemie das Wort redete, so hatte doch Italien in diesem Zeitraume keinen in der Praxis berühmten Alchemisten, viel weniger noch einen Adepten aufzuweisen. Bernhard's vergebliche Nachforschungen beweisen das für den Anfang, so wie der Bericht des weiter unten vorkommenden Trißmosinus für das Ende des Zeitraums. Falsche Adepten gab es freilich in Menge, und diese verübten so viele Betrügereien, daß der Hohe Rath von Venedig sich bewogen fand, im Jahre 1488 die Beschäftigung mit Alchemie streng zu verbieten. Vom Trißmosinus erfahren wir, daß viel sophistisches Gold und Silber zum Vorschein kam, woraus man sieht, daß die Mißbräuche der englischen und französischen Pseudoadepten um diese Zeit Eingang in Italien gefunden haben.

In den Gegenden des Oberrheines machte damals der Alchemist Georg Aurach, oder George Aurac, — denn man weiß nicht, ob er Franzose oder Deutscher war, — einiges Aufsehen. Im Jahre 1470 lebte er in Strasburg. Die alchemistischen Schriften, welche man von ihm hat, zeugen mehr von Belesenheit in älteren Schriften als von eigener Erfahrung. Er schrieb:

1) De Lapide Philosophorum. Er will ihn aus dem Antimonium bereitet wissen, und folgt darin dem, was Basilius vom Lapis Ignis lehrt. Eine lateinische Ausgabe erschien zu Basel, 1686, 8.
2) Rosarius. Dieses ist in der Zeitfolge der fünfte alchemistische Rosengarten. Er kommt nur in Handschriften vor, ist größtentheils französisch geschrieben, aber mit deutschen Versen untermischt, und nach Flamel's Weise mit allegorischen Figuren ausgeschmückt.
3) Hortus divitiarum, Jardin des richesses; kommt in lateinischen und französischen Handschriften vor. Eine der

letzteren besaß Lenglet du Fresnoy. Vergl. Histoire de la philos. hermét., T. I. p. 470.

Unter den deutschen Alchemisten jener Zeit steht obenan Johannes Trithemius, ein gelehrter Abt, dessen Schriften besonders für die Geschichte der Alchemie nicht ohne Interesse sind. Er benannte sich von dem Orte Tritenheim bei Trier, wo er 1462 geboren ward. Er studirte zu Trier und Heidelberg, trat in den Benediktinerorden, und ward 1483 Abt zu Spanheim, späterhin Abt zu Würzburg, wo er 1516 starb. Sein ganzes Leben war gelehrten Arbeiten gewidmet, welches seine theologischen, historischen und philosophischen Schriften beurkunden. Unter letzteren sind auch einige alchemistische, aus welchen zu ersehen ist, daß er die Alchemie nicht blos als einen Gegenstand der Spekulation betrachtet, sondern selbst Hand angelegt habe. In seinen historischen Schriften gibt er manche biographische und literarische Nachrichten, welche sich auf Alchemie beziehen. Namentlich nennt er in den Annalibus Hirsaugiensibus, oder seiner Chronik der Benediktinerabtei Hirschau im Würtembergschen, eine Menge der vornehmsten Geistlichen, die eifrige Alchemisten waren, als z. B. den Erzbischof Johann von Trier, den Abt Bernhard von Northeim, den Abt Andreas von Bamberg, den Prior der Kartheuser zu Nürnberg, den Bischof zu Brixen, Melchior a Mocka, und Andere. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Tractatus de Lapide Philosophorum. Eine lateinische Ausgabe erschien ohne Angabe des Druckortes, 1611, 8.; ein Abdruck im Theatrum chemicum, T. IV. N. 122.

2) De septem secundeis (indiciis secundis), Von den sieben glückverheißenden Anzeichen. Eine lateinische Ausgabe erschien zu Köln, 1567, 8.

3) De tribus primordiis artis physicae, Von den drei Anfängen der Natur und Kunst; deutsch heraus-

gegeben von Joh. Schaubert, Magdeburg, 1602, 4.; neue Ausgabe: Frankfurt a. M., 1681, 12.

Ein ungenannter Verfasser schrieb einen Kommentar über Tritheim's Grundsätze, betitelt: Axiomata Physicae chemicae Trithemii, welcher im Theatrum chemicum, T. II. N. 31., abgedruckt ist.

Ein Anderer schrieb: Trithemius von Sponheim Güldnes Kleinod, seiner Unschätzbarkeit wegen vom Bruder Basilius Valentinus aus dem Lateinischen übersetzt, Leipzig, 1782, 8. Der Titel bezeichnet schon das Buch als ein ungeschickt untergeschobenes Machwerk.

Als einen großen Adepten rühmte man vordem den hochwürdigen Georg Angelus, Abt zu Waldsassen bei Eger. Seiner alchemistischen Virtuosität schrieb man den Erfolg zu, daß er dreihundert Kirchen gebaut hat, und dennoch, als er 1470 starb, seinem Nachfolger einen Schatz von 24000 Goldgülden hinterlassen konnte. Vgl. Bruschii Chronologia monasteriorum Germaniae, p. 262. Wenn man aber erwägt, daß die Cisterzienserabtei Waldsassen damals über dreizehn Quadratmeilen Land gebot und von 19000 Einwohnern des Gebietes jährlich 150000 Gulden Einkünfte bezog; so begreift man, daß der Abt nicht nöthig hatte, sich zu bemühen, um Gold zu machen, sondern um es auszugeben.

Ulrich Poysel, ein baierscher Priester, welcher am herzoglichen Hofe lebte und 1471 starb, soll auch Adept gewesen seyn. Man hat von ihm einen Proceß aus dem Antimonium, welcher in Handschriften vorkommt. Vergl. Chymiphili Offenbahrung chymischer Weisheit, S. 169. f.

Heinrich Eschenreuter, auch ein baierscher Priester, gebürtig von Regensburg, lebte in thüringischen Klöstern, wirkte als Arzt und Alchemist, und gehört zur Schule des Basilius Valentinus. Nicht durch eigene Schriften ist er bekannt geworden, sondern gewissermaßen als Sammler älterer Schriften, welche Petraus in den dritten Theil der

Schriften des Basilius aufgenommen hat, weil sie Basilianer zu Verfassern haben. Durch Eschenreuter erfahren wir, wie man damals in den Klöstern die kirchlich doch immer verbotenen alchemistischen Schriften gegen etwanige Visitationen zu sichern pflegte. Im Eingange zu den fünf Traktätlein findet man nämlich folgende Beischrift:

„Ich, Mag. Heinrich Eschenreuter, lege hier in das „Kloster St. Marienzell im Thüringer Lande diese fünf klei„nen Büchlein in das Mauerwerk, an welchem der heilige „Vater abgebildet ist, nahe bei meiner Zelle, und verwahre „sie wieder, gleich als ich sie gefunden habe in dem Kloster „Schwarzbach Anno 1403 den 6. Mai. Das fünfte ist „mir von einem Augustiner Bruder Franz Lothrach aus dem „Kloster Frauenthal, im Unterfrankenlande gelegen, zuge„schickt worden, welches ich dabei lege. Dieses lege ich „jetzo wieder in das Verborgene, im Jahre Christi 1489 „den 10. Oktober, und bitte Den, der es nach meinem Ab„schied finden wird, daß er es wieder verwahre als ich ge„than. Amen."

Vincenz Koffsky, ein Dominikanermönch aus Polen, der erste Alchemist seiner Nation, lebte in einem Kloster zu Danzig, wo er 1488 gestorben ist. Er schrieb eine lateinische Abhandlung: De prima materia veterum lapidis philosophorum, gezeichnet den 4. Oktober 1478, welche in zwei Abtheilungen die Arbeit aus dem Antimonium lehrt, woraus erhellt, daß der Verfasser ebenfalls zur Basilianischen Schule gehörte. Den Text begleiten allegorische Bilder und Figuren, welche das philosophische Ey und andere alchemistische Apparate darstellen. Nach der Reformation fand man das Manuscript eingemauert im Kreuzgange des Schwarzen Mönchsklosters im Jahre 1560. Die Schrift wurde seitdem durch Abschriften vervielfältigt, auch 1612 ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Frater Vincenz Koffs„kji Bericht von der ehrsten Tinktur Würtzel". Das lateinische Original ward abgedruckt in Benedicti Figuli The-

saurinella olympica aurea tripartita, Francofurti, 1608, 4., N. 1., so auch in der Oktavausgabe von 1682. Die Uebersetzung ward zu Danzig, 1681, 4., herausgegeben. Eine neue deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: Fratris Vincentii Koffskhii, eines großen Philosophen und Mönchs des Predigerordens zu Danzig, Hermetische Schriften u. s. w. Zwei Theile. Nürnberg, 1786, 8.

In England gewann die Alchemie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhundertes einen rechtlicheren Charakter. Die Licenzen, welche Heinrich der Sechste den Alchemisten ertheilt hatte, waren erloschen oder von dem Nachfolger unterdrückt worden. Zwar wurden in der Folge ähnliche bewilligt, aber in einem besseren Sinne. Eduard der Vierte gab im Jahre 1468 dem Richard Carter Wohnung im Schlosse Woodstock, und die Erlaubniß, drei Jahre lang in allen Metallen und Mineralien Alchemie zu treiben. Vergl. Rymer Foedera, Edit. Hag., P. II. pag. 167. Anderson Geschichte des Handels, Th. III. S. 244. Ebenderselbe König ertheilte auch im Jahre 1476 einer Kompagnie auf vier Jahre die Erlaubniß: „natürliche „Philosophie zu treiben und Gold aus Quecksilber zu ma„chen". Vergl. Anderson Geschichte des Handels, Th. III. S. 274. Man findet nicht, daß diese Vergünstigungen Mißbrauch oder Betrug im Münzwesen zur Folge gehabt hätten. Vielmehr scheint es, daß der unter Gelehrten und Gebildeten sehr verbreitete Glaube an Raimund's Leistung die Regierung bewogen habe, der Kunst Raum zur Entwickelung zu gönnen, um zu versuchen, ob es vielleicht Einem gelingen wolle, das Kunststück wieder zu erfinden. Dieses Verfahren munterte auch Naturforscher zu neuen Versuchen auf, und so hatte England in dieser Zeit einige sehr ehrenwerthe Alchemisten aufzuweisen.

Georg Ripley, gewöhnlich Georgius Riplaeus genannt, gebürtig und benannt von Ripley in Yorkshire, ist ganz Zeitgenosse des Grafen Bernhard, denn er ist geboren

1415 und starb 1490 im fünfundsiebzigsten Jahre. In früheren Jahren war er Augustinermönch zu Burlington. Er liebte die mathematischen und philosophischen Wissenschaften, vor allen die Alchemie. Wol erkannte er die Unzulänglichkeit des Unterrichtes, welchen die Schriftsteller gewährten, und begab sich auf Reisen, um nähere Aufschlüsse zu erlangen. In dieser Absicht durchkreuzte er Frankreich, Deutschland und Italien. Am längsten verweilte er in Rom, wo man ihm mit Achtung entgegenkam. Papst Innocenz der Achte ernannte ihn 1477 zu seinem Kämmerling und wünschte ihn in Rom zu behalten; indessen hatte Ripley vielleicht den Zweck seiner Reise erreicht, und wünschte in sein Vaterland zurückzukehren, welches 1478 geschah.

Nach seiner Rückkehr, welche in die Regierung Eduard's des Vierten fiel, ging er nicht wieder in sein Augustinerkloster, sondern trat mit Bewilligung des römischen Stuhles in den Carmeliterorden, und privatisirte zu Bridlington in klösterlicher Eingezogenheit, ganz seinen Studien gewidmet. Seine Schriften bezeugen, daß er eifrig gearbeitet hat. Daß solches nicht ohne Genehmigung der Regierung geschah, erhellt daraus, daß er einige seiner Schriften Eduard dem Vierten zugeeignet hat. Unter dessen Schutze kümmerte es ihn wenig, daß die neidischen Klosterbrüder ihn für einen bösen Zauberer und Schwarzkünstler ausschrieen, wie man früher unter ähnlichen Umständen dem Roger Bako gethan.

Ripley wird von den Alchemisten zu den Epopten der hermetischen Mysterien gerechnet. Da er ohne äußere Veranlassung, sogar mit Aufopferung mancher Vortheile, von seiner Reise zurückkehrte, so setzte man voraus, daß er sein Ziel erlangt habe. Noch mehr ward dieser Glaube durch eine Tradition bestärkt, daß er in den letzten Jahren seines Lebens zu frommen Zwecken Summen verwendet habe, die das Vermögen des reichsten Privatmannes weit übersteigen. Da er nun nicht einmal namhaftes Vermögen von Hause hatte, welches auch sein Kloster in Anspruch genommen haben

würde, so glaubte man um so fester, daß ihm geheime Gold-quellen zu Gebote gestanden hätten.

Der Johanniterorden, welcher seit 1310 die Insel Rhodos inne hatte, ward 1480 von den Türken hart bedrängt. Sultan Muhamed II. schickte 160 Schiffe zur Eroberung aus. Kaum vermochten die Rhodiser sich zu behaupten unter dem tapfern und kriegserfahrnen Monteil. Man besorgte, daß wiederholte Angriffe diesen wichtigen Haltpunkt der Christen überwältigen würden. Es fehlte an Schiffen und sonstigem Material. Vergebens heischte man Beistand vom Abendlande; denn der fromme Eifer der europäischen Fürsten war längst erstorben. In dieser Noth kam Hülfe von unbekannter Hand, welche den Rittern die Mittel gab, noch vierzig Jahre Stand zu halten. Ripley, sagt man, schickte den Rhodisern jährlich den ganzen Ertrag seiner Kunst, nach und nach an hunderttausend Pfund, oder jährlich so viel, wie Andere meinen. Auch über die Währung weichen die Angaben von einander ab; denn Einige sprechen von 100000 Pfund Gold, die 38,000000 Reichsthaler betragen würden, Andere nur von 100000 Pfund Sterling, oder 600000 Reichsthalern.

Geschenke soll man so genau nicht wägen. Auch ist die Geschichte nicht interessirt bei der Abschätzung und gern zufrieden mit dem geringsten Betrag für Alles in Allem. Möchten es nur Einmalhunderttausend Thaler gewesen seyn, so würde dieses Geschenk eines Alchemisten für die Geschichte der Alchemie großen Werth haben, wenn nur die Thatsache überhaupt genugsam beglaubigt wäre. Allein sie ist es nicht, und die Erzählung kann nur für eine Sage gelten. Wir haben dafür kein älteres Dokument als ein Sendschreiben, welches Theodor Mundan 1684 an Edmund Dickinson erlassen hat. Es ward 1686 zu Oxford lateinisch abgedruckt. Eine Uebersetzung davon hat Schröder seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. I., einverleibt, wo die angezogene Stelle S. 121. steht. Die Sage war also zu Mun-

dan's Zeit zweihundert Jahre alt. Zwar beruft sich Mundan auf archivarische Quellen, hat sie aber nicht nachgewiesen. Englische konnten es nicht seyn, weil in England seit 1477 die Ausfuhr edler Metalle bei Konfiskation verboten war. Vergl. Anderson Gesch. des Handels, Th. III. S. 275. Man müßte zu Ferrara nachfragen, ob sich in den Archiven der Malteser etwas vorfinde.

Wenn gleich demnach unentschieden bleibt, ob Ripley Adept gewesen sey oder nicht, so leuchtet doch aus seinen Schriften hervor, daß er ein erfahrner Chemiker war, ein guter Theoretiker sogar für seine Zeit. Auch der Alchemie versucht er klare Begriffe unterzulegen, die er von mehren Schulen entlehnt und in ein System vereinigt. Ein gewisser Merkurius, nicht der gemeine, ist ihm das Wesen der Metallität, und die edeln Metalle sind reichhaltiger daran, vor allen das Gold. Bereicherung eines Metalles mit jenem Merkurius ist Veredlung. Es gibt eine Substanz, die alle Metalle ölartig auflöst, und dieses Oel ist ein Extrakt des Merkurius. Durch wiederholte Läuterung geben die metallischen Oele eine Quintessenz der Metallität, und durch diese können arme Metalle bereichert, d. h. veredelt werden. Die Elemente dieser Theorie findet man allerdings bei Geber, Arnald und Basilius, aber nicht also kombinirt.

Ob diese Theorie den Forderungen der Kritik genugthun könne, ist wol zu bezweifeln. Die Materia prima sucht er einzig in den Metallen, und betrachtet jene lösende Substanz nur als Vehikel der Extraktion. Aber jene findet er in allen Metallen, und die wirkende Kraft nur in Einem Solvens. Demnach wäre dieses Solvens allein nothwendig zum Konflikt, jedes Metall aber durch andere ersetzbar. Daraus würde zu folgern seyn, daß eben das Solvens eigentlich den veredelnden Merkurius darbiete. Aber die Geschichte gibt nicht viel auf den Werth einer Theorie, bevor die Erfahrung außer allem Zweifel gestellt ist. Sie beachtet nur, daß man einem gründlichen und ernsten Naturforscher Erfahrungen

zutrauen dürfe, wenn er sich so beflissen zeigt, eine Theorie zu bauen, die ohne Gegenstand nur Thorheit wäre.

Auch Ripley rühmt die Tinktur, oder vielmehr die Quintessenz, als eine Panacee für die Krankheiten der Menschen. Indessen hat er sich über diese Beziehung nicht mit jener Ausführlichkeit eröffnet, welche ihm hinsichtlich des Technischen eigen ist. Da er nicht Arzt war, so konnte er hierin nicht aus eigner Erfahrung urtheilen, und folgte darum wol nur fremden Autoritäten. Bei ärztlicher Prüfung wäre ihm nicht entgangen, daß eine Panacee nur unter der Voraussetzung denkbar sey, wenn alle Krankheiten aus einer und derselben Wurzel kämen, welches gegen alle Erfahrung streitet. Er würde dann die Behauptung eingeschränkt und die Fälle näher bezeichnet haben.

Ripley's alchemistische Schriften belaufen sich der Gesammtzahl nach auf fünfundzwanzig; allein viele davon werden ihm von Einigen zugeschrieben, von Anderen abgesprochen. Eben deshalb sind nicht alle gedruckt worden, und die Hälfte kommt nur in Handschriften vor. Nur acht oder zehn werden ihm ziemlich allgemein beigemessen. Man findet sie in mehren Sammlungen zusammengedruckt. Die erste lateinische Gesammtausgabe erschien zu Frankfurt a. M., 1614, 8.; eine zweite, von zwölf Schriften, gab Combach heraus zu Kassel, 1649, 12. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1717, 8., und noch eine zu Wien, 1756, 8. Die wichtigeren sind:

1) Liber duodecim portarum, Das Buch der zwölf Thore. Der Ausdruck: Thore, ist offenbar den zwölf Schlüsseln des Basilius analog gewählt, woraus zu folgern ist, daß Ripley in Deutschland Basil's Schriften kennen gelernt hat. Die Thore bedeuten die zwölf Hauptarbeiten, als: Calcination, Solution, Separation, Conjunction, Putrefaction, Congelation, Cibation, Sublimation, Fermentation, Exaltation, Multiplication, und Projection. Dieses Werk ist sein Meisterstück und wird

als klassisch angesehen. Es ward lateinisch abgedruckt in Nicolai Bernaudi Quadriga aurifica, (Lugduni, 1599, 8.,) N. 2.; in der Combachschen Sammlung, N. 1.; im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 29.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 86. Eine Erläuterung der zwölf Thore schrieb G. Starkey (Philaletha) in englischer Sprache, welche zu London, 1678, 8., herauskam.

2) Clangor Buccinae, Ruf des Kinkhorns; nicht minder geschätzt; wird von Baläus, und nach ihm von Lenglet du Fresnoy, Hist. de la phil. hermét., T. I. p. 267., dem Ripley zugeschrieben, wiewol es gewöhnlich für die Arbeit eines anonymen Verfassers gilt. Es ist abgedruckt in: Opuscula complura de Alchymia, Francofurti, 1550, 4., N. 2.; in Artis auriferae Vol. I. N. 22.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 75.

3) Medulla philosophiae chymicae, Kern der chemischen Naturphilosophie. Dieser Titel erinnert an eine Schrift des Roger Baco, der ein Großoheim des Ripley gewesen seyn soll. Die Medulla ist abgedruckt in: Opuscula quaedam chymica, Francof., 1614, 8., und in der Combachschen Sammlung, N. 3.

4) Liber de Mercurio philosophico, Das Buch vom Merkur der Weisen; worin seine Theorie der Transmutation aufgestellt ist; abgedruckt in Bernaudi Quadriga aurifica, N. 3., und in der Combachschen Sammlung, N. 2.

5) Compound of Alchymie, Kompendium der Alchemie; ist englisch geschrieben. Eine Handschrift davon bewahrt die Leydener Bibliothek. Abgedruckt ist es in Ashmole Theatrum chem. britann., N. 2.

6) Philorcium Alchymistarum, Friedensschluß der Alchemisten, sonst auch betitelt: Practicale Compen-

dium omnium philosophorum, Auszug der Praxis aller Weisen; abgedruckt in der Combachschen Sammlung, N. 4.

7) Concordantia Raimundi et Guidonis, Uebereinstimmung des Raimund Lullius mit dem Guido Montanor; abgedruckt in der Combachschen Sammlung, N. 8.

8) Epistola ad Regem Eduardum, Schreiben an König Eduard den Vierten; abgedruckt in der Combachschen Sammlung, N. 12. Eine Erläuterung desselben schrieb G. Starkey (Philaletha), Amsterdam, 1668 und 1678, 8.

9) Axiomata chymica, Alchemistische Grundsätze; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. II. N. 30.

10) The Vision, Das Traumgesicht; abgedruckt in Ashmole Theatr. chem. brit., N. 20.

11) Mystery of Alchymists, Geheimniß der Alchemisten; abgedruckt in Ashmole Theatr. brit., N. 22.

12) Short Worke, Abkürzung des Werks, oder abgekürzte Arbeiten; abgedruckt in Ashmole Theatr. brit., N. 24.

13) Arbor (vielleicht vom Dianenbaum); wovon die Handschrift in der Bodleyschen Bibliothek liegt.

14) Alchymia, in englischen Versen; wovon eine Handschrift in der Leydenschen Bibliothek liegt.

Ein Landsmann und Zeitgenosse Ripley's war Thomas Norton, der mit dem späteren Samuel Norton nicht zu verwechseln ist. Von seiner Persönlichkeit weiß man nichts, indem erst seit 1600 sein Name genannt worden ist. Nur soviel ist gewiß, daß er unter Eduard IV. in England lebte und 1477 eine alchemistische Abhandlung in englischer Sprache geschrieben hat. Sie führt den Titel: Crede mihi, seu Ordinale. Er kündigt sich darin als einen Augenzeugen von der Wahrheit der Metallverwandlung an. „Solange „unser Stein“, sagt er, „noch in seiner vollen färbenden

„Kraft ist, wirkt seine Tinktur auf Eintausend Theile gerei„nigten Metalles, wovon ich selbst Zeuge bin.“ Ob er den Stein selbst bereitet, oder seine Wirkung nur mit angesehen, und wo, darüber äußert er sich nicht. Wiewol er überhaupt sehr dunkel schreibt, so urtheilt doch Lenglet du Fresnoy, er möge wol aufrichtig gesagt haben, soviel er selbst wußte, und das ist allerdings ein relatives Lob. In englischer Sprache wurde diese Schrift unter dem Titel: Ordinall of alchimy, in Ashmole's Theatrum chemicum britannicum, N 1., abgedruckt; aus dem Englischen ins Lateinische übersetzt in Michael Maier's Tripus aureus, N. 2.; im Museum hermeticum reformatum, Francofurti, 1677, 4., N. 12.; und in Mangeti Bibliotheca chem., T. II. N. 87.

In Deutschland sollen gegen das Ende dieses Jahrhundertes drei Adepten gelebt haben. G. Horn führt in der Vorrede zu seiner Leydenschen Ausgabe von Gebri Chymia (1668) das Zeugniß des M. Joh. de Colonia an, welcher urtheile, daß unter Vielen, welche damals Meister der Kunst zu seyn vorgegeben, in dem Zeitraume von 1480 bis 1520 nur drei wirkliche Adepten gewesen wären. Schwerlich kann dieses Zeugniß mehr gelten, als für die Meinung vieler Zeitgenossen, welche denn doch nicht ohne strenge Prüfung der Umstände anzunehmen wäre.

Der erste von jenen drei angeblichen Adepten, Magister Burckhard, gebürtig von Kreuzberg bei Gießen, war Lehrer an der Universität zu Erfurt. Er soll sowol die rothe als die weiße Tinktur besessen haben. Uebrigens fehlt es an Nachrichten zum Belege des Vorgebens, wonach man sich begnügen kann, zu glauben, daß Burckhard die Alchemie nach den Grundsätzen des Basilius mit Beifall gelehrt habe. Vergl. Edelgebohrene Jungfrau Alchymia, S. 289.

Der zweite, Georg Krapit, war ein Hofdiener des Bischofs von Trier, und soll eine weiße Tinktur besessen haben, von welcher Ein Theil sechshundert Theile Quecksilber in gutes Silber verwandelte. Auch hierüber fehlen die er-

forderlichen Nachweisungen. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 26.

Der dritte, Ludwig von Neus oder Neisse, aus Schlesien, soll eine rothe Tinktur besessen haben, von welcher Ein Theil sechzehn Theile Quecksilber in gutes Gold verwandelte. Er zeigte seine Kunst 1483 am Marburgschen Hofe vor vielen Zuschauern. Man erzählt, Hans von Dörnberg habe von dem Adepten die Mittheilung seines Geheimnisses verlangt, und als er sich dessen weigerte, ihn einkerkern und foltern, sogar endlich im Gefängnisse verhungern lassen. Vergl. v. Rommel Geschichte von Hessen, Th. III. Anm. S. 37. Gmelin's Gesch. der Chemie, Th. I. S. 259.

Außer G. Horn citirt Gmelin am angeführten Orte noch Senkenberg's Selecta juris et historiarum, und zwar fünf Stellen; allein diese handeln nicht von Ludwig von Neiß, sondern nur von Dörnberg, dessen Name freilich der Erzählung einigen historischen Halt gibt. Dieser Hans von Dörnberg war Hofmeister des Landgrafen Heinrich's III. gewesen und behielt unter dessen Regierung großen Einfluß. Da sein Fürst nur für die Jagd Sinn hatte und ihm die Regierung ganz überließ, übte er eine höchst willkürliche Gewalt aus, die noch drückender ward, als er nach Heinrich's Tode 1483 die vormundschaftliche Regierung für dessen unmündigen Sohn, Wilhelm den Dritten, übernahm. Vgl. Winkelmann's Beschreibung von Hessen, Th. VI. S. 402. Teuthorn's Hessische Geschichte, Bd. VII. S. 603. 618.

Da sonach die Persönlichkeit des übel berüchtigten Hans von Dörnberg den ihm zur Last gelegten Mord nicht unwahrscheinlich macht, auch die Zeit zutrifft, und andere Nachrichten besagen, daß er sich als Regent alles erlaubte; so ist kein Grund vorhanden, die Thatsache des Mordes in Zweifel zu ziehen. Nur folgt daraus noch nicht, daß es mit dem Goldmachen seine Richtigkeit habe. Viel wahrscheinlicher

ist es, daß die blinde Habsucht des Tyrannen von einem geschickten Taschenspieler geäfft worden sey.

Mit diesem Ludwig von Neiß beginnt die durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Reihe der fahrenden Alchemisten. Weil Arnald, Lullus, Cremer, Flamel, Basilius, Bernhard, und Ripley die Meisterschaft durch Reisen erlangt haben sollten, so ward der Glaube herrschend, daß man nur auf diesem Wege zum Ziel gelangen könne. So wie zu jener Zeit die fahrenden Schüler überhaupt umherzogen, folgten ihnen auch die Schüler der hermetischen Kunst. Die möchten hingehen, wenn nicht so viele Betrüger sich angeschlossen hätten, die nicht als Lernende, sondern als Lehrer und Meister sich ankündigten. Der größte Theil dieser Menschen verdient nicht genannt zu werden, und fällt dem Autor wie dem Leser zur Last; denn ihr diebisches Andenken betrügt Beide um Zeit und Mühe. Gleichwol darf man sie nicht ganz außer Acht lassen, weil unter ihnen zuweilen ehrliche Thoren vorkommen, die aus Rechthaberei die Wahrheit vom Dache predigen.

Salomon Trismosin, oder Trismosinus, der vielleicht Pfeifer hieß und sich von τρισμός umtaufte, hat unter allen fahrenden Alchemisten jener Zeit den meisten Ruf erlangt. Nach seiner eigenen Angabe hat er 1490 geschrieben, wonach ihn du Fresnoy viel zu spät in das Jahr 1570 setzt. Er war ein Deutscher, vielleicht ein Sachse, und reisete als Laborant. Bei der damaligen großen Zahl alchemistischer Dilettanten, welche eifrig lasen, aber mit Kolen sich nicht besudeln mochten, sondern lieber Gehülfen für sich arbeiten ließen, konnte das Geschäft eines chemischen Laboranten für ein nahrhaftes Gewerbe gelten. Wenigstens fand Jeder, der dreist auftrat und sich ein Ansehen zu geben wußte, Aufnahme und Unterhalt, auch Sold für einige Zeit, solange des Gebieters Zutrauen währte; dann ging er weiter.

So führte sein Weg den Trismosinus nach Venedig, wo er in der Umgegend mehren Herren diente. Ein jeder hatte andere Manuskripte, nach denen er arbeiten ließ. Bald waren es lateinische, bald griechische oder arabische. Aber man ärndete überall nur sophistisches Gold und Silber. Trismosinus gesteht frei, daß er damals von der Wahrheit weit entfernt gewesen sey, wie auch, daß unter seinen Konsorten gar oft Betrügereien stattgefunden hätten. Ein Zufall führte ihm gewisse arabische Vorschriften in die Hände, welche er nicht lesen konnte. Als er sie aber hatte übersetzen lassen und nun danach arbeitete, fand er sie probat, und ward im hohen Alter noch ein Meister der Kunst. In der Folge soll er nach Konstantinopel gegangen seyn, wo Paracelsus ihn kennen gelernt haben will. Diese Umstände, ohne den letzten, erzählt er in dem Aufsatze: „Trißmosin's Wanderschaft“, welcher im ersten Theile des Güldnen Vließes abgedruckt ist.

Trismosinus gibt sich in seinen Schriften mit der größten Zuversicht für einen Adepten, und versichert, mit seiner Tinktur große Massen Gold erzielt zu haben. Er gesteht zu, daß alle Tinkturen der Alchemisten aus einer und derselben Wurzel gingen; aber die Abweichung in Zusätzen und Handgriffen erzeuge Produkte von sehr verschiedener Art und Kraft. Auch wären die Schriften der Alchemisten meistens durch fehlerhafte Abschrift entstellt. Sein Siegesruf, verbunden mit dem Geständniß früherer Irrwege, hat ihm Vertrauen erweckt, und zahlreiche Anhänger, die ihn vorzugweise zum Führer wählten. Zwar führt er mancherlei Processe auf, ohne sich bestimmt darüber auszulassen, ob der rechte arabische darunter sey, und das ist eben kein gewichtiger Anlaß, zu glauben, daß er mehr als ein gewöhnlicher Laborant gewesen seyn möchte; doch muß man anerkennen, daß er sein Verfahren offen und umständlich darlegt. Zum Beweise dessen folge hier sein ausführlichster Proceß, wie er im Güldnen Vließ, Th. I. S. 7. f., beschrieben wird, im Auszuge.

A. Acht Loth gebrannter Alaun, acht Loth gebrannter Salpeter, und vier Loth gebranntes Kochsalz werden mit zwanzig Loth Quecksilbersublimat zusammengerieben und in einem irdenen Sublimatorium auffsublimirt. Das Auffsublimirte wird vorsichtig ausgenommen und nochmals mit zwanzig Loth frischen Salzen sublimirt. Bei dieser Arbeit soll man der schädlichen Dämpfe wegen dickgeschmiertes Butterbrod essen.

B. Das Auffsublimirte wird in einem Glaskolben mit Alkohol übergossen und im Wasserbade überdestillirt, bis die Hälfte der Flüssigkeit als ein Oel zurückbleibt. Von dem übergegangenen Spiritus wird auf den Rückstand zurückgegossen, so daß dieser eine Fingerbreite hoch bedeckt wird. So wird die Destillation dreimal wiederholt, so geht endlich der Sublimat mit dem Spiritus in die Vorlage über. Diese Destillation muß noch zweimal wiederholt werden, so erhält man den Mercurius Philosophorum, das Merkurialwasser, gleichsam „höllisch Feuer in Wasser“. Dieses Merkurialwasser dampft sehr und muß wol verschlossen werden.

C. Dünngeschlagenes Gold übergießt man in einem Glaskolben mit dem Merkurialwasser, so daß es eben davon bedeckt werde, und setzt den Kolben in gelinde Wärme, so fängt das Wasser an zu arbeiten und löst das Gold auf, aber nicht flüssig, sondern so, daß es auf dem Boden liegen bleibt, anzusehen wie Schmalz. Dann gießt man das Merkurialwasser ab, welches zu demselben Behuf noch öfter gebraucht werden kann.

D. Den Goldsatz theilt man in zwei Hälften. Die eine Hälfte übergießt man mit Alkohol und läßt das Gemisch fünfzehn Tage in der Wärme putrificiren, so wird es roth wie Blut; das ist das Löwenblut.

E. Dieses Löwenblut gießt man in einen andern Kolben auf die andere Hälfte des Satzes, setzt den dicht verschlossenen Kolben halb in ein Aschenbad und gibt ihm nur Hundstagshitze, so wird es erstlich schwarz, dann buntfarbig,

dann hellgrau, bei verstärkter Hitze ferner gelb, und endlich hochroth; das ist dann die Grundlage der Tinktur, a.

F. Die rothe Tinktur (a) wird feingerieben. Davon wird Ein Gran in Papier gewickelt und so auf Eintausend Gran geschmolzenes Gold getragen. Wenn es drei Viertelstunden mit einander fließt, so wird das Gold zur eigentlichen Tinktur, b.

G. Macht man mit Einem Theile der Tinktur b die Projektion auf Eintausend Theile feines Silber, so wird es zum höchsten Golde.

H. Trägt man Einen Theil der Tinktur a, in Papier gewickelt, auf Eintausend Theile reines Quecksilber, welches zuvor erhitzt worden, bis es raucht, so wird das Quecksilber zur Tinktur c.

I. Macht man mit Einem Theile der Tinktur c, in Papier gewickelt, die Projektion auf Eintausend Theile heißes Quecksilber, so wird alles zum höchsten Golde.

K. Wird Ein Theil der Tinktur b auf Eintausend Theile Zinn (oder Blei, vergl. S. 5.) im Flusse getragen, so wird alles zu gutem Golde.

L. Trägt man Einen Theil der Tinktur b auf Eintausend Theile fließendes Kupfer, so wird das Kupfer zu gutem, aber sehr hochrothen Golde.

M. Wird von der Tinktur b etwas auf glühendes Eisen getragen, das Eisen aber dann wieder ins Feuer gehalten, so wird es zu Gold, aber zu einem spröden und brüchigen Golde.

N. Schmelzt man das spröde Gold vom Eisen (M) mit gleichen Theilen des Goldes vom Quecksilber (I) zusammen, so geben beide ein sehr geschmeidiges und gutes Gold.

O. Wird die Tinktur b in feurigem Wein aufgelöst und davon früh Morgens ein Löffel voll getrunken, so stärkt das die menschliche Natur, macht alte Leute wie neugeboren, auch die Frauen fruchtbar.

P. Wird die Tinktur c in feurigem Wein aufgelöst und davon früh Morgens ein Weinglas voll getrunken, so heilt es den Aussatz in wenig Tagen.

Die arzneiliche Wirksamkeit seiner Tinktur behauptet er nicht blos im Allgemeinen, wie Andere vor ihm gethan, sondern er führt bestimmte Fälle an, in welchen die Wunder der Panacee offenbar wurden. Sich selbst verjüngte er mit einem halben Gran derselben dergestalt, daß seine gelbe, runzlige Haut wieder glatt und weiß, die Wange roth, sein graues Haar wieder schwarz wurde, und der gekrümmte Rücken sich kerzengerade emporhob. Siebzigjährige Frauen gebaren wiederum Kinder, nachdem er ihnen von dem rothen Löwen eingegeben hatte. Er ist nicht abgeneigt, zu glauben, daß man das menschliche Leben mit dieser Arznei nach Belieben, etwa bis zum jüngsten Tage, verlängern könne.

Uebertreibungen, die so offenbar allen Gesetzen der Natur Hohn sprechen, waren wol geeignet, ihrem Urheber in den Augen der Gemäßigten zu schaden, die dann mit dem Panaceisten auch den Alchemisten verwarfen. Dagegen ließen Andere durch solche Zweifel und Bedenken sich in ihrem Vertrauen nicht wankend machen. Man berief sich wol auf eine unverbürgte Sage, daß Trismosinus kraft seiner Medicin ein Alter von hundertfünfzig Jahren erreicht habe. Vornehmlich sind des Paracelsus Jünger stark in diesem Glauben. Vergl. Elucidarius chymicus, (1617, 8.,) Vorrede S. 11.

Die von Trismosinus hinterlassenen Schriften, von denen man keine Nachricht hat, woher sie gekommen sind, finden sich gesammelt in der Güldenen Schatz- und Kunstkammer, auch Aureum Vellus betitelt, und zwar im ersten Bande, welcher zu Rorschach am Bodensee 1598 in 4. gedruckt ist. Ein zweiter Band erschien zu Basel, 1604, 4. Dieselbe Sammlung ward bald ins Französische übersetzt, und erschien unter dem Titel: La Toison d'or, ou la fleur des trésors, mit ausgemahlten Figuren, zu Paris,

1602 und 1612, 8. Eine zweite deutsche Ausgabe erschien zu Hamburg, 1708, 4.; und eine dritte, unter dem Titel: Eröffnete Geheimnisse des Steins der Weisen, oder Schatzkammer der Alchymei, zu Hamburg, 1716, 8.

Philipp Ulsted, gewöhnlich Ulstadius genannt, ein Zeitgenosse des Trismosinus, war 1500 öffentlicher Lehrer der Arzneikunst zu Freiburg im Breisgau und, wie jener, Alchemist und Panaceist. Die Panacee zum ärztlichen Gebrauche bereitete er durch Verkalkung des Goldamalgama. In beiden Beziehungen erwarb er sich großen Ruhm als akademischer Docent, hat aber schwerlich auf den Ruhm eines Adepten Anspruch machen wollen. Er schrieb lateinisch: Caelum Philosophorum, seu Secreta naturae, id est, quomodo ex rebus omnibus Quinta Essentia paretur, Himmel der Weisen, oder Geheimnisse der Natur, das ist, wie aus allen Dingen die Quintessenz ausgezogen werde. Dieses Buch ward zu Strasburg, 1526, 1528, 1551, und 1555, in Folio gedruckt, ebenda auch 1530, 8.; zu Paris, 1543 und 1544, 8.; zu Leyden, 1553, 1557, und 1571, 12.; zu Frankfurt, 1600, 12.; zu Trier, 1630, 12.; und zu Augsburg, 1680, 12. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris, 1547, 8. Eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Caelum Philosophorum voll Heimlichkeiten der Natur, nebst Marsilii Ficini Regiment des Lebens, kam zu Frankfurt am Main, 1551, in Folio heraus. Noch eine deutsche Uebersetzung des Himmels der Weisen erschien zu Dresden und Leipzig, 1739, 8.

In diese Zeit gehört wahrscheinlich ein alchemistisches Gedicht, welches den Namen: „Uralter Ritterkrieg“, führt. Das Original ist deutsch geschrieben. Es ist eine Fabel in Prosa, zum Theil in Gesprächform, zum Theil erzählend vorgetragen, der Inhalt aber kürzlich dieser:

Sol (Gold) und Mercurius (Quecksilber) gehen zusammen aus, den Stein der Weisen zu befehden, weil sie glauben, daß ihr Ansehen durch seinen Ruhm beeinträchtigt

werde. Der Stein läßt sich finden, und erwartet seine Gegner mit derjenigen Gelassenheit, welche seinem Geschlecht eigen ist,

Anfänglich scheint es nicht auf Gewaltthätigkeiten abgesehen zu seyn. Die Götter machen nur von den Waffen der Dialektik Gebrauch, um den Stein zu bewegen, daß er freiwillig des angemaßten Vorzugs sich begebe. Sie versuchen aus historischen Gründen ihren alten Adel geltend zu machen, und lassen es dabei nicht an Seitenblicken fehlen, welche geeignet scheinen, den Sohn des Staubes zu beschämen und zur geziemenden Demuth herabzustimmen.

Der Stein ist nicht so unempfindlich für die Ehre, als sie erwarteten, und die ruhige Besonnenheit, welche er unveränderlich beibehält, liefert ihm reiche Mittel zur Erwiederung. Er leugnet gar nicht seinen dunkeln Ursprung, behauptet aber den selbst erworbenen Verdienstadel, und überführt seine Widersacher mit siegenden Gründen.

Da übermannt der Jähzorn die Söhne des Zeus. Mit vereinter Gewalt fallen sie über den Stein her, ihn zu zermalmen. Allein jetzt zeigt sich, daß er auch solchen Kampf nicht scheue und mehren Feinden gewachsen sey. In Kurzem hat er Beide verschlungen und behauptet als Sieger das Feld.

Soweit der Dichter. Die Lehre und Nutzanwendung herauszunehmen, hat er uns überlassen.

Wenn diese Fabel weiter nichts andeuten soll, als daß der Stein der Weisen köstlicher sey denn die edeln Metalle, die durch ihn geschaffen werden, so muß man gestehen, daß der Dichter zuviel Aufwand gemacht habe, um eine so einfache Wahrheit zu beglaubigen. Wäre das aber seine ganze Absicht gewesen, so würde dann wol Luna (Silber) mit den Waffen der Diana dem Sonnengotte beigestanden haben. Auch fiele dann die eigentliche Idee eines Kampfes zwischen ihnen und dem Steine weg.

Die Alchemisten haben vielleicht aus solchen Gründen tiefer geforscht, und waren geneigt, zu glauben, daß unter

der Fabel ein wichtiges Geheimniß der Alchemie verborgen sey. Ob sie darin Recht hatten, muß auf sich beruhen, bis ein Eingeweihter das Verborgene enthüllt. Indessen erklärt sich daraus die Aufmerksamkeit, welche man im In- und Auslande einem Produkt gewidmet hat, welches dem Unbefangenen als ein ziemlich mattes Späßchen erscheinen kann.

Man fragt billig, warum die Fabel ein Ritterkrieg genannt sey. Abgesehen davon, daß Zwei gegen Einen nicht eben ritterlich kämpfen, so sieht man auch nicht ein, wie die beiden Götter zur Ritterschaft kommen. Die Vergleichung ist so weit hergeholt, daß Derjenige entschuldigt werden dürfte, welcher den Titel gar nicht für Titel, sondern für den Namen des Verfassers halten wollte. Es gab nämlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein adliches Geschlecht des Namens in Zürich. Die Ritter Krieg von Bellicken haben sich nicht allein durch Tapferkeit, sondern zum Theil, wie Ulrich und Johannes, als Gelehrte und Historiker hervorgethan. Angenommen, daß Einer von ihnen ein Alchemist gewesen sey und dieser seiner Fabel seinen Namen vorgesetzt habe, so wäre denkbar, daß spätere Abschreiber den Namen nicht gekannt und einen ersten Titel daraus gemacht hätten; denn das Gedicht hat deren allerdings zwei.

Das Zeitalter des Gedichts zu bestimmen, ist schwer. Wir wissen nur, daß es bis 1604 in Handschriften vorkam, die vielleicht nicht mehr vorhanden sind. Damals muß man es für uralt gehalten haben, wie die erste Ausgabe besagt. Die streitenden Parteien berufen sich darin auf die Autorität berühmter Alchemisten, citiren unter Anderen den Richardus Anglus und den Raimund Lullus. Daraus ergibt sich, daß das Alter der Fabel über 1350 nicht hinausgesetzt werden dürfe, weil damals erst Lullo's Schriften in Deutschland bekannt wurden. Neuere Autoren werden nicht angeführt, wonach zwischen jenem Zeitpunkt und der ersten Ausgabe immer ein Spielraum von 254 Jahren übrig bleibt. Will man, um möglichst wenig zu fehlen, den Mittelpunkt dieses

Zeitraumes annehmen, so fällt er auf 1477. Die Sprache scheint diesem Alter zu entsprechen, wiewol man ohne Vergleichung der Handschriften darüber kaum urtheilen kann.

Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Uralter Ritter-Krieg, d. i. Alchymistisch Gespräch unseres Steines, des Goldes und des Merkurii von der wahren Materie, Leipzig, 1604, 8. Bald darauf gab der Alchemist Fabre zu Montpellier eine französische Uebersetzung unter dem Titel: L'ancienne guerre des Chevaliers, à Paris, 1608, 8. Die zweite deutsche Ausgabe, welche in Georgi's Bücherlexikon aufgeführt wird, scheint eine Umarbeitung zu seyn; denn der Titel lautet: Ritterkrieg, oder Philosophische Geschichte in Form eines Processes, wie Sol und Mars durch Urtheil zusammen verbunden, Hamburg, 1680. Eine zweite französische Ausgabe erschien zu Amsterdam, 1689, 8. Die Fabersche ward abgedruckt in Richebourg Bibliothéque des philos. chim., (1741,) Tom. III. N. 3. Die neueste deutsche Ausgabe ist eine Uebersetzung der Amsterdamer französischen, begleitet von einem Kommentar in Gesprächform, und erschien unter dem Titel: Hermetischer Triumph, oder der siegende philosophische Stein, Frankfurt und Leipzig, 1765, 8.

Neuntes Kapitel.

Alchemie des sechzehnten Jahrhundertes.

Erste Hälfte.

Kalliope hebt ihre Tuba, feierlich den neuen Anfang zu verkünden. Ihr Ruf erschallt vom Vatikan aus, oder doch von Rom, zur großen Verwunderung vieler frommen Leute, welche bis dahin der kirchlich verbotenen Alchemie nur ganz verstohlen huldigten.

Giovanni Aurelio Augurelli, gebürtig von Rimini, ein Poëta laureatus, schrieb ein episches Gedicht in drei Büchern zum Lobe der Alchemie, unter dem Titel: Chrysopoeia. Seine lateinischen Hexameter überbieten noch, wie billig, die Prätensionen der prosaischen Alchemisten, wenn er z. B. vom Steine der Weisen sagt:

Illius exigua projecta parte per undas
Aequoris, argentum vivum si tunc foret aequor,
Omne vel immensum verti mare posset in aurum.

Er dedicirte sein Werk 1514 dem Papste. Leo der Zehnte war wol ein großer Freund des Goldes, wie man aus seinem Ablaßhandel entnehmen kann, aber dabei kein sonderlicher Verehrer der Alchemie, so wenig als sein Tauffkind, Leo der Afrikaner. Zwar nahm er das Gedicht höflich an, verehrte aber lächelnd dem Poeten einen leeren Beutel, mit dem Beifügen: „wer solche Kunst besitze, dem fehle nur der „Beutel“.

Den zahlreichen Freunden der hermetischen Kunst mag Augurelli's Muse mehr Vergnügen gewährt haben, weil das Gedicht oft genug abgedruckt worden ist. Es erschien zu Basel, 1518, 4.; zu Antwerpen, 1582, 8. Abgedruckt findet man es in der von Gratarolus zu Basel, 1572, 8., herausgegebenen Sammlung alchemistischer Schriften, Vol. II. N. 13., (wo auch N. 41. ein Aenigma Augurelli vorkommt); im Theatrum chemicum, T. III. N. 71., (wo auch N. 14. ein Geronticum Augurelli zu lesen); in der Frankfurter Sammlung von 1614; in Albinei Bibliotheca chemica contracta, Genev., 1653 und 1673, 8., N. 1.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 91. Eine französische Uebersetzung in Prosa erschien zu Lyon, 1548, 32., unter dem Titel: Facture de l'or; eine andere in Versen zu Paris, 1628, 8. Eine deutsche Uebersetzung von Valentin Weigel ward zu Amsterdam, 1715, 8., und zu Hamburg, 1716, 8., herausgegeben.

Ein Zeitgenosse des Augurelli trat im fürstlichen Purpur als ein beredter Vertheidiger der Alchemie auf, nämlich Giovanni Francesco Pico, Principe della Mirandola, welcher gewöhnlich Picus Mirandolanus genannt und deshalb oft mit seinem Oheim verwechselt wird. Dieser Prinz schrieb 1515 eine gelehrte lateinische Abhandlung in drei Büchern: De Auro, worin er theils die Möglichkeit der Metallveredlung philosophisch darzuthun sucht, theils historische Beweise beibringt, daß sie wirklich ausgeübt worden sey. Er versichert, mehre Personen gekannt zu haben, welche die Kunst besaßen, ja: daß er das Werk mit seinen Augen gesehen habe. „Noch lebt mir ein Freund," sagt er Lib. III. cap. 2., „der mehr als sechzigmal in meiner Gegenwart „Gold und Silber aus anderen Dingen gemacht hat, und „zwar auf mancherlei Weise. Er zeigte mir ein metallisches „Wasser, wozu weder Gold noch Silber gesetzt ward, und „dennoch kam dergleichen unerwartet zum Vorschein, aber „freilich nicht in solcher Menge, daß es die Mühe belohnte;

„denn die Kosten überstiegen den Ertrag.“ Man erräth leicht, daß er sich da am Dianenbaum und ähnlichen metallischen Niederschlägen ergetzt habe, mit welchen die Dilettanten schon damals spielten, die auch in der Folge noch oft gemißbraucht worden sind, Unkundige zu täuschen. Demnach ist sein ehrliches Zeugniß doch in der Hauptsache nichtig. Sein Buch wurde zuerst 1586 in Venedig in 4. gedruckt, dann zu Ferrara, 1587, 8. Auch ist es abgedruckt im Theatrum chemicum, T. II. N. 42., und in Mangeti Bibliotheca chem. curiosa, T. II. N. 105.

Da Purpur und Lorbeer sich vereinigten, die Alchemie zu schmücken, so ward sie bald wieder in Aufnahme gebracht, und die Alchemisten Italien's ließen sich vernehmen.

Giovanni Agostino Pantheo, ein Priester in Venedig, schrieb: De arte et theoria transmutationis metallicae, Von der Kunst und dem Begriffe der Metallverwandlung. Diese Abhandlung ward 1530, 1550, und 1556 zu Venedig in 8., und zu Paris, 1550, 8., gedruckt; auch im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 47., abgedruckt.

Giovanni Lacini, ein Mönch in Kalabrien, hat um diese Zeit fleißig in der Alchemie gearbeitet, auch als Schriftsteller. Man hat von ihm eine Abhandlung, unter dem Titel: Pulvis, dans Malcum et dulcedinem metallis, Pulver, welches die Metalle in eine liebliche Süßigkeit verwandelt. Sie findet sich im Theatrum chemicum, T. III. N. 65., abgedruckt. Außerdem kommentirte er den Petrus Bonus, und gab Collectanea chimica aus älteren Alchemisten, welche zu Venedig, 1546, 8., nachher auch zu Nürnberg, 1554, 4., gedruckt worden sind.

Giovanni Braceschi, von Brescia, schrieb einen Kommentar über Geber's Alchemie in lateinischen Gesprächen, welche zu Leyden, 1548, 8., und zu Hamburg, 1673, 8., gedruckt wurden, auch in der Sammlung des Grataroluś, N. 1. und 2., abgedruckt sind.

Felippe Rouillac, ein piemontesischer Minorit, schrieb einen Tractatus de Lapide Philosophorum, welcher in Handschriften vorkommt, über welchen aber Borel und du Fresnoy nicht sehr günstig urtheilen, und eine Praxis magni operis, welche zu Leyden, 1582, 8., gedruckt worden ist.

In Spanien zeigten sich damals noch Alchemisten, die später ausstarben, als durch Amerika's Schätze ihre Kunst überflüssig ward. Don Diego Alvarez Ohacan schrieb einen Kommentar über die Schriften Arnald's von Villanova, welcher 1514 zu Sevilla (Hispalis) in Folio gedruckt ward. du Fresnoy nennt diesen Ohacan irrig den einzigen spanischen Alchemisten, Hist., I. p. 472.

In den Niederlanden hatten die beiden Hollande in diesem Zeitraum einige Nachfolger, welche ebenfalls erst nach ihrem Tode durch Schriften bekannt geworden sind. Der erste derselben,

Reyner Snoy, soll nach Lenglet du Fresnoy zu Torgau (vielleicht Tournay) gelebt haben, wo er 1477 geboren ward und 1537 starb. Er hat eine lateinische Abhandlung: De arte Alchimiae, geschrieben, welche mit einigen anderen Schriften von demselben Verfasser zu Frankfurt a. M., 1620, in Folio gedruckt ward.

Jodocus Grewer, ein niederländischer Priester, von dessen Lebensumständen nichts bekannt ist, schrieb lateinisch: Secretum magni Philosophi. Dieses Geheimniß hat Jost Balbian zu Leyden, 1588 und 1599, 8., herausgegeben. Auch ward es im Theatrum chemicum, T. III. N. 79., abgedruckt.

In Deutschland führte Luther's Reformation eine freiere Publicität herbei, in welcher Manches zur Verhandlung kam, was vorher kaum leise berührt ward. Die Aufhebung der Klöster zerstörte manche Werkstatt der Alchemisten, brachte aber hermetische Schriften in Umlauf, wie z. B. die von Koffsky, Eschenreuter u. A. Ohne Zweifel gab die Zerstreuung der Klostergeistlichen Veranlassung, daß die Mei-

nungen für und wider die Alchemie zur Aeußerung und Reibung kamen. Doch wurde durch die Reformation keine Veränderung im Stande der Sache hervorgebracht, weil die beiden Koryphäen von Wittenberg in ihren Ansichten einander das Gleichgewicht hielten.

Melanchthon adoptirte die Meinung des Petrarka, und nannte die Alchemie, wenn die Rede darauf kam, auch in seinen Vorlesungen, Imposturam quandam sophisticam, eine gleißende Betrügerei. Seine Kenntniß der griechischen Alchemisten hatte ihn wol in diesem Urtheile bestärkt.

Dagegen war Luther, wahrscheinlich von seinem Klosterleben in Erfurt her, ein Gönner der Alchemie. In seiner Canonica sagt er: „Die Kunst der Alchemey ist recht „und wahrhaftig der alten Weisen Philosophey, welche mir „sehr wol gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vie„lerlei Nutzbarkeit, die sie hat mit destilliren und sublimiren „in den Metallen, Kräutern, Wassern und Olitäten, son„dern auch von wegen der herrlichen schönen Gleichniß, die „sie hat mit der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. „Denn eben wie das Feuer aus einer jeden Materie das Beste „auszieht und vom Bösen scheidet, und also selbst den „Geist aus dem Leibe in die Höhe führt, daß er die obere „Stelle besitzt, die Materie aber, gleichwie ein todter Kör„per, in dem keine Seele mehr ist, unten am Boden oder „Grunde liegen bleibt: also wird auch Gott am jüngsten „Tage durch sein Gericht, gleichwie durch das Feuer, die „Gerechten und Frommen scheiden von den Ungerechten und „Gottlosen. Die Gerechten werden auffahren gen Himmel „und werden leben, die Ungerechten aber werden hinunter„fahren in die Hölle, da sie ewiglich todt bleiben.“

Wiewol offenbar der Reformator in jener Stelle die Chemie mit der Alchemie verwechselt und sein Lob nur der ersteren gilt, so hat es doch gewiß zur Aufnahme der letzteren unter den Protestanten beigetragen. Uebrigens wurde das harte Urtheil seines Kollegen durch die Vorgänge der dama-

ligen Zeit weit mehr gerechtfertigt; denn Ruhmsüchtige benutzten den allgemein verbreiteten Sinn für Alchemie, um sich schnell einen Namen zu machen, Aerzte zur Förderung ihrer Praxis, Laboranten zu mühlosem Broderwerb. Alle diese Mißbräuche waren damals häufiger und schreiender als je zuvor; und wenn die Nachkommen sich mehr und mehr dahin neigten, den Alchemisten zu mißtrauen, und auf der anderen Seite zu weit gehend die Idee der Alchemie selbst als ein leeres Hirngespinnst zu verwerfen, so ist das großentheils dem Unfug beizumessen, den damals Leute von weit verbreitetem Rufe mit der Alchemie trieben. Ein solches Irrlicht war

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, gestorben zu Grenoble 1535. Er war Doktor der Rechte und der Medicin, kaiserlicher Eques auratus, bald Theolog, bald Philosoph, Arzt, Advokat, Historiograph, Soldat, Magus, Astrolog und Alchemist, wie es sich fügte, lebte zu Köln, Dole, Pavia, Metz, Freyburg, Brüssel, Bonn, Lyon und Grenoble, hatte nirgend Ruhe, ward aber berühmt genug, wie denn jederzeit die Menge das Excentrische anstaunt. In verschiedenen Perioden war er eifriger Alchemist und laborirte am Stein der Weisen, bis er die Geduld verlor, oder Geldmangel ihn nöthigte, etwas Einbringliches zu treiben. Das bekennt er selbst in seinen Briefen, N. 4. und 10. Am Ende seines Lebens hatte er den Glauben an die Möglichkeit der Transmutation aufgegeben, und eiferte nun sehr gegen die Alchemie in einer Schrift: De vanitate Scientiarum. Man erschrickt vor solch einem Titel, aber das wollte er eben. Sein Streben war, immerfort von sich reden zu machen, und das erreichte er so freilich am besten.

Von seinem früheren alchemistischen Treiben hat man mancherlei Wundersagen, die zu erörtern ganz überflüssig seyn möchte. Was und worin er gearbeitet hat, ersieht man aus seinem Briefe: De occulta Philosophia, welcher im

Theatrum chemicum, Tom. III. N. 96., abgedruckt ist. Er nahm des Basilius Worte buchstäblich, und suchte die Materia prima im Vitriol. Sein Proceß (p. 961 — 967.) möge hier im Auszuge folgen.

„Nimm guten römischen Vitriol, das ist der Stein, den die Weisen verbergen. Stoße ihn gröblich, setze ihn in einer irdenen Schale auf Kolen und kalcinire ihn schwach zu einem gelblich-weißen Pulver, laß ihn aber nicht roth werden. Dann reibe ihn im Mörser so fein als möglich. Davon fülle Ein Pfund in eine gläserne Retorte und gib nach und nach verstärktes Feuer, bis weiße Dämpfe in die wol lutirte Vorlage übergehen. Das übergegangene Wasser hebe besonders auf. Es ist der Merkurius der Weisen."

„In der Retorte blieb ein hochrothes Pulver. Das reibe fein, koche es mit vielem Regenwasser aus und filtrire die Auflösung. Diese dampfe ab, bis alles Wasser verflogen ist, so bleibt eine weiße Erde zurück. Reibe sie fein, schütte sie in einen Glaskolben und viermal so viel von dem Merkurius darauf, verschließe den Hals gut und digerire acht Tage im Sandbade, bis die Erde sich ganz aufgelöst hat. Beide gerinnen zu einer Masse, und das heißt die Conjunction. Bei dieser Arbeit steigen und fallen die Dämpfe fortwährend. Dann setze einen Helm auf den Kolben und destillire, so wird blos Wasser übergehen, weil der Geist zurückbleibt und ein neues Salz bildet."

„Das trockene Salz reibe fein, fülle es in einen Kolben, gieße dazu gleiche Theile vom Merkurius, digerire es 24 Stunden im Sandbade, setze dann den Helm auf und destillire die Feuchtigkeit ab, die abermals nur Wasser ist. Diese Destillation muß aber sehr gelinde geschehen; denn starkes Feuer zerstört die Verbindung."

„Dieselbe Inbibition, Digestion und Destillation muß so oft wiederholt werden, bis ein wenig von dem Rückstande, auf ein glühendes Blech geworfen, ganz und gar verraucht. Die Masse wird bei der zweiten Tränkung bleigrau, bei der

dritten schwarz. Geschieht das nicht, so wird nichts daraus. Diese Schwärzung heißt die Putrefaktion."

„Bei den folgenden Wiederholungen erscheinen vielerlei Farben, doch endlich wird die Masse wieder gelblich-weiß. Nun tröpfle etwas von dem Merkurialwasser auf die weiße Erde, fülle sie in einen langhalsigen Kolben, setze ihn ins Sandbad, schließe den Hals und gib stärkeres Feuer, so sublimirt sich die ganze Masse in den Hals auf, und das ist die Terra foliata."

„Nimm nun den ganzen Rest des Merkurialwassers und destillire es gelinde im Sandbade ab, bis keine Dämpfe mehr übergehen. Es bleibt davon ein hochrother Rückstand. Dieser muß im stärksten Feuer getrieben werden, bis ein Oel zurückbleibt."

„Sodann gieße das Oel nach und nach in einen Glaskolben auf die terra foliata und digerire sie im Sandbade. Sobald die Masse trocken wird, muß nachgegossen werden, bis die Erde ein Viertel ihres Gewichts an Oel eingesogen hat. Dann wird sie fließen wie Wachs, ohne zu rauchen."

„Endlich wirf von dieser wachsflüssigen Tinktur Einen Theil auf zehn Theile fließendes Gold, so wird letzteres zerstört und in eine vollkommene Tinktur verwandelt." (Geschieht das aber nicht, so wird nichts daraus.)

Außer jenem Briefe wird vom Agrippa noch ein Commentarius in artem brevem Raimundi Lullii als eine alchemistische Schrift angeführt; allein dieser hat keine Beziehung auf Alchemie, sondern handelt von der Ars inventiva, welche Lullus der studirenden Jugend zum schnelleren Erlernen der Wissenschaften dargeboten und empfohlen hatte. Vergl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. I. S. 191.

Ein noch blendenderes Irrlicht hatte jener Zeitraum an Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombast von Hohenheim, einem Schweizer, geboren 1493 zu Einsiedeln, wovon er auch zuweilen Eremita zube-

nannt wird, gestorben zu Salzburg 1541. Er ist der größte Marktschreier in der Geschichte der Arzneikunst und der Alchemie, wird also nicht ohne Grund oft der Große genannt. In der Jugend zog er als fahrender Schüler umher, stellte den Leuten die Nativität, citirte Geister, verschnitt Schweine, half Schätze graben, und lehrte alchemistische Processe um ein Billiges. So durchkreuzte er Deutschland, Holland, Schweden, Preußen, Polen und Ungarn, besuchte auch Spanien, Portugal, Aegypten und die Türkei, kam als Wunderdoktor ins Vaterland zurück, und ward 1525 Professor der Arzneikunde zu Basel. Da aber sein Wahlspruch: Alterius non sit, qui suus esse potest, sich mit Amtspflichten nicht vertragen wollte, so verließ er seine Lehrstelle bald wieder und trieb sich lieber umher, meistens unter der Hefe des Volkes, schrieb aber viel, gewöhnlich in voller Trunkenheit, und galt für das Orakel seiner Zeit.

Ueber Alchemie hat er aus den damals noch ungedruckten Schriften des Basilius und der beiden Hollande vieles abgeschrieben. Indessen behauptete er dreist, Adept zu seyn, und daß Trismosinus ihn im Jahre 1520 zu Konstantinopel in das Geheimniß eingeweiht habe. Er will Schätze dadurch erlangt haben, „die weder der römische Leo, noch der deut„sche Karl bezahlen könnte“. Doch bleibt er sich nicht gleich, wie von ihm zu erwarten ist. Er gesteht anderwärts, — in vino veritas — daß er zwar kein Anfänger, aber auch „kein „Ender“ der Kunst sey, und noch anderswo sagt er gar: „die Alchemisten dreschen leeres Stroh“. Den Mercurius vitae rühmt er beharrlich, meint aber damit seine Quecksilberarzneien. Sie dienten ihm freilich als Tinktur, weil er durch sie das Gold seiner Kunden gewann. Bei dem allen glaubten doch seine Verehrer, daß er den Stein der Weisen besessen habe. Man trug sich mit mancherlei Anekdoten, daß er zuweilen, wenn er eben kein Geld hatte, in der ersten der besten Schenke Gold gemacht habe. Die sich an ihn hängten und mit ihm berühmt werden wollten, hatten wol Ursache,

seinen Kredit aufrecht zu erhalten, und thaten das Mögliche. Vergl. Rist's Allleredelste Thorheit, S. 285.

Seine Schriften hat er meistens deutsch geschrieben und als Handschriften verkauft. Seine Anhänger übersetzten viele ins Lateinische und beförderten sie zum Drucke. Die Gesammtzahl derselben soll sich auf 364 belaufen. Davon sind folgende zehn alchemistischen Inhalts:

1) De Tinctura Physicorum, Von der Tinktur der Physiker, d. h. der Nichtärzte, der Alchemisten. Eine lateinische Ausgabe von Dorn erschien zu Köln, 1570, 8.; eine neue Ausgabe ebenda, 1575, 8.; eine deutsche Ausgabe zu Basel, 1571, 4.; ein Abdruck im Aureum Vellus, Tr. II. N. 2.
2) Tesaurus tesaurorum Alchemistarum, Der größte Schatz der Alchemisten. Die Orthographie des lateinischen Titels läßt vermuthen, daß er von ihm selbst sey. Ein Abdruck findet sich im Anhange der Ausgabe der Archidoxa von Toxites, Strasburg, 1574, 8.
3) Manuale, Handbuch des Alchemisten; abgedruckt in derselben Ausgabe von Toxites; auch im Aureum Vellus, Tr. II. N. 4.; wird aber von den Alchemisten verworfen.
4) De metallorum transmutationibus et caementis, Von den Metallverwandlungen und Cementirungen; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 99.; ist von Kennern verworfen worden. Vgl. Fegefeuer der Scheidekunst, S. 70.
5) De Mercuriis metallorum, Von den Metallmerkuren; lateinisch herausgegeben zu Köln, 1582, 8.
6) Aurora Philosophorum, Morgenröthe der Weisen; herausgegeben zu Basel, 1575 und 1577, 8.
7) Caelum Philosophorum, seu Liber vexationum, Himmel der Weisen, oder Buch in Nöthen; abgedruckt in der Sammlung seiner Werke, Frankfurt, 1603, Fol.

8) De projectionibus, Von den Projektionen (der rothen und weißen Tinktur); ebenda abgedruckt.
9) Crocus metallorum seu Tinctura, Metallensafran, oder Färbung der Metalle; ebenda abgedruckt.
10) Epistola, in qua totius Philosophiae adeptae methodus ostenditur, Sendschreiben, worin das ganze Verfahren der Adeptenkunst gezeigt wird. Eine lateinische Ausgabe in 8. erschien zu Basel, ohne Jahrzahl.

Gesammtausgaben seiner Schriften erschienen zu Basel, 1589, 4.; zu Strasburg, 1605, 1613, und 1616, Fol.; und zu Frankfurt, 1603, Fol. Michael Toxites, Arzt zu Hagenau, und Gerhard Dorn, Arzt zu Frankfurt, haben Kommentare über seine alchemistischen und ärztlichen Schriften geschrieben. Adam v. Bodenstein gab unter dem Titel: Metamorphosis, eine Sammlung der alchemistischen Schriften des Paracelsus heraus zu Basel, 1572, 8.; Alexander von Suchten einen Auszug der alchemistischen Häuptstellen, und Glauber einen Kommentar dazu.

Bartholomäus Korndörffer figurirte gegen die Mitte des Jahrhundertes in Deutschland als fahrender Alchemist, und ward von Vielen für einen Adepten gehalten, wenn schon einige Kenner ihn besser durchschauten. In einem Briefe von Oswald Croll, welcher aus dem Plassenburgschen Archiv bekannt gemacht worden ist, heißt es z. B.: „Herr Heusser theilte mir vor einiger Zeit viele Partikular„processe aus den Korndörfferschen Handschriften mit; allein „ich habe sie ihm zurückgegeben und nichts davon abgeschrie„ben.“ Vgl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 39.

Korndörffer verkaufte den Gläubigen alchemistische Vorschriften für ein Viatikum, wie seines Gleichen pflegte, zufrieden, wo nicht Gold, doch Geld zu machen. Die Gläubigen haben seine Recepte nicht verloren gehen lassen, sondern

gesammelt, wie Heusser, und sogar der Ehre des Druckes gewürdigt, nachdem der Meister verschollen war. Im Güldenen Vließ Salomonis Trismosini, (Rorschach und Basel, 1598 — 1604, 4.,) findet man viele derselben abgedruckt, (Tr. II. S. 55. f.). Eine neuere und vollständigere Sammlung derselben führt den Titel: Korndörffer's und Anderer Chemische Schriften von der Tinktur und dem Steine der Weisen. Helmstädt, 1677, 8.

In dieselbe Zeit gehört auch Hieronymus Crinot, welcher viele Länder durchreiset, die Wissenschaft des Steines mit nach Hause gebracht, und ein ungeheures Vermögen damit erworben, dasselbe aber, wie Flamel, zu frommen Stiftungen verwendet, und 1300, sage dreizehnhundert, Kirchen erbaut haben soll. Wer sie gezählt hat, wissen wir nicht. Man weiß auch sonst nichts von seinem Leben, als nur Obiges, welches im Aureum Vellus Sal. Trismosini, I. pag. 47., mitgetheilt wird, wo auch einige seiner Processe abgedruckt sind.

Ein anderer Zeitgenosse, der sich Chrysogomus Polydorus nennt, gab eine Sammlung alchemistischer Schriften heraus, unter dem Titel: Collectio aliquot veterum scriptorum de Alchemia. Norimbergae, 1541, 4.

Georg Agricola, geboren 1494 zu Glaucha in Sachsen, gestorben zu Chemnitz 1555, ein berühmter Metallurg, gehört auch den Alchemisten jener Zeit an, wiewol es scheint, daß er sich in höheren Jahren von ihnen losgesagt habe. Er studirte die Medicin zu Leipzig. Sein Forschergeist, der ihm den Beinamen: Philopeustes, erwarb, trieb ihn in jüngeren Jahren, die Tiefen der Alchemie ergründen zu wollen. Er laborirte viel, und schrieb alchemistische Abhandlungen, die damals gedruckt wurden, aber erst später Aufmerksamkeit erregten, als er durch andere Arbeiten berühmt geworden war. Da diese Erfolge ihm selbst nicht genugthaten, ging er auf Reisen, und suchte die Meister der Kunst in Italien auf. Die fand er nun zwar nicht, erwarb sich

aber nebenbei gründliche Kenntnisse im Berg- und Hüttenfache. Als er nach Sachsen zurückkam, war er im Stande, vortheilhafte Verbesserungen darin anzugeben, wofür er vom Herzog Moritz eine Pension erhielt. Seitdem privatisirte er zu Chemnitz, und schrieb daselbst die metallurgischen Werke, die seinen Namen verewigt haben. Er darf mit dem späteren Alchemisten Johann Agricola nicht verwechselt werden. Vergl. Reimmann Histor. litterar., III. 531.

Seine alchemistischen Schriften sind weder zahlreich, noch von großer Bedeutung. Die darin ausgesprochenen Ansichten hat er schon 1546 in dem Buche: De ortu et causis subterraneorum, l. 5, widerrufen. Sie sind:

1) Rechter Gebrauch der Alchimie, mit viel bißher verborgenen nutzbaren und lustigen Künsten. Köln, 1531, 4.
2) Galerazeya, sive revelator secretorum, 1) De lapide philosophico, 2) De arabico Elixir, 3) De auro potabili. Coloniae, 1531, 16. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1534, 16. Der aus γαλερός und ἄζα gebildete erste Titel bedeutet: Die fröhliche Schwärze, und bezieht sich auf das Produkt der Putrefaktion, welches sonst von den Alchemisten Caput Corvi oder Rabenhaupt genannt wird.

Auch in den sarmatischen Landen hatte seit Koffsky die Alchemie mehr Boden gewonnen. Mähren hatte seinen ersten Alchemisten und, wenn man glauben darf, Adepten an Wenzeslav Lavin, welcher aus einem edeln Geschlechte des Landes stammte. Er hatte ausländische Universitäten besucht, auch lange in Paris verweilt, und brachte glücklich den Stein der Weisen ins Vaterland zurück. Es war ein rothes Pulver, und er besaß es in solcher Fülle, daß er Vielen davon verehrte, woraus man folgerte, daß er es selbst bereite. Diejenigen, welche keinen anderen Gebrauch davon machten, als daß sie es ihren gesammelten Curiositäten beifügten und ihren Freunden gelegentlich vorzeigten, waren

und blieben von seiner Tugend überzeugt; indessen fehlte es nicht an Zweiflern, welche durchaus die Wirkung sehen wollten, und nicht das Pulver. Ein solcher Zeitgenosse Lavin's schreibt in einem Briefe, der aus dem Plassenburgschen Archiv bekannt gemacht worden ist: „Das Pulver des Lavinius habe ich gesehen. Wiewol ich früher in Frankreich „viel Umgang mit ihm hatte, und wußte, daß er sich mit „chemischen Arbeiten beschäftigte, so hätte ich ihn doch nimmer in dem Verdacht gehabt, daß er Metalle veredeln wolle. „Nimm Dich in Acht, Freund, daß es Dir mit dem Pulver „nicht gehe wie unserm Hiller, der mir es geklagt hat, und „spare die Kolen." Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten z. Gesch. d. Goldmachens, S. 43.

Dieser Lavinius, den Manche mit Laevinus Lemnius verwechselt haben, schrieb einen alchemistischen Traktat, betitelt: Caelum terrestre, Himmel auf Erden, (bezüglich auf die Ἀστέρα κάτω der Memphitischen Tafel,) worin das Geheimniß von der Bereitung seines rothen Pulvers zu finden seyn wird. Das Buch ward lateinisch gedruckt und mit Happel's Cheiragogia Heliana herausgegeben zu Marburg, 1612, 8. Auch ist es abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 106., wo er unrichtig Wenceslaus Laevinus genannt wird, und eine französische Uebersetzung in Salmon's Bibliothéque des Philosophes chimiques, Tom. I. N. 6.

In Frankreich, wo Lavin eingeweiht ward, lebten damals einige Alchemisten von Ruf. Einer derselben war der königliche Leibarzt Jean Fernel, geboren zu Montdidier in der Picardie 1506, gestorben zu Paris 1558. Als Arzt, akademischer Lehrer und Schriftsteller ungemein beschäftigt, gewann er dabei doch Zeit zu alchemistischen Arbeiten. Indessen schlägt von seinen Schriften nur eine einzige in dieses Fach. du Fresnoy bezweifelt die Meinung Vieler, daß er Adept gewesen, und vermuthet dagegen, daß er das große Vermögen, welches er hinterließ, durch seine ärztliche Praxis

erworben habe. Vergl. Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 473. T. III. p. 162. Dagegen urtheilt von ihm sein Schüler Oswald Croll in einem Briefe von 1594 also: „Ich empfehle Dir als Freund Fernel's Buch: „De abditis rerum causis, worin er von unserm Steine „handelt. Glaube mir, die Nachkommen können dem Fer„nel nicht genug danken, daß er das Geheimniß so offen „darlegt. Alles ist beinahe buchstäblich zu verstehen, was „er von der Materie, der Form und dem Gewichte sagt. „Nur im Verfahren weicht er von Anderen ab, was einen „geübten Chemiker aber nicht irren kann." Vgl. v. Murr Literar. Nachrichten, S. 40.

Das gerühmte Buch: De abditis rerum causis, besteht in zwei Büchern und 18 Kapiteln. Gedruckt ward es erst nach seinem Tode zu Paris, 1560, 8. In Frankreich scheint man keinen sonderlichen Werth darauf gelegt zu haben, weil es nicht ins Französische übersetzt und nicht in die Sammlungen von Salmon und Richebourg aufgenommen ward.

Noch berühmter ward Fernel's Landsmann, Dionysius Zacharias, oder Dénys Zachaire. Er wird überall nur mit seinen Vornamen genannt, da der von ihm verheimlichte Zuname unbekannt geblieben ist. Soviel weiß man von ihm selbst, daß er von einem edeln Geschlecht in Guienne abstammt und 1510 geboren ist. In Bordeaux erzogen von einem Lehrer, der Alchemist war, theilte er dessen Arbeiten, und Beide setzten sie eifrig fort, als er 1535 die Universität zu Toulouse bezogen hatte, um die Rechte zu studiren. Hier starb sein Mentor. Seitdem arbeitete der Jüngling mit mehren Artisten, die ihn um sein Geld betrogen, auch mit einigen Geistlichen, die es besser meinten, aber sich selbst täuschten. Im Jahre 1539 ging er nach Paris, in der Hoffnung, dort unter vielen Alchemisten einen wahrhaften Meister der Kunst auszufinden. Bald lernte er daselbst über hundert Alchemisten kennen. Es bildete sich unter ihnen ein hermetischer Verein, welcher täglich zusammenkam,

um

um zu philosophiren; aber das alles führte zu nichts. Ein jeder von ihnen suchte sich das Ansehen zu geben, als ob er Ungemeines wisse, und wollte doch im Grunde die Anderen aushorchen. Unter anderem erzählt Denys von einem ausländischen Edelmanne, der eine falsche Tinktur hatte und damit prahlte. Der Zeit nach könnte das Wenzel Lavin gewesen seyn.

Im Jahre 1542 wurde Dionysius Zacharias an Heinrich, König von Navarra, den Großvater Heinrich's des Vierten, empfohlen und von ihm nach Pau berufen. Der König suchte einen Gehülfen bei seinen alchemistischen Arbeiten, der Alchemist aber einen König, auf dessen Kosten er seine Versuche fortsetzen könne. Nach manchen fruchtlosen Unternehmungen zerschlug sich diese Verbindung, und der Alchemist ward ohne Geschenk entlassen, womit er sich etwas unzufrieden bezeigt. Er ging 1546 wieder nach Paris, dann aber nach seiner Heimath, wo er eifrig las, um von den Todten zu erfahren, was die Lebenden versagten. Er studirte den Arnald von Villanova, den Raimund Lullus, die Turba, und den Grafen Bernhard. Die Familie verlangte, daß er ein Amt annehmen solle, machte ihm Vorwürfe, als er sich weigerte, und drohte, ihn unter Vormundschaft zu setzen, damit er nicht gänzlich verarme, denn er hatte sein Erbtheil beinahe schon aufgeopfert.

Endlich fand er den rechten Weg, und zwar glücklicherweise noch zeitig genug, um die Früchte seines Strebens zu genießen, nicht, wie Bernhard, am Ausgange des Lebens. Es war im Jahre 1550, und seinem vierzigsten, da er zum erstenmal in seinem Tiegel Quecksilber zu Gold werden sah. Der Familie entfremdet schloß er seine Rechnung ab, und verließ die Heimath in Gesellschaft eines jungen Verwandten, der ihm als Gehülfe nützlich war. Er wendete sich nach Lausanne, um unbekannt am fremden Orte seiner Kunst zu leben. Soweit erzählt er selbst. Man bemerkt leicht, daß ihm in der launigen Darstellung seiner Irrwege Graf Bernhard als

Muster vorgeschwebt habe, welches allerdings dem Zweifel Nahrung geben könnte. Vergl. L. du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. I. p. 286. s.

Was man außerdem von seinem ferneren Schicksal erfahren hat, ist wenig, und eben genug, um seiner Kunst Zutrauen zu erwerben. In Lausanne arbeitete er mit seinem Gehülfen und heirathete ein schönes Mädchen. Dann beschloß er, zu reisen, um alle Freuden des Lebens aufzusuchen. Die des Weines sagten ihm vor anderen zu; aber die Gattin verband Göthe'ns Wahlverwandschaft mit dem jüngeren Gefährten. Ihn führte Bacchus auf der Reise den Rhein hinab und 1556 nach Köln. Der Adept hatte sich berauscht und war eingeschlafen. Der undankbare Vetter ermordete ihn im Schlafe, nahm seinen Schatz und flüchtete mit der Einverstandenen über den Rhein nach Deutschland. Von diesen Verbrechern hat man nicht wieder gehört; aber die Geschichte des Mordes ward ruchtbar. Kaiser Rudolph's Hofdichter, de Delle, faßte sie in folgende Reime, welche der Verfasser des Fegefeuers der Scheidekunst aus der Handschrift mitgetheilt hat:

Dionys Zachries, ein junger Mann,
Gar bald zum Stein der Weisen kam,
Hatte Lust, die Welt zu beschauen,
Nahm sich eine schöne Frauen,
Auch einen Diener, der ihm verwandt,
Und zog damit in fremde Land.
Der Diener und das Wib
Hatten einander gar lieb.
Fein heimlich und im Stillen
Buhlirten sie nach Willen,
Bis sie nach Cöln kamen am Rhein.
Sich vollgetrunken im süßen Wein
Der Zacharias lag und schlief,
Da bald zu ihm der Diener lief,

Erwürget ihn zur Hand,
Nahm alles, was er fand,
Das Weib und den Schatz so schön,
Dann fuhr er über den Strom
Wol in ein fremdes Land,
Da waren sie unbekannt.

Diese Reime beglaubigen, daß die darin erzählten Umstände um 1600 am kaiserlichen Hofe bekannt waren und für faktisch galten, worauf die Geschichte bauen darf, indem Kaiser Rudolph II. mit großer Sorgfalt von Adepten Nachrichten einzog. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 252. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 489.

Man hat von Dionysius Zacharias nur zwei Schriften, welche er in Lausanne geschrieben zu haben scheint, nicht eben in der Absicht, seine Kunst zu offenbaren, sondern um seines Namens Gedächtniß zu stiften und sich der Nachwelt als Adepten anzukündigen. Wahrscheinlich hat er in französischer Sprache geschrieben, da die Schreibart der ersten französischen Ausgaben wol seiner Zeit entspricht; aber man hat ihn sehr bald ins Lateinische übersetzt, wodurch die Sprache des Originals zweifelhaft geworden ist. Die größere und wichtigere Abhandlung, welche den Stoff zur Geschichte liefert, führt in der ersten Antwerpener Ausgabe folgenden Titel:

Opuscule tres eccelent de la vraye Philosophie naturelle des Metaux, par Maistre Denys Zecaire, Gentilhomme et Philosophe Guiennois. Anvers, MDLXVI. 8. (Vortreffliches Werkchen von der wahren Naturphilosophie der Metalle, vom Herrn Dionysius Zacharias, Edelmann und Philosophen aus Guienne.)

Die Abhandlung besteht in drei Abtheilungen. Die dritte, worin man die allegorische Eröffnung des Geheimnisses sucht, ist in ihrer altfränkischen Schreibart abgedruckt in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 397 — 406. Das ganze Buch findet man abgedruckt in Salmon Bibliothéque des

Philosophes chimiques, T. I. N. 5. Außerdem ist es mehrmals mit anderen Autoren zusammen französisch ausgegeben worden. Lateinisch wurde dasselbe Werkchen unter dem Titel: Dionysii Zachariae, Galli, De chimico miraculo, mit erläuternden Anmerkungen und verglichenen Stellen aus anderen Alchemisten herausgegeben von Gerhard Dorn, Basel, 1583, 8. Eine zweite Ausgabe erschien ebenda, 1600, 8. Unter dem ursprünglichen Titel: Opusculum Philosophiae naturalis metallorum, wurde dasselbe im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 22., abgedruckt, und wiederum unter der Aufschrift: Opusculum chemicum, in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90. Eine deutsche Uebersetzung, von G. Forberger, erschien unter dem Titel: Drei Traktate von der natürlichen Philosophie und der Verwandlung der Metalle in Gold und Silber, Halle, 1609, 8.; eine zweite Uebersetzung ward zu Dresden und Leipzig, 1724, 8., herausgegeben; und eine dritte zu Wien, 1774, 8.

Außerdem hat man von demselben Verfasser noch eine kleinere Schrift, oder vielmehr den ersten Entwurf zu einer Schrift, welche er auszuarbeiten Willens gewesen ist. Es sind Anmerkungen über Flamel's Hieroglyphen. Ob sie französisch vorkommen, ist ungewiß. Man findet sie lateinisch abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 23., unter dem Titel: Annotationes ex Flamello. Manget hat sie in seiner Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90., mit der Naturphilosophie zusammen abdrucken lassen, aber, wie es scheint, nicht recht gelesen, weil es in der Ueberschrift heißt: Cum commentario Flamelli. Neuere haben daher gemeint, Flamel habe über den Zacharias kommentirt, der 150 Jahre nach ihm lebte. Gmelin rügt diesen Anachronismus und erklärt den Commentarius Flamelli für untergeschoben Vgl. Dessen Geschichte der Chemie, Th. I. S. 60.

Zu den französischen Alchemisten jener Zeit gehört ferner Petrus Arlensis de scudalupis, von dessen Persönlich-

keit nur wenig bekannt ist. Er wird Presbyter Hierosolymitanus genannt, welches anzeigt, daß er im Orient gelebt habe. Der Beisatz: de scudalupis, scheint sein Familienname zu seyn, und ist wol aus Ecu de Loup, Wolfschild, übersetzt. Gmelin nennt ihn unrichtig de scandalupis. Arlensis bezeichnet seinen Geburtort, das Städtchen Arles in der Grafschaft Roussillon, welches ein Benediktinerkloster hat, nicht die Stadt Arles in der Provence, weil es dann Arelatensis heißen würde. Dem Namen nach dürfte man versucht seyn, diesen Petrus Arlensis für den Bischof Peter von Arles zu halten, welcher um 1260 lebte und der Lehrer des Papstes Johannes XXII. war; allein von diesem wird nicht angegeben, daß er Priester in Jerusalem gewesen sey; und da unser Petrus unter anderem von den Goldschätzen Peru's spricht, so kann er nicht vor 1530 gesetzt werden. Daß er zuweilen Don genannt wird, welches einen Spanier in ihm vermuthen ließe, mag wol auf einem Irrthume beruhen.

Petrus Arlensis schrieb einen lateinischen, kabalistisch-alchemistischen Traktat, betitelt: Sympathia septem metallorum ac septem selectorum lapidum ad planetas, Von der geheimen Beziehung zwischen den sieben Metallen, den sieben Edelsteinen und sieben Planeten. Es ist eigentlich ein Kommentar über den arabischen Philosophen Balemis, dessen Name in der arabischen Literatur vor 1500 nicht vorkommt, weshalb sein Kommentator höchstens in die Mitte des sechzehnten Jahrhundertes gesetzt werden kann. Beiläufig redet dieser von einem Adepten Georgius Scotus, den er als Zeitgenossen anführt, woraus seine Zeit bestimmter hervorgehen würde, wenn Georgius Scotus bekannt wäre.

Von den Verehrern der arabischen Philosophie wurde jene Sympathia des Petrus Arlensis geschätzt. Aus der Handschrift wurde sie zum ersten Mal im Druck herausgegeben zu Paris, 1610, 8. Spät wurde man in Deutschland aufmerksam darauf durch einen deutschen Kommentar, unter

dem Titel: D. Petrus Arlensis de scudalupis enucleatus, oder Kurzer Auszug der alchymistischen Processe und anderer Curiositäten .... von der Sympathia der sieben Metallen u. s. w., Berlin, 1715, 8. Da die Pariser Ausgabe selten geworden war, das Buch aber nunmehr gesucht wurde, so wurden bald darauf zwei neue Ausgaben veranstaltet, die eine zu Augsburg, die andere zu Hamburg, beide 1717, 4.

Nicht bekannter ist Robertus Vallensis, Ruglandius. Vielleicht war er ein Deutscher, hieß Robert Thaler, und war von Ruhland in der Oberlausitz. Er schrieb eine historische Abhandlung: De veritate et antiquitate artis chymicae et pulveris sive medicinae philosophorum, sive auri potabilis materia et compositione, illiusque mira vi, testimonia et theoremata. (Zeugnisse und Lehrsätze von der Wahrheit und dem Alter der Alchemie, der philosophischen Tinktur oder Medicin, oder von der Materie, Zusammensetzung und Wunderkraft des Trinkgoldes.) Die erste gedruckte Ausgabe erschien zu Paris, 1561, 16.; eine zweite zu Leyden, 1593, 8., die 1600 wieder aufgelegt ward. Ein Abdruck steht im Theatrum chemicum, T. I. N. 1.

Die Mitte des Jahrhundertes war die rechte Zeit der Paracelsisten, welche seit 1542 die Apotheose des Einsiedlers mit dem langen Namen durchzusetzen bemüht waren. Nur Diejenigen gehören hierher, welche als Alchemisten und Panaceisten zugleich sein Lob posaunten. Unter ihnen steht obenan

Adam von Bodenstein, geboren 1528, gestorben 1577. Er war ein Sohn des berüchtigten Karlstadt, studirte Medicin und ward des Paracelsus Schüler, auch in anderer Hinsicht sein rechtes Nachbild. Er lehrte zuerst öffentlich über das System des Paracelsus als Professor der Arzneikunde zu Basel. Als daselbst die Pest ausbrach, kündigte er mit großer Zuversicht seines Lehrers Präservativ an, starb aber selbst an derselben. Er schrieb ein Buch: De lapide Philosophorum, welches mit seinen übrigen Schriften

zu Basel, 1581, in Folio, gedruckt ward. Außerdem verfaßte er ein Sendschreiben an die Herren von Fugger pro asserenda Alchymia, und eine Isagoge in Arnaldi de Villa nova Rosarium, Einleitung zu Arnald's Rosengarten.

Alexander von Suchten, der sonst Suchthenius, irrig auch Suchthonius genannt, und zuweilen, wie z. B. von v. Murr, (Literar. Nachrichten, S. 79.,) mit Setonius verwechselt wird, war gebürtig von Danzig, studirte zu Basel, und ward durch Bodenstein Anhänger des Paracelsus. Er reisete nachher in Italien und Deutschland, nahm kein Amt an, und widmete sein ganzes Leben der Alchemie; ob mit Erfolg, ist unbekannt, denn man hat weniger Nachricht von seinem Leben, als von seinen Schriften, in welchen er sich freilich als Adept ausspricht. Aus denselben ersieht man, daß er die Grundsätze des Basilius Valentinus mit denen des Paracelsus verband. Die Materia prima der Tinktur fand er im Antimon. Seine alchemistischen Schriften wurden zusammen lateinisch und deutsch herausgegeben zu Frankfurt am Main, 1680, 8. Er selbst hat, wie es scheint, nur deutsch geschrieben. Seine Schriften sind:

1) De Secretis Antimonii Liber, Von den Geheimnissen des Antimoniums. Die erste gedruckte Ausgabe von Forberger erschien mit dem Beisatze: E germanico in sermonem latinum translatus, zu Basel, 1575, 8.; eine zweite lateinische zu London, 1670, 8. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Mömpelgard, 1614, 8.
2) Clavis Alchymiae, Schlüssel der Alchemie; ward mit dem vorhergehenden Traktat zusammen deutsch zu Mömpelgard, 1614, 8., herausgegeben. Beide zusammen hat auch Johann Thölden deutsch herausgegeben zu Gera, 1604, 8. Eine neue Auflage erschien ebenda, 1613, 8.; und ein Abdruck zu Nürnberg, 1675, 8.
3) Concordantia chymica, (Uebereinstimmung der Alchemisten); deutsch herausgegeben von Kiefer.
4) Colloquia chymica, Alchemistische Gespräche.

5) Dialogus Alexandri et Bernardi, Gespräch Alex. von Suchten mit dem Grafen Bernhard.
6) De tribus facultatibus, Von den drei Kräften.
7) Explicatio Tincturae Theophrasti Paracelsi.
8) De vera medicina, Von der wahren Tinktur.
9) Elegia ad Brysogonum Sophistam.

Peter Kerzenmacher, dessen Person unbekannt ist, schrieb eine deutsche „Alchimia, oder vom rechten Ge„brauch der Alchimey“. Sie wurde nachher mit Gilberti Cardinalis Bericht von Solvirung der Metalle, Probirung der Edelsteine u. s. w. zusammen herausgegeben zu Frankfurt, 1570, 8.

Georg Phädro Rodacher, ein Alchemist aus derselben Schule, nennt sich Gelleinenhusio-Francus, und war demnach wol von Gelnhausen gebürtig, lebte aber als Arzt zu Ingolstadt. Er schrieb eine lateinische Abhandlung: De Lapide Philosophorum, welche Joh. Andr. Schenk mit seinen übrigen Schriften herausgab zu Frankfurt, 1611, 8. Eine deutsche Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen findet man im Wegweiser zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8. Eine zweite Abhandlung desselben Verfassers: De Hermaphrodito, ist abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 163.

Johannes Chrysippus Fanianus, ein Baselscher Jurist, untersuchte um dieselbe Zeit die Frage, ob die Alchemie eine rechtlich erlaubte Kunst sey. Zuerst schrieb er: Liber de Metamorphosi metallica, et an sit. Basileae, 1560, 4. Dann folgte: De arte metallicae Metamorphoseos. Accedunt variorum JCtorum judicia et responsa de jure artis Alchemiae, an sit ars legitima. Basileae, 1675, 8. Montisbelgardi, 1602, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 12.

Noch gehört endlich in diese Periode der Adept Trautmannsdorf, welcher drei Jahrhunderte gesehen haben

soll; denn man findet, daß er 1462 geboren und 1609 gestorben sey. Dieses Alter von 147 Jahren soll er durch seine Panacee erreicht haben. Wenn er die bekannte Panacee des Lebens, Mäßigkeit, daneben gebraucht haben sollte, so wäre ein so langes Leben nicht ganz beispiellos, und in so fern dürfte man die Wahrheit der Sache dahingestellt seyn lassen, ohne sie geradezu zu verwerfen. Er war aus dem Geschlechte der Reichsgrafen von Trautmannsdorf und lebte als Einsiedler in der Einöde St. Michael. Orte dieses Namens gibt es in Tyrol, im Salzburgschen, in Steyermark und anderwärts; der Erzählung nach ist aber wahrscheinlich Wälsch Michael in der Gegend von Trient gemeint, denn ein Reisender, welcher sich Fridericus Gallus nennt, will ihn im Jahre 1602 aufgefunden haben, nachdem er von Augsburg über Innsbruck 42 Meilen gereiset war.

Anfänglich war der Eremit sehr zurückhaltend, faßte aber nach und nach Vertrauen zu dem Gaste, und zeigte ihm endlich auf inständiges Bitten seine Tinktur, die er aus einem Wandschränkchen der Clause nahm. Sie war in eine goldene Büchse eingeschlossen. Als er sein Licht auslöschte und nun die Büchse öffnete, warf der darin liegende Körper einen deutlichen Schein an die Wand. Bei Licht betrachtet erschien er eyförmig, so groß wie eine Bohne, roth wie ein böhmischer Granat, überaus glänzend, und schwerer als Gold, denn er wog 4½ Loth. Diese Beschreibung stimmt großentheils mit anderen überein, nur nicht im Leuchten, welches an den Bologneserstein erinnert, in welchem die Alchemisten vordem viel suchten. Da dieser aber erst 1630 erfunden wurde, so würde das den Gallus Lügen strafen, man müßte denn annehmen, daß Trautmannsdorf ebendieselbe Erfindung schon vor dem Cascariolo gekannt habe.

Von jenem Trautmannsdorf hat man eine „Gründliche Beschreibung der Partikular- und Universaltinkturen, in deren Ueberschrift er sich N. de Tr., E. ad S. M., d. i. Nobilis de Trautmannsdorf, Eremita

ad St. Michael, nennt. Die dabei stehende Jahrzahl hat man 1590 gelesen. Er citirt darin den Paracelsus oft und nennt ihn Philosophus nostro seculo peritissimus. Demnach bekennt er sich doch nur zu Einem Jahrhundert, ist vielleicht ein Zeitgenosse des Paracelsus, und die Jahrzahl könnte wol 1540 geheißen haben. Angeblich aus dem Lateinischen übersetzt, ist die Schrift abgedruckt in dem Theoretischen und praktischen Wegweiser zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8.

Die Reise des Fridericus Gallus nach der Einöde St. Michael ward deutsch gedruckt mit Biedermann's Unterweisung zur wahren Universalmedicin, (Nürnberg, 1725, 12.); auch mit Mehun's Spiegel der Alchymie, (Ballenstedt und Bernburg, 1771, 8.); und im Theoretisch-praktischen Wegweiser zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8.

Zehntes Kapitel.

Alchemie des sechzehnten Jahrhundertes.

Zweite Hälfte.

Wenn schon Zacharias in Paris allein über hundert Alchemisten fand, und viele andere in den südlichen Provinzen von Frankreich, so wurde die gemeine Goldmacherei doch in Deutschland noch weit stärker getrieben. Die Menge der kunstbegierigen Liebhaber rief eine eben so große Menge loser Wichte hervor, die der Meisterschaft keck sich rühmten, den Gläubigen Gold versprachen und ihnen ihr Silber abnahmen. Der Nürnberger Meistersänger Hans Sachs nahm davon im Jahre 1566 Gelegenheit, vor solchen Betrügern zu warnen. Das geschah in einem Gedicht, welches überschrieben ist: Geschicht Keyser Maximiliani mit dem Alchimisten. Er erzählt darin, daß ein Venediger im Jahre 1513 an des Kaisers Hofe gelebt und demselben zehn Mark Gold gemacht, sodann aber sich heimlich entfernt und folgende Zuschrift hinterlassen habe:

> O Keyser Maximilian!
> Wellicher diese Künste kan,
> Sieht Dich noch römisch Reich nit an,
> Daß er Dir solt zu Gnaden gan.

In der Kemptener Ausgabe seiner Gedichte steht dieses S. 215. Auch ist es vollständig abgedruckt in v. Murr Literarischen Nachrichten, S. 27. Murr sucht darin eine wirkliche Begebenheit, die sich am Hofe zu Wels zugetragen

habe; allein es ist offenbar die Legende vom Römer Morienes und dem Sultan Kalid, welche der Dichter in deutschen Reimen wiedergab, um seinen Zeitgenossen, zunächst den guten Nürnbergern, welche große Lust hatten, das Goldmachen ihren gesperrten Künsten beizugesellen, die gute Lehre einzuschärfen, daß den für Bezahlung dienstfertigen Adepten nicht zu trauen sey. Manche beherzigten die Wahrheit und machten aus obiger Stelle das Sprichwort: Wer diese Kunst recht weiß und kann, der beut um Geld sie niemand an.

Aber die Mehrheit war nicht zu belehren, und die fahrenden Artisten fuhren wol dabei. Ihr Anführer war damals Leonhard Thurneysser, genannt Zum Thurn, geboren zu Basel 1530, gestorben zu Köln 1595. Er war der Sohn eines Goldschmieds, hörte von Paracelsus, und mißbrauchte die vom Vater erlernte Kunst schon im achtzehnten Jahre zum Betrug, indem er übergoldete Bleistangen bei den Juden als pures Gold versetzte, weshalb er flüchten mußte. Nun wanderte er nach England und Frankreich, gesellte sich zu Goldmachern seiner Art und lernte ihre Kunstgriffe. Als Meister kam er nach Deutschland zurück, unter anderen 1555 nach Nürnberg, wo er viel Geld erwarb und vielleicht den Meistersänger zu jener Warnung veranlaßte. Es glückte ihm, das Vertrauen des Erzherzogs Ferdinand zu gewinnen, welchem er sich klüglich nicht als Adepten darstellte, sondern als Einen, dem wenig mehr fehle. Auf dessen Kosten reiste er 1560 bis 1570 nach Schottland, Spanien und Portugal, durch die Barbarei, Aegypten, Arabien, Syrien, Griechenland, Ungarn und Italien, um das letzte Geheimniß der Adepten zu holen. Das brachte er nicht; doch ward im Orient aus dem Goldschmied ein Arzt!

Nach seiner Rückkehr trat er als Leibarzt in Dienste des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und dirigirte zugleich das alchemistische Laboratorium der Kurfürstin zu Halle. Der Hof schmeichelte einem Manne, von welchem

man in zwiefacher Hinsicht so viel erwartete. Er legte Druckereien an, um seine Schriften, denen ein großes Publikum sehnsüchtig entgegensah, würdig auszustatten. Seine Praxis breitete sich schnell aus und gab den Aerzten von Berlin unwillkommene Muße. Er war einige Zeit das Orakel für Stadt und Land, erwarb auch ein großes Vermögen. Indessen ward er von den Verkürzten scharf beobachtet und nicht geschont, auch dem zufolge in seiner Blöße erkannt. Im Jahre 1584 verließ er Berlin, streifte wieder umher und machte Gold, verlor aber sein Vermögen durch einen in Basel gegen ihn erhobenen Proceß, verarmte ganz und starb, ein Gegenstand des Mitleids, in einem Kloster. Vgl. Möhsen's Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Brandenburg, Berlin und Leipzig, 1783, 4., N. 1., S. 55 — 198.

Auf seiner letzten Fahrt legte er eine Probe seiner Kunst ab, welche den Charlatan genugsam bezeichnet. Er speisete in Rom bei dem Kardinal Ferdinand von Medicis, der nachher Großherzog von Toskana ward. Bei der Tafel verwandelte er zum Erstaunen der Anwesenden einen eisernen Nagel halb in Gold. Dieser Nagel ward nachher im Schlosse zu Florenz als eine große Merkwürdigkeit gezeigt, nebst folgendem Zeugniß von der Hand des Großherzogs:

„Doktor Leonhard Thurnheisser hat diesen eisernen Na„gel, den er heiß machte und in ein gewisses Oel tauchte, „dadurch in meiner Gegenwart und vor meinen Augen bei „der Mittagstafel in Gold verwandelt. Rom, den 20. „November.“ (1586.)

Es täuschte Viele, die den Nagel mit eisernem Kopf und goldener Spitze sahen. Man rühmte ihn als einen untrüglichen Beweis für die Wahrheit der Alchemie, und das geschah noch 1772 in Schröder's Alchymistischer Bibliothek, Th. I. Samml. II. S. 77. Indessen hatte Otto Tachen schon 1668 in seinem Hippocrates chymicus, pag. 252., die Sache verdächtig gemacht, und muthmaßlich

angegeben, wie es mit dem Kunststück zugegangen seyn möchte. In Florenz hatte man seitdem besser nachgesehen, und befunden, daß die goldene Spitze angelöthet war. Als Keyßler 1730 in Florenz darnach fragte, wurde der Nagel schon lange nicht mehr gezeigt. Vergl. Dessen Reisen, Th. I. Brief 42. S. 503.

Unter Thurneysser's Schriften sind folgende alchemistischen Inhaltes:

1) Archidoxa (Hauptlehren) in acht Büchern. Darin sind Astrologie, Magie und Alchemie in deutschen Reimen vorgetragen. Er hat dieses Machwerk auf einer Seereise zu Stande gebracht. Die erste Ausgabe erschien zu Münster, 1569, 4.; eine zweite im Selbstverlag zu Berlin, 1575, Fol.
2) *Μεγάλη Χυμία*, vel Magna Alchymia, (Die große Chemie oder Alchemie,) in dreißig Büchern; handelt von Allem in der Welt. Die erste Ausgabe erschien zu Berlin, 1583, Fol.; eine zweite zu Köln, 1587, Fol.
3) De Transmutatione Veneris in Solem, (Von der Verwandlung des Kupfers in Gold). Diese Offenbarung hat er nur auserwählten Freunden gegönnt, weshalb sie nur in Handschriften vorkommt. Vergl. Möhsen's Beiträge zur Geschichte u. s. w., S. 127. 198.

In Thurneysser's Glücksperiode fällt die Geschichte des Adepten Sebastian Siebenfreund. Derselbe war von Schkeuditz bei Leipzig gebürtig und eines Tuchscheerers Sohn. Als Knabe trat er in Dienste bei einem polnischen Herrn, der ihn mit sich nach Italien nahm, dort aber starb. Siebenfreund fand Aufnahme in einem Kloster zu Verona und ward Mönch. Ein alter Bruder des Klosters gewann ihn lieb und entdeckte ihm auf seinem Sterbelager das Geheimniß vom Steine der Weisen, hinterließ ihm auch eine schriftliche Anweisung. Siebenfreund ging damit nach Preußen, und arbeitete im Kloster Oliva bei Elbing nach der empfangenen Vorschrift die Tinktur in drei Vierteljahren aus.

Darauf ging er nach Deutschland zurück, um frei vom klösterlichen Zwange die Frucht seiner Arbeit zu genießen.

Zu Hamburg traf er im Wirthshause einen schottischen Edelmann, der an der Gicht litt und das ganze Haus mit seinem Wehruf beunruhigte. Der Mönch gab dem Kranken mit einer Arznei in vierundzwanzig Stunden seine völlige Gesundheit wieder. — Soweit stimmen die Nachrichten überein. Dagegen wird der weitere Verfolg abweichend erzählt. Die glaublichere Fortsetzung ist aber folgende:

Die schnelle Heilung des Schotten setzte den Wirth, seine Hausgenossen und Gäste in Verwunderung. In demselben Wirthshause wohnten damals zwei Wittenberger Studenten, Nikolaus Clobes und Jonas Agrikola von Freyburg, außer ihnen auch noch ein Zwickauer, welcher nicht genannt wird. Die Studiosen vermutheten, daß jene kräftige Arznei nur der Stein der Weisen seyn könne. Sie regten den Schotten an, daß er den Mönch darüber ausholen und die Bereitung zu erfahren suchen solle. Auf dessen Befragen gestand Siebenfreund ein, die gebrauchte Arznei sey ebendasselbe Ding, womit man die Metalle veredeln könne. Zum Beweise nahm er einen Löffel von Zinn, erhitzte ihn über einer Feuerflamme, und rieb die Hölung mit einigen Stäubchen der Arznei, welche sofort eindrang und das Zinn, so weit sie es berührte, in Gold verwandelte. Der Schotte bat vergebens um einen Theil der Tinktur und erhielt nur den Löffel zum Andenken.

Der Adept reisete mit seinem Diener von Hamburg ab, und schlug, um von den Neugierigen nicht weiter belästigt zu werden, einen anderen Weg ein, als er im Gasthause angegeben hatte. Er ging über Lüneburg und Magdeburg nach Wittenberg, wo er bei dem Professor Bach vier Monat wohnte. Nicht lange nach ihm kamen auch die drei Studenten an, zu welchen sich noch der Schotte und Dr Leonhard Thurneysser von Berlin gesellten. Siebenfreund's Diener besuchte auf einige Tage seine Aeltern, die

in der Nähe von Wittenberg wohnten. Unterdessen wohnte sein Herr einer Hochzeit bei und kam berauscht nach Hause. In diesem Zustande überfielen ihn jene fünf Neider, schnitten ihm den Hals ab, und warfen den Leichnam über die Stadtmauer in den Zwinger, wo man ihn erst zwei Jahre nachher fand. Die Mörder verschwanden aus Wittenberg. Der zurückkehrende Diener fand den Nachlaß seines Herrn unberührt, aber keine Tinktur. Auf seiner Aussage beruht diese Erzählung. Vergl. Quadratum alchymisticum, (Hamburg, 1705,) S. 61. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 33 — 42.

Wiewol diese Erzählung durch genannte Personen und örtliche Umstände beglaubigt wird, so fehlt doch viel daran, daß man aus ihr einen triftigen Beweis für die Wahrheit der Alchemie entnehmen könnte. Es ist darin Manches, was den Prüfenden zum Zweifel stimmt, und vermuthen läßt, Siebenfreund sey nicht mehr und weniger gewesen, als die meisten seiner fahrenden Brüder. Parteiische Erzähler haben die Legende von ihm künstlich aufgeputzt, um einigen Wahrschein herauszustellen. Wenn Leonhard Thurneysser an dem Morde Theil genommen hat, worin alle Angaben übereinstimmen, und von Berlin dazugekommen ist, so muß der Vorfall um das Jahr 1570 stattgefunden haben, und dann liegt zwischen ihm und der Ausgabe des Alchemistischen Quadrats ein Zeitraum von 135 Jahren. Es entsteht also die Frage, woher der Verfasser des Quadrats seine Nachricht genommen habe, und das hat er nicht deutlich nachgewiesen. Allerdings meldet Theobald van Hoghelande schon 1600 davon, aber nur verworrene Gerüchte. Er und der Verfasser des Fegefeuers der Chymisten nennen andere Personen und Umstände.

Will man dem Verfasser des Alchemistischen Quadrats glauben, daß Siebenfreund's Diener jene Erzählung entweder selbst niedergeschrieben, oder einem Anderen, der sie aufschrieb, mitgetheilt habe; so bleibt doch sehr unwahr-

schein-

scheinlich, daß der Diener die ferneren Schicksale der Mörder habe erfahren können, die er zum Theil in England, zum Theil in Schweden und auf der See verunglücken läßt, um poetische Gerechtigkeit zu üben. Das Auffallendste bei der Sache ist, daß auch die ferneren Schicksale des Zwickauers gemeldet werden, wiewol dessen Name ungenannt bleibt. Wie konnte man erfahren, was dem Unbekannten in der Folge begegnete? Zwar haben Einige behaupten wollen, der Zwickauer sey Sebald Schwertzer gewesen; aber das ist eine Konjektur, die mit Schwertzer's bekanntem Lebenslauf nicht wol vereinbart werden kann.

Zugestanden endlich, daß Siebenfreund zu Wittenberg von den genannten Personen in der besagten Absicht ermordet worden sey, so folgt daraus nicht, daß er ein Adept gewesen, sondern nur, daß sie ihn dafür gehalten haben. Es könnte leicht seyn, daß da nur Ein Schelm den anderen überboten hätte. Die Probe mit dem Löffel ist höchst verdächtig, und mag nur eine Vergoldung gewesen seyn, die mit feinzertheiltem Golde, wie der Vitriol es fällt, leicht hervorgebracht werden konnte. Etwas Besseres hat auch Thurneysser nicht davongebracht, weil er sich in Rom mit einem so erbärmlichen Taschenspielerkunststück behelfen mußte. Die ganze Sage reducirt sich also auf eine eingebildete Tinktur und einen vorgeblichen Adepten.

Eine ganz ähnliche Begebenheit erzählt Matthias von Brandau aus derselben Zeit. Albrecht Beyer, ein Carmelitermönch, der im Jahre 1570 aus Italien nach Deutschland zurückgekommen war, soll in Augsburg und Nürnberg Proben abgelegt haben, nach welchen man nicht zweifelte, daß er Adept sey; aber böse Buben überfielen ihn bei Nacht, erstickten ihn im Bette und raubten seine Tinktur. Derselbe Beyer wird als Schriftsteller angeführt. Er soll einen Kommentar über den Grafen Bernhard und ein Gespräch mit dem Spiritu Mercurii hinterlassen haben. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 38.

Mehr solcher Scheingoldmacher aus jener Zeit werden in dem Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie aufgezählt. Zu dieser Sippschaft gehörte auch eine Frau, Anna Maria Ziegler, genannt Schlüter's Ilse, welche dem Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg goldene Berge vorspiegelte, endlich aber des Betruges überwiesen und 1575 auf eine grausame Weise hingerichtet wurde. Man verbrannte sie in einem eisernen Stuhle. Vgl. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. III. S. 404.

Das Unwesen betrügerischer Alchemisten hatte schon früher zur Folge gehabt, daß Viele an der Wahrheit der Alchemie zweifelten, ihre Zweifel auch öffentlich kund gaben. Nach den erzählten Vorgängen geschah das mit größerem Nachdrucke und mit allgemeinerem Beifall. Thomas Lieber, der sich in seinen Schriften Erastus nannte, unter welchem Namen er mehr bekannt ward, trat als ein erklärter Widersacher der Alchemie auf. Er war 1523 zu Auggen bei Basel geboren und starb 1583 als Professor der Medicin zu Basel. Sein Hauptgegenstand war, die Widersprüche und Prahlereien des Paracelsus und seiner Jünger aufzudecken. Da nun Paracelsus die Alchemie seinem System, wenn man so sagen kann, als eine Hauptstütze untergeschoben hatte, so war seines Gegners Trachten, sie zu vernichten. Theils suchte er die Nichtigkeit der Alchemie aus philosophischen Gründen darzuthun, theils aus historischen Thatsachen zu erweisen. Seine theoretischen Einwendungen sind hauptsächlich gegen den Trimaterialismus gerichtet. Mit leichter Mühe erweiset er, daß Salz, Schwefel und Quecksilber die Urstoffe der Metalle nicht seyn können, nimmt also mit Unrecht die tropischen Benennungen der Alchemisten im eigentlichen und buchstäblichen Sinne. Schon dadurch verfehlt er sein Ziel, welches er auch dann nicht treffen würde, wenn es ihm gelungen wäre, den Trimaterialismus in der That zu widerlegen. Die Alchemie konnte immer wahr seyn, wenn auch die Alchemisten eine falsche Theorie hatten, so wie Ver-

brennung, Gährung und andere Erscheinungen darum nicht minder wahr sind, weil man damals irrige Ansichten davon hatte. Es kam also in der Hauptsache auf die Erfahrung an. Seinen historischen Beweis baut er auf die Erzählung mehrer Fälle, wo man notorisch Betrüger entlarvt hatte. Aber tausend solcher Thatsachen genügen noch nicht zu einem indirekten Beweise gegen die Alchemie, dagegen eine einzige unbestreitbare vom Gegentheile zum direkten Beweise für die Alchemie schon zureichend ist. Also steht keiner von beiden Beweisen für sich fest. Einer soll den andern unterstützen, aber sie fallen mit einander. Doch muß billigerweise anerkannt werden, daß Lieber für seine Zeit nicht mehr leisten konnte, weil die Alchemie ihre besten praktischen Beweise erst nach 1600, und ihre theoretischen seit 1800 angefangen hat. Diejenige seiner Schriften, in welcher er vorzugweise die Alchemie bestritt, ist seine Explicatio quaestionis famosae illius, utrum ex metallis ignobilibus aurum verum et naturale arte conflari possit, (Untersuchung jener berüchtigten Frage, ob aus unedeln Metallen wahres und dem natürlichen gleiches Gold durch Kunst herausgebracht werden könne,) Basileae, 1572, 4. Ebendieselben Grundsätze und Folgerungen finden sich auch in seiner Disputatio de Auro potabili, (Streitschrift vom trinkbaren Golde,) Basileae, 1578, 1584, 4., und anderen Schriften, welche der medicinischen Literatur angehören.

Italien war das Land, woher die Deutschen Licht erwarteten, weil Laaz, Trismosinus, Siebenfreund, Beyer und Andere mehr von dort erleuchtet zurückkamen. Dagegen hatte man in Italien gleiches Vertrauen zu den Deutschen, wie Thurneysser's achtungvolle Aufnahme in Rom zeigt. Ohne Zweifel war man diesseit und jenseit der Alpen in gleichem Falle. Falsche Adepten gab es auch dort. Einer derselben, Antonius Tarvisinus, benannt von einem Städtchen im Gebiete von Venedig, wo er Apotheker war, erfrechte sich im Jahre 1568, den Doge und Rath von Vene-

dig zu Zeugen seiner Kunst zu machen und Gold aus Queck-silber zu zaubern; allein der Betrug ward entdeckt und er schimpflich bestraft, wie Th. Lieber in s. Explicatio quaestionis etc., p. 110., umständlich erzählt.

Nicht lange nachher sandte der Orient ein Probestück seiner Mysterien in dem berüchtigten Mamugnano oder Bragadino. Er hieß eigentlich Mamugna, war ein Grieche, gebürtig von der Insel Cypern, und gab sich für einen Sohn des venetianischen Gouverneurs von Famagusta, des Grafen Marco Antonio Bragadino, welcher 1571 von den Türken gefangen und ermordet ward. Unter dem Namen Mamugna hatte er im Orient die Rolle des Adepten mit Glück gespielt. Der Reisende de Villamont berichtet in seiner Reise nach Jerusalem, Bd. III. Kap. 18., daß er ihn dort angetroffen und sich von seiner Kunst überzeugt habe. Nach diesen Vorübungen ging der Künstler 1578 nach Italien, wo er sich einen Grafen Mamugnano nannte. In Brescia gelang es ihm, den Markgrafen Martinengo für sich einzunehmen, der seiner Kunst und Herkunft Glauben schenkte und ihn mit Empfehlungen an einige Große in Venedig versah. Er glänzte in den Kreisen der Nobili als eine neue Erscheinung und machte großen Aufwand. Insgeheim vertraute er einigen Freunden, daß der Stein der Weisen die Quelle seines Reichthums sey. Im Hause des Nobile Cantareno machte er zur Probe Gold aus Quecksilber, oder vielmehr aus Goldamalgama, indem man erzählt, daß er es abrauchte, und daß nur ein Theil als Gold zurückblieb. Dieselbe Probe wiederholte er im Palast Dandolo zur größten Verwunderung des Adels, verehrte auch dem Doge ein graues Pulver, als die vorgebliche Tinktur, und gab ihm sogar eine schriftliche Anweisung zu deren Verfertigung. Durch Otto Tachen, welcher späterhin die Sache zu untersuchen veranlaßt ward, wissen wir, daß die Tinktur falsch war, die Anweisung aber von dem Arabisten Aristoteles herrührt, und ebendieselbe ist, welche im Theatrum chemicum, T. III.

N. 50., abgedruckt steht. Vgl. Clauder's Abhandlung vom Universalsteine. Schröder's Alchymist. Bibliothek, Bd. II. S. 106. f.

Im Jahre 1588 verließ er Venedig und ging nach Deutschland. Hier nannte er sich den Grafen Marco Bragadino, und gab vor, daß seine Familie ihn verfolge. In mehren Hauptstädten prahlte er mit seiner Kunst, durch Hülfe der Magie Gold zu machen. Zur Beglaubigung seiner Macht über die Geister führte er zwei schwarze Bullenbeißer mit sich, die freilich ein satanisches Ansehen hatten. In Wien hatte er großes Aufsehen erregt, und ging von da nach München, wollte auch Prag und Dresden noch besuchen. In München machte er seine Probe am Hofe; allein man entdeckte die Betrügerei; und da er zugleich des falschen Namens überführt worden war, wurde er 1590 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einem gleichfalls vergoldeten Galgen aufgehängt. Die unschuldigen Dämonen wurden zugleich unter dem Galgen erschossen. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 262. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 53.

Neben solchen Adepten hatte Italien auch seine alchemistischen Schriftsteller in diesem Zeitraume, selbst in Venedig, wo zwar die Alchemie seit lange schon gesetzlich verboten war, die regirenden Patricier aber selbst nicht ungläubig waren und das Gesetz umgingen. So durfte es geschehen, daß der venedische Dottore Lorenzo Ventura die Alchemie in Schriften pries und lehrte. Er schrieb ein Buch: De ratione conficiendi Lapidis philosophici, welches aber nicht in Venedig, sondern zu Basel, 1571, 8., gedruckt ward. Abgedruckt ist es im Theatrum chemicum, T. II. N. 40. Eine deutsche Uebersetzung gab Töpfer (Figulus) mit seinem Rosarium novum olympicum heraus zu Basel, 1608, 4.

Guilielmo Gratarolo, der gewöhnlich lateinisch Gratarolus citirt wird, geboren zu Bergamo 1516, ging

1549 nach Deutschland, um Protestant zu werden, ward Professor der Medicin zu Marburg, und dann zu Basel, wo er 1568 starb. Zu den Alchemisten gehört er mehr als Herausgeber, denn als Verfasser eigener Schriften. Er redigirte zwei Sammlungen von Alchemisten. Die erste erschien unter dem Titel: Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina certusque modus, wie auch unter dem Titel: Verae Alchymiae scriptores aliquot collecti et una editi, in zwei Bänden zu Basel, 1561, Fol. Die zweite Sammlung in drei Bänden ist erst nach seinem Tode gedruckt worden, unter dem Titel: Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Vol. II, Basileae, 1572, 1593, 8. Vol. III., 1610, 8. Die erstere Sammlung enthält von ihm selbst eine Artis secretissimae et certissimae Defensio, und eine alchemistische Nomenklatur.

Giovanni Baptista Nazari, gebürtig von Brescia, wo er auch lebte, war Grataról's Zeitgenosse, und arbeitete vierzig Jahre in der Alchemie, aber nicht praktisch, sondern literarisch. Unermüdlich las er alle Schriften der Alchemisten, und suchte durch Vergleichung vieler Stellen das Geheimniß herauszubringen, wozu die Geständnisse des Grafen Bernhard und des Denys Zachaire Veranlassung gaben. Die Resultate dieser Nachforschungen machte er bekannt unter dem Titel: Della trasmutazione metallica Sogni tre, (Drei Träume von der metallischen Transmutation). Die erste Ausgabe erschien zu Brescia, 1572, 4.; eine zweite 1599. Die verglichenen Stellen selbst ordnete er in seiner Concordanza dei filosofi, (Uebereinstimmung der Weisen,) Brescia, 1599, 4.

Alessandro Carreri, Professor zu Padua, schrieb eine lateinische Dissertatio, an possint arte simplicia veraque metalla gigni, (ob einfache und wahre Metalle durch Kunst erzeugt werden können,) Padua, 1579, 4. Eine zweite Ausgabe erschien zu Basel, 1582, 8. Auch wurde

die Schrift mit Wittstein's Quinta essentia chemicorum wieder abgedruckt.

Francesco Quadrammo, ein Augustinermönch, schrieb eine Vera dichiarazione di tutte le metafore degli Alchimisti e dell' inganni degli Alchimisti moderni, (Erklärung der bildlichen Ausdrücke der Alchemisten und der Betrügereien der neueren Alchemisten). Diese Schrift erschien zu Rom, 1587, 4., nach Thurneysser's Anwesenheit.

Fabio Glissenti, von Vestone gebürtig, Arzt in Venedig, wo er 1620 starb, schrieb eine italiänische Abhandlung: Della pietra de filosofi, gedruckt zu Venedig, 1596, 4.; und nochmals, 1609, 4. Eine lateinische Uebersetzung erschien zu Gießen, 1671, 8.

Leonardo Fioravanti aus Bologna, Arzt zu Palermo, ein gefeierter Panaceist, schrieb ein Compendio di secreti rationali, (Vernunftgeheimnisse,) zum Theil alchemistischen Inhalts, Venedig, 1571, 8.

Isabella Cortese schrieb über verborgene Künste der Alchymie u. s. w. eine italiänische Abhandlung, Venedig, 1561, 8. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Hamburg, 1592, 8., auch zu Frankfurt, 1596, 8.

Frankreich hatte in diesem Zeitraume einige Alchemisten von Ruf, von denen jedoch keiner die Insignien des Adeptengrades erlangte.

Bernard Palissy, gebürtig von Xaintes, bekannt durch die Fabrikation der Fajence, die er in Frankreich einführte, beschäftigte sich mit der metallischen Chemie und Alchemie. Dieser gelehrte Töpfer, wie man ihn oft nennt, hat mehre Schriften hinterlassen, welche in die Technologie und Alchemie einschlagen und von 1557 bis 1580 gedruckt worden sind. Darunter ist ein Récepte véritable, par la quelle tous les hommes de la France pourront apprendre à multiplier leurs trésors, (Wahrhafte Anweisung, wie alle Franzosen ihr Vermögen vergrößern können,) auch

unter dem Titel: Moyen de devenir riche avec plusieurs secrets des choses naturelles, (Mittel, durch verschiedene Naturgeheimnisse reich zu werden,) gedruckt zu Rochelle, 1563, 4.; auch zu Paris, 1636, 8.; zuletzt in seinen sämmtlichen Schriften zu Paris, 1777, 8.

Jean Digop, lateinisch Digopius, schrieb eine Alchimia, sive auri multiplicatio, welche zu Paris, 1573, 8., gedruckt ward.

Louis Lazarel schrieb sein Bassin d'Hermes, gedruckt zu Paris, 1577, 8.

Blaise de Vigenère, geboren zu Pourçain 1522, gestorben zu Paris 1596, war ein Diplomat, welcher sich in Zeiten der Muße mit Alchemie beschäftigte. Er hinterließ eine Abhandlung: Du feu et du sel, welche nach seinem Tode zu Paris, 1608, 4., gedruckt wurde. Neue Ausgaben erschienen zu Rouen, 1642 und 1651, 4. Eine lateinische Uebersetzung ist im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 169., abgedruckt.

Gaston de Claves, lateinisch Gasto Clavaeus, zubenannt le Doux oder Dulco, war ein Rechtsgelehrter und Stadtpräsident zu Nevers, daneben ein eifriger Verehrer der Alchemie. Mit Feuer warf er sich zum Anwalt derselben auf und vertheidigte sie gegen Thomas Lieber. Sein guter Styl erwarb ihm den Beinamen des Angenehmen, und die Alchemisten trauten ihrem Freunde geheime Kenntnisse zu, hörten wenigstens gern ihr Lied. Seine Schriften sind:

1) Apologia Argyropoeiae et Chrysopoeiae contra Erastum, (Rechtfertigung der Gold- und Silberkunst gegen Lieber). Erste Ausgabe: Nevers, 1590, 8.; neuere Genf, (Coloniae Allobrogum,) 1598, 1612, 8.

2) De triplici praeparatione auri et argenti, (Von der dreifachen Bereitung des Goldes und Silbers,) Nevers, 1592, 8.; ward mit N. 1. zusammen herausgegeben zu Urseren, (Ursellis,) 1601, 8.; und zu Frankfurt, 1602,

8.; auch abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 110. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris, 1695, 12.; eine deutsche erschien unter dem Titel: Köstliches Büchlein vom Stein der Weisen, zu Halle, 1617, 8.

3) De recta et vera ratione progignendi lapidis philosophici seu salis aurifici et argentifici Tractatus duo, (Zwei Abhandlungen von der rechten und wahren Erzeugung des gold- und silbermachenden Salzes,) Nevers, 1592, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 111.

4) Philosophia chemica. Diese erschien nach seinem Tode zu Genf und Leyden, 1612, 8.

Bernard Gabriel Penot, gebürtig von St. Marie in Guienne, hatte in Basel studirt, und war durch Bodenstein der Schule des Paracelsus gewonnen worden. Zuversichtlich widmete er sein ganzes Streben der Erfindung des Steins der Weisen, setzte dabei sein ganzes Vermögen zu, und starb in der größten Armuth im Hospital zu Isserten. Am Ende seines Lebens verfluchte er die Alchemie, und meinte, wer seinen Todfeind sicher verderben wolle, müsse ihn bereden, Alchemie zu treiben. Bevor diese Verzweiflung über ihn kam, vertheidigte er die Alchemie gegen Michelius und andere Widersacher in folgenden lateinischen Schriften:

1) Quaestiones et Responsiones philosophicae, (Philosophische Fragen und Antworten); abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 34

2) Canones philosophici, (Philosophische Vorschriften); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 35.

3) Extractio Mercurii ex auro, (Ausziehung des Merkurs aus dem Golde); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 36.

4) Dialogus de arte chemica, (Gespräch von der chemischen Kunst); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 37.

5) Libellus de Lapide philosophorum, (Büchlein vom Stein der Weisen); abgedruckt mit seinen Tractatus va-

rii de praeparatione et usu medicamentorum chemicorum, Francofurti, 1594, 8.; Ursellis, 1602, 8.; Basileae, 1606, 8.

6) Abditorum chymicorum tractatus varii, (Verschiedene Abhandlungen von chemischen Geheimnissen,) Francofurti, 1595, 8.

7) Apologia Chemiae transmutatoriae, (Rechtfertigung der Chemie der Metallverwandlung); abgedruckt mit seinem Libellus de Denario medico, Bernae, 1608, 8.

8) Vademecum Theophrasticum, (Taschenbuch des Paracelsisten); deutsch herausgegeben von Joh. Hippodamus, Magdeburg, 1607, 4.

9) Aegidii de Vondis Dialogus inter naturam et filium philosophiae, (Aegidii de Vondis Gespräch der Natur mit dem Sohne der Weisheit,) Francof., 1595, 8.

Nicolas Barnaud, lateinisch Barnaudus citirt, gebürtig von Crest im Delphinat, machte um dieselbe Zeit Aufsehen als Zeuge für die Alchemie. Dem Märtyrer Penot stellte man ihn als den Glücklichen gegenüber; denn ein Gerücht, welches wol nicht ohne sein Zuthun entstand, verlautbarte, daß er durch die Alchemie großen Reichthum erlangt habe. Vgl. Libavii Defensio Alchymiae contra Guibertum, p. 234. 250. Er hatte als angehender Arzt in Prag seine Schule gemacht und dort merkwürdige Projektionen mit angesehen. Für deren Wahrhaftigkeit trat er nachher als Augenzeuge auf, und gab sich das Ansehen, als ob er das Geheimniß mit davongetragen habe. Letzteres wird durch nichts beglaubigt, und vermindert nur die Glaubwürdigkeit seines Zeugnisses, welches die Nachwelt außerdem dankbar erkennen würde. Ihn verführte der damalige Zeitgeist, vermöge dessen der Schein alchemistischer Kenntnisse einem Arzte Ruf, mittelbar auch Gold verschaffen konnte, und diesen Zweck erreichte er freilich bei den Zeitgenossen. Er prakticirte einige Zeit in Genf, später in Holland, und schrieb fleißig. Seine alchemistischen Schriften sind folgende:

1) Brevis elucidatio arcani philosophorum, (Kurze Erläuterung des Geheimnisses der Weisen); gedruckt zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 92.
2) Theosophiae Palmarium, tractatulus chemicus anonymi cujusdam philosophi antiqui, (Palmenhain der Theosophie,) angeblich von einem alten, ungenannten Philosophen; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 95.
3) De occulta Philosophia, Epistola cujusdam patris ad filium, (Brief eines Vaters an seinen Sohn über die verborgene Weisheit); erschien zu Leyden, 1601, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 96.
4) Dicta Sapientum de Lapide, (Sprüche der Weisen vom Steine); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 97.
5) Processus aliquot chemici, (Chemische Processe); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 86.
6) Carmen de Lapide, (Gedicht vom Steine); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 87.
7) In aenigmaticum quoddam epitaphium Bononiae lapidi insculptum Commentariolus, (Ueber eine Inschrift zu Bologna); abgedruckt in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 117.
8) Extractum e Caroli Caesaris Malvasii Tractatu super eodem Epitaphio; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chem., N. 118.
9) Triga chemica, eine Sammlung von drei alchemistischen Schriften; erschien zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., N. 93.
10) Quadriga aurifica, eine ähnliche Sammlung von vier Schriften; erschien zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., N. 94.

In den Niederlanden war damals zugleich mit Barnaud Joost van Balbian, gebürtig von Aelst in Flandern, für die Literatur der Alchemie thätig, indem er

Abhandlungen von älteren Alchemisten sammelte und aus den Handschriften abdrucken ließ, unter dem Titel: Tractatus septem de lapide philosophico, e vetustissimo codice desumpti, in lucem dati a Justo a Balbian, Alostano. Lugduni Batavorum, 1599, 8. Es sind meistens Schriften anonymer Verfasser, die aber doch Aufmerksamkeit erregten. Die Sammlung ward nachher im Theatrum chemicum, T. III. N. 78., abgedruckt. Eine italiänische Uebersetzung erschien zu Rom, 1624, 8., die 1629 neu aufgelegt wurde.

Kaiser Rudolph der Zweite war in jenem Zeitraum gleichsam Fürst der Alchemisten, und seine Residenz der Sonnenpunkt der Alchemie. Geboren zu Wien 1552, erzogen aber in Spanien am Hofe Philipp's des Zweiten, faßte er früh schon Neigung zu geheimen Wissenschaften. Nach seiner Rückkehr ward er 1572 König von Ungarn, 1575 König von Böhmen, folgte dem Vater 1576 auf dem Kaiserthrone und nahm seine Residenz zu Prag. In den nächsten Jahren widmete er sich den Sorgen der Regierung mit Treue, und seine Lieblingstudien, Astrologie, Magie und Alchemie, füllten nur die Stunden der Erholung aus. Als aber durch die Händel der Katholischen und Protestanten, durch Türkenkriege und Anmaßungen der Reichsfürsten die Verhältnisse immer verwickelter und schwieriger wurden, war sein friedliebender Sinn der Zeit nicht mehr gewachsen. Die Erfüllung der Regentenpflichten ward ihm lästig, mehr und mehr entzog er sich den Geschäften, verschloß sich in seine Hofburg, und gab sich ganz den Forschungen hin, welche er über alles Irdische setzte. In diesem Zustande tritt er hier als handelnde Person auf.

Nur Eingeweihte der genannten Mysterien umgaben ihn fortan. Tycho de Brahe und Kepler mußten ihre Talente seinen astrologischen Berechnungen leihen, der Magus Dee schloß ihm das Reich der Geister auf, und seine Leibärzte waren Alchemisten, wie z. B. Thaddaus von

Hayek, nach ihm Michael Mayer und Martin Ruhland. Seine Kammerdiener waren vornehmlich als Gehülfen seiner unablässigen alchemistischen Arbeiten beschäftigt, namentlich Hans Marquard, genannt Dürbach, Johannes Frank, Martin Rutzke, und Mardochäus de Delle. Der Letzte, ein Italiäner, gebürtig von Vitri im Mailändischen, machte den Hofpoeten, und brachte die Adeptengeschichten zum Vergnügen seines Herrn in deutsche Reime, zu welchen mehre Hofmaler die Bilder in auserlesenen Farben lieferten. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 63. f.

Außerdem waren alle fahrende Alchemisten bei ihm willkommene Gäste. Fast täglich hatte er Zuspruch von ihnen, und beschenkte sie reichlich, wenn sie interessante Versuche anzustellen wußten. Die etwa nicht von selbst kamen, ließ er holen, so weit des Römischen Reiches Gränzen reichten, und mit Ausländern von Ruf korrespondirte er fleißig. Die Alchemisten waren nicht undankbar gegen ihren Schutzherrn, nannten ihn den deutschen Hermes Trismegistos, und rühmten seine Wissenschaft an den Kreuzwegen. Von Vielen wurde er sogar zu den Adepten gezählt. Man ward in dieser Meinung bestärkt, als er 1612 gestorben war, da man unter seinem Nachlaß, außer einer aschgrauen Tinktur, vierundachtzig Centner Gold und sechzig Centner Silber vorfand, die in Ziegelsteinformen gegossen waren. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 66. 77.

Wennschon solche Beweise auf der Wage schwer ins Gewicht fallen, wiegen sie doch die Zweifel nicht auf, die dem Unbefangenen aus allen Umständen entgegentreten. Von jener Tinktur wird mancherlei Widersprechendes erzählt. Nach Einigen soll Rutzke sie gestohlen haben; nach Anderen ist sie an die Familie gekommen; aber nichts hat einen sichern historischen Grund. Das Gold, und Silber will wenig sagen, da er bei kaiserlichen Einkünften und einer so beschränkten Hofhaltung leicht zurücklegen konnte. Wahrscheinlich sind

jene Barren aus gemünztem Gold und Silber zusammengeschmolzen worden, um zu alchemistischen Processen zu dienen.

Wiewol dem gekrönten Dilettanten demnach die Adeptenkrone abgesprochen werden möchte, so war er doch gewiß ein gelehrter Kenner, dessen Urtheil nicht zu verachten ist. Nie hat ein Anderer gleich ihm in der Lage sich befunden, Erfahrungen zu sammeln, zu prüfen und zu vergleichen. Seine stets ausgesprochene Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie ist und bleibt immer ein wichtiges Zeugniß für die Geschichte. Man darf vielleicht sagen, daß er die wahre Alchemie geboren werden sah, und daß sein Leben, verloren in der Weltgeschichte, in der Geschichte der Alchemie Epoche macht, was sich freilich erst dann deutlich herausstellt, wenn man die folgenden Erzählungen zusammennimmt.

England bot damals eine sonderbare Erscheinung dar, in dem berufenen Edward Kelley, der wahrscheinlich Gold gemacht hat, und doch kaum Alchemist, viel weniger Adept zu nennen ist. Er hieß eigentlich Talbot, war zu Worchester 1555 geboren, prakticirte als Notar zu Lankaster, ward überwiesen, Urkunden verfälscht zu haben, und mit abgeschnittenen Ohren fortgejagt. So flüchtete der Held nach Wales.

In dem Wirthshause eines Gebirgdorfes, wo er einkehrte, fand er eine alte Handschrift, welche die Bewohner des Orts nicht lesen konnten; denn sie war in einer veralteten Sprache abgefaßt. Dem gewesenen Notar war diese wolbekannt, und er entdeckte bei der ersten Durchsicht, daß sie von der Metallveredlung handle. Auf seine Nachfrage, woher die Schrift komme, erzählte ihm der Wirth, sie sey in dem Grabe eines alten Bischofs gefunden worden.

Man hatte nämlich eine Sage gehabt, jener Bischof sey reich gewesen und seine Schätze wären mit ihm begraben worden. So lange England katholisch war, hatten die Leute zuviel Ehrfurcht vor dem Grabe des Heiligen, als daß ihre Lüsternheit nach dem Schatz hätte obsiegen können. Allein

damals, unter der Regierung der Königin Elisabeth, waren in Folge der vollendeten Reformation die letzten Klöster geräumt worden, und das Volk stürmte die Kirchenbilder. Nunmehr überwand die Habsucht jene Scheu vor dem Grabe, und man erbrach es.

Diejenigen, welche sich als zudringliche Erben um den Nachlaß des Unbekannten bemühten, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht; denn man fand im Grabe weder Gold noch Silber, auch nicht Perlen und edle Steine, sondern nur jene halb vermoderte Handschrift und daneben zwei Kugeln von Elfenbein. Da gab es erst lange Hälse, dann lange Gesichter. Man fand die Kugeln unerwartet schwer und zerschlug eine derselben. Sie war ausgehölt und mit einem rothen Pulver angefüllt. Die zweite Kugel enthielt ein schneeweißes Pulver. Gern überließ man für einen frischen Trunk die ganze Ausbeute dem Wirthe, der sie noch lange seinen Gästen zeigte, die Kugelscherben aber seinen Kindern zum Spielen gab. Talbot wußte aus der Schrift, was es mit den beiden Pulvern für eine Bewandniß habe, verrieth sich aber nicht, gab sich die Miene des Kuriositätenfreundes und bot ein Pfund Sterling für das Ganze. Damit war des Besitzers kühnste Hoffnung übertroffen. Freudig schlug er ein, und eilte, dem Gaste die Schrift sammt allem, was von dem Pulver nicht verschüttet worden war, zu überliefern, ehe sein Kauf ihn gereue.

Talbot war hoch erfreut über seine Acquisition, wußte sie aber, unerfahren in chemischen Arbeiten, nicht zu benutzen. Unter dem Inkognito des angenommenen Namens Kelley ging er nach London, suchte seinen alten Freund, den Doktor Dee, auf, und entdeckte ihm seine Verlegenheit. Dieser erkannte nach seiner Erfahrung in der Alchemie beide Pulver für die rothe und weiße Tinktur. Man machte in der Werkstatt eines Goldarbeiters die Projektion auf Blei, und die Probe gelang nach Wunsch. Da Kelley für Talbot fürchtete, verließ er mit Dee die Insel und ging nach Deutsch-

land. Soweit beruht die Erzählung auf der Aussage eines Dieners, der lange bei Kelley gedient hatte. Vergl. Morhof's Epistola ad Langelottum, p. 152. sq. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 306 — 310.

Wir finden Beide in Prag wieder, wo Kaiser Rudolph's bekannte Vorliebe für Alchemisten sie anzog. Die Zeit ihrer Ankunft fiel in das Jahr 1585. Hier übte Kelley die von Dee erlernte Handhabung der Tinktur fleißig aus; denn er brauchte viel Gold. So sehr auch Dee, sein Mentor, zur Mäßigung ihn mahnte, überließ er sich doch allen Ausschweifungen. Vornehmlich ergab er sich dem Trunke, welcher Umstand obigen Aussagen schon einiges Gewicht gibt, weil nach dem Sprichwort der Trinker kein Geheimniß vor seinem Diener hat. Im Rausche prahlte er gern mit seiner Kunst. Das machte Aufsehen in der Stadt und öffnete ihm alle Zirkel; denn er war leicht zu bewegen, in jeder Gesellschaft Probe abzulegen, sobald man Zweifel äußerte. Das gemachte Gold schenkte er dann Denen, die sich für überführt bekannten und ihn bewunderten. Gegen hohe Personen war der Geschmeichelte noch gefälliger; denn er verehrte dem Freiherrn von Rosenberg, sogar ein wenig von seiner Tinktur. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 76.

Im Hause des kaiserlichen Leibarztes, Thaddäus von Hayek, (Hagecius,) ward in zahlreicher Versammlung von Personen aus den höheren Ständen eine Hauptprobe veranstaltet. Mit einem einzigen Tropfen eines blutrothen Oeles verwandelte Kelley ein ganzes Pfund zuvor erhitztes Quecksilber in gutes Gold. Obenauf blieb noch etwas zurück, wie ein kleiner Rubin, als wenn der Tinktur für diese Masse des Quecksilbers noch zuviel gewesen wäre. Diesen Erfolg berichten mehre Schriftsteller, als z. B. Gassendus in seinem Buche: De metallis, cap. 7., der Verfasser der Recreatio mentalis, p. 352., und Matthäus von Brandau in seinem Buche von der Universalmedicin, S. 13.

13. Wichtig ist die Aussage eines Augenzeugen, des oben erwähnten Arztes Nicolas Barnaud, welcher damals in Hayek's Hause lebte und dem Versuche mit beiwohnte, auch das Gold in seinen Händen gehabt hat. Vergl. Libavii Censura sententiarum scholae Parisiensis, pag. 16. Die Hayekschen Erben haben noch lange nachher ein Stück Gold von zwölf Loth besessen, welches von jener Projektion herrührte und Nachfragenden vorgezeigt ward. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 70.

In dieser Erzählung ist ein Umstand, welcher als widersprechend auffallen und Zweifel erregen könnte, daß nämlich von einem tropfbaren rothen Oel die Rede ist, da doch die vorhergehende Geschichte des Fundes von einem trockenen rothen Pulver spricht. Man könnte die Vermuthung anführen, das Pulver sey vielleicht zerfließlicher Natur gewesen und so zerflossen angewendet worden; doch würde es als Hydrat keinen Ingreß gehabt haben. Besser wird der scheinbare Widerspruch durch neuere Thatsachen gehoben. Jene flüssige Tinktur war vermuthlich mit Oel angerieben, statt daß Andere mit Wachs inpastirten.

Kaiser Rudolph ließ darauf den Britten vor sich kommen, und die Probe ward in seinem Beiseyn mit demselben Erfolge wiederholt. Hoch erfreut, nun der lange gesuchten Kunst gewiß zu seyn, ernannte der Monarch ihn zum Freiherrn von Böhmen, zog ihn an seinen Hof und überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen. Kelley widersprach nicht der Voraussetzung, daß er selbst Adept sey und die Bereitung der Tinktur verstehe. Man hoffte also, daß er sein Geheimniß mittheilen werde. Der unbesonnene Prahler versetzte sich in die mißlichste Lage; denn die alte Handschrift lehrte die Bereitung nicht, und zum größten Unglück war sein Vorrath an Tinktur durch seine Verschwendung erschöpft. Einige Zeit hielt er den Kaiser mit Versprechungen hin; als man aber wahrnahm, daß er zu entweichen beabsichtige, ward er 1591 verhaftet und im Schlosse Zobeslau verwahrt.

Kelley wehklagte über den Verlust seiner Freiheit, und versprach, zu offenbaren, was er wisse, wenn man ihn der Haft entlassen wolle. Mit Genehmigung des Kaisers kehrte er nach Prag zurück, arbeitete mit dem Doktor Dee, und Beide suchten das Geheimniß der Handschrift auszugrübeln, nahmen auch andere Schriften der Alchemisten zu Hülfe, riefen sogar mit Dee's magischem Apparat die infernalischen Geister um Beistand an. Alles war vergebens. Er konnte sein Versprechen nicht erfüllen, auch nicht entfliehen. In störrischer Wuth erstach er den Georg Hunkler, der vermuthlich bestellt war, auf ihn Acht zu haben. In Folge dessen ward er gefesselt nach dem Zernerschlosse abgeführt, wo man ihn streng behandelte. In seinem Gefängniß schrieb er eine lateinische Abhandlung vom Steine der Weisen, und sandte sie dem Kaiser den 14. Oktober 1596. Er beklagte sich darin bitterlich, daß der böhmische Freiherr nun schon zum zweiten Mal in Böhmen Gefangener sey. Er versprach alles Mögliche, wenn er freigelassen würde, bat aber dieses Mal vergebens.

Dee, den man nicht verhaftet, hatte unterdessen Mittel und Wege gefunden, die Königin von England für Kelley zu interessiren. Das Gerücht von seinen Projektionen in Prag hatte schon die Aufmerksamkeit des Londoner Hofes erregt. Elisabeth ließ ihren Unterthanen reklamiren, aber ganz ohne Erfolg. Darauf wurde, man weiß nicht recht, auf wessen Veranstaltung, der Versuch gemacht, ihn aus dem Zernerschlosse zu entführen. Man wußte Kelley ein Seil zuzustellen, woran er sich aus seinem Fenster herablassen solle. Unten im Schloßzwinger warteten einige Landsleute, und die weitere Flucht war vorbereitet. Allein das Seil war entweder zu kurz oder riß. Kelley stürzte hinab und brach ein Bein. Sein Wehgeschrei zog die Wachen herbei. Er ward in sein Gefängniß zurückgebracht und starb nach einigen Tagen an den Folgen des Sturzes. Das geschah im Jahre 1597. Er war etwas über 42 Jahr alt geworden.

Sein Thun und Leiden beschreibt de Delle in folgenden Reimen:

Ein Engelländer Kelley zu Prag,
Von dem ich noch wahrhaftig sag,
Kam zu dem Herrn von Rosenbergk,
Und gab da vor ein großes Werk,
Tingirt in lauter Gold, ganz hoch.
Keyser Rudolph erfuhr es och,
Ließ vor ihn kommen diesen Held,
Gab ihm groß Gut und vieles Geld.
Der Keyser mit seinen Augen sach,
Was die Natur und Kunst vermag.
Das thät dem Keyser baß behagen,
Ließ offentlich ihn zum Ritter schlagen.
Nach großer Freud kam Traurigkeit.
Mit Gürgen Hunkler kam in Streit.
Kelley den Hunkler hat erstochen.
Das ließ der Keyser nit ungerochen.
Kelläus ins Gefängniß kam,
Dadurch er auch sein Ende nahm.
Zerbrach im Fliehn das eine Bein,
Mußt also sterben ganz allein.
Ach wo mag seine Tinktur seyn?
Sie ist noch nicht erfunden
Wol auf die heutge Stunden.

Aus diesen Reimen, welche aus der Handschrift abgedruckt sind im Fegefeuer der Scheidekunst, auch in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 68., erhellt so viel, daß Kaiser Rudolph von der Aechtheit der Kelleyschen Tinktur überzeugt war, und dem Inhaber die Verfertigung derselben zutraute, auch daß man noch einen Rest von ihr bei ihm vermuthet, und angelegentlich, wiewol vergeblich, danach gesucht habe.

Die Abhandlung vom Steine der Weisen, welche Kelley 1596 aus dem Gefängnisse an den Kaiser sandte, und

20 *

noch einen Aufsatz von ihm hat Elias Ashmole in seinem Theatrum chemicum britannicum, (Lond., 1652, 4.,) unter N. 12. englisch abdrucken lassen. Ashmole glaubt, das sey eigentlich die Schrift des alten Bischofs. Johann Lange gab dieselben Schriften lateinisch heraus, unter dem Titel: Eduardi Kellaei Tractatus duo egregii de lapide philosophorum — in gratiam filiorum Hermetis in lucem editi, Hamburgi, 1673, 8., und 1676, 8. Bruchstücke davon hatte schon vor Ashmole Ludwig Combach in einer alchemistischen Sammlung geliefert, welche zu Geismar, 1647, 12., herauskam. Eine deutsche Uebersetzung des Ashmoleschen Textes von Johann Lange erschien mit Johannes Ticinensis und Antonius de Abbatia Abhandlungen vom Stein der Weisen zu Hamburg, 1670, 12.

John Dee, der sonst auch Arthur Dee oder Edmund Dee, und Londinensis genannt wird, war 1526 zu London geboren, und also viel älter als Kelley, den er überlebte, denn er starb 1608, 82 Jahr alt. Er war Mathematiker, daneben Astrolog, Alchemist und Magus, ein arger Schwärmer, übrigens aber ein ehrlicher Mann, auf dessen Zeugniß man bauen kann, so weit auf Schwärmer zu bauen ist. Daß er sich Kelley anschloß und mit ihm England verließ, ist kein unwichtiger Grund zur Beglaubigung jener Tinktur. Besonders merkwürdig ist aber, daß Dee in Prag ein Tagebuch führte, in welches er einschrieb, wieviel Unzen Gold sie Beide täglich machten. Dieses Tagebuch besaß Elias Ashmole im Original, wie Morhof in seinem Briefe an Langelot, p. 157., bezeugt.

Im Jahre 1589 ging Dr. Dee nach England zurück, ward von der Königin Elisabeth mit Auszeichnung empfangen, erhielt auch eine Pension, und den Auftrag, das Kelleysche Pulver auszuarbeiten; denn in London hielt man Kelley allerdings für einen Adepten, und meinte, Dee könne ihm Manches abgesehen haben. Allein er bemühete sich vergebens und konnte nichts zu Stande bringen. Der Elisabeth

Nachfolger, König Jakob der Erste, hielt nichts von der Alchemie, noch weniger von Dee's Magie, bezeigte ihm Verachtung und entzog ihm 1604 seine Pension. Im Verdruß wollte der Greis England nochmals verlassen, als der Tod ihn zu den Geistern gesellte.

Dee's Schriften sind meistens astrologischen und magischen Inhalts und gehören nicht hierher. Doch hat er auch einige chemische oder alchemistische Abhandlungen geschrieben, als:

1) Fasciculus chemicus. Basileae, 1575, 12. Neue Ausgabe: 1629, 12. Parisiis, 1631, 8.
2) Tractatus varii Alchemiae. Francofurti, 1630, 4.
3) Testamentum; abgedr. im Theatr. britann., N. 14.

Francis Anthony, öfter lateinisch genannt: Franciscus Antonius Londinensis, ein englischer Arzt und Panaceist derselben Periode, hinterließ folgende Abhandlungen:

1) De Lapide Philosophorum et Lapide Rebis, (Vom Steine der Weisen und dem Steine Rebis). Der alchemistische Ausdruck Re-bis soll soviel heißen, als re binus, der zwiefache, aus Zweien zusammengesetzte. Vgl. Heptas alchymica, p. 94. Andere suchen darin die Vorsylben von Regulus Bismuthi. Die Abhandlung steht abgedruckt in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 3.
2) Panacea aurea, seu de auro potabili, (Goldene Panacee, oder vom Trinkgolde); besteht in zwei Abtheilungen. Die erste Ausgabe erschien zu London, 1598, 8.; eine zweite zu Cambridge, 1610, 8.; eine dritte zu Hamburg, 1618, 8.

Hieronymus Scotus, der dem Namen nach ein Schotte war, sonst aber auch ein italiänischer Graf genannt wird, hat als fahrender Adept Aufsehen gemacht. Er reisete seit 1575 in Deutschland, und machte Gold zu Nürnberg, Köln und anderwärts. Im Jahre 1590 lebte er am Hofe des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach, und

wurde der Ehre gewürdigt, „in Roth", d. h. auf Gold, mit ihm zu speisen. In Koburg ward er von dem Herzoge Johann Casimir und seiner Gemahlin so hoch gehalten, daß die böse Welt einigen Argwohn hegte. In Nürnberg ließ man ihn dreimal mahlen, um die Züge des Verehrten vor Augen zu behalten, wenn er scheiden würde, die Mitwelt zu beglücken. In Becher's Chymischer Concordanz finden sich einige Processe von ihm; indessen mag er nur ein Glücksritter von einnehmender Gestalt gewesen seyn. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 34.

Die fahrenden Alchemisten fanden, wie man sieht, nicht blos in Prag, sondern auch an anderen deutschen Höfen gute Aufnahme, weil man sich von ihren Leistungen einträgliche Regalien versprach. Rudolph's Beispiel erweckte besonders an dem benachbarten sächsischen Hofe eifrige Nachahmung.

Kurfürst August von Sachsen, welcher von 1553 bis 1586 regirte, arbeitete eigenhändig und fleißig am Stein der Weisen. Er hatte sein eignes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde. Gern ließ er von sich sagen, daß er die Meisterschaft erlangt habe, gestand es auch wol selbst, wie er denn z. B. in einem 1577 geschriebenen Briefe an den italiänischen Alchemisten Francesco Forense sagt: „Soweit bin ich nun in der Sache gekommen, daß ich aus acht Unzen Silber drei Unzen „gutes Gold täglich machen kann". Vergl. Böhme De Augusti, Sax. Ducis, in literarum et artium studia amore, Lips., 1764, 4., p. 20.

Auch die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, welche ihrer Wolthätigkeit wegen im Volke „Mutter Anne" genannt wurde, war eine eifrige Alchemistin. Auf ihrem Leibgedinge zu Annaberg hatte sie ein großes Laboratorium im Fasanengarten aufbauen lassen, worin vier große Oefen nebst mehren kleineren fortwährend im Gange waren. Kunkel rühmt, daß dieses Laboratorium in Europa nicht seines Gleichen gehabt habe. Vergl. Dessen

Laboratorium, Th. III. S. 592. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß beide Gatten von Alchemisten häufig Zuspruch hatten. Zwei derselben, Beuther und Schwertzer, haben lange in ihren Diensten gestanden und eine zweideutige Berühmtheit erlangt.

David Beuther, ein geborner Sachse, hat in den Jahren 1575 bis 1582 mit dem Kurfürsten laborirt, wovon Kunkel in seinem Laboratorium, Kap. 41. S. 568., Folgendes erzählt: „Kurfürst Augustus hatte David Beu„ther erziehen und die Probirkunst lernen lassen, auch den„selben hernach als Probirer in der Münze zu St. Annaberg „eingesetzt. In dem daselbst gewesenen Kloster, worin er „Stube und Laboratorium hatte, sieht dieser einst einen Fa„den aus der Wand herabhängen. Da er an demselben „zieht, löst sich etwas Kalk ab und er wird einen viereckten „Stein gewahr. Den hebt er aus, und findet dahinter drei „Partikularprocesse, welche er nachher seine drei Feuerkünste „nannte. — Als er sie versucht und richtig befunden, be„gab er sich in ein liederliches Leben, und hat Einige an sich „gezogen, deren zwölf gewesen, von welchen Einer Oertel, „ein Anderer Heidler geheißen. Die sind mit ihm so „vertraut geworden, daß er sie alles mit ansehen ließ. Nach„dem sie alles Ihrige hintangesetzt und viel darauf gewandt „hatten, und zwar anfänglich in der Stille, daß der Kur„fürst nichts davon erfuhr, Beuther aber seines Dienstes „auch nicht mehr geachtet, die Proben und Gegenproben, „sowol der Gewerke, als in der Münze nachlässig versehen, „des Kurfürsten Instrumente, Materialien und Laborato„rium nach Willkür gebraucht, haben jene Beiden, vornehm„lich, weil sie nichts nachmachen konnten, was er ihnen ge„wiesen, und sie dadurch fast in Armuth gerathen waren, „sich endlich vereinigt, dem Kurfürsten alles zu offenbaren. „Beuther ward gefordert, da sich dann zugleich alle zwölf „wider ihn klagend mit einfanden. Da er solches nicht leug„nen konnte, hat er es gestanden.“

„Darauf that der Kurfürst den Ausspruch, daß Beu-
„ther vermöge des mit ihnen geschlossenen Kontrakts schuldig
„sey, sie alles zu lehren, sie aber sollten dagegen gehalten
„seyn, in Dresden zu wohnen und dem Kurfürsten den Zehn-
„ten an Gold und Silber zu geben, auch das Uebrige um
„einen gewissen Preis in die Münze zu liefern. Der Kur-
„fürst wollte das Werk auch für sich besonders treiben. In-
„zwischen blieb Beuther im Arrest, und das verdroß ihn so
„sehr, daß er mit seiner Kunst nie recht herausrücken wollte.
„Wenn er es mit den Anderen machte und selbst dabei war,
„ging die Sache allezeit richtig; in seiner Abwesenheit aber
„konnte es keiner treffen. Darüber ward der Kurfürst sehr
„ungnädig, da er ihm doch sonst viel Gnade erwies, und
„z. B., da Beuther's Frau schwanger ging, ihm erlaubte,
„daß er ihn selbst zu Gevattern bitten, und dann nicht mehr:
„Eure Kurfürstlichen Gnaden! oder: Gnädigster Herr! son-
„dern nur: Herr Gevatter! nennen solle.“

„Weil aber kein gutes Wort geholfen und er in die
„von sich gegebenen Processe viel abergläubische und unaus-
„führbare Possen gesetzt, ließ ihn der Kurfürst 1580 in das
„Gefängniß, zum Kaiser genannt, setzen, da zumal her-
„auskam, daß er sich hatte nach England wenden wollen.
„Darauf wurde um ein Urtheil nach Leipzig gesandt und
„wurden alle Gravamina mit angeführt. Das Urtheil lau-
„tete, man solle ihn erstlich wegen der Processe, die er in
„des Kurfürsten Gebäude gefunden, peinlich befragen, we-
„gen seiner Untreue zur Staupe schlagen, ihm die beiden
„Finger seines Meineids wegen abschlagen, und ihn gefan-
„gen halten, damit er die Processe nicht anderen Potentaten
„brächte. Dieses Urtheil ward ihm an einem Sonnabend
„vorgelesen, und der Kurfürst schrieb ihm eigenhändig diese
„Worte dabei: „Beuther! gib mir wieder, was mir von
„„Gott und Rechts wegen zukommt, sonst muß ich auf den
„„Montag etwas mit Dir vornehmen, dessen ich gern möchte

„„überhoben seyn! Ich bitte Dich, laß es nicht dazu kom-
„„men.““

„Beuther hatte im Gefängniß angeschrieben: „Ver-
„„sperrte Katzen mausen nicht!“ Es ward ihm zugeredet,
„daß er ein Schreiben an den Kurfürsten richte, darin seine
„Halsstarrigkeit beklage, um Gnade bitte, und sich an Eides
„Statt erbiete, nunmehr nichts verschweigen zu wollen. Das
„nahm er an, ward wieder nach dem Goldhause gebracht
„und in seine Ehre wieder eingesetzt; doch gab man ihm
„einen gewissen Schirmer zu, den er die Kunst ausführ-
„lich lehren solle. Darauf gab er den Proceß ganz anders
„an und beschwor ihn mit einem Eide, lehnte auch Eintau-
„send Gulden von dem Kurfürsten, die er nachher wieder
„bezahlt hat, indem er soviel Gold und Silber lieferte. So
„hat er den Schirmer die Kunst ziemlich sehen lassen, jedoch
„nicht völlig unterwiesen.“

„Als Beuther endlich einen Regulus von einigen Mark
„gehabt, der so schön wie Gold, aber so spröde wie Pferde-
„dreck gewesen, hat er gesagt: „Nun könnte ich Dir mit
„„neun Pfennigen helfen, daß es völlig gut werden sollte.“
„Er schickt den Schirmer weg, etwas zu holen, nachdem
„er ihm zuvor ein Feuer vor dem Gebläse anlegen müssen.
„Schirmer wird im Hinausgehen gewahr, daß Beuther sein
„Wams aufknöpft und etwas ins Feuer wirft. Wie er nun
„nach Verrichtung des Auftrages zurückkommt, liegt Beu-
„ther auf dem Rücken ohne alle Besinnung. Obschon in
„Eil Geistliche und Medici berufen worden, hat doch nichts
„an ihm verfangen wollen, sondern er ist vor ihren Augen
„gestorben, daher man geschlossen, er habe sich vergeben.“

In den Akten fand Kunkel angemerkt, daß der Kur-
fürst Beuther's Proceß fünfmal, und Kurt Heller acht-
mal zu Stande gebracht habe, da nämlich Beuther zuge-
gen war.

Wiegleb, in seiner Historisch-kritischen Untersuchung
der Alchemie, S. 242., theilt nicht Kunkel's günstige Mei-

nung, und das wol mit Recht, wenn auch die Gründe seines Zweifels nicht zulässig seyn möchten. Er vermuthet nämlich, Beuther habe den Kurfürsten um einen Theil der Annaberger Silberausbeute betrogen, für dieses Silber Gold gekauft, und dieses, wenn er bei den Versuchen zugegen war, in den Tiegel prakticirt. Der erste Theil dieser Angabe ist ganz nichtig. Wer den Gang der Hüttenarbeiten kennt, wird die Möglichkeit nicht zugestehen, daß der Hüttenprobirer bedeutende Silbermassen unterschlagen könne. Und wie hätte er das vollends in Dresden vermocht? Daß er beim Goldmachen Gold untergeschoben habe, ist nur zu glaublich; aber woher er das Gold genommen, läßt sich wahrscheinlicher erklären.

So lange er zu Annaberg in jener Verbindung mit Oertel, Heidler, Heller und Konsorten stand, hat er ohne Zweifel Vorschüsse von ihnen genommen, und einen Theil derselben wieder in den Tiegel gebracht, um sie bei guter Hoffnung zu erhalten und zu neuen Opfern zu bereden. Das folgt schon aus der Erzählung, daß die Genossen das Ihrige zusetzten, ihn aber hernach für den Ersatz verantwortlich machten. In Dresden hatte er andere und ergiebigere Goldquellen zu seinem Zwecke. Er fand da Liebhaber, welche an ihn glaubten, weil der Kurfürst an ihn glaubte, und die gern unter der Hand an dem Goldsegen Theil nehmen wollten. Denen verkaufte er falsche Processe, und das gelöste Geld setzte er in Gold um, womit er im Goldhause Wunder that. Peträus sagt von ihm: „und hat derselbe auch hin und „wieder falsche Processe vor Geld verkauft, wie ich dann „noch dergleichen im Manuscript von ihm gesehen habe, „wobei Der, dem er sie communicirt, geschrieben hatte: „„Vor diese zwei Processe Mercurii und Jovis habe ich „„dem David Beuther Achthundert Thaler baar Geld, so „„ich mit seiner Handschrift beweisen kann, gegeben, wo„„mit er mir hoch geschworen, daß ich es also und nicht „„anders finden würde. Anno 1608.““ Vergl. Basilii

Valentini Schriften, Ausgabe von Petráus, in der Vorrede S. 38.

Auf solche Weise fand der Kurfürst in seinem Tiegel die Geldbuße, welche seine Unterthanen für ihre Leichtgläubigkeit bezahlt hatten, und demnach hatte er sich weniger als sie zu beklagen. Als nachher Beuther in strenger Haft gehalten ward, hatte er keine Gelegenheit mehr, Gold für Papier einzutauschen, und da konnte er sich nicht anders helfen, als daß er vom Kurfürsten selbst die tausend Gulden borgte, die er ihm eingeschmolzen wiedergab.

Man wende nicht ein, daß nur ein Unsinniger so verfahren könne. Anfänglich betrog Beuther aus Gewinnsucht; aber späterhin setzte er den schnöden Gewinn wieder zu, um Frist zu erhalten und die Gelegenheit zur Flucht abzusehen. Er war zum Bösewicht nicht schlau genug und hatte sich zu sehr verstrickt. So führte die Verzweiflung ihn endlich zum Selbstmord.

Demungeachtet glaubten doch Viele, daß er nur aus Trotz so geendet habe, weil eingesperrte Katzen nicht mausen. Man forschte in diesem Glauben nach seinen Processen, die er etwa heimlich auf die Seite gebracht haben möchte. Dienstwillige Autoren versorgten auch das Publikum mit Beutherschen Schriften, als:

1) David Beuther's Universal und vollkommener Bericht von der hochberühmten Kunst der Alchymie. Frankfurt a. M., 1631, 4.
2) Zwei rare chymische Traktate, darinnen nicht nur alle Geheimnisse der Probirkunst, sondern auch die Möglichkeit der Verwandlung der geringen Metalle in bessere gar deutlich gezeigt werden, aus einem alten, raren, von 1514 bis 1582 geschriebenen Buche zum ersten Mal in Druck gegeben. Leipzig, 1717, 3.
3) Universal und Partikularia, worin die Verwandlung geringer Metalle in Gold und Silber deutlich gelehrt wird. Hamburg, 1718, 8.

Sebald Schwertzer, ein Deutscher von unbekannter Herkunft, kam nach Michaelis 1584 aus Italien, meldete sich in Dresden bei dem Kurfürsten August, wie Kunkel in seinem Laboratorium, S. 586. f., erzählt, übergab zu seiner Legitimation ein alchemistisches Manuskript, und erbot sich, eine Probe von seiner Kunst abzulegen. Diese fand am 5. Mai 1585 in Gegenwart des Kurfürsten statt, und wurden dabei drei Mark Quecksilber in feines Gold tingirt, wovon der Kurfürst der mit anwesenden Gräfin Hallach acht Loth schenkte. Der Rechenmeister des Schatzes berechnete, daß die Tinktur 1024 Theile Metall verwandelt habe. Schwertzer gab auch ein Partikular an, vermöge dessen täglich zehn Mark rheinisch Gold gemacht werden könnten. Er arbeitete nun mit dem Kurfürsten bis zu dessen Tode, der den 11. Februar 1586 erfolgte. August hinterließ in seinem Schatze siebzehn Millionen Reichsthaler. Kunkel, und mit ihm viele Alchemistenfreunde, betrachten diesen Reichthum als Ergebniß der neun Monate lang fortgesetzten Schwertzerschen Arbeiten.

Kurfürst Christian, August's Nachfolger, setzte das Werk ebenfalls fort bis an seinen Tod, d. h. bis zum 25. September 1591. In dieser Zeit wurden die Arbeitleute bei den Hofbauten nur in rheinischen Goldgülden bezahlt, worüber sie sich beschwerten, weil es an Scheidemünze fehlte. In dem Schatze, welchen Christian hinterließ, wurden mehre Millionen in Gold gefunden, wie Kunkel aus den damals geführten Rechnungbüchern ersehen zu haben versichert.

Christian hinterließ drei unmündige Söhne, für welche der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg als Administrator die Regirung führte. Kunkel schildert diesen Herrn als einen Trunkenbold und dissoluten Mann. Da Schwertzer sich bei ihm gemeldet und um seine Befehle gebeten, habe er unwillig ausgerufen: „Ich habe jetzt mehr zu thun, als „auf Eure Bärenhäuterei zu denken!“ Damals habe Schwer-

tzer gesagt: „man werde bei dem Kurhause Sachsen noch La=
„ternen anzünden und solche Bärenhäuter aufsuchen, aber
„nicht finden". Darauf sey Schwertzer zum Kaiser Rudolph
nach Prag gegangen, welcher ihn in den Adelstand erhoben
und zum Berghauptmann in Joachimsthal ernannt habe, in
welchem Amte Schwertzer 1601 gestorben sey.

Soweit beruht die Erzählung, wiewol sie von vielen
Schriftstellern wiederholt wird, doch immer nur auf Kunkel's
Zeugnisse, der als ein redlicher Mann Glauben verdient, in=
sofern er nicht selbst irrte. Allein man darf nicht verhehlen,
daß er enthusiastisch für die Alchemie eingenommen war, wes=
halb seine Beweise von seinen Meinungen vorsichtig zu schei=
den sind. Zudem lebte er hundert Jahre nach Schwertzer's
Zeit, und schöpfte seine Nachrichten theils aus Dresdener
Sagen, theils aus Urkunden, die ein Befangener leicht miß=
deuten konnte.

Gegen Kunkel's Darstellung macht Wiegleb in seiner
Historisch=kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 253. f.,
sehr wichtige Einwendungen, und das ist der Kern seiner
Schrift. So oberflächlich er manches andere behandelt, eben
so gründlich und gediegen hat er diesen Gegenstand bearbeitet.
Seine Hauptgründe sind folgende:

1. Wären die siebzehn Millionen, welche Kurfürst Au=
gust hinterließ, durch Schwertzer's Kunst in neun Monaten
erlangt worden, so hätten sie unter seinem Nachfolger in
fünf Jahren um das Sechsfache vermehrt werden müssen;
allein die sächsischen Landtagverhandlungen von 1592 bis
1595 beweisen, daß damals im Gegentheil über eine drü=
ckende Schuldenlast geklagt wurde.

2. Zuverlässige Urkunden machen höchst wahrschein=
lich, daß August's Schatz von der damals ungeheuren Aus=
beute der Annaberger, Schneeberger und Freyberger Silber-
gruben erwachsen sey. Es ist nachgewiesen, daß Schnee=
berg allein in dreißig Jahren an Bergzehnten 5199 Tonnen
Goldes, die Tonne zu 100000 Speciesthalern gerechnet,

eingebracht hat. Der Gesammtbetrag an Bergzehnt, Schlagschatz und Ausbeute von Kuxen wird von demselben Revier in 66 Jahren auf 164466 Tonnen Goldes berechnet, (welches auf Ein Jahr im Durchschnitt 250 Millionen beträgt!). Vergl. S. 269.

3. Wenn Schwertzer's Kunst zu jenem Schatze beigetragen hätte, so würde er nach Christian's Tode von dem Administrator, der anderen Nachrichten zufolge kein übler Mann gewesen, ferner in Ehren gehalten worden seyn; aber die verächtliche Verabschiedung ist kein sonderliches Zeugniß für seine Verdienste.

4. Wäre Schwertzer's Kunst probat gewesen, so würde er von den gleichzeitigen Schriftstellern rühmlich erwähnt worden seyn, da das Goldhaus kein Geheimniß war; aber die Nekrologe von August und Christian berühren die Klage, daß Beide oft Anfechtungen von Betrügern gehabt hätten. Deutlicher sagt Thomas Moresinus in seinem Buche: De metallorum causis, Francofurti, 1593, p. 106.: „Der letztverstorbene Kurfürst von Sachsen und der noch „regirende Herzog in Florenz haben jährlich Tausende auf Al„chemisten verwendet, aber mit welchem Erfolg, das weiß „Jedermann, mit Verlust der Zeit und der Kosten“.

Daß Kaiser Rudolph den Schwertzer aufgenommen und angestellt habe, betrachtet Wiegleb nicht als Beweis für dessen Kunst, und darin wird man ihm gern beipflichten; nur irrt er sehr, wenn er S. 290. meint, man habe dem Ueberläufer aus Mitleiden eine Münzmeisterstelle gegeben, da doch bei Kunkel von der Würde eines Berghauptmanns die Rede ist. Letzteres bestätigt Matthesius in seiner Chronik von Joachimsthal, (Leipzig, 1618, 4.,) nach welcher Sebald Schwertzer 1598 als Berghauptmann zu Joachimsthal gestorben ist. Uebrigens bezog er nur den Gehalt sine cura; denn er blieb bei dem Kaiser in Prag. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 50. 52.

Es ist Wiegleb gelungen, Schwertzer'n, welchen Viele bis dahin für einen wahren Adepten gehalten hatten, in einem sehr zweideutigen Lichte darzustellen; unerklärt bleibt aber dabei, wie es Schwertzer'n möglich geworden sey, sich sechs Jahre lang in Gunst zu erhalten, wenn er nichts leisten konnte. Was schützte ihn so lange vor Beuther's Schicksal? Jedenfalls muß er feinere Kunstgriffe angewendet haben. Worin diese bestanden haben können, darüber gibt uns der ehrliche Kunkel selbst eine Vermuthung an die Hand, indem er gläubig berichtet, August habe nicht allein veredelnde Tinkturen gehabt, sondern „daneben auch „Lapides bereitet, womit man Gold und Silber zurück in Kupfer, Eisen, Zinn und Blei „tingiren und reduciren können", wobei er sich auf einen eigenhändigen Aufsatz des Kurfürsten beruft. Jene Verunedlung muß oft bewirkt worden seyn, weil man so mancherlei Produkte erhalten hat. Da ist dann freilich denkbar, daß der Gehülfe des fürstlichen Alchemisten die unedeln Metalle untergeschoben, das Gold aber gestohlen, und ebendasselbe wiederum bei Veredlungversuchen zum Vorschein gebracht habe. Der alte Glaubensartikel der Alchemisten: Wer Gold zerstören könne, könne es auch machen, hätte dann wol den guten Herrn überredet, daß man auf dem rechten Wege sey und die Spur verfolgen müsse.

Die alchemistische Abhandlung, welche Schwertzer 1584 einreichte, ward nach Kunkel's Zeugniß auf dem Probirsaal zu Dresden aufbewahrt. Späterhin wurde sie nebst einigen anderen Aufsätzen von ihm und mit einem von Tutschky verfaßten Schlüssel im Druck herausgegeben, unter dem Titel: Chrysopoeia Schwertzeriana, d. i. Sebald Schwertzer's Manuscripta von der wahren Bereitung des philosophischen Steines, wie selbige vor diesem mit seiner eigenen Hand entworfen und bei dem kurfürstlich sächsischen Hause in originali verwahrlich aufbehalten worden, nebst dem rechten zu solchen Manuscriptis gehörigen Schlüssel, auch unter-

schiedlichen Abrissen der dazu dienlichen Oefen. Hamburg, 1718, 8.

Nicht minder eifrig als die Kurfürsten August und Christian arbeitete der Herzog Friedrich von Würtemberg, geboren 1557, gestorben 1608. In dem Städtchen Groß-Sachsenheim unterhielt er eine Menge von Alchemisten. Die kostspieligen Versuche, zu welchen sie ihn verleiteten, verursachten einen Aufwand, der seine Einkünfte überstieg, weshalb die Landstände sehr dringende Vorstellung thaten. Vergl. Sattler's Geschichte der Herzöge von Würtemberg, Th. VI. S. 52.

Der schlimmste unter jenen Gästen war Georg Honauer, der sich einen Herrn zu Brunhof und Grobschütz aus Mähren nannte. Er allein soll den Herzog durch seine Vorspiegelungen um zwei Tonnen Goldes betrogen haben. Der Betrug ward endlich entdeckt. Er entfloh, und ließ sich Haar und Bart abnehmen, um nicht erkannt zu werden, ward aber doch ergriffen und zurückgebracht. Der Herzog ließ einen eisernen Galgen aufrichten und mit Flittergold vergolden. Daran ward Honauer 1597 mit einem vergoldeten Kleide aufgehängt, wie sieben Jahre vorher Bragadino zu München. Vgl. v. Murr Literar. Nachrichten, S. 53.

Nicht alle deutsche Alchemisten der Zeit waren aber so räuberische Goldkäfer, sondern es gab auch redliche Männer darunter. Ein solcher war

Balthasar Brunner, lateinisch genannt de Fontina, geboren zu Halle in Sachsen 1540, gestorben ebendaselbst 1610. Er studirte die Medicin zu Erfurt, Jena und Leipzig, reisete zu seiner Belehrung durch die Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, lehnte zahlreiche Vokationen ab, die sein Ruf als praktischer Arzt veranlaßte, und errichtete in Halle ein großes Laboratorium. In diesem arbeitete er zwanzig Jahre hindurch am Steine der Weisen, aber auf eigene Kosten, und zwar mit großem Aufwande, den er von seiner

Ein-

Einnahme als Arzt bestritt. Im hohen Alter endlich gab er die Hoffnung auf, doch nicht den Glauben. Vgl. Lorenz Hoffmann in seiner Vorrede zu Brunner's Consil. medic., Halle, 1617, 4. Unter dem lateinischen Namen, und mit einem fingirten Vornamen, wurden nach seinem Tode einige Aufsätze von ihm gedruckt, unter dem Titel: Johannis de Fontina Vier nützliche chymische Traktätlein, Halle, 1612, 8.

Mit ihm beschließt die Geschichte dieses Jahrhundertes eine Reihe von Schriftstellern, die zum Theil nur auf dem Papier Gold machten.

Karl Wittstein, lateinisch Carolus a Petra alba genannt, schrieb einen Traktat: De qüinta essentia; gedruckt zu Basel, 1583, 8.

Gerhard Dorn, lateinisch Gerardus Dornaeus, ein eifriger Paracelsist, besorgte einige Ausgaben älterer Alchemisten. Von ihm hat man außerdem:

1) Clavis totius philosophiae chymisticae, Lugduni Bat., 1567, 12.; Francof., 1583, 8.; Herborn., 1594, 8.; abgedruckt im Thèatrum chemicum, Tom. I. N. 7.; deutsch: Schlüssel der chymistischen Philosophie, Strasburg, 1602, 8.
2) Artificium naturae chymisticum. Francof., 1568, 8. Pars II. et III. Francof., 1569, 8. Mit N. 1. ebenda, 1583, 8.; und zu Herborn, 1594, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 9.
3) Lapis metaphysicus aut philosophicus, qui universalis medicina vera fuit patrum antiquorum, ad omnes indifferenter morbos, et ad metallorum tollendam Lepram. Basileae, 1569, 1570, 1574, 8.
4) Philosophia chymica ad meditationem comparata, Francof., 1583, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 13. 14.
5) In Auroram Paracelsi, Philosophorum thesaurum et mineralem Oeconomiam commentaria. Francof., 1583, 8.

6) Physica Hermetis Trismegisti; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 11.
7) Physica Trithemii; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 12.
8) Congeries Paracelsicae Chemiae de transmutationibus metallorum; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 18.
9) Physica Genesis; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 10.
10) In Tabulam smaragdinam Commentarius; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 18.

Heinrich Kunrath, von Leipzig, Arzt in Dresden, nachher in Magdeburg und Hamburg, wußte den Ruf eines Adepten zu erlangen, und schrieb:

1) Amphitheatrum sapientiae aeternae christiano-caballisticum, divino-magicum, nec non physico-chemicum. Magdeburg, 1598, Fol.; Hanau, 1609, Fol.; Hamburg, 1611, Fol.; Frankfurt, 1613, Fol.
2) De Chao triuno physico Chemicorum catholico, d. i. Vom primaterialischen oder allgemeinen Chaos u. s. w. Magdeburg, 1598, 1606, 1616, 8.; Strasburg, 1599, 1700, 12.
3) Magnesia catholica Philosophorum, oder Höchst nothwendige Anweisung, die verborgene Magnesia des Universalsteins zu erlangen. Magdeburg, 1599, 8.; neue, berichtigte Ausgabe: Leipzig, 1784, 4.
4) De igne Magorum, d. i. Philosophische Erklärung des Feuers der uralten Philosophen. Strasburg, 1608, 8.; neue Ausgabe, mit Joh. Arnd's philosoph. Judicio, Leipzig, 1784, 8.
5) Symbolum physico-chymicum. Hanoviae, 1599, 8.
6) Die Kunst, den Lapidem Philosophorum nach dem Hohen Liede Salomon's zu verfertigen. Die Handschrift liegt in der Jenaischen Universitätsbibliothek.

Theophilus Cäsar gab einen Alchimenspiegel heraus, welcher eigentlich eine Uebersetzung von Ro-

berti Castrensis Speculum Alchymiae ist. Die erste Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1595, 8.; eine zweite zu Darmstadt, 1613, 8.

Hieronymus Reußner schrieb: Epimethei Pandora, oder Stein der Weisen, mit welchem die alten Philosophen, auch Theophrastus Paracelsus, die unvollkommenen Metalle durch Gewalt des Feuers verbessert haben. Basel, 1598, 8.

Elftes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Erstes Viertel.

Mit diesem Abschnitte nimmt die Geschichte der Alchemie einen festeren, gleichsam männlichen Charakter an. Die alte Geschichte, die der Griechen, Araber und Lateiner, bot in acht Jahrhunderten wenig mehr als eine Idee, viele Bücher und einige Fabeln. Die mittlere liefert in vier Jahrhunderten eine mehrfach abgeänderte Idee, weit mehr Bücher, viel Unsinn und manchen offenbaren Betrug; Manches, was dahingestellt bleiben muß und nicht angefochten werden kann, weil man die näheren Umstände zu wenig kennt; einiges Wahrscheinliche endlich, was aber doch über einen gewissen Grad der Glaubwürdigkeit nicht erhoben werden kann, selbst bei Kelley nicht. Die neue Geschichte, welche mit 1600 beginnt, leistet in zwei Jahrhunderten mehr als beide vorige zusammen. Zwar läßt noch immer die Afterweisheit ihr Gekrächze hören; zwar begegnet das Auge noch auf allen Wegen dem unheimlich einherschleichenden Betruge, und der Thorheit, die sich willig plündern läßt; aber daneben ist dieser kurze Zeitraum reich an höchst merkwürdigen, noch unbestrittenen Thatsachen, welche die Gewißheit näher und näher heranführen, daß es Einzelnen gelungen sey, die alte Aufgabe endlich zu lösen.

Diejenigen, welche zu prüfen vermögen, sind nicht etwa gläubiger geworden. Wol betrachtet die gebildete Welt, ein=

gedenk so oft wiederholter Täuschung, die Vorgänge nun mit einem argwöhnischen Auge, dem schwerlich eine Blöße entgeht. Den Zweifel hat die Probirkunst gut bewaffnet, und kaum ist ein Städtchen zu finden, das nicht seinen Chemiker hätte, die Nachbarn zu berathen. Die Theoretiker, welche vordem bemüht waren, das wankende Gebäude der Alchemie zu stützen, haben sich von ihr losgesagt, vereinigen sich vielmehr zu deren Unterdrückung. Und doch vermögen sie so wenig, daß im Gegentheil die Theorie am Ende selbst in einige Verlegenheit geräth. Der Stein des Anstoßes, den man wegwerfen, zum wenigsten wegwälzen wollte, liegt unbeweglich und kämpft einen zweiten Ritterkrieg, verschlingt aber niemand, denn er ist sicherer und großmüthiger geworden.

Kein Dichter besingt die Kunst, wie früher wol geschah, zur Säkularfeier; aber ein Herold ruft, wie es zur Fehde sich gebührt, und fordert den Feind heraus. Er eilt von Ort zu Ort, verkündet laut, das Wunder sey vollbracht, und zeigt Beweise auf in beiden Händen. Des Herolds Ruf thut weniger zur Sache, als sein Beweis vor vielen Zeugen, die in langem Zuge ihn begleiten, und bestätigen, was er sagt. Nicht dasjenige Publikum ist es, welches den Affen nachläuft, sondern achtbare, verständige Männer sind es, und Sachkundige, auf deren Wort man unbedenklich bauen kann.

Der Herold war ein Schotte und nannte sich selbst gewöhnlich den Kosmopoliten; wer aber durchaus einen ordentlichen Namen wissen wollte, dem nannte er sich auch Alexander Setonius Scotus. Daraus hat die plappernde Fama gar mancherlei Namen gemacht; denn man findet ihn bald Sethonius, bald Sitonius, Sidonius, Sutoneus, Suchtonius, oder Suchthenius genannt. Scotus bezeichnet das Vaterland, wie bei Duns, Michael und Hieronymus. Alexander wird wol der rechte Vorname seyn; aber Setonius ist gewiß kein Zuname, sondern scheint den früheren Wohnort zu betreffen, etwa den Flecken Seton oder

Seatown in Mid-Lothian. Das dabei liegende Schloß Seton-house war der Sitz der Grafen von Winton, wie aus Camden's Britannia, (1603,) zu ersehen ist. Ob der Kosmopolit dieser Familie angehöre, würde dort vielleicht zu erforschen seyn. Schade, daß Walter Scott den Landsmann nicht zu kennen scheint! Die Geschichte des Kosmopoliten beschränkt sich, so lange man seine Herkunft nicht weiß, auf die Jahre 1602 bis 1604; aber diese Jahre sind durch sein Wirken für die Geschichte der Alchemie so inhaltreich geworden, daß seine flüchtige Erscheinung Epoche macht.

Zu Enkhuysen am Zuydersee wohnte ein holländischer Schiffer, Namens Jakob Hanssen, nach Andern Haussen, welches aber kein holländischer Name und wol ein Druckfehler ist. Hanssen ward im Sommer 1601 auf der Nordsee von einem Sturm überfallen und übel zugerichtet an die schottische Küste getrieben, wahrscheinlich in den Fyrth of Forth, wo Seatown unweit Edinburgh an der Küste liegt. Der Grundbesitzer der Gegend, wo Hanssen strandete, half mit edler Humanität Schiff und Menschen retten, nahm den Schiffer in sein Landhaus auf, und verschaffte ihm die Mittel, sein Fahrzeug zur Rückkehr auszubessern. Durch Güte, Dankbarkeit und gegenseitiges Gefallen wurden sie Freunde, und versprachen einander beim Abschiede, sich wiederzusehen.

Im nächsten Frühjahr schon kam der Schotte, unser Setonius, nach Enkhuysen, den Gastfreund zu besuchen, und blieb einige Wochen bei ihm. Ihre Herzen schlossen sich noch mehr zu brüderlichem Vertrauen auf, und im traulichen Gespräch entdeckte der Gast dem Schiffer, daß er die Kunst besitze, Metalle zu veredeln. Hanssen war geneigt, daran zu zweifeln; aber Setonius erbot sich, ihn ohne weiteres durch den Augenschein zu überzeugen. Er tingirte ein Stück Blei in Gold, bezeichnete darauf mit einer Nadel Tag und Stunde der Projektion, den 13. März 1602, Nachm. 4 Uhr, und verehrte ihm das Probestück zum Andenken.

Hanssen vertraute diesen merkwürdigen Vorfall nachher seinem Freunde und Hausarzt Dr. van der Linden zu Enkhuysen, und schenkte ihm einen Theil des Goldes. Der Enkel des Arztes, Johann Antonidas van der Linden, lebte funfzig Jahre später als Arzt in Amsterdam, kannte die erzählten Umstände durch Ueberlieferung, bewahrte auch noch das Gold, und zeigte es dem berühmten Morhof, auf dessen Erzählung dieser Theil von der Geschichte des Kosmopoliten beruht. Vergl. D. G. Morhofi De transmutatione metallorum Epistola ad Langelottum, p. 148. sq.

Von Enkhuysen ging Setonius nach Amsterdam und Rotterdam. An beiden Orten hat er auch Projektion gemacht, wie man aus einer späteren Aeußerung von ihm erfährt; aber es sind darüber keine näheren Nachrichten vorhanden. Das nächste Ziel seiner Reise war Italien, und dahin ging er, wie es scheint, von Rotterdam aus zur See. Ob er in Italien irgendwo sich kund gegeben habe, ist nicht bekannt geworden. Wir finden ihn erst im folgenden Jahre auf der Reise nach Deutschland wieder, da er mit Dr. Dienheim zusammentraf.

Johann Wolfgang Dienheim, Doktor der Rechte und der Medicin, Professor zu Freyburg im Breisgau, ein kundiger Zeuge, welcher überdies gegen die Alchemie sehr eingenommen war und mit Zweiflers Augen sah, erzählt darüber Folgendes:

„Im Jahre 1603, als ich mitten im Sommer von „Rom nach Deutschland zurückkehrte, gesellte sich unter Weges zu mir ein schon ziemlich betagter, verständiger und „ungemein bescheidener Mann, klein von Wuchs, aber „wohlgenährt, blühender Gesichtfarbe und heiteren Temperaments, mit einem kastanienbraunen, nach französischer „Mode gestutzten Barte, in einem schwarzseidenen geblümten Kleide, begleitet von einem einzigen Bedienten, der „mit seinem rothen Haar und Bart unter Tausenden heraus-

„zufinden war. Des Mannes Name war, wenn er anders
„den rechten gesagt hat, Alexander Setonius. Er war
„von Molia, einem Inselreiche des Oceans.“ — Diese
Entstellung des Namens Scotia geschah aus Diskretion, wie
man aus dem Schlusse errathen kann.

„In Zürich, wo ihm der Pfarrer Eghlin einen Brief
„an Dr. Zwinger in Basel mitgab, mietheten wir ein
„Schiff und machten die Reise nach Basel zu Wasser. Als
„wir zu Basel im goldenen Storch abgetreten waren, hob
„mein Gefährte an: „Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr
„„auf dieser ganzen Reise, und zumal auf dem Schiffe, die
„„Alchemie und die Alchemisten durchgezogen und verun=
„„glimpft habt, und wie ich versprochen habe, darauf zu
„„antworten, nicht mit philosophischen Vernunftschlüssen,
„„sondern mit einer philosophischen Thatsache. Die Sonne
„„soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten. Ich
„„erwarte nur noch jemand, den ich nebst Euch zum Zeu=
„„gen des Schauspiels machen will, damit die Widersacher
„„desto weniger an der Wahrheit der Sache zweifeln kön=
„„nen.““

„Darauf ward ein Mann von Stande herbeigerufen,
„den ich nur vom Ansehen kannte und der nicht weit vom
„goldenen Storche wohnte. Nachher erfuhr ich, daß es Dr.
„Jakob Zwinger war, dessen Geschlecht so viel berühm=
„te Naturforscher zählt. Wir drei gingen nun zu einem
„Goldarbeiter. Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit.
„Wir nahmen einen Schmelztiegel vom Goldschmied, und
„gemeinen Schwefel, den wir unter Weges kauften. Ale=
„xander rührte von dem allen nichts an, befahl, Feuer an=
„zumachen, Blei und Schwefel schichtenweise einzutragen,
„den Blasebalg anzulegen, und die Masse durch Umrühren
„zu mischen. Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer
„Viertelstunde sagte er: „Nun werft dieses Brieflein in das
„„fließende Blei, aber hübsch mitten hinein, und nicht da=
„„neben ins Feuer!““

„In dem Papier war ein schweres, fettiges Pulver. „Es hatte etwas Zitrongelbes in sich; aber man mußte „Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzu„nehmen. Wir thaten, wie er geheißen, wiewol wir un„gläubiger waren, als Thomas selbst. Nachdem die Masse „noch eine Viertelstunde gekocht hatte und mit einem glü„henden Eisen umgerührt worden war, mußte der Gold„schmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein „Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach des „Goldschmieds Prüfung das ungarische und das arabische „Gold weit übertraf. Es wog ebensoviel, als vorher das „Blei gewogen hatte.“

„Da standen wir nun, sahen einander an, und glaub„ten unsern Augen kaum; er aber lachte uns aus und höhn„te: „Nun geht mir hin mit Euren Schulfüchsereien und „„vernünftelt nach Gefallen! Hier seht Ihr die Wahrheit „„in der That, und die geht über alles, auch über Eure „„Syllogismen.“ Dann ließ er ein Stück von dem Golde „abschneiden und gab es Zwinger'n zum Andenken. Auch „ich erhielt ein Stück, fast vier Dukaten schwer, wel„ches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbe„wahre.“

„Was rümpft Ihr nun darüber die Nase, Ihr Miß„günstigen? Hier lebe ich noch, und bin leibhafter Zeuge „dessen, was ich sah. Auch Zwinger lebt noch, und wird „sich nicht weigern, die Wahrheit durch sein Zeugniß zu be„kräftigen, wenn er darum befragt wird. Auch Setonius „und sein Diener leben noch, dieser jetzt in England, und „jener in Deutschland, wie man sagt. Wol könnte ich auch „hinzufügen, wo er zu Hause ist, wenn ich nicht besorgen „müßte, daß dem großen Manne, dem Heiligen, dem Halb„gott! Nachtheil daraus erwachse.“ Vgl. J. W. Dienheim, De universali medicina, Argentorati, 1610, 8., Cap. 24. Diese Abhandlung ist auch deutsch gedruckt in der „Dreifachen chemischen Fackel“, Nürnberg, 1674, 8.

Jakob Zwinger, auf welchen Dienheim sich beruft, war Doktor der Medicin und Professor zu Basel, ein gelehrter und scharfsinniger Mann, dessen Name in der Geschichte der Arzneikunde ehrenvoll verzeichnet steht. Er ist geboren 1569, war also damals 34 Jahre alt. Zwar starb er schon 1610 an der Pest, ein Opfer der uneigennützigsten Hingebung in seinen Beruf, hat aber doch sein Zeugniß noch abgelegt. Auf Veranlassung der Dienheimschen Schrift schrieb Dr. Schobinger zu St. Gallen an Zwinger und bat ihn um nähere Nachricht von jenem Vorfalle. Diese gab ihm Zwinger 1606 umständlich in einem lateinischen Briefe, welchen der Baselsche Professor Emanuel König in den Ephemerid. Acad. Caes. Nat. Curiosor. Noriberg., 1690, Dec. II., hat abdrucken lassen.

Seine Erzählung stimmt mit der Dienheimschen überein bis auf unwesentliche Umstände, z. B. daß er den Dr. Dienheim nicht gekannt und für einen Bedienten des Setonius angesehen hat. Nach diesem Briefe hat Seton damals zu Basel noch eine zweite Probe in dem Hause des Apothekers Andreas Bletz abgelegt, wo er einige Unzen Blei in Gold verwandelte. Das Stück Gold, welches Jakob Zwinger erhalten, ist in der Zwingerschen Familie aufbewahrt und noch lange nachher Fremden vorgezeigt worden. Vgl. Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Praefatio Tom. I. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 206.

Von Basel ging Setonius nach Strasburg. Daß er da seine Kunst gezeigt, hat er selbst später in Köln ausgesagt. Zwar hat er sich dort nicht zu erkennen gegeben; aber ganz verbergen konnte er sich auch nicht. Ein Kaufmann von Köln, der eben damals in Strasburg gewesen war, erzählte dem Th. v. Hoghelande, daß Seton dem Wirthe, welcher ihn, wie jeden Fremdling, nach Verordnung des Raths befragt habe, wer er sey, zur Antwort gegeben, er sey ein Student, und habe eine Reise unternommen, um irgendwo einen gelehrten Mann zu finden, der ihm sagen kön-

ne, was die Prima Materia sey, woraus die Welt erschaffen worden. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 253. Wenn er sich übrigens auch nicht nannte, wie in Basel, so ist doch leicht zu errathen, auch schon angenommen, daß Er und kein Anderer veranlaßt habe, was sich genau zu derselben Zeit, d. h. mitten im Sommer 1603, mit Güstenhöver zugetragen hat.

Philipp Jakob Güstenhöver, welcher zuweilen auch hochdeutsch Gossenhauer genannt wird, war Bürger und Goldschmied zu Strasburg. Zu ihm kam ein Fremder, welcher sich Hirschberger nannte, wie Matthäus von Brandau in seinem Buche von der Universalmedicin berichtet. Der Fremde arbeitete etwas in Güstenhöver's Werkstatt, und schenkte ihm für die Erlaubniß und gehabte Bemühung ein wenig rothes Pulver, dessen Anwendung er ihm gezeigt hatte. Der Goldarbeiter war unvorsichtig genug, mit der empfangenen Spende zu prahlen, und die Eitelkeit verleitete ihn, vor vielen Zuschauern Projektion zu machen, um für einen Adepten gehalten zu werden. Zwar vertraute er es nur seinen Freunden und Nachbarn; aber jeder Nachbar hatte wieder einen Freund, und jeder Freund einen Nachbar. Es ging von Haus zu Haus und ward zum allgemeinen Stadtgespräch: Güstenhöver kann Gold machen!

Dergleichen Neuigkeiten pflegte man gern nach Prag zu berichten; denn wer es that, war gut empfohlen. Es kam Befehl zurück, die Sache zu untersuchen. Der Rath von Strasburg schickte drei seiner Glieder ab, den Güstenhöver zu vernehmen, namentlich den Syndikus Dr. Hartlieb, den Stadtschreiber Junth, und den Rathsherrn Kohllöffel. Güstenhöver sollte ihnen sein Kunststück zeigen, und er that es dreimal. Jeder von ihnen warf eine mitgebrachte Flintenkugel in seinen gleichfalls mitgebrachten Tiegel. Güstenhöver gab Jedem ein Körnchen seines Pulvers, in Papier gewickelt, welches sie selbst auf das fließende Blei warfen, und Jeder hatte endlich statt der Bleikugel ein

Stückchen feines Gold. Als nachher der Rathsherr Kohllöffel gestorben war, heirathete die Witwe den Rathsschreiber Glaser, welcher späterhin als französischer Kommissar den Frieden zu Münster mit unterhandelte. Glaser zeigte das Kohllöffelsche Gold 1647 in Paris dem Zweibrückschen Arzte Dr. Johann Jakob Heilmann, und erzählte ihm dessen Geschichte, welche dieser im Theatrum chemicum, Tom. VI., (1661,) bekannt machte, woraus sie in Mangeti Bibl. chem. curios., Praefat. T. I., abgedruckt ward.

Auf nochmaligen Bericht befahl Kaiser Rudolph, man solle ihm den Adepten senden. Ungeachtet Güstenhöver nun die Wahrheit aussagte, daß er das Wunderpulver nicht selbst bereitet habe, auch nicht bereiten könne, ward er dennoch transportirt. Er wiederholte seine Aussage vor dem Kaiser, fand aber nicht Glauben, und sollte nun durchaus Gold machen, da er doch kein Pulver mehr hatte. In der Angst entlief er, ward aber wieder zurückgebracht und in den weißen Thurm gesperrt, erhielt auch seine Freiheit nicht wieder, da der sonst menschenfreundliche Monarch in der einmal gefaßten Meinung beharrte, dieser Mann wisse mehr, als er gestehen wolle. Der kaiserliche Kabinetspoet de Delle hat den Vorgang in folgenden Reimen besungen, die man im Fegefeuer der Scheidekunst, und in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia abgedruckt findet:

Gossenhauer, von Offenburg genannt,
Dem Keyser Rudolpho wolbekannt,
Daß er in Alchymia erfahren wär,
Ganz fröhlich war der neuen Mähr.
Sprach: „Johann Franke, Du mußt hin,
„Daß wir der Sachen werden inn
„Und erfahren den rechten Grund.
„Darum säume Dich nicht zur Stund.
„Ein Gnadenpfennig mit Demant schön
„Sollt Du ihm verehren thun,

„Und sagen ihm, daß Wir begehren
„Seine Kunst gänzlich zu lehren.
„Kan aber daß nit geschiehn,
„Muß er Unser Gefangener sin.“
Er ist in weißen Thurn gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Strasburg wieder gefangen.
Der Keyser trug groß Verlangen,
Bis er wieder nach Prage kam.
Muß im weißen Thurme sitzen
Und vor großer Angst schwitzen.
Was das End wird weisen aus,
Erfahren wir aus Keysers Haus.

Von Strasburg begab sich Setonius nach Frankfurt am Main. Auch hier hat er Projektion gemacht, wie er nachher in Köln selbst aussagte; er verbarg sich aber etwas vorsichtiger, wohnte auch, wie es scheint, nicht in Frankfurt, sondern in dem nahegelegenen Offenbach. Wenn er in Frankfurt war, verkehrte er viel mit dem Kaufmann Koch, welcher am Schnabelsbrunnen wohnte, und gab sich für einen französischen Grafen aus. Wahrscheinlich fand er in Koch einen gebildeten Mann, der seiner Laune zusagte, weshalb er öfters zu ihm kam, in seiner Materialhandlung etwas zu kaufen. Endlich ließ er ihn mit eigner Hand Gold machen, wie solches Koch in einem Briefe an Theobald van Hoghelande mit folgenden Worten erzählt:

„In Offenbach hatte sich einige Jahre ein Alchymist „unter dem Namen eines Grafen aufgehalten, welcher ein „und andere Materialien bei mir kaufte, und vor seiner Ab„reise mir die Transmutation zeigte, oder vielmehr mich sol„che selbst verrichten ließ, so daß er keine Hand anlegte. „Er gab mir ein braunrothes Pülverchen, welches auf mei„ner Goldwage drei Gran wog. Solches that ich auf zwei „Loth Mercurii vivi in einen Tiegel. Hernach füllte ich „den Tiegel mit Pottasche etwa um die Hälfte an und gab

„ihm Anfangs gelindes Feuer. Nachher füllte ich den Wind-
„ofen mit Kolen bis über den Tiegel an, so daß er vollkom-
„men in starkem Glühfeuer stand, welches etwa eine kleine
„halbe Stunde von Anfang bis zu Ende dauerte. Wie nun
„der Tiegel in starker Glut war, hieß er mich ein kleines
„Stückchen gelbes Wachs hineinwerfen, zur Erhöhung der
„Farbe, welches ich that. Als ich nach einer Weile den
„Tiegel herausnahm und solchen zerschlug, fand sich auf des-
„sen Boden ein Stückchen Gold, welches sechs Quentchen und
„sechs Gran wog. Bei einem Juwelirer ward es in meiner
„Gegenwart fünfmal umgeschmolzen, und dann auf der Ka-
„pelle probirt, da es denn 23 Karat 15 Gran feines Gold
„von besonders hoher Farbe und 6 Gran feines Silber gab.
„Von der einen Hälfte habe ich mir einen Hemdknopf ma-
„chen lassen. Wenn ich nicht alles selbst verrichtet hätte,
„würde ich nicht glauben, daß der Mercurius, als ein flüch-
„tiges Metall, dazu zu gebrauchen sey." Diesen Brief hat
Th. van Hoghelande in der Vorrede zu seinem Trak-
tate: Historiae aliquot Transmutationis metallicae etc.,
bekannt gemacht. Dieselbe Erzählung liefert auch aus Koch's
Munde der Frankfurtsche Arzt Dr. Burggraf, in seinen
Novellis Actorum physico-medicorum, Observat. 79.
p. 310. Knopf und Gold waren noch lange nachher im
Kochschen Hause zu sehen. Vgl. Güldenfalk's Samm-
lung von Transmutationsgeschichten, S. 14. 37.

Von Frankfurt ging Setonius nach Köln. An die-
sem Orte, scheint es, haben die Manen Albrecht's von Boll-
stedt, des Denys Zachaire und Leonhard Thurneysser's ihn
mit einander inspirirt; denn er war wie besessen, die Ehre
der Alchemie zu verfechten, und das ohne die mindeste Vor-
sicht. Er war nicht lange im Gasthause zum heiligen Geist
eingekehrt, da mußte sein Diener, Namens William Ha-
milton, schon auf den Straßen umhergehen, sich zu er-
kundigen, ob jemand in Köln sich mit Destilliren nähre und
ob es keinen Alchemisten daselbst gebe. Die Befragten wie-

sen ihn zu einem Destillator, dieser nannte ihm aber den Alchemisten Anton Verdemann. Den besuchte Seton sogleich selbst; und da er ihm zusagte, nahm er noch desselben Tages mit seinem Diener Wohnung in Verdemann's Hause. Er wohnte bei ihm vier Wochen. Verdemann's Nachweisungen führten ihn auch zu anderen Kunstverwandten.

Am 5. August trat ein Fremder in die Apotheke auf der Martisthorgasse und fragte nach Lapis Lazuli. Die vorgezeigt wurden, gefielen ihm nicht. Der Apotheker verspricht, ihm schönere vorzulegen, wenn er des anderen Tages wieder zusprechen wolle. In der Officin waren noch einige Gäste, die Magentropfen negociirten, der alte Apotheker Raimund und ein Ordensgeistlicher. Der Eine bemerkt, es habe schon Jemand aus dem Lasur durch Alchemie Silber machen wollen. Der Andere entgegnet, von Alchemie sey viel Gerede, aber man sehe doch Keinen, der etwas ausrichten könne. Dem geben Alle Beifall, bis auf den Fremden, welcher ganz ernsthaft anhebt, es sey nicht alles Lug, was man davon geschrieben, und es dürfte wol Künstler geben, die noch Größeres verrichten könnten. Darüber lachen nun die Magentröpfler laut auf. Der ihnen unbekannte Käufer scheint beleidigt, bricht kurz ab, geht murrend hinaus, gestikulirt auf dem Wege, kommt zornig nach Hause, klagt dem Verdemann sein Leid, wird von ihm getröstet, auch berathen, und nimmt sich vor, die unartigen Spötter zu beschämen.

Den folgenden Tag geht er wieder in dieselbe Apotheke, behandelt den Lasurstein und fordert dann Vitrum Antimonii. Das dargebotene tadelt er und findet es nicht kunstmäßig bereitet, erbietet sich aber, dem Apotheker eine bessere Bereitung zu zeigen, wenn er Gelegenheit fände, vor dem Blasebalg zu arbeiten. Der Apotheker nimmt das Erbieten an, und schickt ihn mit seinem erwachsenen Sohne, der den gestoßenen rohen Spießglanz trägt, zu dem Goldschmied Hans Löhndorf, welcher nicht weit davon bei der St. Lorenzkirche wohnte. Der Goldschmied schüttet den Spieß-

glanz in einen Tiegel und setzt ihn ins Feuer. Unterdessen nimmt Setonius ein Papier aus der Tasche, theilt das darin enthaltene Pulver in zwei Theile, und gibt die besonders in Papier gewickelte Hälfte dem Goldschmied, damit er sie auf das bereits fließende Antimonium werfe. Nach einer Weile wird auf sein Geheiß der Tiegel in einen Inguß ausgegossen, und da sieht der Goldschmied mit höchster Verwunderung, daß das Antimonium zu Gold geworden sey. Des Apothekers Sohn, zwei Gesellen des Goldschmieds und ein Nachbar stehen dabei, und sehen verblüfft den Fremden an, der nicht zum Tiegel gekommen war.

Löhndorf begreift wol, wen er vor sich habe, und bittet ihn, die andere Hälfte des Pulvers zu einem zweiten Versuche zu verwenden. Der Fremde willigt ein und heißt ihn ein gewisses Gewicht Blei einsetzen. Der Goldarbeiter beschließt bei sich, den Adepten wieder anzuführen, und wirft mit dem Blei ein Stück Zinn in den Tiegel. Weil das Gold vom Zinne brüchig wird und sich dann nicht treiben läßt, so hoffte er es damit zu verderben, um den Künstler auszulachen. Dieser stellt sich, als ob er nichts bemerkt habe, läßt den Tiegel einsetzen und gibt die andere Hälfte des Pulvers hin. Der Goldschmied macht es wie zuvor, gießt den Tiegel aus, und findet abermals Gold; aber es war nicht spröde, sondern es ließ sich schlagen, hämmern und laminiren, wie er wollte. Er glüht es über Kolen aus, löscht es in Wasser ab, bringt es wieder unter den Hammer, prüft es mit dem Koloritz, und findet in allen Proben das beste Gold.

Wenige Tage darauf erfährt Setonius von Verdemann, daß ein Landsmann von ihm zu Köln auf der Katzenbochgasse wohne, Meister Georg, ein Chirurgus, der ein grimmiger Feind der Alchemisten sey. Vielleicht war Verdemann selbst von ihm geschmäht worden, und freute sich nun, den Widersacher aufs Haupt schlagen zu können. Sein Rächer läßt sich zu dem Chirurgen führen, es war am 11. August 1603, unterhält sich mit ihm über Gegenstände

der

der Wundarzneikunst, und fragt unter anderem, ob er ein gutes Mittel wisse, das wilde Fleisch wegzubeizen. Beiläufig äußert er, daß ihm selbst ein solches bekannt sey, womit man das Fleisch bis auf den Knochen wegnehmen könne, ohne die Nerven zu verletzen. Georg erstaunt, und bittet, ihm das Mittel anzuzeigen. Der Fremde fragt, ob er kein Blei im Hause habe, fordert auch Schwefel und einen Tiegel. Der Chirurg bringt das Verlangte, und weil er selbst weder Schmelzofen noch Blasebalg hatte, schlägt er vor, zu einem ihm bekannten Goldarbeiter zu gehen, der nicht weit von ihm wohne.

Der Goldarbeiter, Hans von Kempen, wohnhaft am Markt, im goldenen Anker, war nicht zu Hause; aber sein Sohn arbeitete in der Werkstatt mit vier Gesellen und einem Lehrling. Während der Barbier seinen Tiegel mit Blei und Schwefel beschickt, wie ihm geheißen, läßt sich der Fremde mit den Gesellen in ein Gespräch ein, und erbietet sich, sie zu lehren, wie sie altes Eisen in guten Stahl verwandeln könnten. Der Altgesell erwiedert, das zu lernen, würde ihm lieb seyn. Er bringt eine zerbrochene Zange herbei, und wird angewiesen, sie stückweise in einen zweiten Tiegel mit Schwefel einzutragen. Beide, Barbier und Gesell, erhalten ihre Vorschrift, wie jeder seinen Tiegel zum Feuer bringen und zublasen solle.

Indem sie das verrichten, nimmt Setonius ein Papier aus der Tasche, theilt das darin enthaltene rothe Pulver mit einer Messerspitze in zwei Theile, wickelt jeden besonders in Papier, läßt in jeden Tiegel einen werfen, befiehlt, mehr Kolen anzulegen und stärker zuzublasen. Nach einer Weile läßt er beide Tiegel ausgießen. Da ruft der Altgesell: Das Eisen ist ja Gold geworden! und der Barbier sieht mit Erstaunen ebenfalls Gold statt des Bleies. Ersterer hämmert sein Metall, glüht es durch, löscht es ab und laminirt es; aber es ist und bleibt Gold. Der Lehrling ruft des Goldschmieds Frau herbei, die im Probiren wol erfahren war. Sie läßt

das Gold noch einmal glühen und hämmern, streicht es auf dem Probirstein an und prüft es mit dem Koloritz. Das Gold aus beiden Tiegeln ist völlig gleich und besteht in allen Proben. Sie bietet auf der Stelle acht kölnische Thaler für das Loth, um einen Rathkauf zu thun, bei so wolfeilem Gewächs. Der Jubel der Gesellen zog indessen schon die Nachbarschaft herbei; da meinte der Adept, nun sey es Zeit, zu gehen, und zog sich mit dem Barbier zurück.

„Das war also das Aetzmittel, das Ihr mich lehren „wolltet?“ hob Meister Georg auf der Straße zu schmählen an; Setonius aber fiel begütigend ein: „Seyd nicht un„gehalten, Landsmann! Ich hörte von Verdemann', Ihr „wäret ein Alchemistenfeind, und da wollte ich Euch gern „zeigen, was an der Sache sey. Denselben Spaß habe ich „mir auch in Rotterdam und Amsterdam, in Frankfurt, „Strasburg und Basel gemacht.“

„Aber, Landsmann,“ warnte Georg, „Ihr thut nicht „wol, daß Ihr Euch damit also an den Tag gebt. Wenn „die Fürsten davon hören, werden sie Euch nachspüren las„sen und Euch gefangen nehmen, um das große Geheim„niß zu erhaschen!“

„Ei was!“, meinte der Adept, „jetzt bin ich in einer „freien Stadt. Geschähe es, daß ein Fürst mich festnehmen „ließe, so wollte ich lieber tausendmal sterben, als mein Ge„heimniß offenbaren. Will Einer gern eine Probe sehen, „so werde ich es ihm nicht versagen; und wenn man es auch „in Massen bewähren wollte, so würde sichs wol auf ein „fünfzig- bis sechzigtausend Dukaten einrichten lassen.“

Meister Georg war seitdem ganz umgekehrt. Zur Verwunderung seiner Bekannten pries er nun die Macht der Naturkräfte, erhob er die Kunst der Alchemie, und bekannte, daß er früher im Irrthum gewesen sey. Die Bewohner von Köln waren in ihren Meinungen getheilt. Die nicht mit zugesehen, spotteten ihn aus, daß er sich von dem Landsmann habe betrügen lassen. Andere hegten Argwohn, Meister

Georg sey der Betrogene nicht, zeuge aber für das Gold, welches er empfangen habe. Doch war er in der Stadt als ein starr rechtlicher Mann bekannt, so was man damals „biderb" nannte, und gegen die Anschuldigung, daß er sich habe täuschen lassen, verwahrte er sich standhaft. Er berief sich auf seine Mitzeugen in der Goldschmiede, wo man noch einige Körner Gold in den Tiegeln gefunden hatte und Jedem vorzeigte. Er und der Gesell bezeugten, daß kein Betrug möglich gewesen sey, weil sie ihr Blei und Eisen selbst jeder in seinen Tiegel eingesetzt und ganz allein behandelt hätten, der Adept aber gar nicht dazugekommen sey. Er glaube, so schloß der Meister jeden Streit darüber, seinen gesunden Augen mehr als allem Geschwätz.

Bei diesen Versuchen hatte man 11¾ Loth Gold erhalten, und dazu war nicht mehr als höchstens Ein Gran Tinktur gebraucht worden. Verdemann berechnete daraus, daß diese Tinktur 2820 Theile unedeln Metalles veredelt habe. Setonius bemerkte dabei, die Rechnung sey wol richtig, aber nicht der Schluß. Wenn er die Proben recht angestellt hätte, müßte er zwanzig Loth Gold erhalten haben, weil seine Tinktur fünftausend Theile Metall veredle.

Verdemann fragte, warum er den Metallen Schwefel zuschlage, und warum er nicht lieber Quecksilber zur Veredlung nehme. Darauf antwortete Setonius, er wolle nur den Laien die Möglichkeit zeigen, daß auch die unedelsten Metalle veredelt werden könnten; aber die wahren Vortheile der Arbeit brauchten sie nicht zu wissen.

Im Vertrauen gestand er seinem Wirthe noch, daß er seit drei Jahren mehr Gold ausgegeben und zum Theil verschenkt habe, als er sammt seinem Diener schwer sey. Daraus darf wol geschlossen werden, daß er die Meisterschaft vor 1600 nicht erlangt habe.

Alle diese Nachrichten sammelte der weiter unten aufgeführte Theobald van Hoghelande, welcher sich damals in Köln aufhielt. Er vereinigte sie in einem Briefe an

seinen Bruder Ewald, und dieser machte sie dann bekannt in seinen Historiae aliquot Transmutationis metallicae, pro defensione Alchymiae contra hostium rabiem, Coloniae, 1604, 8., f. 25.

Von Köln ging Setonius nach Hamburg. Auch da soll er merkwürdige Projektionen gemacht haben, von welchen nach Morhof's Citat, (Epistola de metallorum transmutatione, pag. 151.,) in Lavateri Libro de Censu, welches ich mir, leider! nicht verschaffen konnte, Nachricht zu finden seyn wird.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit, welche sich in Helmstädt zutrug und mit großem Wahrschein unserm Setonius zugeschrieben werden kann.

Cornelius Martini, Professor der Philosophie zu Helmstädt, welcher 1621 gestorben ist, pflegte in seinen Vorlesungen gegen die Alchemisten zu Felde zu ziehen, weil das eben ein vielbesprochener Gegenstand philosophischer Spekulation war. Als er einst vom Katheder herab die Unmöglichkeit der Metallverwandlung in allen Beweisformen dargethan hatte, trat ein fremder Edelmann hervor, welcher pro hospite zugehört hatte, und bat um Erlaubniß, aus Gründen der Erfahrung zu opponiren. Er verlangte ein Kolenbecken, einen Schmelztiegel, und ein Stück Blei, tingirte es auf der Stelle in Gold, und reichte dieses dem Professor mit den Worten: Solve mihi hunc Syllogismum! Widerlege mir diesen Beweis!

Diesen Vorfall erzählt Zwelffer in der seiner Pharmacopoea Regia, (Wien, 1652, 4.,) angehängten Mantissa spagirica, pag. 329., mit dem Beifügen, daß der Edelmann den Professor zuvor gesprochen, und ihn zu einer Disputation aufgefordert, sich aber zum Opponenten angeboten habe, welches die Sache noch glaublicher macht. Zwelffer berichtet auch, daß Martini seit jenem Tage seine Meinung ganz geändert und die zuvor angefochtene Alchemie nun anerkannt habe. Freilich sagt Martini in der zweiten

Ausgabe seiner Logik, Kap. 8.: „Ich will von der Wahr=
„heit dieser Kunst nichts sagen; denn ich verlange sie nicht
„zu behaupten, und doch kann ich das Zeugniß so vieler vor=
„trefflichen Männer nicht verwerfen, welche heilig versichern,
„daß sie die Verwandlung eines Metalles in das andere mit
„ihren Augen gesehen, mit ihren Händen begriffen, sogar
„selbst verrichtet haben. Hier wäre das Leugnen Thor=
„heit, und keine Sache für einen Schüler der Weltweis=
„heit."

Diese Stelle hat allerdings das Ansehen wie der Rück=
zug eines Belagerers mit klingendem Spiel. Wenn der Ver=
fasser die eigne Erfahrung nicht eingesteht, so ist das eben
kein Grund, sie zu bezweifeln, da der Amtzweck gewisser=
maßen fordert, daß der akademische Docent auf seinem Ka=
theder unüberwindlich erscheine. Die Art und Weise der
Ueberführung ist ganz im Geiste des Schotten, der nur darum
reisete, um die Antagonisten der Alchemie zu demüthigen.
Auch die Worte des Opponenten erinnern an das, was Se=
ton zu Dienheim und Zwinger sagte. Da Seton von Ham=
burg nach München ging, so lag ihm Helmstädt nicht außer
dem Wege. Es ist leicht möglich, daß er von Martini's
Eifern gehört habe, und dadurch bestimmt worden sey, ihn
heimzusuchen, herauszufordern, mit seinem Experiment zu
überraschen, und ein volles Auditorium zum Zeugen seines
Sieges zu machen.

Daß Setonius in München gewesen sey, darin stim=
men alle Nachrichten überein; aber keine spricht davon, daß er
sich dort als Adept kundgegeben habe. Vielleicht wirkte Mei=
ster Georg's Warnung nach, und noch wahrscheinlicher hat
Eros, der manches Gemüth verwandelt, ihn bewogen, sich
gegen seine Gewohnheit still zu verhalten, auch eben so ge=
räuschlos die Stadt zu verlassen. Er verliebte sich nämlich
daselbst in eine schöne Bürgertochter, und entführte sie den
Ihrigen. Die besiegte Siegerin wird nicht genannt, wol
aber kommt in der Folge der Baier Adam Rockosch als

ihr naher Verwandter vor. Unter solchen Umständen darf man sich nicht verwundern, wenn der Kosmopolit in Baiern verschwindet und erst in Sachsen wieder znm Vorschein kommt. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 219.

Im Herbst desselben Jahres, 1603, finden wir ihn zu Crossen auf dem kurfürstlichen Schlosse, wo damals der sächsische Hof weilte. Der angehende Ehemann ist so beschäftigt, daß er selbst nicht Zeit hat, den Zweck seines Kreuzzuges, die Bekehrung der Ungläubigen, zu verfolgen. Er hat seinem Begleiter, dem William Hamilton, Tinktur gegeben, mit welcher dieser in Gegenwart des Kurfürsten und mehrer fürstlichen Gäste vortreffliches Gold aus Blei macht, welches Schmelzfeuer und alle Proben aushält. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 49.

Nach diesem Probestücke trennte sich Hamilton von seinem Herrn, oder Freunde; denn in welchem Verhältniß eigentlich Beide standen, ist nie recht klar geworden. Er ging über Holland nach England zurück, kommt aber in der Geschichte nicht weiter vor, wenigstens nicht unter demselben Namen. So ist auch ungewiß, ob Seton's sorglose Offenheit den Gefährten schlimme Folgen besorgen ließ, oder ob diese schon eingetreten waren und ihn zur Flucht nöthigten. Für Letzteres spricht das Folgende. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 219.

Christian der Zweite, Kurfürst von Sachsen, hatte 1601 das achtzehnte Jahr und die Regirung angetreten. Die unlöbliche Gemüthsart dieses jungen Despoten bezeugen manche seiner Handlungen. Des Vaters Glaube an die Alchemie war ihm bis dahin lächerlich erschienen, und er war nichts weniger als Alchemist; allein der zu Crossen geführte Beweis hatte seine ganze Habsucht aufgeregt, und so benahm er sich denn wie ein Nero verjüngten Maßstabes. Der arglose Adept, welcher sich Dresden gedacht haben moch-

te, wie es unter August und Christian I. war, hätte keinen gefährlicheren Ort zum Aufenthalte wählen können.

Anfänglich ward er vom Kurfürsten ausgezeichnet, der ihm schmeichelnd sein Geheimniß entlocken wollte. Als er aber darauf nicht einging, ward er verhaftet. Nachdem man sich seiner Person versichert hatte, ging man von Versprechungen zu Drohungen über, und machte diese bald wahr. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte seine Glieder mit Schrauben und brannte sie mit glühenden Eisen; aber er ertrug die Schmerzen standhaft, ohne irgend etwas zu gestehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er nochmals gefoltert, und das wiederum ohne Erfolg, wiewol sein Körper an mehren Stellen zerrissen ward.

Als man sich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geständniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenschaft ihn noch willig machen werde. Ein ungesundes und ekelhaftes Thurmgefängniß ward nun seine Wohnung. Vierzig Mann von der Leibwache wurden befehligt, sein Gefängniß abwechselnd zu bewachen. Seine Gattin, die noch in einem Gasthause wohnte, ward nicht zu ihm gelassen, auch sonst niemand. Diese empörende Behandlung hat er, wie sich berechnen läßt, an drei Monate dulden müssen.

Eben damals hielt sich Michael Sendivogius, ein polnischer Edelmann, in Dresden auf. Er bewarb sich um das Vertrauen des Kurfürsten, und wirkte von ihm die Erlaubniß aus, den Gefangenen zu besuchen, indem er sich erbot, ihn auszuholen. Sobald er ihn ohne Zeugen sprechen konnte, rückte er mit seiner eigentlichen Absicht heraus, und warf die Frage hin, was er ihm geben würde, wenn er ihn befreiete. Soviel, erwiederte Setonius, daß er auf Lebenszeit mit den Seinigen genug haben solle. Damit zufrieden, reisete Sendivog nach Krakau, wo er ein Haus hatte, verkaufte dasselbe, und kehrte mit dem Gelde nach

Dresden zurück. Kraft seiner Vollmacht war er nun täglich im Gefängniß, bewirthete die Wache freigebig, und gewann ihr Vertrauen mehr und mehr.

Eines Abends trank er den Soldaten so reichlich zu, daß sie endlich alle berauscht waren. Dann setzte er den Gefangenen, der seine verrenkten Glieder nicht gebrauchen konnte, auf einen bereit gehaltenen Wagen, und entführte ihn aus der Haft, zunächst nach seiner Wohnung. Hier unterrichtete Seton seine Gattin, wo er die Tinktur verborgen hätte. Nach deren Herbeischaffung verließen sie Dresden, fuhren Tag und Nacht, erreichten die Gränze unangehalten, und gingen nach Krakau. Aber die Befreiung kam zu spät. Die grausame Behandlung hatte Seton's Körper so sehr zerrüttet, daß auch die Panacee, wie er selbst fühlte, ihm nicht wieder aufhelfen konnte. Nachdem er seine Tinktur unter seine Gefährten getheilt hatte, starb er in Krakau im Januar 1604.

Diese Begebenheiten erzählt Desnoyers, Sekretär der Königin von Polen, Marie Gonzaga, nach der Aussage mehrer Zeugen in einem Briefe, den er 1651 nach Paris schrieb. Der Brief ist abgedruckt im Trésor de Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises par Pierre Borel, pag. 479. s., daraus in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, Tom. I. pag. 334 — 349.

Die Geschichte Seton's gehört in jeder Hinsicht zu den merkwürdigsten Beweisen für die Wahrheit der Alchemie, und sie wird durch die Sendivog's bald noch mehr unterstützt werden. Sie gewährt alles, was man von historischen Beweisen verlangen kann. Ihre Beweiskraft würde sogar dann noch vollständig seyn, wenn man, überstreng, die Thatsachen von Güstenhöver, Koch und Martini, als nur vermuthungweise herangezogen, aussondern wollte. Dienheim und Zwinger sind vollkommen sachkundige Augenzeugen, und was v. Hogheland den Augenzeugen in Köln abhörte, ist

allein schon hinreichend, Jeden zu überzeugen, der sich überzeugen lassen will, daß Seton in der That Adept war, und eine Tinktur von wunderbarer Kraft besaß, welche Antimon, Blei, Zinn und Eisen in Gold zu verwandeln vermochte. An Taschenspielerkünste ist bei den erzählten Umständen nicht zu denken, auch nicht an chemischen Betrug, noch weniger an eigennützige Zwecke. Von Keinem wollte er etwas, und überall blickt als Triebfeder seines Thuns nur Rechthaberei hervor, die den Märtyrer seiner eignen Thorheit endlich dem Tyrannen überlieferte.

Diesen Setonius behandelt Wiegleb in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie als unbedeutend, und fertigt ihn S. 301. mit zwei Zeilen ab. Die Materialien lagen damals (1777) so vollständig als jetzt zur Benutzung vor. Sein Verfahren beweiset demnach, daß er nicht immer Wahrheit suchte, sondern mehr die vorgefaßte Meinung durchzusetzen bemüht war.

Setonius hinterließ eine einzige alchemistische Abhandlung in lateinischer Handschrift, unter dem Titel: Cosmopolitae Novum Lumen chymicum. Sie handelt den Stein der Weisen in zwölf Kapiteln ab, wobei die zwölf Thore Ripley's dem Verfasser vorgeschwebt haben mögen. Daß von dieser Schrift kein Aufschluß über das Geheimniß zu erwarten sey, setzen die oben angeführten mündlichen Aeußerungen des Verfassers außer Zweifel. Der in der Hitze des Disputirens und unter Qualen nichts verrieth, wird sich am Schreibpult gewiß noch besser vorgesehen haben.

Die Abhandlung wurde nach seinem Tode von Sendivogius herausgegeben. Die erste Ausgabe erschien zu Prag, 1604, 8.; eine zweite, besorgt von Ruland, zu Frankfurt a. M., 1606, 8.; eine dritte zu Paris, 1606, 8.; eine vierte zu Köln, 1610, 8.; eine fünfte ebenda, 1617, 12. Lateinisch abgedruckt ward sie im Theatrum chemicum, T. IV. N. 112.; in Albinei Bibliotheca chemica, N. 2.; und in Mangeti Bibl. chem. curiosa, T. II.

N. 100. Französische Uebersetzungen erschienen zu Paris, 1609, 8.; 1618, 8.; 1629, 8.; und 1691, 12. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Chymisches Kleinod, zu Strasburg, 1681, 8.; eine andere zu Frankfurt und Leipzig, 1682, 8. Johann Oertel (Orthelius) schrieb einen lateinischen Kommentar dazu, welcher im Theatrum chemicum, T. VI. N. 182., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 104., abgedruckt ist.

Wo der Wahrheit ein Tempel erbaut wird, setzt sicherlich auch die Lüge für sich ein Kapellchen daneben. Seton's Beweise mußten dazu dienen, ein Possenspiel auszuschmücken, welches eben damals ein muthwilliger Student aufführte, damit ja die Welt nicht belehrt werde, sondern eines mit dem andern verwerfe. Das Possenspiel war die Gesellschaft der Gold- und Rosenkreuzer. Johann Valentin Andreä, ein würtembergischer junger Theolog, lernte auf einer Studienreise das Treiben der Alchemisten, Panaceisten und Theosophen kennen. Vom Autorkitzel angeregt, schrieb er in deren Sinn und Sprache die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz, wie auch die Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Confession der Fraternität des Ordens vom Rosenkreuze, welche anfänglich in Handschriften umliefen, seit 1613 aber, wiewol anonym, durch den Druck noch bekannter gemacht wurden.

Ein Deutscher, Namens Rosenkreuz, so berichtet der Ordensstifter, bereisete 1378 den Orient und ward dort in die Mysterien der Weisen eingeweiht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland vertraute er diese Geheimnisse nur Wenigen. Die schriftliche Enthüllung derselben fand man erst 1604 in seinem Grabe, und seitdem wurden die wichtigsten Kenntnisse, namentlich von Bereitung des Steines der Weisen und von Verlängerung des menschlichen Lebens auf mehre Jahrhunderte, nur den Würdigsten unter dem Siegel der

Verschwiegenheit mitgetheilt, — und das waren die erlauchten Rosenkreuzer.

Diese dreist und plausibel vorgetragene Fabel täuschte Viele, die dann eifrig nachfragten, wo die erhabene Verbrüderung zu finden sey, damit man sich hinsichtlich der Würdigkeit ausweisen und an ihrer Weisheit Theil nehmen könne. Andere waren minder leichtgläubig, fanden aber die schnell verbreitete Legende dienlich zu ihren Zwecken, genehmigten sie mit wichtiger Miene, und verhalfen gefällig den Wißbegierigen zur näheren Verbindung mit den unbekannten Oberen. Gar bald war somit die Brüderschaft wirklich vorhanden, wie der Anonymus die Idee hingeworfen hatte, und übertraf diese noch an hol tönendem Schwall.

Das Rosenkreuz ward von Emissarien in Deutschland, Frankreich, Holland und England gepredigt. Man stiftete mehr und mehr neue Zirkel, und diese wurden Sammelplätze für alle Liebhaber des Mystischen. Den allermeisten Adspiranten war vornehmlich am Steine der Weisen gelegen. Es ward dafür gesorgt, sie zu beschäftigen, und man versprach ihnen denselben. Sie mußten ihn aber selbst suchen, und ihren Oberen getreulich anzeigen, was sie arbeiteten, damit man brüderlich theilen könne, wenn etwa Einer das goldene Geheimniß zufällig erfinden sollte. Dadurch bildete sich eine weitverbreitete alchemistische Korrespondenz, die wol beiläufig nützliche Kenntnisse verbreiten half, wenn auch das ganze System der Verbindung auf Wahn gebaut war, durch Täuschungen erhalten ward und in die schnödesten Mißbräuche ausartete. Vergl. Teutscher Merkur, 1782, März, S. 228. f. Semler's Unparteiische Sammlungen zur Historie der Rosenkreuzer, Leipzig, 1786, 1787, 8. Meine Allotrien zur Unterhaltung u. s. w., S. 304. f.

So wenig in Wahrheit die Rosenkreuzerei mit der Alchemie zu schaffen hatte, waren doch beide in der Meinung der Zeitgenossen eng verbunden, weshalb freilich erstere tief in die Geschichte der letzteren eingreift. Die Prätensioner

der Rosenkreuzer veranlaßten heftige Reibungen, theils zwischen ihnen und den Antalchemisten, welche nun die Alchemie als Rosenkreuzerei lächerlich zu machen wußten, theils unter den Alchemisten selbst, von welchen einige für, und andere gegen das Rosenkreuz Partei nahmen. Letztere warnten vor Betrug, nannten den Orden eine „Nebelkappe“ und einen „Mummenschanz“, dagegen erstere die „hocherleuchtete, „glorwürdige und fromme Societät“ nicht genug rühmen konnten. Das alles gab einen Wirrwarr und Tumult, aus welchem sich die Meisten nicht finden konnten, bis man endlich gerathen fand, alles Für und Wider wie ein Schachspiel zusammenzuwerfen und nichts zu glauben. Die Rosenkreuzer bleiben hier, als solche, mit Recht beseitigt, um nur die eigentlichen Alchemisten, und zwar die wichtigeren beider Fahnen, auszuheben.

Andreas Libau, gewöhnlich Libavius genannt, gebürtig von Halle in Sachsen, Arzt zu Rotenburg an der Tauber, gestorben zu Koburg 1616, ein Schüler Brunner's und ausgezeichneter Chemiker, war nicht der Meinung, daß die Chemie mit der Alchemie in Widerstreit sey, und redete der letzteren das Wort mit Nachdruck gegen Erastus, Guibert, Riolan und die Fakultät der Aerzte zu Paris in folgenden Schriften:

1) Alchymia. Francofurti, 1595, Fol.; 1597, 4.
2) Commentationum metallicarum Libri IV. Francofurti, 1597, 4.
3) Examen censurae scholae Parisiensis contra Alchymiam. Francofurti, 1601, 1604, 4.
4) Defensio et declaratio Alchymiae transmutatoriae, Nicolao Guiberto opposita. Ursellis, 1604, 8.
5) Praxis Alchymiae, addito Tractatu de arte hermetica. Francofurti, 1605, 1607, 8.
6) Commentariorum Alchymiae Pars I. Praemissa est defensio Alchymiae et refutatio objectionum ex Censura scholae Parisiensis. Francofurti, 1606, Fol.

7) Alchymia triumphans, iniqua collegii Galenici spurii censura, et Riolani Maniographia funditus eversa. Francofurti, 1607, 8.
8) Characteres, et de Lapide conficiendo. Francofurti, 1607, 8.
9) Syntagma selectorum Alchymiae arcanorum. Francofurti, 1611, Fol.; neue Ausgabe: 1660, Fol.
10) Defensio altera Alchymiae transmutatoriae. Francofurti, 1615, 8.

Benedikt Töpfer, bekannter unter dem latinisirten Namen Benedictus Figulus, gebürtig von Utenhofen in Franken, hat sich als ein fruchtbarer Schriftsteller unter den Liebhabern der Alchemie einen gewissen Ruf erworben, welche durch seine launige Schreibart gewonnen wurden. Er fand um so mehr sein Publikum, da er deutsch schrieb und Vielen das Lesen der Lateiner schon beschwerlich zu werden anfing. Die Laune dieses Schriftstellers artet zuweilen in Töpferwitz aus. So wird z. B. in seinem Rosarium, S. 30., gelehrt, wie man Gold aus Juden machen könne. Er versichert, daß 24 Juden 1 Loth Gold geben, berechnet auch, daß bei täglicher Wiederholung des Processes jährlich aus hundert Juden, nach Abzug der Festtage, 1248 Loth Gold zu machen sind. Er schrieb:

1) Paradisus aureolus hermeticus, in cujus perlustratione ostenditur, quomodo aureola Hesperidum poma ab arbore benedicta philosophica sint decerpenda. Francofurti, 1600, 1608, 4.
2) Pandora magnalium naturalium aurea et benedicta, de benedicto Lapidis philosophici mysterio. Argentorati, 1600, 8.
3) Thesaurinella olympica aurea tripartita, d. i. Himmlisch güldenes Schatzkämmerlein, von vielen auserlesenen Kleinodien zugerichtet, darinnen der uralte und große Carfunkelstein und Tinkturschatz verborgen. Frankfurt, 1608, 4. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1682, 8.

4) Hortulus olympicus aureolus, d. i. Himmlisch güldenes hermetisches Lustgärtlein, von alten und neuen philosophis gepflanzt, darinn zu finden, wie die coelestivische, Edle, Hochgebenedeyte Schwelroß und Scharlachbaum des Carfunkelsteins zu brechen sey. Frankfurt, 1608, 4.
5) Rosarium novum olympicum et benedictum, d. i. Neuer gebenedeyter und philosophischer Rosengarten, darin vom allerweisesten König Salomon gewiesen wird, wie der gebenedeyte güldne Zweig und Tinkturschatz vom unverwelklichen orientalischen Baum der Hesperidum vermittelst göttlicher Gnaden abzubrechen und zu erlangen sey. Basel, 1608, 4.
6) Auriga benedictus spagyricus. Norimb., 1609, 12.

Joachim Tank, gebürtig von Perleberg in der Mark, Professor der Medicin zu Leipzig, besorgte eine Ausgabe der Schriften des Grafen Bernhard, wie auch der Clavis philosophorum des Paul Eck von Sulzbach, und schrieb außerdem:

1) Succincta artis chemicae instructio, oder Bericht von der rechten und wahren Alchemey. Leipzig, 1605, 8.
2) Promtuarium Alchemiae; zwei Theile. Leipzig, 1610, 1612, 1614, 1619, 8.

Oswald Croll, gebürtig aus Hessen, fürstlich-Anhaltscher Leibarzt, betrieb die Alchemie in Nebenstunden eifrig, wie seine Briefe zeigen, welche in v. Murr's Literarischen Nachrichten, S. 49. f., abgedruckt sind. Seine Basilica chymica handelt von chemischen Arzneimitteln, nicht von Alchemie.

Heinrich Roll, Arzt zu Steinfurt, schrieb:

1) Sanctuarium Naturae. Frankfurt, 1613, 1619, 8.
2) Theoria philosophiae hermeticae. Hanau, 1617, 8.
3) Philosophische Alchymie. Frankfurt, 1619, 8.

Johann Brückner, genannt Pontanus, Professor der Medicin zu Königsberg, suchte zugleich den Stein der Weisen, arbeitete nach dem Artephius, und will nach dessen

Anweisung, wiewol nach mehr als zweihundert Fehlversuchen, die Meisterschaft erlangt haben. Er schrieb eine Epistola de Lapide Philosophorum, welche zu Frankfurt, 1614, 8., herauskam, und im Theatrum chemicum, T. III. N. 83., abgedruckt ist.

Johann Graßhof, welcher sich unter seinen Briefen verschiedentlich Grassaeus, Chortolassaeus und Condesyanus nannte, war Syndikus zu Stralsund. Er gehört zu den gelesensten Schriftstellern dieser Zeit. Wiewol er eigentlich nur die Lehren des Basilius in ein gewisses System brachte und in einem neuen Gewande vortrug, erwarb ihm doch seine muntere Schreibart Vertrauen, bei Vielen sogar den Ruf eines Adepten. Manche waren geneigt, ihm zuzuschreiben, was Seton geleistet hatte, dessen Schicksal damals nicht bekannt ward, wie denn auch Graßhof's Name erst später genannt wird. Er schrieb mehre alchemistische Abhandlungen, als: De naturae mysteriis, Consensus Philosophorum, Lilium inter spinas, Praxis hermetica, Figura cabalistica, und Physica naturalis, welche zusammen im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 174 — 179., abgedruckt sind.

Aber am meisten gefiel sein deutsch geschriebener „Kleiner Bauer“, welcher zuerst in Strasburg, 1618, 8., gedruckt ward. Dazu kam noch ein „Großer Bauer“. Beide zusammen wurden mit Walch's von Schorndorf Kommentar und anderen Zugaben mehrmals neu herausgegeben, als: zu Frankfurt, 1623, 8.; zu Strasburg, 1658, 8.; zu Breslau, 1658, 8.; zu Leipzig, 1658, 8.; zu Hamburg und Stockholm, 1687, 8.; zu Hamburg und Halle, (unter dem Titel: Aperta arca arcani artificiosissimi, oder Des großen und kleinen Bauers offenstehender Kasten,) 1705, 8.; und zu Strasburg, 1731, 8.

Der Hauptinhalt ist eine Fabel, welche das Geheimniß vom Stein der Weisen allegorisch andeuten soll. Der suchende Jünger des Hermes geht auf einen Berg, trifft da

einen kleinen Mann in Bauerntracht, der aber kein gewöhnlicher Bauer seyn mag, sondern dem betrübten Laboranten mit gutem Rath auf den rechten Weg hilft. Er zeigt ihm das Magisterium unter dem Bilde einer weißen und einer rothen Blume, die auf Einem Stängel blühen, und hebt einen Stein vom Boden auf, das war die rohe Materia. Die Kleidung des Bauers hat auch ihre Bedeutung. Er trägt einen grauen Rock, eine schwarze Hutbinde, ein weißes Feldzeichen, eine gelbe Leibbinde, und blutrothe Stiefeln, womit die stufenweise Farbenveränderung der Tinktur angezeigt wird.

Der Alchemist geht nach Hause, denkt über die Erscheinung nach, und findet endlich das gesuchte Ziel. Anfänglich gebraucht er starkes Feuer. Da beschweren sich die Schmiede, daß er ihnen die Kolen theuer mache. Dann geht er auf Reisen und lernt es besser. Nach seiner Rückkehr führt man keine Klage; denn er bedarf der Kolen nicht mehr. — Den Liebhabern der Alchemie machten diese Späße viel Vergnügen, und sie bemühten sich wacker, seine Gleichnisse gehörig auszulegen.

Ambrosius Siebmacher, ein Alchemist, welcher in Nürnberg und später in Augsburg privatisirte, schrieb, ohne seinen Namen zu nennen, das bei den Zunftverwandten hochgeachtete Buch: Wasserstein der Weisen, darin der Weg gezeigt wird, zu dem Geheimniß der Universaltinktur zu kommen, Frankfurt, 1619, 8. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1760, 8.

Johann Clajus, Pfarrer zu Bandeleben, schrieb eine Satyre auf die Alchemisten, unter dem Titel: Alkumistica, oder Wahre Kunst, aus Kuhmist durch seine Operation und Proceß gut Gold zu machen, Mühlhausen, 1616, 8.

Johann Schaubert übersetzte des Pantheus Bericht von dem Fundament der hohen Kunst Vorarchadumia, wider die falschen und untreuen Alchemisten, Magdeburg, 1608, 8.

Jo-

Johannes Rhenanus, der entweder Rheinländer hieß, oder nur die Rheinlande als sein Vaterland zu erkennen gab, schrieb:

1) Solis e puteo emergentis, sive Disputationis chymico-technicae Libri III. Darin wird die Materia des Steins der Weisen, seine Auflösung und Bearbeitung abgehandelt. In der Vorrede wird die Wahrheit der Alchemie erwiesen. Die erste Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1613, 4.; eine zweite ebendaselbst, 1623, 4.
2) Binae Epistolae de solutione materiae. Francofurti, 1615, 8.
3) Harmoniae imperscrutabilis chymico-philosophicae Decades duae, quibus continentur auctores de Lapide. Francofurti, 1625, 8. Diese hier oft angeführte Sammlung liefert zwanzig ältere und neuere Alchemisten.

Johann Konrad Gerhard, Professor der Medicin zu Tübingen, schrieb außer Kommentarien über Geber und Lullus:

1) Extractum chymicarum quaestionum, sive responsiones ad theoriam Lapidis philosophici. Argentorati, 1616, 8.
2) Disputatio pro Lapide philosophico. Argentorati, 1616, 8.; Tubingae, 1641, 8.
3) Decas physico-chymicarum quaestionum graviorum de metallis, cui adjuncta medulla Gebrica de Lapide philosophico. Jenae, 1620, 8.; Tubingae, 1643, 8.; Ulmae, 1643, 4.

Michael Mayer, gebürtig von Rendsburg in Holstein, Leibarzt Kaiser Rudolph's des Zweiten, wie auch des Landgrafen Moritz von Hessen, kaiserlicher Pfalzgraf und Ritter, war gleichsam der Leibskribent des Kaisers, dessen Ideen und Erfahrungen er abhandelte, zugleich auch Rosenkreuzer, und in beiden Beziehungen ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Einige seiner Schriften wurden ins Französische übersetzt, und ohne den eigentlichen Namen des Verfassers, nur

mit der Bezeichnung: Chevalier Impérial, herausgegeben, welcher ungewöhnliche und mysteriöse Titel dazu beitrug, die Aufmerksamkeit zu erregen. Seine gelesensten Schriften sind:

1) Lusus serius, quo Hermes seu Mercurius rex mundanorum omnium, post longam disceptationem, in concilio octovirali habitam, judicatus et constitutus est. Oppenheimii, 1616, 4.; Francofurti, 1617, 4.; Oppenheimii, 1619, 4. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Frankfurt, 1615, 8.
2) Symbola aureae mensae duodecim nationum, h. e. Heroum selectorum totius Chymicae. Francofurti, 1617, 4.
3) Silentium post clamores, (eine Apologie der Rosenkreuzer). Francofurti, 1617, 8.
4) Atalanta fugiens, h. e. Emblemata nova de Secretis Naturae chymica. Oppenheimii, 1618, 4.; Francofurti, 1687, 8.
5) Tripus aureus, (eine Sammlung von drei alchemistischen Traktaten). Francofurti, 1618, 4.; abgedruckt im Museum hermeticum, N. 11.
6) Themis aurea. Francofurti, 1618, 8.

Johann Nikolaus Furich schrieb: De Lapide philosophico, seu Chryseidos Lib. IV. Ohne Druckort, 1622, 8. Eine zweite Ausgabe: Argentorati, 1631, 4.

Italien betrieb die Alchemie in diesem Zeitraume fortwährend. Wiewol man keine Erwähnung findet, daß Setonius den dortigen Alchemisten bekannt geworden sey, so ward doch ihr Glaube erhalten, und die öffentliche Meinung zeigt sogar auf einen eingebornen Adepten hin, das war

Antonio Neri, ein florentinischer Priester, der 1614 starb. Dieser berühmte Techniker sammelte auf seinen Reisen in Italien und den Niederlanden in den Jahren 1601 bis 1610 gründliche Kenntnisse in der Hyalurgie, welche er in seinem klassischen Buche: De arte vitraria, niederlegte. Es ward erst nach seinem Tode zu Venedig, 1663, 12., ge-

druckt. In diesem Werke, welches Kunkel mit Merret's und seinen eignen Anmerkungen zu Frankfurt und Leipzig, 1689, 4., deutsch herausgab, finden sich allerdings hin und wieder Andeutungen, daß er an Metallveredlung glaubte. Wiewol er über eigentliche Alchemie nichts geschrieben hat, so besagt doch eine Tradition, welche v. Lobkowitz aus Italien mitgebracht und bekannt gemacht hat, daß Neri eine Tinktur besessen habe, die er anfänglich in zwei Monaten, bei mehrer Uebung aber in vierzehn Tagen bereiten konnte. Von dieser Tinktur habe nach seinem Tode der Großherzog von Florenz den Rest bekommen. Bei der Projektion habe Neri in ein ausgehöltes Stückchen Wachs einen Tropfen grünes Oel und ein Körnchen rothes Pulver gethan, das Wachs zusammengerollt, auf fließendes Blei oder heißes Quecksilber geworfen, und dieses dadurch in Gold von 22 Karat Gehalt verwandelt. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 255.

Giovanni Baptista Birelli, von Sems, schrieb eine Alchimia nova, welche zu Florenz, 1602, in 4., herauskam; eine neue Ausgabe: 1660, 4. Eine deutsche Uebersetzung von P. Uffenbach erschien zu Frankfurt am Main, 1603 und 1654, 4.

Giovanni de Padua schrieb eine Philosophia sacra, seu Praxis Lapidis mineralis. Eine deutsche Uebersetzung von Joh. Schaubert erschien zu Magdeburg, 1602, 8., und eine zweite zu Frankfurt, 1680, 12.

Andrea Brenzi, ein Italiäner, der in Deutschland reisete, schrieb lateinisch: Farrago Philosophorum, worin siebzehn alchemistische Processe gelehrt werden. Die erste Ausgabe ward zu Amberg, 1606, 8., eine zweite, 1611, 8., gedruckt. Eine deutsche Uebersetzung erschien ebenda, 1616, 8.

Angelo Sala, von Vicenza, reisete ebenfalls und hielt sich meistens in der Schweiz auf, wird aber mit Unrecht unter den Alchemisten aufgeführt. Zwar schrieb er eine

Abhandlung: De septem planetis terrestribus, (Amsterdam, 1611, 1614, 12.,) und eine Chrysologia, (Hamburg, 1622, 8.); allein in beiden Schriften ist weder von der Metallveredlung die Rede, noch glaubte er als Arzt an die Panacee des Goldes.

In Frankreich machte damals eine Transmutation großes Aufsehen, welche mit einer Tinktur bewerkstelligt wurde, deren Ursprung man von Nicolas Flamel herleitete. Borel weiset aus alten Urkunden nach, daß Flamel's Nachlaß einem Schwestersohne der Petronelle, dem Nicolas Perrier, als nächstem Erben zugefallen sey. Ein Urenkel jenes Erben, der Arzt Perrier, starb unter der Regirung Ludwig's des Dreizehnten, und hinterließ sein Vermögen einem jungen Vetter, Namens Dubois. Dieser fand unter den Papieren des Erblassers ein „goldmachendes Pulver". Neugierig, die Kraft des Pulvers zu versuchen, machte er damit Projektion auf Blei; da er aber das rechte Verhältniß nicht kannte und zuviel Tinktur genommen hatte, erhielt er kein Gold, sondern eine multiplicirte Tinktur, welche erst bei weiterem Bleizusatze zu Gold ward. In der Folge traf er die Proportion besser und machte viel Gold, war aber so unbesonnen, damit zu prahlen, und gab sich das Ansehen, als ob er die Tinktur selbst zu bereiten verstehe.

Die Sache machte Aufsehen in Paris. Der Minister, Kardinal Richelieu, hörte davon und ließ Dubois verhaften. In seiner und des Königs Gegenwart verwandelte der junge Mensch die Flintenkugel der Schildwache in Gold. Dieses Gold bewahrte die Nichte des Kardinals, die Herzogin von Aiguillon, als eine Merkwürdigkeit auf, und zeigte es späterhin dem Olaus Borrich selbst vor. Man verlangte nun von Dubois, in Folge seiner früheren Aussagen, daß er die Bereitung des Pulvers angeben solle. In dieser Verlegenheit gab er Processe an, die man bald als falsch erkannte, und da er nichts Besseres wußte, machte man ihm selbst einen sehr kurzen Proceß; denn der Kardinal

ließ ihn aufhängen! Vgl. Borel Trésor des Antiquités gauloises et françoises, p. 488. Ol. Borrichii De ortu et progressu Chemiae, p. 163. Morhof Epistola de transmutatione metallorum, p. 137. du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 26 — 28.

Nicolas Guibert trat in dieser Periode als Gegner der Alchemisten auf und suchte dieselben Gründe wie Thomas Lieber gegen sie geltend zu machen. Er schrieb:

1) Alchimia, ratione et experientia impugnata et expugnata. Argentinae, 1603, 8.
2) De interitu Alchimiae metallorum transmutatoriae. Tulli, 1614, 8.

Bassaeus Melusinus, vielleicht ein Lusignan, griff nicht sowol die Alchemisten, als die falschen Adepten an, deren Betrügereien er aufdeckte. Seine Schrift ward ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Unterricht von den falschen alchymistischen Processen. Halle, 1619, 8.

Jean d'Espagnet, Stadtpräsident zu Bordeaux, ward gleichsam der Nachfolger des Gaston de Claves als Vertheidiger der Alchemie. Er fand ein nicht minder dankbares Publikum, und ward nicht nur gern gelesen, sondern auch für einen wirklichen Adepten gehalten. Die beiden Worträthsel, welche er seinen Lesern aufgab, Spes mea in agno est, und Penes nos unda Tagi, haben daher den Auslegern viel zu schaffen gemacht, wiewol sie nur Anagramme des Namens Espagnet enthalten. Er schrieb:

1) Enchiridion Physicae restitutae. Die erste lateinische Ausgabe erschien ohne seinen Namen zu Paris, 1608, 8. Neue Ausgaben erschienen ebendaselbst, 1623 und 1638, 8.; ferner 1647 und 1650, 32. Abgedruckt ward die Abhandlung in Albinei Bibliotheca chimica, N. 3., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 108. Eine französische Uebersetzung ward unter dem Titel: La Philosophie naturelle rétabli en sa pureté,

zu Paris, 1651, 8., herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Geheimes Werk der hermetischen Philosophie, zu Leipzig, 1685, 8. Joh. Ludw. Hannemann schrieb einen lateinischen Kommentar dazu, Lübeck, 1714, 4.

2) Arcanum hermeticae philosophiae. Diese Schrift ist eigentlich ein zweiter Theil zu der vorigen, und lehrt 138 Sätze, dagegen der erste 245 enthält. Sie ward mit der vorigen in denselben Jahren ausgegeben, und abgedruckt bei Albineus, N. 3., bei Magnet, N. 109.

Jaque Nuysement, Obereinnehmer der Grafschaft Ligny im Herzogthume Bar, hat nicht dasselbe Vertrauen sich zu erwerben gewußt; denn man hielt ihn für einen Kompilator, der sich mit fremden Federn schmücke. Er schrieb eine Erklärung der Tafel des Hermes in Versen, und eine Abhandlung vom philosophischen Salze, welche zusammen französisch zu Paris, 1620, 8., herauskamen. Eine neue Ausgabe erschien zu Haag, 1639, 12.; eine lateinische Uebersetzung von Ludw. Combach zu Kassel, 1651, 8.; zu Leyden, 1671, 8.; und zu Frankfurt, 1716, 12.

Michel Potier, lateinisch Poterius genannt, war in Frankreich geboren, durchwanderte aber ganz Europa und brachte einen großen Theil seines Lebens in Deutschland zu. Er prahlte mit seiner Kunst, und schrieb in einem Tone, als wenn er ein gemachter Adept sey, zog sich aber weislich zurück, wo man Beweise verlangte. Er gerieth nach und nach in Verachtung und starb in der größten Armuth. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. I. p. 387. Er schrieb lateinisch:

1) Compendium philosophicum. Francofurti, 1610, 12.
2) De materia vera. Francof., 1617, 8.
3) Philosophia pura. Francof., 1617, 1629, 8.
4) De conficiendo Lapide philos. Francof., 1622, 8.
5) Veredarius hermetico-philosophicus, (Hermetischer Postreiter!). Francof., 1622, 8.

6) Apologia hermetico-philosophica. Francofurti, 1630, 4.
7) Fons chymicus. Coloniae, 1637, 4.
8) Philosophia chymica. Francof., 1648, 4.
9) Vera inveniendi Lapidis methodus.

Gabriel de Chataigne, auch de Castagne genannt, ein Franziskaner und Almosenier Ludwig's des Dreizehnten, gehört zu den Ohrenzeugen der Alchemie. Er schrieb: Le grand miracle de la Nature métallique, à Paris, 1615, 8., worin er berichtet, daß Jean Saigner aus Meersalz eine Tinktur auf Weiß und Roth bereitet habe, und beruft sich auf das Zeugniß einer vornehmen Dame in der Dauphiné, die beide Tinkturen versucht und probat gefunden habe. Der Hochwürdige hätte freilich wol die Liebenswürdige nennen, und mehr oder nichts sagen sollen.

David Lagneau schrieb lateinisch: Harmonia philosophorum chemicorum, Paris., 1601, 8.; 1611, 12.; abgedruckt im Theatr. chem., T. IV. N. 125. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris, 1636, 8.

Pierre Paumier (Palmarius) schrieb eine Streitschrift gegen Libavius, unter dem Titel: Lapis Philosophorum dogmaticus. Paris., 1609, 8.

Jean Baptiste Besard, von Besançon, schrieb: Antrum philosophicum, Arcana chimica et de Lapide physico. August. Vindel., 1617, 4.

Der Sieur de l'Angélique schrieb: La vraye pierre philosophale, trouvée par le moyen de sept planètes. à Paris, 1622, 12.

In den Niederlanden lebte damals Cornelius Drebbel, geboren zu Alkmaar in Holland 1572, gestorben in London 1634. Dieser geschickte Künstler, berühmt durch die zufällige Erfindung der Scharlachfärberei, war allerdings auch Alchemist, und stand als solcher in Briefwechsel mit Kaiser Rudolph dem Zweiten. Er hat in holländischer Spra-

che eine Abhandlung Von der Quintessenz geschrieben, welche Joachim Morsius 1621 lateinisch herausgab. Dieselbe wurde mit seiner Abhandlung Von den Elementen zusammen lateinisch herausgegeben zu Hamburg, 1621, 8. Ein neuer Abdruck erschien zu Genf, 1628, 12.; eine französische Uebersetzung zu Paris, 1673, 12.; eine deutsche Uebersetzung von Polykarp Chrysostomus zu Hof, 1723, 8.; ein Abdruck derselben in Kleeblatt's Chymischen Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1768, 8.; auch in Schröder's Alchymist. Bibliothek, Bd. I. St. II. N. IV.

Anselm Boëtius de Bōodt, von Brügge in Flandern, einer von den Leibärzten Kaiser Rudolph's, konnte in dieser Eigenschaft nicht umhin, auch Alchemist zu werden. Man erzählt von ihm, daß er lange gegen die Alchemie gestritten habe, dann aber mit Einmal von der Wahrheit derselben überführt worden sey. Er hatte nämlich ein altes Buch erhalten, in dessen Schale er ein in Papier eingeschlagenes Pulver fand, durch welches Quecksilber in gutes Gold verwandelt wurde. Uebrigens ist von den Umständen dieses Vorfalles zu wenig bekannt, als daß man einiges Gewicht darauf legen könnte. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 117.

Peter van Brachel, ein Arzt, schrieb eine „Widerlegung Derjenigen, welche das Aurum potabile ohne „den Stein der Weisen machen wollen“, Köln, 1607, 8.

van Mennens, von Antwerpen, schrieb lateinisch: Aureum Vellus, sive Sacra Vatum Philosophia, gedruckt zu Antwerpen, 1604, 4.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 151.

Theobald van Hoghelande, gebürtig von Middelburg, ist für die Geschichte der Alchemie wichtig geworden, indem er als ein verständiger Zweifler das Wesen der Alchemie streng untersuchte, aber von ihrer Wahrheit überführt ward und dieses freimüthig bekannte. Er schrieb:

1) De Alchymiae difficultatibus, in quo demonstratur, quid facere, quidque vitare debeat verae Chymiae studiosus ad perfectionem adspirans. Coloniae, 1594, 8. Diese Abhandlung ward abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 6., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 16. Eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Von den Irrwegen der Alchemisten, erschien zu Frankfurt a. M., 1600, 4.; eine neue Ausgabe davon zu Gotha, 1749, 8.
2) Historiae aliquot transmutationis metallicae, pro defensione Alchymiae contra hostium rabiem. Coloniae, 1604, 8. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Beweis, daß die Alchymey oder Goldmacherkunst ein sonderbares Geschenk Gottes sey", zu Leipzig, 1604, 8.
3) Merces Alchymistarum in singulari et plurali numero. Francofurti, 1610, 4.

In England verlautete damals nichts weiter von dem Begleiter Seton's, William Hamilton; sey es nun, daß er nicht Mitwisser des Geheimnisses war, oder daß er weiser sich selbst lebte. An seiner Statt erscheint aber in London selbst ein Nachfolger Kelley's in Butler, dessen Geschichte, so kurz sie ist, durch eine Menge von Umständen einen gewissen Wahrschein erhält.

James Butler war ein irländischer Edelmann, wahrscheinlich aus der Familie der Butler, Grafen von Ormond, und seine Zeit fällt in die Regirung Jakob's des Ersten, 1610 bis 1625. Von Jugend auf, erzählt man, hatte er eine große Begierde zu reisen, gerieth aber auf seiner ersten Seereise im Mittelmeer in die Gefangenschaft der Barbaresken und ward in Afrika als Sklave verkauft. Ein arabischer Alchemist ward sein Herr und gebrauchte ihn als Gehülfen in seinem Laboratorium. Butler sah hier die Transmutation bewirken, und bemerkte, daß sein Herr ein Pulver dazu gebrauchte, welches er an einem gewissen Orte verbor-

gen aufbewahrte. Auf diese Beobachtung baute Butler den Plan zu seiner Befreiung. Unter der Hand bewog er einen Landsmann, den er daselbst kennen gelernt hatte, daß er ihn loskaufe, und stahl dem Araber die Büchse mit dem Pulver, als er dessen Haus verließ. Darauf ging er nach England, wohnte in London, und machte großen Aufwand. Seinen Verwandten, die sich darüber wunderten, blieb die Quelle seines Reichthums kein Geheimniß, indem er ohne Vorsicht von seiner Beute Gebrauch machte.

Ein Landsmann von ihm, der davon erfahren hatte, trat in seine Dienste, mit der Absicht, ihm das Geheimniß abzulernen. Butler wurde nun behutsamer, und übte seine Kunst nur dann, wenn er allein war, bei verschlossenen Thüren. Einst schickte er den Diener aus, um Quecksilber und Blei zu kaufen. Dieser merkte wol, warum er entfernt werde. Vom Hauswirth hatte er sich den Schlüssel zu einer Kammer verschafft, welche nur durch eine dünne Wand von seines Herrn Laboratorium geschieden war, und durch diese Wand hatte er in der Höhe einige Löcher gebohrt. In diesen Versteck begab er sich nun, statt seinen Auftrag auszurichten.

Auf zwei übereinander gestellten Stühlen stehend beobachtete er, wie Butler den Schmelzofen einfeuerte, einen Tiegel mit Quecksilber und Blei einsetzte, unter einem losen Steine des Fußbodens eine Büchse hervorlangte, daraus etwas rothes Pulver nahm und es auf den Tiegel warf. Vor Begierde hatte der Lauscher nicht Acht auf sich, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit den Stühlen um. Durch das Gepolter entdeckte Butler die Hinterlist, verfolgte den Flüchtling und wollte ihn umbringen. In der Wuth ging der würdige Diener seines Herrn hin, und gab diesen als Falschmünzer an, um sich wenigstens an ihm zu rächen, da er die Hoffnung aufgeben mußte, den Schatz mit ihm zu theilen.

In Folge der Anzeige ward Butler verhaftet. Man durchsuchte seine Wohnung, fand aber keine Spur von Münzgeräthschaften, sondern nur vierzig Pfund Gold in Stangen

bei ihm. Man argwöhnte, daß dieses Gold sophistisch seyn möge; allein die Probirer erkannten es für ganz feines Gold. Unter diesen Umständen ward Butler freigelassen; doch wagte er nach einer solchen Entdeckung nicht, länger zu bleiben, und verließ England 1625. Man sagte, er habe sich in Spanien niederlassen wollen, sey aber durch Schiffbruch umgekommen.

Diese Umstände berichten v. Helmont (Opera omnia, p. 582.), Morhof (Epistola ad Langelottum, p. 158.), Lenglet du Fresnoy, in s. Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 398., und Gmelin, Geschichte der Chemie, Th. I. S. 510.

Durch die gerichtliche Untersuchung ward die Sache so bekannt, daß man kaum noch zweifeln kann, Butler habe in der That zu London Gold gemacht. Die afrikanische Erzählung sieht freilich einem Mährchen ähnlich, und sonach dürfte man eher muthmaßen, daß dieser Butler Derselbe sey, der 1603 unter dem Namen Hamilton Seton's Gefährte war. Daß er zuletzt auf der See verunglückt sey, ist auch keineswegs erwiesen. Es könnte wol seyn, daß er selbst dieses Gerücht veranlaßt habe, um anderswo desto sicherer zu leben. Wenn man nun erwägt, daß in der nächstfolgenden Zeit in Italien und der Schweiz unzweifelhafte Spuren von einem wahren, aber durch Erfahrung gewitzigten und darum unbekannt gebliebenen Adepten vorkommen, über welchen Berigard, Bureau und Morgenbesser Zeugniß ablegen, so dürfte man wol glauben, Seton's Schüler in ihm wiederzufinden.

Unter den englischen Alchemisten jener Zeit verdienen folgende angemerkt zu werden.

John Thornbourgh, Bischof von Winchester, schrieb eine lateinische Abhandlung, unter dem Titel: Nil, aliquid, omnia, in gratiam eorum, qui artem auriferam physico-chymice et pie profitentur, (Nichts, Etwas, Alles, für Diejenigen, welche der Goldkunst mit Kopf und Herz zugethan sind). Oxonii, 1621, 4.

Robert Fludd a Fluctibus, gebürtig aus Kent und Arzt in London, ein eifriger Gold- und Rosenkreuzer, schrieb lateinisch: Clavis Philosophiae et Alchymiae, sive ad epistolam Petri Gassendi Responsio. Londini, 1617, Fol.; neue Ausgabe: Francofurti, 1633, Fol.

Samuel Northon schrieb, zum Theil unter dem angenommenen Namen Edmund Deane, neun alchemistische Abhandlungen, welche in den Jahren 1620 bis 1630 einzeln herauskamen, im letzteren Jahre aber zu Frankfurt in 4. zusammen lateinisch herausgegeben wurden. Man rühmt seine Ausführlichkeit, tadelt aber seine zu große Aufrichtigkeit, welche verräth, daß er in der Hauptsache mit sich selbst nicht einig war. Die Abhandlungen sind:

1) Catholicon Physicorum de compositione lactis virginei.
2) Venus vitriolata in Elixir conversa.
3) Mercurius redivivus, seu modus Lapidem faciendi, tam album, quam rubeum, e Mercurio.
4) Elixir, sive Medicina vitae, id est, modus conficiendi verum aurum et argentum potabile, cum utriusque virtutibus.
5) Saturnus saturatus dissolutus et oculis restitutus, sive modus componendi Lapidem philosophicum, tam album, quam rubeum, e plumbo, Jove et stanno.
6) Alchimiae Complementum, sive modus et processus augmentandi seu multiplicandi omnes lapides et Elixiria.
7) Metamorphosis lapidum ignobilium in gemmas quasdam pretiosas, sive modus transformandi perlas parvas et minutolas in magnas et nobiles, ac construendi carbunculos artificiales aliosque lapides pretiosos naturalibus praestantiores.
8) Alchimiae perfectio, seu modus multiplicandi lapides.
9) De antiquorum Philosophorum considerationibus in Alchimia.

Von der Alchemie der Araber findet sich in diesem Zeitraume die erste Nachricht seit dem Leo Afrikanus, nach einem Zwischenraume von hundert Jahren; sie hat aber nicht mehr historischen Werth, als das, was von Butler's Aufenthalt in Afrika erzählt wird.

Giovanni Pieroni, ein italiänischer Baumeister und Mathematikus, erzählte dem Matth. v. Brandau, im Jahre 1610 wären einige Pilgrime in eine Stadt des glücklichen Arabien's gekommen, und einer derselben sey mit Pestbeulen behaftet gewesen. Ein alter Mann in der Herberge habe sich des Kranken erbarmt, und ihm einen Tropfen rothen Oels in Wein zu trinken gegeben, worauf er schwitzte und Besserung spürte. Von einem zweiten Tropfen sey er genesen, und vom dritten noch gesunder geworden, als er vor der Krankheit war. Darauf habe der gute Alte die Pilgrime in eine Kammer geführt, sechsunddreißig Pfund Blei in einem Tiegel geschmolzen, drei Quentchen seines Oels darauf gegossen, und das Blei damit in Gold verwandelt, dieses aber den Wallfahrern als Zehrpfennig auf den Weg gegeben, damit sie erzählen könnten, daß in Arabien auch Leute wohnten, die etwas verständen. Vergl. Matth. Erb. v. Brandau Descriptio medicinae universalis, (Leipzig, 1689, 8.,) S. 18. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 189.

Zwölftes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Zweites Viertel.

Der Befreier Seton's, welcher sich lateinisch Michael Sendivogius nannte, hieß eigentlich Michal Sensophax, war 1566 zu Sandez bei Krakau geboren, und der natürliche Sohn eines mährischen Edelmanns, Jakob Sendimir, von welchem er ein Haus in Krakau erbte, als dessen Besitzer er gewöhnlich ein Pole genannt wird. Dieses Erbtheil hatte er, wie schon gesagt, für Seton's Befreiung aufgeopfert, und forderte nun zur Belohnung, daß er ihm sein Geheimniß mittheile. Das verweigerte der Adept. Er zeigte auf seinen elenden Körper, und fragte, ob es wol soweit mit ihm gekommen seyn würde, wenn er nicht unabänderlich entschlossen sey, seine Wissenschaft niemand mitzutheilen. Sein Versprechen zu erfüllen, schenkte er ihm eine Unze von seinem Pulver. Damit hatte er allerdings genug gethan; denn da diese Tinktur fünftausend Theile Metall veredelte, so war die Unze etwa 120000 Thaler werth.

Nach Seton's Tode heirathete Sendivog dessen Witwe, welche ihm den Rest der Tinktur und jene Handschrift des Adepten zubrachte. Durch erstere ward er wenigstens noch einmal so reich, und wäre geborgen gewesen, wenn er innere Anlage zum Glück gehabt hätte; aber ihm war die Mitgift der schönen Witwe Pandorens Büchse. Er begann damit in Krakau einen fürstlichen Aufwand zu machen, welcher den

Verbrauch des Pulvers sehr beschleunigte. Das gemachte Gold verkaufte er durch Vermittelung eines Juden, welchen Desnoyers noch am Leben fand und darüber abhörte. Vgl. du Fresnoy Hsit., T. I. pag. 341.

Daneben hatte Sendivog die Eitelkeit, für einen Adepten gelten zu wollen. Er that daher mit seiner Tinktur nicht sonderlich geheim und gebrauchte sie im Beiseyn Anderer. Man hörte davon am polnischen Hofe und wünschte seine Kunst zu sehen. Sendivog ließ sich nicht lange bitten, und tingirte in Gegenwart Siegmund's des Dritten Silber in Gold, wie Desnoyers, Sekretär der Königin Maria Gonzaga, bezeugt. Vergl. du Fresnoy Hist., T. I. p. 341.

Im Jahre 1604 schon ging er nach Prag, und war ein höchst willkommener Gast bei Kaiser Rudolph dem Zweiten. Er überreichte dem Kaiser ein wenig von seinem Pulver, womit der Monarch die Transmutation eigenhändig vollbrachte. Voll Freude über diesen Erfolg ließ er in demselben Zimmer des Schlosses, worin der Versuch stattfand, zum Andenken eine Marmorplatte in die Wand einsetzen, mit der Inschrift:

Faciat hoc quispiam alius,
Quod fecit Sendivogius Polonus!

Man sieht, der gute Kaiser konnte auch reimen, trotz seinem de Delle. Mögen aber die Verse immerhin schlecht seyn, so sind sie doch Zeugen des Enthusiasmus, in welchen die Wirkung von Seton's Tinktur den Kaiser versetzt hatte. In so fern ist diese Tabula marmorea Pragensis für die Geschichte der Alchemie unendlich wichtiger, als die berufene Smaragdina. Der Referent Desnoyers hatte Nachricht, daß die Tafel zu seiner Zeit (1650) noch an ihrer Stelle zu sehen war. Vergl. du Fresnoy Hist., T. I. p. 339.

Wiewol Sendivog, laut der Marmortafel, sich selbst für den Adepten ausgegeben hatte, hielt ihn der Kaiser doch nicht zurück, wie Güstenhöver, den er zu derselben Zeit im weißen Thurme hatte. Letzterer war sein Unterthan und zum

Gehorsam verpflichtet; aber in ersterem respektirte er den Ausländer und Schützling der Krone Polen. Daß Beide dasselbe Pulver hatten, leuchtete ihm ein, nur wußte er nicht, daß sie es aus einer und derselben Hand empfingen; und so wie er dem Polen die Bereitung desselben zutraute, welcher sich dessen rühmte, glaubte er Güstenhöver nicht, wenn er sie zu kennen leugnete. Dadurch wird die Strenge wol einigermaßen entschuldigt, mit welcher er den armen Strasburger gefangen hielt.

Sendivog's Leistung vor dem Kaiser machte großes Aufsehen in der Umgegend, und brachte ihn in Gefahr, als er von Prag nach Krakau zurückkehrte. Ein mährischer Graf ließ ihn unter Weges aufgreifen, sperrte ihn ein, und machte die Mittheilung des Geheimnisses zum Preise der Freilassung. Doch gelang es dem Gefangenen, sich eine Feile zu verschaffen. Er feilte die Eisenstäbe am Fenster durch, zerschnitt seine Kleider, und bildete daraus ein Seil, an welchem er sich herabließ. Sobald er in Sicherheit war, klagte er bei dem Kaiser, welcher den Grafen zur Rechenschaft zog, und ihm die Strafe auferlegte, dem Gekränkten ein Landgut abzutreten, wahrscheinlich Gravarz oder Gravarna an der schlesischen Gränze, das einzige Erbtheil, welches Sendivog seiner Tochter hinterlassen hat. Vergl. du Fresnoy Hist., T. I. p. 339.

Unterdessen hatte sich das Gerücht von seinen Transmutationen immer weiter verbreitet. Herzog Friedrich von Würtemberg, der noch immer eifriger Alchemist war, hörte auch davon, und trug großes Verlangen, den polnischen Wundermann kennen zu lernen. Er schrieb deshalb an den König von Polen, und bat, ihm den Adepten zu senden. Sendivog ermangelte nicht, dem Rufe zu folgen, und begab sich auf den Weg, in Begleitung seines Kammerdieners, Johann Bodowsky, welcher die Tinktur in einer goldenen Kapsel auf der Brust trug, auch Gold fabricirte, wenn die Reisekasse dessen bedurfte. Als ein von der

Krone

Krone Polen urkundlich beglaubigter Freiherr von Sereskau und in einem glänzenden Aufzuge langte Sendivog im Sommer 1605 in Stuttgard an.

Der Herzog empfing ihn ungemein gnädig, unterhielt sich fast nur mit ihm, und bat ihn um eine Projektion. Der Geschmeichelte machte ihm deren zwei. Der Fürst war entzückt von dem noch nie gesehenen Erfolge, ehrte den Gast gleich einem ebenbürtigen Freunde, bat ihn, daß er bei ihm bleiben möge, und bot ihm das schöne Gut Neidlingen zum Geschenk an, wenn er einwillige. Diese Gnade setzte den Erben Seton's in Verlegenheit; denn er hätte gern zugesagt, und war sich doch bewußt, das nicht leisten zu können, was man erwarte. Der bedenklichen Wahl enthob ihn ein Neider, der bisherige Hofalchemist von Müllenfels.

Dieser hatte von Hause aus Johann Heinrich Müller geheißen, war als Barbiergesell gewandert, hatte gelegentlich dem fahrenden Adepten Daniel Rappolt als Gehülfe gedient und allerlei Taschenspielerkünste von ihm erlernt. Damit ging er nach Prag, stellte sich dem Kaiser Rudolph vor, bewährte sich ihm als kugelfest, indem er Bleiamalgam auf sich abschießen ließ, und machte in Johann Francke'ns Wohnung sehr gutes Gold, welches er geschickt in den Tiegel zu bringen wußte. Der Kaiser hatte sich amusirt, gab ihm Geld und ernannte ihn zum Herrn von Müllenfels. Mit dieser Beglaubigung war er nach Stuttgard gekommen, bei dem Herzoge Friedrich in Dienste getreten und mit dem Titel eines Amtmannes begnadigt worden. Er laborirte für seinen Herrn und suchte sich dessen Vertrauen mit allerlei Blendwerken zu erhalten. Sendivog, von dessen Tinktur er schon in Prag gehört hatte, kam ihm höchst ungelegen. Des Herzogs Freude über die beiden Proben ließ ihn besorgen, daß er seinen Dienst verlieren werde. Was man sich am Hofe vom Gute Neidlingen zuflüsterte, setzte ihn vollends in Wuth. Er beschloß, den Broddieb zu verderben.

Müllenfels nahm Gelegenheit, den Polen zu warnen, daß er der Gnade des Herzogs nicht trauen möge. Dieser Tyrann, wie er ihn nannte, wolle ihn nur anlocken, dann aber durch die Folter das Geheimniß ihm entreißen. Er sey bereits umstellt, damit er nicht entkomme. Sendivog wurde bestürzt, und glaubte die Verleumdung, weil er an Seton in Dresden dachte. Der Warner versprach, ihn zu retten, und bezeichnete ihm den Weg, auf welchem er noch am ersten bei Nacht die Gränze erreichen könne. Auf dieser Flucht ließ er ihn aber durch seine Söldlinge, angeblich im Namen des Herzogs, greifen, nach dem Freihof zu Kirchheim bringen, den er selbst bewohnte, daselbst in ein Thurmgefängniß sperren, und seiner Sachen, sogar der Kleider, ihn berauben, um der Tinktur habhaft zu werden.

Der Herzog war befremdet von Sendivog's plötzlichem Verschwinden. Müllenfels rieth ihm, den Undankbaren zu vergessen, und machte sich anheischig, ebendasselbe zu leisten, was Jener ihm versagt, besiegte auch die gerechten Zweifel seines Herrn durch glückliche Projektionen mit der gestohlnen Tinktur. Das Gut Neidlingen ward nun ihm geschenkt. Sobald er es bezogen, ließ er auch seinen Gefangenen dahin bringen. Er wünschte sich aber dessen zu entledigen, und gab ihm Gelegenheit zur Flucht, wol voraussehend, daß der Geängstete nicht säumen werde, das Land zu verlassen. Zu diesem Ende hatte er die Fensterstäbe des neuen Gefängnisses lose gemacht. Der Pole machte gern Gebrauch davon, ließ sich am Betttuch herab und entfloh nach anderthalbjähriger Gefangenschaft.

Unterdessen hatte Sendivog's Gattin durch einen zurückkehrenden Diener von der Einkerkerung Nachricht erhalten und den Schutz des Königs von Polen angerufen. Da man nicht anders wußte, als daß die Verhaftung auf Befehl des Herzogs geschehen sey, so ward eine anzügliche und drohende Note nach Stuttgard gesandt, welche den Herzog empörte. Beinahe zu gleicher Zeit lief von Sendivog selbst, der in

Augsburg durch Johann Kandler, einen ehemaligen Diener des Herzogs, über dessen Charakter eines Besseren belehrt worden war, eine Klage gegen Müllenfels ein, worin er dessen Benehmen umständlich anzeigte. Der tief gekränkte Fürst ließ Müllenfels festnehmen und peinlich verhören. Als man dem Schurken mit der Folter drohte, gestand er alles ein, sammt allen übrigen Betrügereien, die er verübt hatte. In Folge dessen ward er 1607 nach Urtheil und Recht gehängt.

Diese würtembergschen Vorfälle fehlen größtentheils in der von Joh. Lange zu Hamburg 1683 herausgegebenen Lebensbeschreibung Sendivog's. Der Verfasser des Fegefeuers der Scheidekunst, (Hamburg, 1702,) gibt von ihnen eine unvollständige, auch nicht ganz richtige Erzählung, S. 88. f. Einige Punkte ergänzt der Verfasser der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 217. Den eigentlichen Zusammenhang liefert das Verhör über Müllenfels, welches v. Murr aus den Akten abdrucken ließ in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des sogenannten Goldmachens, S. 54 — 79.

Als Sendivog wieder auf seinem Gute Gravarna lebte, erschienen bei ihm zwei Fremde, und übergaben ein Schreiben, welches mit zwölf Siegeln versehen war. Es war von der Brüderschaft der Rosenkreuzer an ihn gerichtet, welche ihn einluden, sich ihrem Bunde anzuschließen. Die Briefsteller verbreiteten sich mit Salbung über das Geheimniß vom Steine der Weisen, und die Abgeordneten ermangelten nicht, ihm die Segnungen des Rosenkreuzes einleuchtend zu machen. Es ist spaßhaft, wie da ein Horcher den anderen behorchen wollte und beide nichts wußten. Sendivog nahm eine vornehme Miene an und dankte höflich für die ihm zugedachte Ehre. Da sonach die Rosenkreuzer die Hoffnung aufgeben mußten, ihn als Bruder zur Mittheilung der ihm zugetrauten Wissenschaft verbindlich zu machen, suchten sie wenigstens von seinem Rufe Vortheil zu ziehen, und gaben in dem 1618 herausgegebenen Rosenkreuzerspiegel (Speculum rhodostau-

roticum) nicht undeutlich zu verstehen, daß Sendivog zu ihrer Brüderschaft gehöre. Diese Nachricht beruht auf der Aussage des Kammerdieners Bodowsky. Vergl. Vita Sendivogii bei Lenglet du Fresnoy Hist., T. I. p. 262. 264.

Die bis dahin erzählten Vorfälle gehören freilich in den Zeitraum des elften Kapitels und zur Beglaubigung Seton's, wurden aber hier angezogen, um den Bericht vom Sendivog nicht zu zerstückeln, der nun erst als selbstständige Person handelnd auftritt. Sein ferneres Wirken bis zur Mitte des Jahrhundertes zeigt ihn in anderem Lichte und ist eine leidige Zugabe zu großen Begebenheiten.

Die vom Seton empfangene Tinktur war aufgegangen. Einen großen Theil derselben hatte schon im ersten Jahre Sendivog's Verschwendung weggerafft; denn er glaubte anfänglich nicht, daß sein Reichthum erschöpft werden könne, und wenn er ja daran dachte, so hoffte er in dem schriftlichen Nachlaß des Kosmopoliten die Bereitung der Tinktur noch herauszufinden. Als er das nicht fand, versuchte er den Rest seiner Tinktur mit Sublimat zu multipliciren; aber alle Versuche schlugen fehl und verminderten nur sein Erbtheil. Auch hatte er einen Theil des Pulvers in Weingeist aufgelöst, um Wunderkuren damit zu thun. Die Eitelkeit, für einen Originaladepten gelten zu wollen, verleitete ihn außerdem zu unnützen Künsteleien. Er producirte die Tinktur nicht in Pulvergestalt, sondern in Form eines Oels, d. h. mit Oel angerieben, statt dessen, daß Seton sich zur Einhüllung des Wachses bedient hatte. Dabei entging ihm mehr, als er dadurch ersparen konnte, daß er die Projektion auf Quecksilber machte. Den letzten Rest hatte ihm Müllenfels geraubt, und den erhielt er nicht zurück. Zwar ließ Kaiser Rudolph beim Herzog Friedrich Nachfrage thun; allein man wollte doch nichts dergleichen gefunden haben. Vergl. Gerhard Extract. chym. quaestion., p. 120. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 215. du Fresnoy Hist., Tom. I. pag. 341. 354. 358.

Bis dahin erscheint Sendivog in der Geschichte der Alchemie zwar als ein eitler Mann, der mehr scheinen will, als er ist, verdient aber doch Beachtung, als Schauspieler gleichsam, der den Dichter gut wiedergibt. Nunmehr seiner Stütze verlustig, sank er mehr und mehr zum gemeinen Betrüger herab, weil er die usurpirte Glorie durchaus behaupten wollte. Er sann auf Ausflüchte und Blendwerke, um den erlangten Ruf zu retten. Zuweilen gab er vor, es fehle ihm nur am Verlag, um die Tinktur von neuem anzufertigen, und nahm Vorschüsse von Leichtgläubigen. Gegen Andere gab er sich das Ansehen, als ob er immer noch einen Ueberrest von der Tinktur besitze, und spiegelte ihnen falsche Transmutationen vor.

Unter diese Blendwerke gehört die von ihm zuerst aufgebrachte einseitige Veredlung. So zeigte er Kaiser Ferdinand dem Zweiten ein großes Silberstück vor und verwandelte es vorgeblich auf der einen Seite in Gold. Dasselbe Kunststück hat er auch anderwärts wiederholt. Er ließ Goldblech mit Silberblech zusammenlöthen und die Platte mit einem Thalerstempel prägen, färbte aber die Goldseite mit Quecksilber weiß. Das scheinbare Silberstück täuschte leicht Unbefangene, wenn er es vorzeigte. Nun bestrich er die eine Seite mit einem gewissen, wahrscheinlich unschuldigen Wasser, glühte es über Kolen aus, und wenn das Quecksilber verflogen war, strahlte die Goldseite freilich golden. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 83. du Fresnoy Hist., T. I. p. 342.

Auf solche Weise entstand auch der famöse Thaler, welchen der Sekretär Desnoyers mit sich nach Paris brachte und Vielen zeigte, von welchem er auch Abschnitte probiren ließ. Die gelbe Seite der Münze war feines Gold, aber porös geworden. Letzteres nahm man für einen Beweis von dem Eindringen der Tinktur und von der stattgefundenen Verdichtung des Silbers zu Gold, wobei es dieselbe Fläche nur unterbrochen einnehmen konnte. Viel wahrscheinlicher

war aber die Porosität eine Folge von der Verflüchtigung des Quecksilbers aus dem Goldamalgama. Zur Steuer der Wahrheit muß übrigens angemerkt werden, daß Desnoyers von diesem Thaler weniger Aufheben gemacht hat, als nachher Borel in seinem Trésor des Antiquités, p. 488., that. Vergl. du Fresnoy Histoire, T. I. p. 341. T. II. p. 24.

Außerdem setzte Sendivog die Gläubigen auch wol durch simple Vergoldungen in Erstaunen. So erzählt z. B. Morhof in s. Epistola ad Langelottum, pag. 151., daß ein Freund von ihm eine Silbermünze gesehen habe, welche Sendivog auf folgende Weise zum Theil in Gold verwandelte. Er bestrich die Münze radial mit nassem Pinsel, streute etwas Pulver auf, und glühte sie dann über Kolen aus. Die Streifen, wo sich das Pulver anhängte, welches ohne Zweifel nur metallischer Goldniederschlag war, wurden dabei scheinbar in Gold verwandelt, d. h. vergoldet, dagegen die Zwischenräume Silber blieben. Durch solche Zauberkünste wurden wol nicht Alle getäuscht; allein man ließ den berühmten Charlatan gewähren, bis er 1646 auf seinem Gute Gravarna starb.

Die erzählten Umstände sind eben nicht tröstlich für einen Alchemisten, welcher sich aus Sendivog's Schriften belehren wollte. Da man sie erst neuerlich genauer kennen gelernt hat, so sind die Vorfahren des siebzehnten Jahrhundertes zu entschuldigen, wenn sie Seton und Sendivog oft mit einander verwechselten und den Schriften des Letzteren ein großes Vertrauen schenkten. Dieses Vertrauen ward noch durch einen zufälligen Irrthum bestärkt. Er bezeichnete seine Schriften nicht mit seinem Namen, sondern mit der Devise: Divi Leschi Genus amo. Wiewol das nur ein Anagramm des Namens Michael Sendivogius ist, wie durch Versetzung der Buchstaben leicht zu finden ist, so suchten doch Viele darin eine dankbare Anerkennung seines Meisters und das Geständniß eigner Vollendung, worauf es vielleicht berechnet war. Man hat von ihm folgende lateinische Schriften:

1) Tractatus de Sulphure; abgedruckt im Museum hermeticum, N. XV.; in Albinei Bibliotheca chemica, N. 2.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 102. Besondere Ausgaben erschienen zu Genf, 1653 und 1673, 8.; zu Frankfurt, 1678, 4.; und zu Leipzig, 1682, 8.
2) Dialogus Mercurii, Alchymistae et Naturae; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 114., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 101. Besondere Ausgaben erschienen zu Paris, 1608, 12.; zu Köln, 1612 und 1614, 12.; und zu Strasburg, 1659, 8.
3) Aenigma philosophicum; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 113.

Seine Briefe, 55 an der Zahl, wurden unter der Ueberschrift: Epistolae apographae hactenus ineditae, abgedruckt in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 103.; auch in Rothscholz'ens Ausgabe der Sendivogschen Schriften, Nürnberg, 1718, 8. Eine deutsche Uebersetzung derselben erschien zu Leipzig, 1770, 8.

Mit Unrecht hat man ihm noch zugeschrieben: a) eine Abhandlung: De Sale Philosophorum, welche dem Nuysement angehört, und b) die Lucerna Salis Philosophorum, deren Verfasser J. Harprecht ist.

Der dreißigjährige Krieg, welcher diesen Zeitraum hindurch dauerte, unterbrach nicht die Geschäftigkeit der fahrenden Alchemisten, begünstigte sie vielmehr, indem er die Menschen, gleich Spielkarten, neu mischte. Was Seton für die Wahrheit gethan, war noch in frischem Andenken, und kam den falschen Propheten zu Statten, die es zur Lüge benutzten und desto leichter Glauben fanden. Mitten im Gewühl des Krieges traten dergleichen Figuranten auf, reiseten von einem Hofe zum anderen, und fanden meistens willfährige Aufnahme, namentlich bei dem Herzoge Franz II. von Sachsen-Lauenburg, dem Herzoge Ernst von Baiern, dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig, dem Her-

zoge Friedrich von Würtemberg, dem Landgrafen Moritz von Hessen, dem Fürsten Rudolph von Anhalt-Zerbst, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem Markgrafen Friedrich von Baden, dem Grafen Johann von Stollberg, dem Abt Neander zu Ilefeld, u. s. w. Vergl. Gmelin Geschichte der Chemie, Th. I. S. 497.

Von dem schwedischen Könige Gustav Adolph erzählt man, daß während seiner deutschen Feldzüge ein unbekannter Adept zu ihm gekommen sey und für die geheiligte Sache der Reformation seine Dienste angeboten habe. Er soll ihm nach Einigen hundert Pfund Gold aus Blei gemacht, nach Anderen den Werth von dreißigtausend Dukaten an Gold und Silber geliefert haben. Von diesem Metall habe der König im Jahre 1632 zu Erfurt Gold- und Silberstücke prägen und zum Andenken des wunderbaren Ursprunges mit den alchemistischen Zeichen 🜍 und ☿ bezeichnen lassen. Einige vermuthen auch, daß jener Adept derselbe Ambrosius Müller gewesen sey, welcher den König als Kammerdiener begleitete. Ebenderselbe soll sich nach dem Tode des nordischen Helden zurückgezogen und in Hamburg niedergelassen, auch daselbst noch oft Gold gemacht und Bedürftige damit unterstützt, sonst aber weder Handel noch ein anderes Geschäft getrieben haben. Vergl. Urim et Thumim Mosis, Nürnberg, 1737, 8. Sam. Reyher, De numis ex auro et argento per artem chymicam facto, Kiliae, 1692, 4., pag. 13. 14. Monconys Reisebeschreibung, S. 830. 832. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 330.

Geht man der Quelle dieser Nachrichten nach, so beruhen sie hauptsächlich auf Gerüchten, welche Monconys den Kaufmann Strobelberg in Regensburg erzählen hörte. An der Existenz der von Reyher abgehandelten Gold- und Silbermünzen mit den Zeichen des Schwefels und Quecksilbers ist nicht zu zweifeln, und werden deren in den Dukaten- und Thalerkabinetten viele gezeigt; allein diese Zeichen beweisen an sich nichts, und die Sache wird noch zweifelhafter da-

durch, daß man dergleichen nicht blos von 1632, sondern auch von früheren und späteren Jahren findet, z. B. Mainzische von 1630, Erfurtsche von 1617 und 1633. Die ganze Sage fällt endlich wie ein Kartenhaus zusammen, wenn man lieset, daß jene alchemistischen Figuren nichts weiter sind, als Münzmeisterzeichen, welche der Erfurtsche Münzmeister Weißmantel gewählt hatte. Vergl. G. W. Wedel Non entia chymica, Francofurti, 1670, 12. Tenzel's Monatliche Unterredungen, S. 426. f.

Von deutschen Schriftstellern derselben Zeit im Fache der Alchemie sind folgende anzumerken:

J. B. Großschedel von Aicha schrieb einen Proteus Mercurialis, Frankfurt, 1629, 8.; Hamburg, 1706, 8.; wie auch das Trifolium hermeticum oder Hermetische Kleeblatt, Frankfurt, 1629, 8.

Kaspar Amthor schrieb ein Chrysoscopium sive Aurilogium, Jenae, 1632, 4.

Christoph Reibehand, Apotheker zu Gera, schrieb unter dem Namen: Heinrich von Batsdorf, sein Filum Ariadnes, d. i. Diskurs von den grausam verführerischen Irrwegen der Alchymisten, und was der rechte uralte Weg zu dem allerhöchsten Secreto sey, Leipzig, 1636, 8. Neue Ausgaben erschienen zu Leipzig, 1639 und 1690, 8., und Gotha, 1718, 8.

Johann Francke, der schon mehrmals erwähnte Kammerdiener Kaiser Rudolph's, schrieb eine Epistola de Arte chymica, Bautzen, 1636, 4.

Johann Rist, Prediger zu Wedel an der Elbe, Herzoglich-Mecklenburgscher Kirchenrath und kaiserlicher Pfalzgraf, gestorben 1677, schrieb den Philosophischen Phönix, oder Entdeckung der wahren Materie des Steines der Weisen, Danzig, 1637, 8. Ein Nachtrag zur Vertheidigung folgte 1638, 12. Neue Ausgaben erschienen zu Nürnberg, 1668, 8.; 1675, 8.; und zu Danzig, 1682, 8.

Johann Agricola, Arzt zu Leipzig, schrieb einen Kommentar zu Poppe'ns Chymischer Medicin, „darin „alle Processe examinirt, korrigirt und mit neuen vermehrt „sind". Leipzig, 1639, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1686, 8.

Dieser Verfasser wollte früherhin auf Reisen mehrmals Transmutationen gesehen haben, von welchen er hier erzählt; z. B. S. 16.: In Salzburg habe ein Engländer in seinem und noch eines Arztes Beiseyn eine große Quantität Zinn in gutes Gold verwandelt. Er selbst habe das Gold in die Münze getragen und Dukaten daraus prägen lassen. S. 17.: In einem italiänischen Kloster habe vor seinen Augen ein Mönch zwei Pfund Blei durch einige Gran rothen Pulvers in das beste Gold verwandelt. S. 257.: In Rom habe er einen Adepten, Namens Chadlat, gekannt, der mit Leichtigkeit aus Quecksilber Gold gemacht und diesen Versuch fast täglich vor vielen Zeugen wiederholt habe. Seine Tinktur habe 28000 Theile Metall veredelt. Papst Urban VIII. habe ihn in Protektion genommen. Bei solchen Leistungen müßte man sich wundern, daß die Geschichte von jenem Chadlat nichts weiter meldet. Sollte vielleicht Seton unter jenem Namen in Italien gereiset seyn? Uebrigens sind alle diese Erzählungen für einen gelehrten Augenzeugen so oberflächlich hingeworfen, daß man wenig Vertrauen zu der Wahrheitliebe des Erzählers fassen kann.

Thomas Keßler, Laborant zu Strasburg, lieferte deutsche Sammlungen von chemischen, großen Theils alchemistischen Processen; zuerst: 400 auserlesene chymische Processe, Strasburg, 1629, 8.; dann: 300 auserlesene chymische Processe, Strasburg, 1630, 8.; Frankfurt a. M., 1641, 8. Eine vermehrte Ausgabe von 500 Processen erschien zu Frankfurt, 1666, 8.

Liberius Benedictus, ein pseudonymer Schriftsteller, schrieb in diesem Zeitraume:

1) Nucleus Sophicus, eine Erläuterung der Tinktur des Paracelsus. Frankfurt, 1625, 8.
2) Liber aureus, oder Güldenes Büchlein, daraus die Wissenschaft Lapidis Philosophorum zu erlernen. Mit drei Anhängen. Frankfurt, 1630, 8.

Jodocus Jebsenius schrieb einen Discursus de Lapide Philosophorum, Rostochii, 1645, 4.

Joachim Polemann schrieb ein Novum lumen chymicum, Francofurti, 1647, 8. Eine neue Ausgabe desselben erschien zu Amsterdam, 1659, 12.

Hermann Conring, geboren zu Norten in Ostfriesland 1606, gestorben als Professor der Medicin zu Helmstädt 1681, schrieb: De hermetica Aegyptiorum vetere et Paracelsica nova Medicina, Helmstadii, 1648, 4. Eine vermehrte Ausgabe erschien in zwei Büchern, 1669, 4., worin er Borrich's Angriffe abwehrt. Dieser gelehrte Mann mag leicht die ganze vorhergehende Dekurie von Alchemisten aufwiegen. Wiewol er nicht Alchemist war und es eigentlich mit der Heilmethode der Aerzte aus der Paracelsischen Schule zu thun hat, läßt er sich doch nebenbei auf alchemistische Untersuchungen ein, weil seine Gegner sich auf die Alchemie stützten. Insbesondere leugnet er das hohe Alter der Alchemie gegen die übertriebenen Behauptungen der damaligen Alchemisten. Ihm gebührt der Ruhm, die Geschichte der Alchemie von unhaltbarem Wust gereinigt und in die Schranken der Vernunft zurückgeführt zu haben.

In Italien und der benachbarten Schweiz lebte im zweiten Viertel dieses Jahrhundertes ein unbekannter Alchemist, welcher dem Seton an die Seite gesetzt werden darf, indem binnen wenigen Jahren an mehren Orten gute Proben abgelegt wurden, über welche wir glaubhafte Zeugnisse haben. Wir hören die Zeugen ab.

Claude Berigard, ein französischer Philosoph, gebürtig von Moulins, welcher anfänglich mit großem Beifall an der Universität zu Paris lehrte, von da nach Pisa,

späterhin nach Padua berufen ward, und als Aristoteliker weitberühmt war, überzeugte sich während seines zwölfjährigen Aufenthaltes zu Pisa von der Wahrheit der Transmutation, und legte sein Zeugniß davon in einem Buche ab, welches er 1643 unter dem Titel: Circulus Pisanus, herausgab. Darin erzählt er pag. 25.:

„Ich will treulich berichten, was mir einst widerfuhr, „als ich mit einem Künstler (viro industrio) über die Frage stritt, ob aus Quecksilber Gold entstehen könne. Er „versprach, mir meine Zweifel zu benehmen, und ich empfing von ihm eine Drachme Pulver von der Farbe des „wilden Mohnes, welches nach gebranntem Seesalz roch. „Um vor jeder Täuschung sicher zu seyn, wählte ich aus meinem Vorrath Tiegel, Kolen und Quecksilber, von denen „ich versichert war, daß kein Gold darin verborgen sey. Ich „machte zehn Drachmen Quecksilber heiß und warf das Pulver darauf. Alsbald gerann es, mit einem geringen Verluste, und lieferte beinahe zehn Drachmen Gold, welches „in allen Proben der Goldarbeiter bestand und von ihnen für „sehr fein erkannt wurde. Hätte ich diesen Versuch nicht „ganz allein angestellt, und zwar an einem Orte, wohin „außer mir niemand kam, so würde ich argwöhnen, daß „mir jemand einen Possen gespielt habe; so aber kann ich „zuversichtlich bezeugen, die Sache verhalte sich also."

Dieses Zeugniß ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Man erkennt leicht den umsichtigen Forscher, der streng prüft, auch das Gewicht der Sache zu schätzen weiß, und die Hauptsache ist, daß die Zeitgenossen ihn als einen gründlichen und zuverlässigen Mann rühmen. Vergl. Morhof Epistola etc., p. 162.

Michael Morgenbesser, Apotheker zu Welau, schrieb im Jahre 1672 an Ludwig von Schönleben also:

„Anno 1649, als ich zu Chur in Bünden in der Apotheke servirte, kam den 24. Februar ein Reisender und

„begehrte etwas aus der Officin. Indem ich solches zusam-
„menmachte, gab er mir zu verstehen, daß er der Apothe-
„kerkunst zugethan und ein sonderlicher Liebhaber der Che-
„mie sey. Er wohne jetzt zu Genua. Er lud mich in den
„goldenen Löwen zum Abendessen ein. Im Gespräch bei der
„Malzeit fragte ich ihn, ob es wol mit der Wahrheit be-
„stehe, daß ein Metall in ein anderes und besseres verwan-
„delt werden könne. Darauf zeigte er mir verschiedene Sa-
„chen von Silber, auch ein weißes Pulver, welches die
„Tinktur auf Silber wäre, und zugleich eine Medicin wider
„allerhand Krankheiten, sonderlich wider die Gicht. Er
„hatte auch die Tinktur auf Gold; aber die wäre, sagte er,
„in heißen Ländern zu hitzig zum Gebrauch."

„Ich bat ihn, daß er doch eine Probe machen wolle.
„Er versprach mir das, und wies mich an, ich solle morgen
„um Mittag Blei, Tiegel, Kolen und einen Blasebalg bereit
„halten, so wolle er zu mir kommen und in meinem Beiseyn
„etwas tingiren. Des folgenden Tages, als er zu mir kam,
„hieß er mich zwei Loth Blei in den Schmelztiegel thun und
„den Tiegel wol mit Kolen umschütten. Als aber das Blei
„im Flusse stand, that er etwa Einen Gran von dem weißen
„Pulver in Wachs und warf es auf das fließende Blei, da
„es dann erstlich obenauf schwamm, hernach sich mit Blei
„vermischte, das Wachs aber verbrannte. Als es etwa eine
„Viertelstunde geflossen und in der Glut gestanden hatte, goß
„er es aus, worauf es bald hart ward und doch noch
„glühend war. Nachdem es kalt geworden, war es
„Silber, welches in allen Proben beständig blieb, wie ich
„denn verschiedene Proben auf der Kapelle thun ließ."

„Er versprach mir, wenn ich zu ihm nach Genua kä-
„me, wolle er mir nicht allein dieses, sondern noch vieles
„Andere offenbaren. Als ich aber von Luzern dahin reisen
„wollte, ward ich unter Weges krank, so daß ich meine Ge-
„fährten verlassen und zurückbleiben mußte."

Diesem Briefe hatte Morgenbesser Ein Loth von dem aus Blei gemachten Silber beigelegt. Dasselbe Silber zeigte Wenzel Wilhelm von Haugwitz, der Schwiegersohn Ludwig's von Schönleben, sammt jenem Briefe dem Professor Reyher zu Kiel, welcher die Begebenheit bekannt machte. Vergl. Sam. Reyher Dissertatio De numis ex auro chymico etc., p. 138.

Diese Erzählung gehört in zwiefacher Hinsicht zu den wichtigeren Zeugnissen für die Wahrheit der Alchemie. Der Erzähler ist Chemiker von Profession und hegt 21 Jahre nach dem erlebten Vorfalle noch keinen Zweifel. Weder ihm, noch dem Adepten, ist ein eigennütziges Motiv abzumerken. Man sieht wol, daß der Fremde den Jüngling lieb gewonnen hatte. Ein Mann in solchem Verhältniß, dessen Gelübde die vorsichtigste Zurückhaltung ist, fühlt doch wol zuweilen das Bedürfniß, sich jemand mitzutheilen, mit dem er vom Fache plaudern kann, und das war bei argloser Jugend am ersten noch zu wagen. Möglich ist auch, daß er einen Gehülfen zu haben wünschte, und sich darum näher mit Morgenbesser einließ, um zu sehen, ob er sich eigne.

Außerdem, wie überschwänglich auch die Geschichte mit Beispielen von Veredlung in Gold erfüllt ist, so haben wir doch nicht sonderlich viele Nachrichten von der weißen Tinktur, und zwar darum, wie es scheint, weil die Meisten lieber nach der Sonne steuern; unter den bekannten ist aber diese eine der merkwürdigsten, weil ein tauglicher Beobachter den Hergang beschreibt.

J. J. Manget, Arzt in Genf, erzählt in der Vorrede zu seiner Bibliotheca chemica curiosa, pag. II., was hier in der Uebersetzung folgt:

„Der Pfarrer Groß, ein erfahrner Chemiker, hat „mir Folgendes mitgetheilt. Im Jahre 1650 kam ein Italiäner in unsere Stadt Genf, in das Wirthshaus zum grünen Kreuz. Als er sich einige Tage aufgehalten hatte, bat

„er den Wirth, Namens de Luc, er möge ihm Jemand „zuweisen, der ihm das Sehenswürdige zeige. de Luc „empfahl ihm den jungen Groß, welcher damals in Genf „studirte. Dieser ging fünfzehn Tage mit dem Fremden „und that seinem Verlangen Genüge. Einst klagte der Italiäner, das Geld gehe ihm aus. Der Student besorgte „schon, man wolle von ihm borgen, der eben nicht bei Kasse „war; allein der Fremde fragte nur, ob er nicht einen Goldschmied wisse, bei dem er etwas machen könne? Groß „führte ihn zu einem Goldarbeiter, Namens Bureau, welcher willig hergab, was man verlangte, auch Zinn und „Quecksilber anschaffte, und ihnen seine Werkstatt zu ungestörtem Gebrauch einräumte."

„Als der Fremde mit seinem Diener und Groß allein „war, ließ er in einem Tiegel das Zinn schmelzen, und in „einem zweiten Tiegel das Quecksilber erhitzen, dieses dann „zum Zinne gießen, und ein wenig rothes Pulver, in Wachs „gewickelt, darauf werfen. Es entstand ein Geräusch im „Tiegel und viel Rauch, währte aber nicht lange. Mit „Einmal ward alles still. Der Tiegel ward sodann in sechs „bereit gestellte Formen ausgegossen. Man hatte nun sechs „Stangen Gold. Der Goldschmied ward herbeigerufen und „mußte ein Stück davon probiren. Er prüfte es auf den „Strich, mit Scheidewasser, auf der Kapelle, auch mit „Spießglas, und fand, es sey das feinste und geschmeidigste „Gold. So schönes Gold, rief er aus, habe er in seinem „Leben nicht unter Händen gehabt!"

„Der Adept schenkte ihm das probirte Stück Gold für „seine Dienste. Die Stangen trug er mit Groß zum Münzmeister Baquet und empfing dagegen dasselbe Gewicht in „spanischen Dublonen. Dem Studenten gab er zwanzig „Dublonen für seine Bemühung. Er zahlte dem Wirth „seine Rechnung, und darüber noch fünfzehn Dublonen zu „einem Abendessen, wozu er ihn, Groß und Bureau eingeladen hatte. Darauf machte er einen Spaziergang, kehrte

„aber nicht zurück.“ Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 270.

Die strengste Kritik kann gegen diese Thatsache nichts Erhebliches einwenden. Ein in Genf geachteter Geistlicher ist wol frei von dem Verdacht, daß er fähig gewesen sey, ein Mährchen zu erfinden und in dessen Bekanntmachung durch den Druck einzuwilligen. Manget nennt ihn einen Sachkundigen. Der war er freilich als Student noch nicht; aber der Goldschmied und der Münzdirektor bürgen für sein Augenzeugniß. Daß der Vorfall in Genf kein Geheimniß geblieben sey, läßt sich denken. de Luc und Bureau werden das Ihrige zur Verbreitung gethan haben. Wer dann auf den Grund gehen wollte, fragte bei Baquet nach. Hätte dieser über Verlust geklagt, oder in irgend einer Art widersprochen, so würde Groß nie davon zu reden gewagt haben. Endlich kann man nicht umhin, das Zeugniß dieser Männer, in Folge der Nachfrage, die Manget gewiß nicht unterließ, als durch die öffentliche Meinung bestätigt anzuerkennen.

Die Genfer Transmutation geschah in solcher Masse, als nie eine anderswo gesehen ward, und das macht sie noch merkwürdiger. Angenommen, daß die 40 Dublonen, welche in Genf etwa ausgegeben wurden, eine der Goldstangen weggenommen haben, so blieben deren noch fünf, und der Guß hatte demnach im Ganzen 2400 Reichsthaler betragen. Daß dieses Gold, welches Goldarbeiter und Münzmeister für fein erkannten, zur Hälfte aus Zinn entstanden war, erhöht noch das Wunderbare, macht aber nach dem, was Seton bei Löhndorf zeigte, die Sache nicht zweifelhaft, sondern lehrt nur, daß Zinnamalgam die Tinktur eben so gut als Quecksilber annehme, mithin ökonomischen Vortheil gewähre.

Die erzählten Umstände lassen glauben, daß dieser unbekannte Adept noch mehr Virtuosität besessen habe, als Seton selbst. Die Folge der Projektionen von Pisa, Chur und Genf macht aber wahrscheinlich, daß einer und ebenderselbe Adept sie alle drei verrichtet habe, zweimal im Kleinen zur

Be-

Belehrung, und einmal im Großen, zu seinem Bedürfniß. Ob das Seton's Lehrling gewesen sey, bleibt dahingestellt.

Die alchemistischen Schriftsteller Italien's aus diesem Zeitraume sind von geringer Bedeutung:

Valerio Martini schrieb lateinisch eine Magna Physica in zwei Bänden, Venedig, 1639 — 1641, 4.

Joseppe Marini gab einen Breve tesoro alchimistico heraus, Venedig, 1644, 8.

Jacinto Grimaldi schrieb: Dell' alchimia opera, Palermo, 1645, 4.

Auch Frankreich hatte in dieser Periode wenig alchemistische Schriftsteller, von welchen jedoch Einer ausgezeichnete Celebrität erlangte.

Beausoleil, ein Baron aus der Provence, schrieb eine lateinische Abhandlung: De Sulphure Philosophorum, und einen Dioismus de materia Lapidis, Aix, 1627, 8.

Jean Collesson, Dechant von Maigne, schrieb französisch: L'Idée parfaite de la Philosophie hermétique, ou Abrégé de la théorie et pratique de la Pierre, à Paris, 1630, 8. Eine neue Ausgabe erschien 1631, 8.

Pierre Jean Fabre, von Castelnaudari, Arzt zu Montpellier, auch königlicher Leibarzt, ward von Harprecht und Dippel für einen Adepten erklärt, und hat dadurch in Deutschland ein Vertrauen gewonnen, welches dem Propheten im Vaterlande nicht einmal in solchem Maße zu Theil ward. Er selbst spricht sich nicht eben bestimmt darüber aus, sondern gibt bescheiden dem Leser anheim, ob er ihn für einen Adepten, oder für einen Zeugen halten wolle, der mit einer Tinktur auf Weiß operirt habe. Er erzählt nämlich Folgendes:

„Anno 1627, den 22. Julius, ward bei Castelnau„dari die Kraft des physischen Salzes in Gegenwart glaub„würdiger Männer bewährt. Insbesondere waren dabei „zugegen der ehrwürdige Pater Adrian vom Kapuzinerorden, „und der Präsident de Serignol, welcher sich die Mühe

„nahm, das Feuer mit dem Blasebalge anzublasen, damit „kein Betrug bei dieser unglaublichen Metall„verwandlung vorgehe."

„Ein halber Gran des wunderbaren Salzes verkehrte „in Zeit einer halben Viertelstunde eine ganze Unze Queck„silber in das reinste und beste Silber, welches in der Probe „mit Blei nicht allein glänzender ward, sondern auch um eine „Drachme am Gewicht zunahm, weil in der ersten Trans„mutation noch nicht die ganze Kraft des Salzes erschöpft „worden war." Vergl. Dessen Schriften, deutsche Ausgabe, Th. II. S. 266.

Wir sollen voraussetzen, daß er reines Quecksilber genommen, auch das Silber zuletzt rein abgetrieben habe, wie seine Zeugen beides vorausgesetzt haben mögen. Ungläubigen bleibt übrigens unbenommen, zu vermuthen, daß der Philosoph von Castelnaudari mancherlei unbemerkt vornehmen konnte, während der Präsident tapfer zublies und der Heilige betete. Es könnte wol seyn, daß diese Herren zusammen physischen und moralischen Wind gemacht hätten, und daß dem eiteln Alchemisten darum zu thun gewesen sey, mit dem Ansehen solcher Respektspersonen zu imponiren, um die abgelegte Meisterprobe, und sich, den Meister, vor seinem Publikum zu beglaubigen.

Man hat von diesem Philosophen folgende alchemistische Schriften:

1) Palladium spagyricum. Tolosae, 1624, 8.; Argentorati, 1632, 8.
2) Alchimista christianus. Tolosae, 1632, 8.
3) Hercules pio-chymicus. Tolosae, 1634, 8.
4) Annotationes in currum triumphalem Antimonii Fr. Basilii Valentini. Tolosae, 1646, 8.
5) Sapientia universalis. Tolosae, 1648, 8.
6) Propugnaculum Alchimiae. Tolosae, 1649, 8.

Ein Sendschreiben von ihm an den Herzog Friedrich von Holstein über die Dunkelheit der Alchemie ward zu Nürn-

berg, 1690, 4., deutsch gedruckt. Ebendasselbe gab Konr. Horlacher unter dem Titel: Hellscheinende Sonne am alchymistischen Firmament, mit einer historischen Vorrede, zu Nürnberg, 1705, 8., heraus.

Obige Schriften wurden zusammen lateinisch herausgegeben zu Frankfurt, 1652, 4., in zwei Bänden, 1656 aber in drei Bänden. Eine deutsche Ausgabe erschien in zwei Theilen zu Hamburg, 1713 und 1730, 8.

In den Niederlanden trat jetzt ein Vertheidiger der Alchemie auf, der jeden Zweifel für immer niederzukämpfen schien. Es war

Johann Baptist van Helmont, Herr von Merode u. s. w., geboren zu Brüssel 1577, gestorben 1644. Dieser berühmte Arzt hat in dreien seiner Schriften die Transmutation aufs muthigste verfochten, nämlich in seinen Thesibus, der Vita aeterna, und dem Arbor vitae. In der von seinem Sohne besorgten lateinischen Gesammtausgabe seiner Werke, (Amsterdam, 1648, 4.,) stehen die hierher gehörigen Stellen p. 671., 743., und 793.

P. 671. sagt er: „Denn jenen goldmachenden Stein „habe ich einigemal mit meinen Händen betastet, mit meinen Augen gesehen, wie er käufliches Quecksilber wahrhaft „verwandelte, und des Quecksilbers war einige tausendmal „mehr, als des Pulvers, wodurch es zu Gold wurde. Es „war ein schweres Pulver von Safranfarbe, schimmernd wie „nicht ganz fein gestoßenes Glas. Man hatte mir einmal „einen Viertelgran davon gegeben. Dieses Pulver wickelte „ich in etwas Siegelwachs von einem Briefe, damit es nicht „zerstreut werde. Das Kügelchen warf ich auf ein Pfund „eben gekauftes und im Tiegel erhitztes Quecksilber. Alsbald gestand das fließende Metall mit einigem Geräusch „und zog sich in einen Klumpen zusammen (resedit instar „offae), wiewol es so heiß war, daß geschmolzenes Blei „noch nicht erstarrt wäre. Bei Verstärkung des Feuers mit „dem Blasebalge ward es wieder flüssig. Als ich es ausgoß,

„hatte ich das reinste Gold, am Gewicht acht Unzen. Ein
„Theil des Pulvers hatte also 19186 Theile eines unreinen,
„flüchtigen und im Feuer zerstörbaren Metalles in wahres
„Gold verwandelt."

P. 743.: „Denn ich habe jenes Pulver einigemal ge-
„sehn. Das Viertel eines Grans, in Papier gewickelt,
„warf ich auf acht Unzen Quecksilber, welches ich im Tiegel
„heiß gemacht hatte, und sogleich gestand das ganze Queck-
„silber mit einigem Geräusch und gerann wie gelbes Wachs.
„Nachdem es vor dem Blasebalge wieder umgeschmolzen
„worden war, fand ich des reinsten Goldes acht Unzen we-
„niger elf Gran."

P 793.: „Ich bin genöthigt, zu glauben, daß es ei-
„nen gold- und silbermachenden Stein gebe, weil ich zu
„mehren Malen mit meiner Hand mit Einem Gran Pul-
„ver die Projektion auf einige tausend Gran heißgemachtes
„Quecksilber machte, und zur lebhaftesten Verwunderung
„(cum titillante admiratione) vieler Umstehenden ging die
„Sache im Feuer vor sich, wie es in den Büchern steht."

Aus einer vierten Stelle (p. 746.) ersieht man, daß Helmont von zwei verschiedenen Adepten Tinktur erhalten hat, die er Beide nicht kannte. Den einen (peregrinum, unius vesperi amicum) hatte er nur Einmal gesprochen. Derselbe hatte soviel Tinktur bei sich, daß er damit 200000 Pfund Gold machen konnte. Der andere hatte genug zu zwanzig Tonnen Goldes.

Helmont war so sehr erfreut von diesen ihm dargebotenen Beweisen einer bis dahin bezweifelten Wunderkraft, daß er den eben neugebornen Sohn mit dem heidnischen Namen Mercurius taufen ließ! Dieser Zug von Begeisterung darf wol mit als Beleg angesehen werden, daß er in obigen Stellen aus ehrlicher Ueberzeugung geschrieben habe, nicht mit Fabre und Konsorten in eine und dieselbe Klasse zu setzen sey.

Dazu glaubten jedoch viele Gegner der Alchemie Grund zu haben. Sie verwarfen sein Zeugniß besonders darum,

weil er sich in den angezogenen Stellen nicht gleich bleibt. Zu seiner Entschuldigung läßt sich sagen, daß die Tinktur der beiden Adepten von verschiedener Intensität gewesen seyn könne. Auch scheint es, daß er seine Versuche erst lange nachher bekannt gemacht habe, indem sein Merkurius, der nachherige Herausgeber seiner Schriften, 1618 geboren ist, die genannten Schriften aber um 1630 erschienen sind, wonach man glauben kann, es sey in zehn oder zwölf Jahren manches Einzelne dem Gedächtnisse des Fünfzigers entfallen.

Allein rechtfertigen läßt sich nicht, daß er über einen Gegenstand, der ohne Zweifel für die Naturforschung wichtiger war, als alles andere, worüber er geschrieben, so oberflächlich und beiläufig plaudert. Man muß bedauern, daß das Zeugniß eines sachkundigen Gelehrten durch diese Fahrlässigkeit für den eigentlichen Zweck unbrauchbar geworden sey.

Daß Helmont mit unbekannten Adepten verkehrt habe, wird neben seiner Aussage durch eine räthselhafte Erscheinung beglaubigt, welche um dieselbe Zeit im Westen von Europa manche Spur hinterließ. Ein Nachfolger Seton's, durch dessen Schicksal furchtsam gemacht, irrte flüchtig umher, ohne sich irgendwo zu erkennen zu geben. Wiewol sein Wirken nicht überall ganz verborgen bleiben konnte, so ist es seiner Vorsicht doch gelungen, alle Nachforschungen zu vereiteln, so daß es nach beinahe zweihundert Jahren noch nicht möglich geworden ist, mehr als Bruchstücke von seiner Geschichte zu liefern.

In einer Schrift, welche er uns gleichsam als Abschiedskarte durch die dritte Hand zukommen ließ, nennt er sich Philaletha, den Wahrheitfreund, und mit dem Vornamen Irenäus, d. h. Friedrich. Aus dem letzteren sind durch Schreibfehler die Namen Eyrenäus und Cyrenäus entstanden, die ebenwol vorkommen. Er sagt im Eingange seiner Metamorphose, daß er 1645 geschrieben, und damals dreiundzwanzig Jahre alt gewesen, wonach er 1612 geboren ist. Sein Todesjahr wissen wir nicht, weil

er verschwunden blieb. Auch sein Vaterland ist ungewiß, indem Einige ihn für einen Franzosen, Andere für einen Engländer hielten. Doch ist das Letztere wahrscheinlicher. Morhof bezeugt in seinem Briefe an Langelot, p. 143., daß man ihm in England versicherte, den Mann wol gekannt zu haben. Faust bezeugt Ebendasselbe und nennt dabei Robert Boyle als Gewährmann. Dufresnoy, der den Philaletha sehr hoch achtet, erklärt ihn selbst, Hist., T. I. p. 403., für einen Engländer.

Wer dieser Irenäus Philaletha eigentlich gewesen, darüber hat man mancherlei Vermuthungen. Nach Wedel soll er Thomas de Vaughan geheißen haben. du Fresnoy nennt ihn Th. Vagan. Nach Hertodt hieß er vielmehr Childe. Noch Andere berichten, daß er sich in Amerika Dr. Zheil genannt habe, und Petraus meldet etwas von einem Adepten, der 1636 unter dem Namen Carnobe in Holland gewesen sey. Der erste dieser Namen wird von den Meisten angenommen, weil eine Familie des Namens damals in Wales lebte, von welcher z. B. John Vaughan 1620 Lord und Pair des Reichs ward, wie auch ein Robert Vaughan, der 1612 zu Oxford studirte, als Antiquar bekannt geworden ist. Aber es ist leicht möglich, daß Seton's Schüler alle diese fünf Namen zu seiner Verbergung angenommen und damit gewechselt habe. Vagans konnte sich der Unstete ohne Unwahrheit nennen.

Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß dieser Proteus ein wahrer Adept gewesen sey, und Einige wollen, daß er eine Tinktur von solcher Kraft besessen habe, dergleichen nie vor ihm gesehen worden. Ein Gran derselben, auf eine Unze Quecksilber geworfen, verwandelte es in Tinktur. Ward diese dreimal nach einander auf zehnmal soviel Quecksilber geworfen, so entstand zuletzt eine Tinktur, welche noch 19000 Theile Quecksilber in Gold verkehrte. Wiewol Lullus Aehnliches behauptet, auch die letzte Kraft mit Helmont's Rechnung stimmt, so glauben doch Viele, daß Starkey, der

Obiges in seiner Medulla meldet, die Sache gewaltig übertrieben habe, und Starkey's Ruf rechtfertigt den Argwohn.

In seiner Jugend soll Philaletha in England viele Projektionen gemacht haben, wie Urbiger (Borghese) von König Karl dem Zweiten selbst gehört zu haben versichert. Das dadurch erregte Aufsehen, sagt man, habe ihn bewogen, England zu verlassen. Man bringt damit in Verbindung, was er selbst in seinem Introitus, Cap. XIII. §. 11., erzählt. Er bot einem Goldarbeiter zwölfhundert Mark Silber zu Kauf an. Der verwunderte sich über die vorzügliche Feinheit des Silbers, und sagte ihm geradezu, das sey künstlich gemachtes Silber, denn es stimme mit keiner Probe überein. Der Mann machte so viel Geräusch von der Sache, daß der Verkäufer gerathen fand, lieber seinen Schatz im Stich zu lassen, um nicht seine Freiheit zu verlieren. Wenn freilich der König von ihm sprach, so war das Ehre und Grund genug.

Frei wie ein Vogel, d. h. vogelfrei, wanderte Philaletha durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland und die Niederlande. Es ist nicht unmöglich, daß Er es war, der mit Berigard, Groß und Morgenbesser verkehrte und Helmont von seiner Tinktur gab. Auch Vorfälle des folgenden Zeitraumes, die weiter unten erzählt werden, kann man sich versucht fühlen seiner Mitwirkung zuzuschreiben. Gewiß haben nur Wenige jenes Geheimniß erkannt, und darum ist man wol geneigt, die anonym abgelegten Proben Eines Menschenalters Einem und Demselben beizumessen.

Besorgniß oder Reiselust führte den Adepten über das Meer, und zwar nach Westindien, wie die Meisten sagen. Nach Ostindien, sagt Morhof; allein er gesteht selbst, daß er sich der näheren Umstände nicht ganz erinnere. In Westindien machte er Bekanntschaft mit dem Apotheker Starkey, in dessen Laboratorium er mehrmals tingirte. Dieses Verhältniß brachte mit sich, daß der Sohn des Apothekers, **Georg Starkey**, neugeschaffenes Gold und Silber zum

Geschenk erhielt. Childe, wie er dort sich nannte, hatte Gefallen an dem lebhaften Jüngling, und gab ihm einst zwei Unzen von der weißen Tinktur; als er aber in Erfahrung brachte, daß jener damit verschwenderisch umgehe und obenein von der Sache plaudere, zog er sich zurück und ließ sich nicht weiter sehen. Nach jener Zeit scheint derselbe Adept noch einmal in Europa gewesen zu seyn; weil man sagt, daß er die Schrift, worin er von der Mitwelt Abschied nahm, im Jahre 1666 zu Hamburg an Johann Lange übergeben habe. Seine Schriften sind:

1) Introitus apertus ad occlusum Regis palatium. Amstelodami, 1667, 8. Das Original war englisch geschrieben; aber J. Lange übersetzte es ins Lateinische. Eine zweite lateinische Ausgabe erschien zu Venedig, 1683, 8.; eine dritte, von G. W. Wedel, zu Jena, 1699, 8.; eine vierte, von Joh. Mich. Faust, zu Frankfurt a. M., 1706, 8.; eine fünfte ebenda, 1728, 8. Außerdem ward die Schrift lateinisch abgedruckt im Museum hermeticum, N. XVI., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 110. Eine englische Uebersetzung aus dem Lateinischen erschien zu London, 1669, 8. Eine französische Uebersetzung findet man in Salmon Bibliothéque des phil. chim., T. I. N. 7. Eine zweite hat du Fresnoy mit gegenüberstehendem lateinischen Texte seiner Histoire de la philos. hermét., T. II. p. 1 — 278., einverleibt. Eine deutsche Uebersetzung von Kardiluck erschien zu Nürnberg, 1676, 8.; eine zweite, unter dem Titel: „Eröffnung der Thüre zu dem königlichen Palast“, Dresden und Leipzig, 1718, 8.

Die zahlreichen Ausgaben, Abdrücke und Uebersetzungen zeugen von der Aufmerksamkeit, welche der nun endlich geöffnete Eingang erregte. Zwar sprachen sich Manche ungünstig über den Pförtner aus, wie z. B. Edm. Dickinson in seinem Schreiben an Mundan sich beschwert, dieser Philosoph habe den Leser noch mehr als alle seine Kollegen

zum Besten, auch G. Horn in seiner Ausgabe von Geber's Chemie, und J. Ferd. Hertodt in s. Epistola contra Philaletham (Mangeti Bibl., T. II. N. 114.) ihm wenig Vertrauen bezeigen; da jedoch Wedel und Becher sich dafür verbürgten, daß der Verfasser des Introitus ein wahrhafter Adept sey, so nahm man weiter keinen Anstoß an seiner Dunkelheit, und hoffte, man werde ihn schon noch einmal verstehen.

2) Metamorphosis Metallorum; lateinisch herausgegeben von Mart. Birrius zu Amsterdam, 1668, 8.; lateinisch abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 111. Eine deutsche Uebersetzung von J. Lange erschien zu Hamburg, 1675, 8. Eine neue Ausgabe davon erschien unter dem Titel: Abyssus Alchymiae exploratus, von Thoma de Vagan, zu Hamburg, 1705, 12.

3) Brevis manuductio ad Rubinum coelestem; ward von Birrius zu Amsterdam, 1668, 8., mit N. 2. lateinisch herausgegeben; lateinisch abgedruckt im Museum hermeticum, N. 18., und in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 112.; deutsch übersetzt von Lange, Hamburg, 1675, 8.

4) Fons chymicae veritatis; lateinisch herausgegeben von Birrius zu Amsterdam, 1668, 8.; lateinisch abgedruckt im Museum hermeticum, N. 19., und in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 113.; deutsch von Lange mit N. 2. u. 3.

Man hat eine Sage, deren Ursprung unbekannt ist, daß Philaletha diese drei zuletzt genannten Schriften, als Erzeugnisse früherer Jahre, in der Folge nicht genehmigte und unterdrücken wollte; allein es war zu spät, da die Handschriften schon durch den Druck verbreitet waren. Dle lateinische Ausgabe des Birrius ward dadurch nur um so mehr gesucht. Ob man das eben wollte?

5) Ripley revivd, ein englisch geschriebener Kommentar über Ripley's Schriften, ward zu London, 1678, 8.,

gedruckt. Eine deutsche Uebersetzung von Johann Lange erschien zu Leipzig, 1685, 8.; eine zweite Ausgabe zu Hamburg, 1689, 8.; und noch eine verbesserte ebendaselbst, 1741, 8. Einen Theil liefert du Fresnoy französisch in s. Histoire, T. II. p. 296. s.

George Starkey folgt dem Philalethen, wie Sendivog dem Seton, als Marktschreier hinten nach. Mit der zum Geschenk erhaltenen Tinktur auf Weiß machte er vielerlei Versuche, um sie weiter auszuarbeiten, wenigstens zu verlängern, aber beides ganz ohne Erfolg. Mit dem Reste derselben verließ er Westindien, ging nach England, lebte als Arzt und Apotheker zu London, prahlte viel mit seiner Kunst, und machte Projektionen, so lange er noch etwas dazu hatte. Nebenbei erfand er die von ihm benannte Terpenthinseife; aber das war kein Surrogat für den Stein der Weisen. Er schrieb nun Bücher, machte Gold aus Papier, und erlangte Ruf. Großentheils verdankte er diesen der Berühmtheit des Philalethen, als dessen Schüler er sich darzustellen wußte. Auch ließ er glauben, daß diese Schriften vom Philaletha herrührten, der ihm die Handschriften übergeben habe. Zu diesem Ende gab er sie unter dem Namen Philaletha Philoponus aus, und verbarg seinen eignen Namen unter dem Anagramm: Egregius Christo (Georgius Sterchi). Aber alle diese Finten konnten ihn endlich nicht vor Verarmung retten. Er starb 1665 im Schuldthurm an der Pest. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 196. Er schrieb:

1) Pyrotechnia. Diese Schrift, von welcher er der Philosoph durchs Feuer benannt wurde, erschien englisch zu London, 1658, 12.; eine holländische Uebersetzung von van der Velde zu Amsterdam, 1687, 8.; eine französische von J. Pelletier zu Rouen, 1706, 12.; eine deutsche, unter dem Titel: Pyrotechnie, oder Kunst, philosophisches Feuer zu halten, zu Frankfurt, 1711, 8., und 1712, 12.

2) Medulla Alchymiae, in englischen Versen. London, 1664, 8. Eine deutsche Uebersetzung von Joh. Lange erschien unter dem Titel: Kern der Alchymie, zu Hamburg, 1685, 8.
3) Experimenta de praeparatione Mercurii sophici ad Lapidem per Regulum Antimonii. Amstelodami, 1668, 8. Eine englische Uebersetzung erschien zu London, 1675 und 1678, 8.; eine französische siehe bei du Fresnoy, Histoire, T. II. p. 274. s.

Um dieselbe Zeit lebte in England Elias Ashmole, von Lichfield, ein gelehrter Edelmann, der Zeit und Vermögen wissenschaftlichen Forschungen widmete. Unter anderem war er ein Verehrer der Alchemie, weshalb man ihn zu Oxford den Mercuriophilus Anglicus nannte. Er war nicht praktischer Alchemist, beschäftigte sich aber mit der Literatur des Faches und veranstaltete eine Sammlung englischer Alchemisten. Diese Sammlung von 32 Schriften gab er in englischer Sprache mit seinen Anmerkungen heraus, unter dem Titel: Theatrum chemicum britannicum, London, 1652, 4.

Bosset Honius schrieb eine lateinische Abhandlung, betitelt: Lapis chymicus, philosophico examini subjectus, Oxonii, 1647, 12. Dem Titel nach sollte man eine chemische Analyse der Tinktur erwarten.

In Dänemark war bis dahin, soviel bekannt, noch nicht die Rede von Alchemie gewesen. Jetzt verlautete, König Christian der Vierte habe einen Adepten in seinem Dienst. Der Münzmeister Kaspar Harbach besitze nämlich ein Geheimniß, vermöge dessen er die aus den norwegischen Gruben eingelieferten Metalle in Gold verwandle. Zum Beweise zeigte man dänische Dukaten von 1644 bis 1646 vor welche aus solchem Golde geprägt seyn sollten. Viele meinten, es sey in Norwegen eine Goldader entdeckt worden; als aber der königliche Berghauptmann in Norwegen von stattgefundener Goldausbeute nichts wissen wollte, so

vereinigten sich die Zweifler in der Vermuthung, das Gold sey eingewechselt und die gerühmte Verwandlung bestehe nur im Gepräge.

Der König hatte inzwischen Harbach zu seinem Leib-alchemisten ernannt, und empfand es übel, daß man seiner persönlichen Ueberzeugung nicht Glauben beimessen wolle. Er gab deshalb im Jahre 1647 seinen Unterthanen einen goldenen Verweis. Auf seinen Befehl wurden aus dem künstlichen Golde neue Dukaten geprägt, welche auf der Bildseite ihn in ganzer Figur mit seines Namens Umschrift darstellten, auf der Rückseite aber eine große Brille, mit der Beischrift: Vide mira Domi(ni) 1647. Diese Brillendukaten waren allerdings geeignet, Zweiflern den Glauben in die Hand zu geben; nur reichten sie nicht weit, wennschon mehr halbe und Vierteldukaten als ganze ausgegeben wurden. Man wollte daher den Beweis nicht ganz vollwichtig finden, wie denn in Holland eine Spottmünze geschlagen ward, die von Kupfer, aber einseitig vergoldet war. Auf der gelben Seite las man: Aus Noord komt Gold, auf der rothen hingegen: Mar wenig.

Wahrscheinlich hatte das norwegische Silber einen geringen Goldgehalt, den Harbach ausschied. Der König mag diese Scheidung für ein Partikular gehalten haben, und glaubte sonach seiner Sache gewiß zu seyn. Wenn auch der Gewinn die Kosten nicht trug, wie zu erwarten ist, so hatte man doch sein Vergnügen an der eignen Goldmünze. Es war ein unschuldiger Betrug, mit welchem Harbach seinen Herrn zeitgemäß und nicht sehr kostbar unterhielt. Vergl. Köhler's Münzbelustigungen, Th. VII. S. 277. Th. XII. S. 145.

Dreizehntes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Drittes Viertel.

Um die Mitte des Jahrhundertes geschahen in Deutschland einige Transmutationen, deren Wahrheit genugsam beglaubigt ist, indem man Personen zu Zeugen machte, deren Charakter über jeden Zweifel erhaben ist, und welche allerdings in der Lage waren, die Sache gehörig zu prüfen oder prüfen zu lassen. Allein diese Probestücke wurden von Mittelspersonen abgelegt, welche die Tinktur nicht selbst verfertigt, sondern aus einer dritten Hand in Kommission erhalten hatten. Der eigentliche Adept blieb klüglich hinter der Scene. Niemand sah ihn kommen und gehen. Diese berechnete Vorsicht erinnert schon an das, was oben vom Philalethen angemerkt worden ist. Die Zeiten der Probestücke fallen so nahe zusammen, in das erste Jahrzehend dieser Periode, daß man wol glauben darf, derselbe Philaletha, welcher 1666 in Hamburg anwesend war, habe sie veranlaßt und die Gaben dazu auf seinen Reisen ausgetheilt. Der wichtigste Grund zu dieser Vermuthung kann von der gebrauchten Tinktur hergenommen werden, welche da, wo man sie berechnete, in ihrer Kraft mit der des Philalethen übereinstimmend befunden ward. Man erkennt also gleichsam, nach dem alten Jägerspruch, den Löwen an seiner Spur.

Als Kaiser Ferdinand der Dritte 1648 in Prag war, brachte ihm ein gewisser Richthausen einen

Gran rothen Pulvers, mit dem Bericht, das sey der berühmte Stein der Weisen. Er sollte diese Probe von einem Freunde, Namens La Busardière, erhalten haben, welcher vor Kurzem im Hause des Grafen von Mansfeld zu Prag verstorben sey. Andere nennen das Haus des Grafen von Schlick, auch statt Busardière andere Namen, und andere Umstände; allein darauf ist kein Gewicht zu legen. Der wahre Geber wollte verstorben seyn, damit man sich nicht bemühe, ihn auszuforschen, und überließ es Denen, welche die Stadtgespräche leiteten, irgend einen Todten herauszuklügeln, dem so etwas wol zuzutrauen wäre. Die Geschichte sieht gern ab von ihren Muthmaßungen, hält sich an den Ueberbringer und den Empfänger.

Kaiser Ferdinand III. war nicht Alchemist, aber neugierig, die Bestätigung einer wunderbaren Sache mit eignen Augen zu sehen, von welcher so viel gesprochen ward, und an welcher er im Angesicht der Prager Marmortafel kaum zweifeln konnte. Der Versuch wurde vom Oberbergmeister Grafen Ruß veranstaltet und in des Monarchen Gegenwart angestellt. Mit dem erhaltenen Gran Tinktur machte man Projektion auf drei Pfund Quecksilber. Man erhielt davon beinahe dritthalb Pfund feines Gold. Aus dem Verlust von mehr als einem Sechstheil des Metalles ist abzunehmen, daß man zuviel Quecksilber genommen hatte, daß man also ohne vorgeschriebenes Massenverhältniß verfuhr, daß folglich Richthausen, der jenes kennen mußte, bei dem Versuch nicht gegenwärtig war, wodurch mancher mögliche Zweifel beseitigt wird.

Der Ertrag des Goldes betrug genau zwei Pfund elf Loth oder dreihundert Quentchen. Demnach hatte der einzige Gran Tinktur achtzehntausend Gran Quecksilber in Gold veredelt. Die Tinktur, mit welcher Helmont arbeitete, gab beinahe 19200 Theile, und die des Philalethen, welche Starkey gebrauchen sah, gab 19000. Nur mit diesen beiden mag Richthausen's Tinktur verglichen werden; und daß

diese jene nicht ganz erreichte, kann füglich fehlerhafter Behandlung zugeschrieben werden, denn es wird nicht angemerkt, daß man sie vor dem Gebrauche kunstmäßig inpastirt habe.

Der Kaiser war hoch erfreut von einem Erfolge, den er so glänzend nicht erwartet hatte. Den Ueberbringer, Richthausen, ernannte er zu einem Freiherrn von Chaos, nicht Laos, wie Einige melden, und verlieh ihm das einträgliche Hofamt eines ungarischen Kammergrafen. Daß Ferdinand die Legende von dem verstorbenen Adepten nicht glaubte, sondern von Richthausen erfahren hat, soviel dieser selbst wußte, wird dadurch bewiesen, daß er den Verfertiger des Pulvers öffentlich auffordern ließ, und ihm Einhunderttausend Reichsthaler Belohnung versprach, wenn er sich melden würde. Allein der Selige muß nicht für gut gehalten haben, wieder aufzuleben, denn es erschien kein Adept. Vergl. Chymiphili Offenbarung chymischer Weisheit, (Nürnberg, 1720, 8.,) S. 67.

Aus dem erhaltenen Golde ließ Kaiser Ferdinand eine einzige Denkmünze von dreihundert Dukaten schlagen, welche folgendes Gepräge erhielt. Die Bildseite zeigt die stehende Figur des Sonnengottes mit umstrahltem Haupte. In der einen Hand hält er die Lyra, in der anderen aber Merkur's Schlangenstab, trägt auch dessen Flügelschuhe, wodurch die Verwandlung des Quecksilbers in Gold personificirt wird. Die obere Umschrift lautet: Divina Metamorphosis, ihre Fortsetzung unten: Exhibita Pragae XV Jan. A° MDCXLVIII in Praesentia Sac. Caes. Majest. Ferdinandi Tertii. Auf der Rückseite lieset man in zehn Zeilen die Aufschrift: Raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat.

Zu Deutsch: „Wundervolle Verwandlung, bewirkt zu „Prag den 15. Jan. 1648 in Gegenwart Seiner Kaiser-

„lichen Majestät Ferdinand's des Dritten. — So wie diese „Kunst nur wenigen Menschen verliehen ist, kommt sie auch „nur selten zum Vorschein. Gepriesen sey Gott in Ewigkeit, „Der einen Theil Seiner unendlichen Macht uns, Seinen „unwürdigsten Geschöpfen, offenbart!" —

Man darf nicht einwenden, daß Kaiser Ferdinand III. kein Chemiker gewesen sey; denn er ward von seinen vornehmsten Berg- und Hüttenbeamten unterstützt und präsidirte nur bei der Untersuchung. Die Sachkundigen, welche unter seinen Augen Projektion machten, hatten gewiß kein Interesse, ihn zu täuschen. Der große Erfolg war vielmehr gegen das Interesse ihrer Partie; denn ein einziger Adept würde viele Gruben und Hütten entbehrlich gemacht haben. Sie gaben also einer für ihren Stand bedenklichen Wahrheit die Ehre. Daß aber Ferdinand in Folge ihres Urtheils so völlig überzeugt ward, und dem Ereigniß so fromm und feierlich ein Denkmal stiftete, entfernt jeden Zweifel.

Daß jene Riesenmedaille wirklich existirt, wenigstens existirt hat, kann eben so wenig bezweifelt werden. Johann Zwelffer, kurpfälzischer Arzt, welcher bei Ferdinand's Nachfolger, Leopold I., in Gnaden stand, hatte von jener Denkmünze gehört und bat den Kaiser inständig um deren Ansicht. Leopold wußte selbst nicht von ihr, und eben so wenig der Schatzmeister; als man aber nachsuchte, fand man sie in dem verborgenen Fache eines Schrankes, worin der verstorbene Kaiser sie als ein Heiligthum verwahrt hatte. Leopold war dem Arzte dankbar für die Veranlassung des Wiederfindens, und gab ihm die Medaille auf vierzehn Tage mit nach Hause, damit er sie beschreiben, auch zeichnen und in Kupfer stechen lassen könne.

Zwelffer würde nicht gewagt haben, beharrlich auf die Nachsuchung zu dringen, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß gewesen wäre. Er hatte nämlich den Baron Chaos persönlich kennen gelernt und die näheren Umstände von ihm erfahren. Chaos hatte ihm auch ein Stück Gold von zwei Un-

Unzen zum Geschenk gemacht, welches aus Quecksilber gemacht worden war.

Mithin wußte dieser glaubwürdige Mann den ganzen Hergang aus der ersten Hand, und ihm verdanken wir die Bekanntmachung der Begebenheit. Die umständliche Erzählung nebst der Abbildung und Beschreibung der Münze, die mehr eine Tabula aurea genannt zu werden verdient, findet sich in der Mantissa spagyrica, welche Zwelffer seiner Pharmacopaea Regia anhängte, P. I. Cap. I. Vgl. Clauder Tractat. de Tinctura universali, Cap. IV. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 84. f. Schröder's Alchymistische Bibliothek, Th. II. S. 90. f.

Außerdem ist vom Kaiser Ferdinand dem Dritten noch eine andere Transmutation gesehen und bezeugt worden, welche weniger bekannt geworden ist, aber nicht minder angemerkt zu werden verdient, indem sie die Anwendung der Tinktur auf ein anderes Metall beurkundet. Nur hat diese Thatsache keinen Zwelffer gefunden, und ist darum für die Geschichte weniger ersprießlich geworden. Sie fand zwei Jahre nach der Pragischen Statt, im Jahre 1650.

Der kurpfälzische Oberjägermeister, Baron Pfenniger, überbrachte dem Kaiser ein wenig Tinktur, welche er aus dem Nachlasse eines Verstorbenen erhalten haben wollte. Der Sohn desselben, berichtete man, habe bei Lebzeiten des Vaters von ihm gehört, dieses Pulver tingire zwar in Gold, koste aber weit mehr, als der Goldertrag werth sey. Also wieder ein Todter! Die beigefügte Nachricht, daß die Tinktur, nach der damals beliebten Ansicht, nichts mehr als eine aus Gold gezogene Anima sey, hatte wol zum Zwecke, die Veredlung als eine reine Kuriosität ohne erklecklichen Gewinn darzustellen.

Pfenniger machte die Projektion in Gegenwart des Kaisers, aber nicht auf Quecksilber, sondern auf Blei. Aus dem erhaltenen Golde ward eine Medaille geschlagen, zu deren Aufschrift der Kaiser selbst folgenden Hexameter setzte:

Aurea progenies plumbo prognata parente.

Dieser Vers bezeugt des Monarchen Ueberzeugung, aber weniger Verwunderung, weil die neue Erfahrung ihm nur die ältere bestätigte. Die hier unvollständig beschriebene Medaille befand sich 1729 in der Münzsammlung auf dem kaiserlichen Lustschlosse Ambras, wo Keyßler sie sah und ihre Geschichte hörte. Vgl. Dessen Reisen, Th. I. S. 38.

Daß der Baron Chaos mehr von jener Tinktur besessen habe, welche er dem Kaiser überreichte, erhellt schon aus Zwelffer's nachträglichem Zeugnisse. Mit dem Reste machte Ebenderselbe zehn Jahre später noch ein höchst merkwürdiges Probestück in Gegenwart des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp, aus dem Hause von Schönborn, welcher ein warmer Freund und Kenner der Alchemie war. Eine Projektion, die Chaos bei dem mainzischen Großvikarius gemacht hatte, bewog den Kurfürsten im Jahre 1658, selbst Zeuge einer solchen zu werden. Chaos hatte seine Tinktur mit Gummi Traganth inpastirt. Ein Körnchen davon, so groß als eine Linse, umwickelte er mit Wachs und klebte es auf den Boden eines Schmelztiegels fest. Darauf goß er vier Unzen Quecksilber, bedeckte den Tiegel und umschüttete ihn mit Kolen. Nach einer halben Stunde wurden die Kolen weggeräumt. Als der Deckel abgehoben ward, bemerkte der Kurfürst, das Metall fließe darin nicht mit einem grünen Scheine, wie das Gold pflege, sondern mit einem rothen. Diese Aeußerung verräth den Kenner, auf dessen Augenzeugniß man bauen kann.

Der Künstler entgegnete darauf, das Gold sey zu hoch tingirt und müsse durch einen Zusatz von Silber auf den rechten Grad herabgestimmt werden. Zu diesem Ende warf der Kurfürst ein Silberstück, welches er eben bei sich hatte, in den Tiegel. Sobald das Metall wieder in völligem Flusse war, ward es in einen Einguß ausgegossen. Das erhaltene Gold fand der Kurfürst „etwas matt“. Chaos gab das zu, und schob diesen Fehler auf einen „Ge-

„ruch von Messing“, der vom Einguß herrühren müsse. Durch Umschmelzen werde dem leicht abgeholfen. Der Kurfürst schickte das Gold nun in die Münze, damit man es nach der Regel prüfe. Durch ein einziges Umschmelzen ward es vollkommen schön und geschmeidig. Der Münzmeister versicherte, so schönes Gold sey ihm noch nie vorgekommen. „Es wäre wahrlich über vierundzwanzig Karat fein“.

Diese Nachricht rührt von dem genannten Kurfürsten selbst her, welcher den Vorfall mit diesen Worten, als er 1664 in Regensburg war, bei der Tafel dem Reisenden de Monconys erzählte. Dieser machte die Erzählung in seiner Reisebeschreibung bekannt, welche 1666 zu Lyon in 4. erschien, also noch bei Lebzeiten des Kurfürsten, welcher erst 1673 gestorben ist. Vgl. Monconys Voyages, Tom. II. pag. 379. Becher wiederholt die Erzählung in seinem Oedipus chymicus, Tit. 7. p. 153., mit dem Zusatze, daß aus demselben Golde mainzische Dukaten geprägt worden sind. Ein Stückchen davon hat der jenaische Chemiker G. Wolfg. Wedel zum Geschenk erhalten, wie er in seiner Introductio in Alchymiam, p. 14., meldet. Ein anderes Stückchen schenkte der Kurfürst dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, wie dessen Leibarzt Johann Tacke in seiner Chrysogonia berichtet. Morhof wollte wissen, woher Chaos die Tinktur erhalten habe. Vgl. Clauder's Abhandlung vom Universalstein, in Schröder's Alchymistischer Bibliothek, Th. II. S. 92. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 88. 92.

Weit mehr Aufsehen machte um dieselbe Zeit durch seine zahlreichen und zum Theil merkwürdigen Projektionen ein räthselhafter Mann, welcher sich selbst überall Johannes de Monte Snyders nannte. Diesem Namen nach würde man ihn für einen Niederländer halten; allein er soll vielmehr aus der Pfalz gebürtig gewesen seyn und eigentlich Mondschneider geheißen haben. Der Verfasser des Fegefeuers der Scheidekunst berichtet, daß dieser Mann von

mütterlicher Seite mit dem 1568 zu Heidelberg verstorbenen Arzte Laevinus Lemnius verwandt gewesen sey und von ihm seine Tinktur geerbt habe. Viele hielten ihn für einen wahren Adepten; die meisten Nachrichten stimmen aber dahin überein, daß er mit seiner Tinktur nicht wol Haus gehalten und nach deren Erschöpfung in Armuth gerathen, auch endlich im Hospital zu Mainz gestorben sey, welches glaublicher macht, daß er mit fremder Tinktur experimentirt habe, wie Sendivog, Pfenniger und Richthausen.

Die zerstreuten Nachrichten, welche sich von ihm auffinden lassen, schildern ihn als einen lustigen Patron, der gern die Leute foppte. An sehr vielen Orten machte er Projektion, und war sehr bereitwillig, Jedem, der ihn darum bat, seine Kunst zu zeigen. Immer ließ er die Arbeit durch Andere verrichten, auch das Metall und die Gefäße von ihnen dazu geben, so daß an der Wahrhaftigkeit des Erfolges nicht gezweifelt werden konnte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß er oft gebeten wurde, die Bereitung der Tinktur mitzutheilen. Auch dazu war er leicht zu bewegen; wenn man aber den angegebenen Proceß nach seiner Abreise versuchte, so war es nichts damit. Nirgend wird er beschuldigt, falsche Processe verkauft zu haben; aber es belustigte ihn, die Neugierigen anzuführen, die ihm mehr zutrauten, als er wußte.

Wiewol er immer nur Blei tingirte, so wird doch die Kraft seiner Tinktur sehr verschieden angegeben, welches seinen Grund darin zu haben scheint, daß er sie nur selten rein producirte, mehrentheils aber durch Inpastirung und andere Zusätze verlängerte. Seine glänzendste Probe legte er in Wien ab, wo er in Gegenwart Kaiser Leopold's des Ersten 1660 mit einem einzigen Gran Tinktur ein ganzes Pfund Blei in Gold verwandelte, wonach Ein Theil derselben 7680 Theile Blei veredelte. Vergl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. II. S. 18. Dagegen soll bei den allermeisten Projektionen, die er minder erhabenen Personen zum Besten

gab, Ein Theil Tinktur nur 600 Theile Blei veredelt haben, weshalb die Zeitgenossen seine Tinktur als ein Partikular ansahen. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 154.

Die merkwürdigste seiner Transmutationen, welche von einem tüchtigen Zeugen gut beschrieben, und dadurch vor anderen für die Geschichte belehrend ward, geschah zu Aachen im Jahre 1667. Der Münzmeister und Goldarbeiter Guillaume daselbst hatte Monte Snyders schon früher kennen gelernt, und erkannte ihn sogleich wieder, als er an einem Morgen in seine Werkstatt trat, ihm einen Ring brachte, und eine Probe verlangte, ob das Metall gutes Gold sey. Auf dem Amboß geschlagen zersprang der Ring. Monte Snyders fragte, ob er das spröde Gold nicht geschmeidig zu machen wisse. Zu diesem Ende ließ Guillaume den Ring im Tiegel schmelzen und warf gepulvertes Spießglas darauf, aber es wirkte gar nichts, und das Gold blieb spröde, wie es war. Als er es darauf mit Salpeter und Schwefel zugleich bearbeitete, erhielt er das schönste und geschmeidigste Gold. Diese einander widersprechenden Erfolge setzten den erfahrnen Goldarbeiter schon in die größte Verwunderung.

Zur Vergeltung seiner Mühe bewirthete ihn Monte Snyders den Abend im Wirthshause. Im Plaudern warf Letzterer die Frage hin, ob Guillaume Lust habe, morgen noch eine Probe zu machen. Auf dessen Zusage kam er des anderen Tages gar früh, bevor noch die Hausthür geöffnet war. Auf sein Verlangen setzte der Goldschmied einen Tiegel ins Feuer, ließ 28 Loth Blei darin schmelzen, und setzte dann ein halbes Loth Kupfer dazu. Darauf gab ihm der Gast von vielen Papierchen, die er bei sich hatte, das kleinste, und ließ es wägen, ob es nicht vier Gran wiege. Es wog aber nur vierthalb Gran. Nach einigem Bedenken ließ er das darin enthaltene Pulver in Wachs wickeln und so auf das geschmolzene Metall im Tiegel werfen. Er selbst blieb auf seinem Stuhle sitzen, und kam nicht zum Feuer, sondern trank seinen Wein, den er hatte holen lassen, und plauderte.

Als das Metall ausgegossen wurde, war es grau und spröde wie Glas. Nach Monte Snyders Anweisung ward es noch sechsmal in neuen Tiegeln umgeschmolzen und ausgegossen, womit man diesen Tag und den folgenden Morgen zu thun hatte. Das erste Mal hatte es zwei Loth am Gewicht verloren. Nach dem zweiten Schmelzen war es wieder um anderthalb Loth leichter geworden, gelb wie Messing, aber noch sehr spröde. Im dritten Schmelzen ging ein Loth ab, und so ward es bei jedem Ausgießen etwas weniger, aber schöner und glänzender. Am Ende blieben noch achtzehn Loth des schönsten Goldes. Diesen Rest nahm Monte Snyders zu sich, und versprach, nach Mittag wiederzukommen, blieb aber aus, und war, wie sich bei der Nachfrage ergab, unmittelbar darauf zu Pferde abgereiset.

Im letzten Tiegel fand Guillaume noch zwei Körner Gold, die hängen geblieben waren, und diese wurden vom Stadtrath zum Andenken aufgehoben. Was in allen sieben Tiegeln geblieben war, kratzte er zusammen, bearbeitete es auf dieselbe Art von neuem, und erhielt noch für achtzehn Reichsthaler gutes Gold. Damit war seine Arbeit wol reichlich bezahlt; doch lamentirte er darüber, daß er nichts von der Kunst erfragen können, und schalt den Adepten, er habe absichtlich zu wenig Tinktur genommen, um seinen Spaß daran zu haben, wie er sich abarbeite.

Mit diesem Argwohn mag er dem Flüchtling etwas zuviel gethan haben. Es scheint vielmehr, Monte Snyders habe gern in Erfahrung bringen wollen, wie weit die Kraft seiner Tinktur sich noch erstrecke, ohne aber sich selbst viel zu bemühen. Nach den achtzehn Loth Gold, die er mit sich nahm, konnte er berechnen, daß sie 1234 Theile Blei veredle; wenn man aber das, was Guillaume aus der Tiegelkrätze noch erhielt, auf sechs Quentchen, und jene beiden Goldkörner auf $\frac{1}{2}$ Quentchen schätzt, so sind alles in allem durch $3\frac{1}{2}$ Gran Tinktur an 4700 Gran Blei zu Gold geworden, wonach jene 1382 Theile veredelt hat. Die Tink-

tur des Philaletha war das nicht. Eher könnte man vermuthen, es sey die dem Sendivog in Würtemberg entwandte Setonische gewesen.

Die Aachener Transmutation ward durch Guillaume stadtkundig. Jedem, der zu ihm kam, zeigte er das selbstgemachte treffliche Gold. Die beiden Bürgermeister Wilder und Mouen verhörten ihn darüber und ließen seine Aussagen zu Protokoll nehmen. Im Jahre 1670 erzählte er den ganzen Vorfall vor mehren Zeugen dem holländischen Chemiker van Vreeswyk, welcher die Erzählung in seinem „Goude Leuw" bekannt machte. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 148. f.

Monte Snyders hat sich auch als alchemistischer Schriftsteller gezeigt; wenn er aber dabei die Absicht hatte, sich als Adepten geltend zu machen, so ward sie nur unvollkommen erreicht. Im Gegentheile haben die Kritiker aus diesen Schriften eben darthun wollen, daß er seine Tinktur nicht selbst bereiten konnte. Man hat von ihm folgende zwei Schriften:

1) Tractatus de Medicina universali, ex tribus generibus extracta per universale menstruum. Darin folgt er den Ansichten und Grundsätzen des Basilius Valentinus. Das lateinische Original lief in Handschriften um und scheint nicht abgedruckt zu seyn. Eine deutsche Uebersetzung gab A. G. Berlig mit erläuternden Anmerkungen heraus zu Frankfurt und Leipzig, 1678, 8.
2) Metamorphosis planetarum sive metallorum. In diesem lateinischen Gedichte werden die Gottheiten Jupiter, Luna, Mars, Venus, Merkurius und Saturnus als handelnde Personen aufgeführt, und unter ihrem Treiben soll das Geheimniß verborgen seyn. Kunkel und Andere urtheilen, der Verfasser habe damit seine Leser arg zum Besten. Der alte Ritterkrieg, welcher damals theils im Original, theils in der vom Pater Sternhals verfaßten Umarbeitung handschriftlich umlief, mag ihm

dabei vorgeschwebt haben. Das Gedicht erschien zuerst lateinisch zu Amsterdam, 1663, 8.; eine deutsche Uebersetzung zu Frankfurt, 1684, 8.; auch ebenda, 1700, 8.; und eine andere zu Wien, 1774, 8.

Beide Schriften wurden auch zusammen deutsch, unter dem Titel: „Johann de Monte Snyders Chemische Werke", herausgegeben zu Frankfurt, 1699, 8.

Die Leistungen der hier aufgeführten Laboranten würden zusammen die Möglichkeit der Metallveredlung außer Zweifel gesetzt haben; allein es ward nur Einzelnen Einzelnes davon bekannt, und die Meinungen der Schriftsteller blieben getheilt. Unter diesen zeichneten sich damals folgende aus:

Johann Rudolph Glauber, ein Laborant, welcher sich zu Zeiten in Salzburg, Kitzingen, Frankfurt und Köln aufhielt, später aber nach Amsterdam ging, wo er 1668 in hohem Alter starb, war der fruchtbarste Schriftsteller dieser Periode. Aus seinen Schriften erhellt, daß er die technische Chemie mit großem Eifer betrieb, welche er auch mit mancherlei Erfindungen bereicherte. Allerdings scheint die Alchemie ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens gewesen zu seyn, wie er denn noch in Amsterdam ein Hermetisches Institut errichtete; indessen war sein Bemühen darin ohne Erfolg, und das gesteht er ehrlich ein. So sagt er z. B. in der Continuatio miraculi mundi, Frankfurter Ausgabe, S. 263.: „Auch bekenne ich wahrhaftig, daß ich noch zur Zeit den geringsten Nutzen in Verbesserung der Metalle damit nicht gehabt." Desgleichen im Opus minerale, S. 369.: „Allein die Möglichkeit habe ich mir vorgenommen zu beweisen. Ins Große aber zu thun, ist es mir nach der Zeit auch nicht bewußt, bekümmere mich auch so sehr nicht darum." — Die Titel seiner Schriften versprechen freilich viel mehr, auch redet er nicht selten im Adeptentone, — um gelesen und gekauft zu wer-

den. Von seinen zahlreichen Schriften sind vornehmlich folgende alchemistischen Inhalts:

1) Opus minerale. Die lateinische Ausgabe erschien zu Amsterdam in drei Theilen, der erste 1651, 8., der zweite und dritte 1652 und 1658, auch 1659, 8. Eine französische Uebersetzung zu Paris, 1659, 8. Deutsche Ausgaben erschienen zu Frankfurt, 1655 und 1695, 8.; Arnheim, 1656, 8.; und Prag, 1705, 8.
2) Miraculum Mundi, seu de Mercurio et Sale Philosophorum. Amstelodami, 1653, 8. Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: Miraculum Mundi, oder Ausführliche Beschreibung der wunderbaren Natur des großmächtigen Subjecti, von den Alten Menstruum universale oder Mercurius Philosophorum genannt, u. s. w., Hanau, 1653, 8.; Rotenburg an der Tauber, 1653, 8.; Prag, 1704, 8. Ein zweiter Theil: Continuatio Miraculi Mundi, erschien zu Amsterdam, 1657 und 1660, 8.
3) De tribus principiis metallorum, oder Von den dreien Anfängen der Metallen, als dem Schwefel, Mercurio und Salz der Weisen. Deutsche Ausgabe: Amsterdam, 1666, 8. Lateinische Ausgabe: ebenda, 1667, 8.
4) De tribus Lapidibus ignium secretorum, oder Von den drei alleredelsten Gesteinen, so durch drei sekrete Feuer gebohren werden; erstlich von dem Lapide Philosophorum, insgemein Ignis Artephii genannt; zum anderen vom oberen und unteren Donnerstein; zum dritten, wie des Basilii Stein Ignis aus dem Antimonio zu bereiten. Amsterdam, 1667 und 1668, 8.; Prag, 1703, 8.
5) De Elia Artista. Amsterdam, 1668, 8.
6) De Igne secreto Philosophorum, oder Von dem geheimen Feuer der Weisen. Amsterdam, 1669, 8.

Andere dahin einschlagende Abhandlungen findet man in den Gesammtausgaben seiner chemischen Schriften. Eine deut-

sche Ausgabe derselben erschien zu Frankfurt a. M., 1658 und 1659, 8., in zwei Bänden; zu Amsterdam, 1661, 8., in sieben Bänden. Eine französische Ausgabe, von Duteil, erschien zu Paris, 1659, 8.; eine englische, von Pake, zu London, 1689, Fol.

Auch erschienen nach seinem Tode Auszüge aus seinen chemischen und alchemistischen Schriften, als:

Glauberus concentratus, oder Laboratorium Glauberianum. Amsterdam, 1668, 8.

Glauberus concentratus, oder Kern der Glauberschen Schriften. Leipzig und Breslau, 1715, 4.

Johann Adam Osiander, Professor der Theologie zu Tübingen, schrieb Experimenta de Sole, Luna et Mercurio, herausgegeben von Joh. Ulr. Resch, Nürnberg, 1659, 8.

Johann Harprecht, ein Sohn des gleichnamigen Professors der Rechte zu Tübingen, geboren 1610, war Alchemist von Profession. Die von Sendivog in Würtemberg abgelegten Proben waren noch in frischem Andenken, als der Knabe heranwuchs, und die Gespräche davon bestimmten ihn, sich ausschließlich der Alchemie zu widmen. In diesem Sinne nannte er sich gewöhnlich einen Filius Sendivogii. Der Tropus hat Manche verleitet, zwei Sendivoge anzunehmen; es ist aber ausgemacht, daß Sendivog nur eine Tochter hinterlassen hat. Harprecht suchte aus Sendivog's Schriften die Tiefen der Kunst zu ergründen, und da fand er freilich wol Tiefen, aber nicht Grund. Als Mann ging er auf Reisen, um Alchemisten aufzusuchen und von ihnen mehr Licht zu erhalten. Harbach's Ruf zog ihn nach Kopenhagen, wo er mit Olaus Borrich Bekanntschaft machte. Borrich macht ihn in seinem Conspectus Chymicorum, N. 55., namhaft, zählt ihn aber mit Recht zu den zweifelhaften Adepten. Später begab sich Harprecht nach Holland, wo er nach Helmont's und Schweizer's Bekanntmachungen den rechten Elias Artista auszuspähen hoffte.

Ob er ihn gefunden habe, läßt sich nicht sagen, da er sich selbst über dem Suchen verloren hat; denn seit 1658 hat man weiter keine Nachricht von ihm, und es ist nur eine Vermuthung, daß er 1660 gestorben sey. Dagegen berichten Andere eben so unverbürgt, daß er einen anderen Namen angenommen habe, und das wäre vielleicht ein gutes Zeichen vom Erfolge seines Strebens. Peträus meldet in seiner Vorrede zu den Schriften des Basilius Valentinus, Joh. Harprecht habe sich später Joh. Hiskias Cardilucius genannt. Darin wäre freilich wol J. H. wiederzufinden; und wenn diese Angabe Grund hätte, so würde derselbe Mann hier weiter unten noch einmal vorkommen. Dagegen berichtet der nicht minder kundige Literator Rothscholz in seiner Vorrede zu der Ausgabe der Sendivogschen Schriften, S. 13., die Anfangsbuchstaben I. F. H. S., mit welchen die Harprechtschen Schriften bezeichnet sind, bedeuteten eigentlich Josaphat Friedrich Hautnorthon Sued., und das sieht ebenfalls einer Namenkünstelei nicht unähnlich. Harprecht's Schriften sind:

1) Lucerna Salis Philosophorum secundum mentem Sendivogii, Geberi et aliorum. Die Vorrede ist aus Liefland und vom Jahre 1656 datirt. Das Original war deutsch, und wurde, ins Lateinische übersetzt, zu Amsterdam, 1658, 8., herausgegeben. Deutsche Abdrücke findet man in dem Hermetischen Kleeblatt, Nürnberg, 1667, 8.; in Jos. Ferd. Kleeblatt's Neuer Herausgab chymischer Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1768, 8.; und in anderen Sammlungen.
2) Sudum philosophicum, pro secretis chymicis perspiciendis, kam in Amsterdam, 1658, 8., heraus, eine zweite Ausgabe zu Hamburg, 1660, 8.

Werner Rolfink, geboren zu Hamburg 1599, gestorben zu Jena 1673 als Professor der Arzneiwissenschaft und Chemie, trat als ein erklärter Gegner der Alchemisten auf, und bekämpfte ihre Grundsätze mit den Waffen der

Chemie, welche er zum Range einer Wissenschaft erheben half. Er schlug mit der Schärfe des Schwerts, ward aber von der Gegenpartei auch nicht geschont. Den ersten Angriff machte er in der 1645, 12., zu Frankfurt ausgegebenen Schrift: Utis Udenii Non Entia chymica, sive Catalogus eorum operum operationumque chymicarum, quae, cum non sint in rerum natura, nec esse possint, magno tamen cum strepitu a vulgo chymicorum circumferuntur. Diese Streitschrift gab er ungekannt heraus; allein später, da sein Ruf fest begründet war, trat er ihnen mit offenem Visir entgegen mit einer zweiten Streitschrift, betitelt: Non Entia chymica, Mercurius metallorum et mineralium, Jenae, 1670, 4. Dieselbe Abhandlung ward abgedruckt mit seiner Chymia in artis formam redacta, wie auch mit Elsholz'ens Destillatoria curiosa, Berlin, 1674, 8

Athanasius Kircher, geboren zu Fulda 1602, gestorben in Rom 1680, ein gelehrter Jesuit, welcher ein Lehramt im Collegio zu Avignon bekleidete, war ebenfalls ein entschiedener Widersacher der Alchemisten. Darin hat er Recht, daß er die meisten vorgeblichen Adepten für Betrüger erklärt; wenn er aber die Wahrhaftigkeit einiger Fälle unbestritten läßt, sogar am Ende selbst eine sehr unwahrscheinliche Transmutation von 300 Pfund Quecksilber erzählt, so geschieht das nicht zum Vortheil der Alchemisten, sondern um zu beweisen, daß der Teufel zuweilen solches Blendwerk mache, um Seelen zu verführen. Das meinte der ehrwürdige Herr ganz ernstlich, und viele seiner Zeitgenossen schlugen andächtig drei Kreuze. Man findet diese Aufschlüsse in seinem Mundus subterraneus, Tom. II. N. 11. Dieses Buch erschien zu Amsterdam, 1665, Fol. Neue Ausgaben hat man von 1668 und 1678. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Augsburg, 1688, 8. Die hierher gehörigen Kapitel hat Manget in seiner Bibliotheca chem. cur., T. I. N. 3. — 6., abdrucken lassen.

Salomon von Blauenstein, ein pseudonymer Schriftsteller, dessen wahrer Name nicht bekannt geworden ist, ward durch Kircher's metaphysische Behandlung der Alchemie bewogen, diese gegen ihn zu verfechten, und schrieb zu dem Ende eine Interpellatio ad Philosophos pro Lapide Philosophorum, Viennae, 1667, 4. Sie ist abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 7. Im zweiten Kapitel bekennt er sich selbst zum Besitze des Geheimnisses, indem er sagt: „Was sage ich viel? Auch ich könnte dem „Pater Kircher ein Pröbchen vormachen, wenn er etwa drei „Stunden bei mir wäre, und dem Ungläubigen reines Gold „in die Hand geben, wie es aus reinem Silber durch Zusatz „einer winzigen Kleinigkeit von einem präparirten Salze ent„steht.“ Damit würde viel gesagt seyn, wenn ein bekannter Mann den Fehdehandschuh also zum Aufheben hingeworfen hätte; allein im Munde eines Pseudonymus ist es freilich ein überaus wolfeiler Beweis.

Gabriel Clauder, Arzt zu Altenburg, unternahm ebenfalls die Vertheidigung der Alchemie gegen Rolfink und Kircher. Er stützt sich nicht auf eigne Erfahrung und Kunst, wie sein Vorgänger, sondern sammelt Thatsachen, welche die Möglichkeit der Metallveredlung historisch begründen sollen. Sind diese Thatsachen auch großentheils nicht unbestreitbar, so hat er doch für seine Zeit das Mögliche geleistet und gewiß den rechten Weg eingeschlagen. Seine Schutzschrift, betitelt: Dissertatio De Tinctura universali, vulgo Lapis Philosophorum dicta, erschien zu Altenburg, 1678, 8.; eine neue lateinische Ausgabe zu Nürnberg, 1736, 4.; auch steht sie abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 8. Eine deutsche Uebersetzung: „Von der Universaltinktur“, erschien zu Nürnberg, 1682, 8., und eine andere steht in Schröder's Neuer Alchymist. Bibliothek, Bd. II. N. 1.

Otto Tachen, gewöhnlich Tachenius citirt, von Hervorden in Westphalen, welcher den größten Theil seines

Lebens in Venedig lebte, war der Alchemie abhold, und ward ihrer Geschichte dadurch nützlich, daß er manche Betrügereien falscher Adepten aufdeckte, weshalb er hier öfters dankbar angezogen ist. Er schrieb:

1) Epistola de famoso liquore Alcahest. Hamburgi, 1655, 4.
2) Echo ad vindicias Cheirosophi de liquore Alcahest. Hamburgi, 1655, 4.
3) Hippocrates chymicus. Venet., 1665, 12.; Brunsvic., 1668, 8.; Lugduni, 1671, 8.; Paris., 1674, 8.

In Nürnberg bildete sich unter den dort zahlreichen Freunden der Alchemie im Jahre 1654 eine Alchemische Gesellschaft, welche bis 1700 bestanden hat. Man sammelte eine alchemistische Bibliothek und unterhielt einen Briefwechsel mit auswärtigen Alchemisten. Die Gesellschaft hatte ihr Laboratorium, worin fortwährend gearbeitet ward. Der Ausfall und Erfolg der Versuche ward täglich aufgezeichnet, und in ihren Versammlungen berieth man sich über die Weise der Fortsetzung. Der Stifter und erste Direktor dieses Vereines war der Pfarrer Daniel Wülfer. Zu den vornehmsten Mitgliedern gehörten damals Dr. Joh. Gottl. Volkamer, der Pfarrer Just. Jak. Leibnitz, der Arzt Joh. Scholz, bekannt unter dem latinisirten Namen Scultetus, und Andere mehr. Mit dieser Gesellschaft stand auch der berühmte Philosoph v. Leibnitz in seiner Jugend einige Zeit in enger Verbindung, wodurch sie ein höheres historisches Interesse erlangt hat.

Gottfried Wilhelm Leibnitz hatte sich 1665 in seiner Vaterstadt Leipzig um den philosophischen Doktorhut beworben. Die Fakultät versagte ihn dem damals neunzehnjährigen Jünglinge, ungeachtet seiner anerkannten ausgebreiteten Kenntnisse. Unwillig darüber verließ er Leipzig, kam 1666 nach Nürnberg, und besuchte den obgenannten Pfarrer Leibnitz, seinen Oheim. Durch dessen Vermittelung ward der junge Gelehrte in die Alchemische Gesellschaft ein-

geführt, nachdem er sie in einem Schreiben begrüßt hatte. Des Pfarrers alchemistische Bücher hatten den nach allem Wissen heißhungrigen Geist angezogen und gewährten dem zürnenden Apoll eine wolthätige Zerstreuung. Auch sagte wol die neue Situation dem jugendlichen Muthwillen zu. Aus den obskursten Alchemisten zog er die obskursten Stellen aus, setzte so seinen Brief zusammen und die Gesellschaft in das höchste Erstaunen.

Man nahm ihn nicht allein als Mitglied auf, sondern besoldete ihn als Sekretär und eigentlichen Geheimschreiber der Gesellschaft. Sein Amt war, daß er die lateinischen Alchemisten excerpirte, die täglichen Processe registrirte, und die Korrespondenz führte. Da hatte man wol den Pegasus zum Karrengaul erkoren. Er hielt auch nicht lange aus und schwang nach einem Jahre schon die Flügel. Vgl. v. Murr Literarische Nachrichten zur Geschichte des sogenannten Goldmachens, S. 79. f.

Jene amtliche Durchsicht der alchemistischen Literatur blieb inzwischen nicht ohne fortdauernde Einwirkung auf seine Studien, und die Alchemie war lange noch ein Gegenstand seiner ausgedehnten Forschungen, wie mehre seiner von Kortholt gesammelten Briefe beweisen. Er stellte selbst praktische Versuche an, schlug aber einen ganz anderen Weg ein, als die Nürnberger; denn während diese fest hielten an dem Visitando Interiora Terrae des Basilius, und nur aus dem Vitriol arbeiteten, suchte er die Prima Materia im Harnphosphor. Seine Arbeiten mit demselben hat er in den von ihm redigirten Berliner Miscellen, im ersten Bande, (1710,) S. 91. f., beschrieben.

Leibnitz'ens Antheil an der Alchemie bleibt, wennschon durch zufällige Umstände erzeugt, doch eine interessante Erscheinung. Wiewol die Philosophie, welche Er emporbrachte, immer lauter ihre Stimme gegen die Wahrheit der Alchemie erhob und sie schon verfehmte, konnte doch Er noch in

den letzten Jahren seines Lebens sich nicht entschließen, sie ganz zu verleugnen. „Uebrigens", sagt er, „wage ich doch „nicht, für unmöglich zu erklären, was ich für unwahr„scheinlich halte. Die Wirkung des Schießpulvers würden „wir zum Beispiel gewiß kaum glauben, wenn die tägliche „Erfahrung uns nicht dazu nöthigte." Vergl. Miscellanea Berolinensia, Vol. I. p. 20.

Johann Joachim Becher, Professor der Medicin zu Mainz, Leibarzt der Kurfürsten von Mainz und von Baiern, kaiserlicher Kommerzienrath und Kammerrath, geboren zu Speyer 1635, gestorben zu London 1682, einer der thätigsten Alchemisten dieser Zeit, kann in mancher Hinsicht mit Glauber verglichen werden. Als Mechaniker, Chemiker and Technolog ungemein betriebsam und erfinderisch hätte er gewiß Großes geleistet, wäre sein Zeitalter zur Hebung der Industrie mehr vorbereitet gewesen. Allein noch waren die Gemüther fast nur für die unmittelbare Erzielung des Goldes gestimmt, und er mußte Alchemist seyn, um Gehör zu finden. Auch war er allzeitfertig, alchemistische Versuche zu unternehmen, wenn man ihm die Mittel dazu gab. Einen festen Plan hatte er freilich nicht, und folgte bald diesem, bald jenem älteren Processe.

So lieh er sich mehren Fürsten und laborirte auf deren Kosten, doch ohne Erfolg. Zu rechtschaffen zum Betrug und zu schroff in seinen Aeußerungen erhielt er sich nirgend lange im Kredit. Von seinen Patronen ungnädig entlassen, verließ er Mainz, München und Wien, lebte in mehrjährigen Zwischenräumen unstet, versuchte in Holland, nachher in England, technische Anlagen zu begründen, und wollte eben nach Westindien abgehen, als der Tod ihn wegnahm. Wiewol er seine Zwecke verfehlte, war doch sein Streben nicht verloren. Seine Schriften sind bei den Chemikern noch immer geschätzt, und den Alchemisten diente er als ein fleißiger Sammler. Alchemistischen Inhalts sind folgende seiner Schriften:

1)

1) Oedipus chymicus, oder Chymischer Räthseldeuter. Die erste lateinische Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1664, 8.; eine zweite zu Amsterdam, 1665, 12.; eine deutsche zu Frankfurt, 1680, 8.

2) Physica subterranea, in zwei Büchern, zum Theil gegen Kircher's Mundus subterraneus, erschien lateinisch zu Frankfurt, 1669, 8.; in einer vermehrten Ausgabe ebenda, 1681, 8. Neuere Ausgaben, mit Stahl's Anmerkungen, erschienen zu Leipzig, 1702, 1703, und 1738, 4. Deutsche Ausgaben, mit dem Titel: Laboratorium chymicum, kamen zu Frankfurt, 1680 und 1690, 8., heraus.

3) Neue chymische Prob, worin die Transmutation augenscheinlich dargethan wird, und Antwort auf Dr. Rolfinken u. s. w. — Wenn Becher hier zeigt, wie aus Lehm, Sand, Asche und dergl. durch Glühen mit Leinöl magnetisch ziehbares Eisen dargestellt werden könne, so galt das ihm und vielen seiner Zeitgenossen für eine Verwandlung der Erde in Metall. Diese Abhandlung erschien zuerst lateinisch unter dem Titel: Experimentum chymicum novum, quo artificialis et instantanea metallorum generatio et transmutatio ad oculum demonstratur, Francofurti, 1671, 1679, 8. Die deutsche Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1680, 8.

4) Supplementum in Physicam subterraneam, demonstratio philosophica, seu Theses chymicae, veritatem et possibilitatem transmutationis metallorum in aurum evincentes, erschien zuerst lateinisch zu Frankfurt, 1675, 8.; ebenda deutsch, 1680, 8.; ist auch in den neueren Ausgaben der Physica subterranea als Anhang abgedruckt.

5) Chymischer Glückshafen, oder Große chymische Concordanz, ist eine Sammlung von fünfzehnhundert alchemistischen Processen, nach dem Material in 20 Theile getheilt, so daß jeder Theil eine Art von Konkordanz darstellt. Der Leser hat die Wahl unter

20 Grundstoffen, und mag zusehen, daß er die rechte Prima Materia treffe, worauf der Titel (Glückstopf, nicht: Hafen des Glückes) sich bezieht. Die Schrift erschien zu Frankfurt, 1682, 4. Eine neue Ausgabe besorgte der Chemiker Stahl, und schrieb dazu eine Vorrede: Bedenken vom Goldmachen, Halle, 1726, 4.

6) Tripus hermeticus fatidicus, pandens oracula chymica, seu Laboratorium portatile, cum methodo vere spagyrice, seu juxta exigentiam naturae laborandi etc. Accessit concordantia Mercurii, Lunae et menstruorum. Francofurti, 1689, 8., 1690, 8. Dieses Opus posthumum ward auch abgedruckt in den von Roth = Scholz edirten Opuscul. chymic. rarior., p. 1 — 192.

Nathanael Albineus, ein Schweizer, gab eine Bibliotheca chemica heraus, die er mit Recht contracta nennt, denn sie besteht nur aus drei Schriften, von Augurelli, Philaletha und d'Espagnet. Sie erschien zu Genf, 1653, 8.; in neuen Auflagen 1663 und 1673, 8.; und zu Köln, 1673, 8.

Mag. Andreas Concius, zu Königsberg in Preußen, schrieb einen „Physikalischen Discurs vom Stein der „Weisen, der sonsten Lapis philosophorum genennt wird, „nebst andern hieraus entspringenden Materien, so alle mit „philosophischen Gründen bewiesen werden", Königsberg, 1656, 4.

Johann Heinrich Ursinus, Superintendent zu Regensburg, schrieb eine Exercitatio de Hermete Trismegisto ejusque scriptis, Norimbergae, 1661, 8.

Philipp Jakob Sachs von Löwenheim, Arzt zu Breslau, sammelte Beispiele, um die Möglichkeit und Wirklichkeit der Metallveredlung in Gold zu beweisen. Das Verzeichniß derselben findet sich unter der Aufschrift: Observationes de Chrysopoea, in Miscellan. curios. seu Ephemeridum medico-physicarum germanicarum Academiae

Naturae curiosorum, Decur. I., Lips., 1670, 4. Von Ebendemselben findet sich eine Abhandlung mit der Aufschrift: Aurum chymicum, abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. I. N. 10.

Johann Gabriel Drechsler, Magister und Kollega am Gymnasium zu Halle, schrieb zwei lateinische Abhandlungen: De transmutatione metallorum, und: De Chrysopoëa, Lipsiae, 1673, 4.

Kaspar Cramer, Professor der Medicin zu Erfurt, der auch ein Collegium chymicum hinterlassen hat, erinnerte die Thüringer an ihren Basilius durch eine Dissertatio De transmutatione metallorum, Erfordiae, 1675, 4.

In den Dänischen Staaten hatte die Alchemie seit Harbach's Zeit zahlreiche Anhänger gewonnen, von welchen die meisten wol durch König Christian's Brille sahen, einige aber auch mit eignen hellen Augen prüften.

Erich Pfeffer, von Itzehoe in Holstein, war praktischer Alchemist und erlangte sogar den Ruf eines Adepten. Er verließ sein Vaterland, und lebte in Amsterdam ganz eingezogen seiner Kunst, welche Lebensweise Viele in jener Meinung von ihm bestärkt haben mag. Er hat viele Handschriften hinterlassen, von welchen nur die Titel bekannt geworden sind. Vergl. Gründlicher Bericht auf einige Fragen, nebst einem Catalogo vieler raren und sonderlichen Manuscripten des neulichen Philosophen E. P. J. H., Hamburg, 1683, 8.

Daniel Georg Morhof, Professor der Geschichte zu Kiel, geboren zu Wismar 1639, gestorben zu Lübeck 1691, darf zwar nicht zu den Alchemisten gezählt werden, sondern er betrachtete die Alchemie nur aus dem Gesichtspunkte des Historikers; aber um so mehr darf man von ihm ein unparteiliches Urtheil erwarten. Auf seinen wiederholten Reisen in Deutschland, Holland und England sammelte er die Stimmen der sachkundigen Gelehrten, stellte ausgedehnte literarische Forschungen an, und gewann so die hi-

storische Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie. Diese Ueberzeugung sprach er offen aus in einem Traktat in Form eines Briefes an den Holsteinschen Leibarzt Joel Langelot, überschrieben: De Transmutatione metallorum Epistola etc., Hamburgi, 1673, 8. Ein Abdruck desselben findet sich in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 9. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: D. G. Morhof's „Abhandlung vom Goldmachen", zu Baireuth, 1764, 8. Mit ruhiger Unbefangenheit nimmt Morhof die Frage auf und bearbeitet sie nach den Regeln der historischen Kritik, verweigert keiner Partei Gehör, gesteht auch keiner mehr zu, als erwiesen werden kann. Man würde seine Behandlung der Streitsache musterhaft genannt haben, wäre das Ergebniß nicht der Meinung entgegen gewesen, welche eben damals anfing herrschend zu werden. Die meisten Docenten zogen vor, zu verwerfen, was nicht demonstrirt werden konnte, und so bequeme Methoden finden leicht Nachahmung.

Ein gelehrter Zeitgenosse Morhof's legte damals den ersten Grund zur Geschichte der Alchemie. Es war Olaus Borrich, Dr. der Medicin, Professor der Philologie, Poesie, Chemie und Botanik zu Kopenhagen, geboren 1626 zu Borchen in Jütland, von welchem Orte er sich Borrichius nannte, gestorben 1690. Er war in früheren Jahren Schullehrer, und die philologischen Studien, welchen er als solcher oblag, führten ihn zu mancherlei wissenschaftlichen Bestrebungen der Alten, in welche er mit unersättlicher Wißbegier einzudringen versuchte. Unter diesen wurden die Medicin und die Alchemie Hauptgegenstände seines Forschens. Die 1655 in Kopenhagen ausgebrochene Pest gab ihm Gelegenheit, seine ärztlichen Kenntnisse anzuwenden. Eine glückliche Praxis verschaffte ihm die Mittel, unabhängig von Amtspflichten seinen Lieblingstudien nachzuhängen, und dennoch ein Vermögen von 75000 Thalern zu hinterlassen, welches Viele auf den Gedanken brachte, daß er den Stein der

Weisen besessen habe. Seine Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien brachten ihn in den Jahren 1660 bis 1666 mit dem ganzen gelehrten Europa in Verkehr. Der Umgang mit den Alchemisten seiner Zeit bestärkte ihn im Glauben an ihre Kunst, und erzeugte in ihm den Vorsatz, ihre Geschichte zu bearbeiten. Das geschah nach seiner Rückkehr mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, aber nicht allerdings mit Morhof's Geiste. Mit Recht wirft man ihm vor, daß er befangen von vorgefaßter Meinung zu Werke ging, und sonderlich bei dem Bestreben, ein hohes Alterthum der Alchemie darzuthun, mehr Belesenheit als Kritik in Anwendung gebracht habe. Aus allen Kräften lehnte er sich gegen Conring's Beschränkungen auf und wechselte mit ihm Streitschriften, vermochte aber dessen Genius nicht obzusiegen, so daß durch sein Streiten für die Sache der Alchemie mehr verloren als gewonnen ward. Seine dahin gehörigen Schriften sind:

1) Dissertatio de ortu et progressu Chemiae. Hafniae, 1668, 4. Sie ist abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 1.
2) Hermetis, Aegyptiorum et Chemicorum sapientia, ab Herm. Conringii animadversionibus vindicata. Hafniae, 1674, 4.
3) Conspectus scriptorum chemicorum; erschien erst nach seinem Tode zu Hamburg, 1697, 4., und ist abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 2.

In den Niederlanden trat um diese Zeit ein Zeuge für die Wahrheit der Alchemie auf, welcher weit mehr als Helmont geleistet hat, nämlich

Johann Friedrich Schweitzer, bekannter unter dem latinisirten Namen Helvetius, Leibarzt des Prinzen von Oranien, wohnhaft im Haag. Dieser gelehrte Arzt hatte in mehren seiner Schriften die Alchemisten wegen ihrer medicinischen Prätensionen verspottet, nicht minder auch den technischen Theil der Alchemie, die Metallveredlung, in Zwei-

fel gestellt. Wenn ein solcher Mann von Ruf, der sein Urtheil schon öffentlich abgegeben, aus einem Saulus zum Paulus wird, eignet er sich wol zum Apostel.

Einst besuchte den Dr. Schweitzer ein unbekannter Mann, leitete das Gespräch auf Alchemie, zeigte ihm den Stein der Weisen und Proben damit gemachten Goldes, gab ihm auch von ersterem so viel, daß er sich selbst von dessen Wirkung überzeugen konnte. Helvetius ward auf diese Weise von seinem Unglauben zurückgebracht, hielt sich verbunden, seine Zweifel zu widerrufen, und machte seine Erfahrung öffentlich bekannt in einer lateinischen Schrift, betitelt: Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat, Amstelodami, 1667, 8. Neue Auflagen erschienen 1702 und 1705. Die Schrift ward abgedruckt im Museum hermeticum, N. XX., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 11. Eine deutsche Uebersetzung von Volkamer erschien unter dem Titel: Dr. Schweitzer's Güldenes Kalb, zu Nürnberg, 1668, 1675, und 1727, 8.; eine andere zu Frankfurt a. M., 1705, 1726, und 1767, 8. Im dritten Kapitel erzählt der Verfasser, was hier in gedrängtem Auszuge folgt:

„Am 27. December 1666 besuchte mich ein Fremder, der etwa 44 Jahre alt und ein Nordholländer zu seyn schien. Er habe gewünscht, meine Bekanntschaft zu machen, gestand er, besonders wegen dessen, was ich gegen Digby's sympathetisches Pulver geschrieben hätte. Er habe daraus ersehen, daß ich an dem philosophischen Geheimniß zweifle, und doch gebe es eine Universalmedicin, womit man alle Krankheiten heilen könne, wenn nur kein edler Theil verletzt sey. Eine solche Medicin, entgegnete ich, würde den Aerzten höchst willkommen seyn; aber zum Unglück sey sie außer den Büchern nirgend zu finden. Ich vermuthete, daß er selbst Arzt sey; allein er verneinte das und gab sich für einen Rothgießer aus.“

„Im Gespräch warf er die Frage hin, ob ich wol nach den Beschreibungen, die man in Büchern finde, den Stein

der Weisen erkennen würde, wenn man ihn mir vorzeigte. Zugleich brachte er eine von Elfenbein künstlich gearbeitete Büchse aus der Tasche, worin er drei schwere Körper von der Größe einer Nuß hatte. Die Masse war glasig, schwefelgelb, und auf einer Seite etwas porös. Ich schätze den Werth seines Vorraths auf zwanzig Tonnen Goldes. Ich hatte diesen Schatz in meinen Händen, betrachtete ihn aufmerksam, und äußerte mein Befremden wegen der gelben Farbe, da der Stein doch sonst purpurfarben beschrieben werde; allein ich erhielt zur Antwort, das thue nichts zur Sache, die Tinktur sey reif genug."

„Er verlangte von mir eine Goldmünze vom besten Golde. Dagegen zog er fünf tellergroße Goldbleche vor, die er auf der Brust getragen hatte, und die Vergleichung zeigte, daß sein Gold weit schöner war, als das meinige. Fromme Sprüche waren auf den Tafeln eingegraben, und auf einer derselben stand: Ick ben gemackt den 26. Augusti 1666. Er bekannte sich zum Verfertiger des Goldes, und gestand, es sey aus Blei gemacht. Er habe diese Kunst nebst mehren anderen von einem reisenden Adepten erlernt. Ich bat ihn, mir die Metallverwandlung zu zeigen. Das lehnte er für jetzt ab, versprach aber, in drei Wochen wieder zu mir zu kommen, und dann meinen Wunsch zu erfüllen, wenn es ihm erlaubt würde. Damit nahm er Abschied."

„Vorher, als ich den wunderbaren Stein in meinen Händen hatte, versuchte ich, ob mit den Nägeln etwas abgekratzt werden könne, und da waren einige Stäubchen unter den Nägeln hängen geblieben. Diese sammelte ich nachher auf Papier. Ich ließ etwas Blei in einem Tiegel schmelzen, und warf die Stäubchen darauf, aber das Blei verbrannte und überzog den Tiegel mit einer grünen Glasmasse."

„Nach drei Wochen kam der Mann wieder zu mir, und ich gestand ihm nun den Raub, auch wie fruchtlos der Versuch damit abgelaufen sey. Da lachte er mich aus, und meinte, ich habe geschickter gestohlen, als Gebrauch davon gemacht.

Es wundere ihn, daß ein Chemiker die Natur des Bleirauches nicht besser kenne. Wie ich es angefangen, habe es nicht anders kommen können; wenn ich aber die Stäubchen in gelbes Wachs gewickelt hätte, würde ich gutes Gold erhalten haben."

„Nach vielen Bitten ließ er sich bewegen, mir von seiner Tinktur ein Körnchen von der Größe eines Rübsamens zu geben. Als ich klagte, das möge wol kaum zureichen, um vier Gran Blei zu tingiren, nahm er es zurück, schnitt die Hälfte mit dem Nagel ab und warf sie ins Feuer. Die andere gab er mir wieder, mit der Anweisung, eine halbe Unze Blei oder etwas mehr zu nehmen. Bestürzt nahm ich nun die verringerte Gabe und brachte sie in Sicherheit, versprach, den folgenden Tag die Probe damit zu machen und keinem Menschen etwas davon zu sagen; er aber verbesserte: „Nicht „also! Was zur Ehre Gottes gereicht, muß man verkünden, „damit die Welt seine Macht erkenne!" "

„Beim Weggehen machte er mir Hoffnung, des anderen Tages noch einmal zu mir zu kommen und bei der Probe gegenwärtig zu seyn; allein er blieb aus und war verschwunden. Mit Sehnsucht wartete ich den ganzen Tag, aber vergebens, habe ihn auch seitdem nicht wieder gesehen. Am Abend konnte meine Frau ihre Ungeduld nicht länger bezähmen, und lag mir an, die Probe nach des Mannes Vorschrift zu machen, weil sie außerdem diese Nacht keine Ruhe haben würde. Sie holte gelbes Wachs und umwickelte damit das Körnchen. Mein Sohn machte Feuer dazu an. Ich suchte Blei, schnitt davon sechs Drachmen ab, ließ sie in einem Tiegel schmelzen, warf das Kügelchen darauf, und bedeckte den Tiegel."

„Mit Gezisch und Blasenwerfen arbeitete es darin, und nach einer Viertelstunde war die ganze Masse des Bleies in Gold verwandelt. Es zeigte im Tiegel einen schönen grünen Schein. Als es in den Gießbecher ausgegossen ward, schien es blutroth, (und darauf zielte wol der Fremde, da er sich

einen Rothgießer nannte); als es aber erstarrt war, hatte es die schönste Goldfarbe. Wir alle drei standen sprachlos vor Verwunderung. Mit dem noch warmen Golde liefen wir zum Goldschmied, der es probirte und für das kostbarste Gold in der Welt erklärte, auch sogleich fünfzig Gulden für die Unze bot."

„Am folgenden Tage hatte sich schon in der Stadt das Gerücht von der wunderbaren Transmutation verbreitet. Viele Vornehme und Liebhaber der Kunst kamen zu mir, unter anderen der General-Münzguardein Porelius, sahen das Gold, und baten mich, einen Theil desselben einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Wir gingen mit einander zu dem Silberarbeiter Brechtel. In seiner Werkstatt wurde die sogenannte Quartscheidung angestellt. Zwei Drachmen des Goldes wurden mit sechs Drachmen Silber zusammengeschmolzen, die Legirung zu Blech geschlagen, das Silber dann in Scheidewasser aufgelöst, wobei das Gold wie ein schwarzes Pulver zu Boden fiel, und dieses endlich wieder eingeschmolzen. Während das geschah, glaubten wir, die Hälfte des Goldes sey abgegangen; aber es fand sich im Gegentheil, daß es noch um zwei Skrupel zugenommen hatte. Es scheint also, daß die überflüssige Tinktur des Goldes noch etwas vom Silber veredelt habe."

„Es blieb noch zweifelhaft, ob die Zunahme nicht von ungeschiedenen Silbertheilen herrühre. Das zu erforschen, ward das Gold mit dem siebenfachen Gewicht Antimonium zusammengeschmolzen. Dabei verloren wir am Gewicht des Goldes acht Gran; als wir aber das Antimonium verrauchen ließen, blieben neun Gran blasses Gold zurück, so daß also in der stärksten Feuerprobe nichts verloren gegangen war."

Die hier beschriebene Prüfung konnte damals für kunstgerecht gelten, schließt aber doch nicht jeden Zweifel aus, und Schweitzer's Beschreibung erscheint mangelhaft. Man merkt wol, daß ein Arzt dem Dokimasten zusah.

Hinsichtlich der Quartscheidung wird nicht gesagt, daß man gefälltes Scheidewasser angewendet habe; wenn aber die Salpetersäure nicht frei von Salzsäure war, so mußte Hornsilber mit dem Golde niederfallen und den Zweck der Scheidung vereiteln.

Das einmalige Gießen des Goldes durch Spießglanz entfernt bekanntlich den verlarvten Silbergehalt nicht vollständig, sondern muß zum zweiten, auch dritten Mal wiederholt werden, wenn man sicher gehen will.

Einfaches Verblasen des Spießglanzgoldes verflüchtigt das Antimon nicht ganz, sondern der letzte Rest kann nur mit Salpeter weggenommen werden. Das abgetriebene Gold konnte demnach noch silberhaltig, und obenein antimonhaltig seyn.

Was weiterhin vom Verrauchen des Antimoniums gesagt wird, ist vielmehr von der schwefelsilberhaltigen Schlacke zu verstehen, und das sogenannte blasse Gold, was bei deren Einäscherung zurückblieb, war schwerlich Gold, sondern Schwefelsilber, und hätte einer neuen Prüfung unterzogen werden sollen.

Nach diesen Ausstellungen müssen die 40 Gran Gold, welche Schweitzer, als Zunahme durch eine abermalige Veredlung, in Rechnung bringt, ohne Zweifel gestrichen werden. Indessen leidet dadurch die Zuverlässigkeit der Thatsache an sich keinen Abbruch. Die sechs Drachmen Gold aus Blei sind unbestreitbar, dafür bürgen der Münzguardein und Brechtel.

Ein großer Fehler war es immer, daß die Tinktur nicht vor der Projektion gewogen ward, und den hat die Frau Doktorin zu verantworten. Der gute Mann wollte ihr die Nacht nicht verderben, und verscherzte darüber die Berechnung der tingirenden Kraft, welche er vergeblich nachzuholen sucht. Der Adept mag wol abermals gelacht haben, wenn das Goldene Kalb ihm, wie glaublich, zu Gesicht kam.

Schweitzer's Zeugniß gewinnt unser Vertrauen durch die Offenheit, mit welcher er sich und alle mit ihm thätig gewesene Personen nennt, und das geschah nicht etwa lange nachher, wie bei Helmont, sondern einige Monate nach dem Vorfalle, da noch Jeder an Ort und Stelle nachfragen und untersuchen konnte. Das ist denn auch geschehen, und wir haben bestätigende Zeugnisse von sehr würdigen Zeitgenossen, durch welche Schweitzer's Aussage erst ihren vollen Werth für die Geschichte erhält.

Johann Konrad Barchusen, Professor der Chemie zu Leyden, der mehr als Schweitzer der Sache kundig war und das unbedingteste Zutrauen fordern darf, erklärt sich darüber mit diesen Worten: „Mir selbst ist nie zu Theil „geworden, eine Metallverwandlung zu sehen, wie oft ich „auch hier und dort nachforschte. Bin ich aber nicht Augen„zeuge, so kann ich doch als Ohrenzeuge auftreten; denn ich „habe sehr wahrheitliebende Männer davon erzählen gehört. „So hat mir Helvetius das Gold gezeigt, dessen er in seinem „Goldenen Kalbe gedenkt, auch die beiden Schmelztiegel, „welche dabei gebraucht worden sind. Der eine Tiegel ent„hielt Blei, welches der Glätte ähnlich geworden war. Die„se Veränderung war durch einen Fehler entstanden, indem „er die Tinktur in Pulvergestalt auf das fließende Blei ge„streut hatte, wobei sie großentheils verrauchte. Der an„dere Tiegel zeigte noch überall flimmernde Goldkörnchen, „wie sie sich anzuhängen pflegen, wenn Gold mit alkalischen „Flüssen geschmolzen wird. Die Seitenwände des Tiegels „waren roth gefärbt, wonach es mir scheint, daß das gold„machende Pulver eine eigenthümliche Röthe (pulverem „aurificum ex indole sua rubedine gavisum) besessen „habe." Vergl. Barchusen Pyrosophia succincta, Lugduni Batav., 1698, 4., pag. 424.

Nicht minder wichtig ist das Beizeugniß des berühmten Benedikt Spinoza, welcher die von Schweitzer gemachte Erfahrung noch früher aufmerksam untersuchte. Er schreibt

in seinem 45sten Briefe an Jarrig Jellis also: „Ueber
„die Sache des Helvetius habe ich mit Voß gesprochen.
„Er lachte laut auf, und wunderte sich, daß ich nach solchen
„Possen frage. Ich kehrte mich aber nicht daran, und ging
„zu dem Goldarbeiter Brechtel, welcher das Gold geprüft
„hat. Der sprach aus einem anderen Tone, und versicherte
„mich, das Gold habe beim Schmelzen sogar noch am Ge-
„wicht zugenommen, als er Silber zur Scheidung in den
„Tiegel geworfen. Darum sey er überzeugt, daß das Gold,
„welches sein Silber mit sich in Gold verkehrt habe, wol
„ganz besonderer Natur gewesen sey. Nicht dieser Brechtel
„allein, auch verschiedene andere Männer, die bei der Probe
„gegenwärtig waren, haben mich versichert, daß die Sache
„sich also verhalte."

„Darauf ging ich zu Helvetius selbst hin, welcher mir
„sowol das Gold, als auch den Tiegel zeigte, dem innerlich
„noch etwas Gold anhing. Er erzählte mir, daß er kaum
„den vierten Theil eines Gerstenkorns, oder etwa ein Senf-
„korn groß von der Tinktur auf das fließende Blei geworfen
„habe. Er fügte hinzu, daß er die ganze Geschichte in Kur-
„zem öffentlich bekannt machen werde. Er sagte mir auch,
„daß ebenderselbe Mann, der bei ihm gewesen, ebendasselbe
„Experiment in Amsterdam gemacht habe, wovon Sie ohne
„Zweifel gehört haben werden. Das ist alles, was ich von
„der Sache erfragen konnte. Voorburg, den 27. März
„1667." Vergl. De nagelate Schriften van Spinoza,
Amsteldam, 1687, 4., S. 585. Bened. Spinozae
Opera posthuma, pag. 533.

Dieser Brief ist noch vor Herausgabe des Goldenen
Kalbes geschrieben. Man ersieht leicht, daß der Philosoph
bei der Sache nicht sehr interessirt war, und nur dem Freun-
de zu gefallen die Zeugen verhörte, ohne damals zu ahnen,
daß er als Untersuchungrichter der Nachwelt und der Ge-
schichte diene. Die Amsterdamer Probe, deren Erwähnung
geschieht, scheint keinen Schweitzer gefunden zu haben und

für die Geschichte verloren zu seyn. Die Identität der Personen ist demnach unerwiesen.

Olaus Borrich ist ein dritter Beizeuge für die Haager Probe, indem er nicht lange nach derselben durchreiste, dieselben Nachfragen that und dieselben Umstände in seinem Buche: De ortu et progressu Chemiae, bezeugt. Er fügt hinzu, daß damals auch in Köln eine Transmutation vor mehren Zeugen bewirkt worden sey, und wie er vermuthet, durch Ebendenselben. Das sieht aber dem Rothgießer nicht ähnlich. Anderen Nachrichten zufolge soll Schweitzer's Adept Gottmann geheißen und in Leyden gewohnt haben. Man erzählt, daß er einen Vetter, Namens Jakob Vierorth, der aus dem Waldeckschen gebürtig gewesen, zu sich berufen und ihn mit seiner guten Tinktur, nicht minder auch mit guten Lehren ausgestattet habe. Letztere habe Vierorth nicht befolgt, wol aber zu Köln in Gegenwart des Kurfürsten 16 Loth Blei mit 1 Gran Tinktur in Gold verkehrt. Er sey zum Rittmeister und Hofjunker ernannt worden, und habe den großen Herrn gespielt, bis seine Tinktur erschöpft gewesen. Dann sey er in Armuth gerathen, habe sich dem Trunk ergeben und sey endlich in der Trunkenheit am innern Brande gestorben. Vergl. Chymiphili Offenbarung chymischer Weisheit, S. 71. f.

Helvetius berichtet noch einen anderen Vorfall in seiner Umgebung. Der Goldarbeiter Grill im Haag bat im Jahre 1664 den Tuchfärber Knöttner, daß er ihm zu gewissem Behuf einen guten Salzgeist bereiten möge. Den erhaltenen goß er auf Blei. Nach einigen Wochen erschien auf der Flüssigkeit ein regelmäßig ausgebildeter, hell silberglänzender Stern. Grill frohlockte, daß er nun den Stern der Weisen habe, von welchem er beim Basilius gelesen. Das Blei lag wie ein Schwamm aufgelockert darunter. Als die Flüssigkeit verdunstete, setzte sich der Stern auf dem Blei fest. Grill kupellirte nun das Blei und erhielt von einem Pfunde zwölf Unzen Silber, aus diesem aber wieder zwei Un-

zen feines Gold. Grill wollte dem Knöttner von diesem Erfolge nichts sagen, und hoffte, gelegentlich die Bereitung des Salzgeistes von ihm zu erfahren. Indessen starb der Eine an der Pest und der Andere verunglückte im Wasser, wodurch, wie Helvetius meint, eine zufällige Erfindung verloren ging. Wahrscheinlicher ist, daß Grill ein vorgefundenes güldisches Silberblei für Blei gehalten habe, womit das eingebildete Wunderwerk sich ganz natürlich erklären läßt. Vergl. Goldenes Kalb, Nürnberger Ausgabe, S. 15.; Frankfurter Ausgabe, S. 29.

Theodor Kerkring, ein Zeitgenosse Schweitzer's, lebte in Amsterdam, wo Morhof ihn besuchte. Diesem zeigte er gold- und silberähnliche Metalle, welche er aus Quecksilber mit einem geringen Zusatze bereitet zu haben versicherte. Er hatte vier Sorten. Die erste war von Farbe zinnweiß, die zweite silberweiß, die dritte blaßgelb, die vierte goldgelb. Alle vier hatte er mit einem und ebendemselben Zusatze, aber durch verschiedene Feuersgrade (solo regimine ignis) erhalten. Morhof war zu wenig Kenner, um die Sache zu prüfen. Wahrscheinlich war es weiter nichts, als das von Barchusen beschriebene, oben erwähnte Aurum sophisticum in verschiedenen Abstufungen des Kupfergehalts. Vergl. Morhof Epistola ad Langelottum, p. 49.

Kerkring war ein eifriger Basilianer, und bemühte sich, des Meisters Tiefen aufzuhellen durch seinen Commentarius in currum triumphalem Antimonii Basilii Valentini. Derselbe erschien in mehren Ausgaben zu Amsterdam, 1665, 1671, und 1685, 12.

Goosen van Vreeswyck gab in demselben Zeitraume drei alchemistische Abhandlungen in holländischer Sprache heraus, als:

1) De roode Leeuw of het Sout der Wysen. Amsteldam, 1672, 8.
2) De gröne Leeuw of het Light der Wysen. Amsteldam, 1674, 8.

3) De goude Leeuw of de Azyn der Wysen. Amsteldam, 1675, 8.

In England bietet die Geschichte dieses Zeitraumes gar nichts Erhebliches dar. Man sollte glauben, die Alchemie sey mit Philaletha ausgewandert. Die Bürgerkriege und Cromwel's eiserner Zepter verscheuchten wol die Muse der Alchemisten. Nicht eher als unter Karl dem Zweiten erholte sich die alchemistische Literatur aus ihrer Ohnmacht und gab schwache Lebenszeichen.

William Johnson schrieb ein lateinisches Lexicon chimioum zur Erläuterung der hermetischen Kunstwörter, vornehmlich aber zur Erläuterung der Paracelsischen Schriften. Die erste Ausgabe erschien zu London, 1657, 8.; eine zweite ebenda, 1660, 8. In Deutschland erfolgten zwei Auflagen, zu Frankfurt, 1676, 8., und zu Leipzig, 1678, 8.; auch ein Abdruck in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 113.

Auch Frankreich bietet in diesem Zeitraume wol Schriften, aber keine merkwürdigen Thatsachen dar. Die Erzählung, daß zu Lyon 1670 ein Engländer anderthalb Pfund Kupfer in feines Gold umgewandelt habe, ist zu wenig verbürgt. Vergl. Happel's Curiöse Relationen, Th. II. S. 284.

Isaac Chartier, ein Arzt, schrieb: De la science du plomb sacré des Sages, ou Antimoine, à Paris, 1651, 4.

Jean de Aubry, Kanonikus zu Montpellier, schrieb lateinisch eine Epistola De quinta essentia, Argentorati, 1655, 4.; französisch: Le triomphe de l'Archée, à Paris, 1659, 4., wovon eine lateinische Uebersetzung zu Frankfurt 1660 erschien, und ein Abrégé de l'ordre admirable et des beaux secrets de S. Raimond Lulle, à Paris, 1665, 4.

Pierre Borel, latinisirt Borellus, Arzt zu Castres in Languedoc, bearbeitete vornehmlich die Geschichte und Literatur der Alchemie. Von ihm hat man:

1) Observationes medico-physicae stupendae, in quibus quaedam chimica sunt. Castris, 1653, 12.
2) Bibliotheca chimica, seu Catalogus librorum philosophicorum hermeticorum. Parisiis, 1654, 12.; Heidelbergae, 1656, 12. Sie zählt 4000 Schriften auf, ist aber unzuverlässig. Er raffte zusammen, was dem Titel nach geeignet schien, oft rein medicinische, auch theosophische und magische Schriften, führt auch Bücher auf, die nie existirt haben, und macht aus den erdichteten Personen der Turba Autoren. Morhof meint, Epistola ad Langelottum, p. 115., Borel scheine im Schlafe geschrieben zu haben.
3) Trésor de Recherses et Antiquités gauloises et françoises, à Paris, 1655, 4. Dieses historische Wörterbuch enthält unter anderem mancherlei Nachrichten aus der Geschichte der Alchemie, gehäuft ohne Auswahl und nur zum Theil brauchbar.

Claude Germain, Leibarzt der Königin Louise Marie von Polen, schrieb ein Icon philosophiae occultae, sive Vera methodus componendi magnum antiquorum philosophorum lapidem, Paris., 1672, 8.; Roterod., 1678, 12. Ein Abdruck steht in Mangéti Bibliotheca chemica, T. II. N. 127. Eine deutsche Uebersetzung gab Schröder, unter der Aufschrift: Abbildung der geheimen Philosophie, in der Neuen Alchymistischen Bibliothek, Bd. II. N. 2.

Atremont, ein Edelmann, reisete als Alchemist durch verschiedene Länder. Nach seiner Rückkehr spendete er seinen Landsleuten die Früchte seiner Forschungen in einer Schrift, welche große Aufmerksamkeit erregte, betitelt: Tombeau de la pauvreté, ou Sur la transmutation des métaux. Die erste Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1672, 12.; eine zweite zu Paris, 1673, 12.; eine dritte zu Paris, 1681, 12.; eine vierte, mit einem Schlüssel versehen, zu Lyon, 1684, 12. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter

unter dem Titel: Das Grab der Armuth, darin klärlich von Veränderung der Metalle und von dem Wege dazu gehandelt wird, Frankfurt a. M., 1672, 1702, und 1706, 8.

Dominique du Clos, Arzt zu Paris, erwarb sich den Ruhm eines Schriftstellers von seltenem Verdienst. Er brachte sein ganzes Leben damit zu, dem Steine der Weisen nachzuforschen, hatte auch alle seine Arbeiten umständlich beschrieben, erreichte aber den Zweck nicht, bereute am Ende seines Lebens die geopferte Zeit, und verbrannte alle seine Handschriften, damit niemand durch sie auf Irrwege geführt werde. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 369.

Italien hatte in demselben Zeitraume nicht Mangel an Alchemisten; doch hat sich keiner den Ruf eines Adepten erworben.

Benedetto Mazotta, Lehrer der Weltweisheit zu Bologna, schrieb eine lateinische Abhandlung: De triplici philosophia, Bononiae, 1653, 4.

Ludovico de Conti, französisch Louis le Comte, noch bekannter unter dem lateinischen Namen de Comitibus, gebürtig von Macerata, schrieb lateinisch: De Liquore Alcahest et Lapide philosophorum, ejusque materia, compositione etc., Venet., 1661, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1664, 12.; eine französische Uebersetzung, von Rob. Prudhomme, zu Paris, 1669 und 1678, 12. Ein lateinischer Abdruck steht in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 124.

Francesco Tertio de Lana, auch lateinisch de Lanis genannt, ein Jesuit und Mitglied der Akademie zu Brescia, schrieb eine Arte maestra, Brescia, 1667, Fol. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: Magisterium naturae et artis, Brixiae, 1684, 1692, Fol. Kap. 20. erzählt er darin eine Erfahrung, welche damals großes Aufsehen machte, als eine französische Uebersetzung der Stelle in die Philosophischen Transaktionen der Akademie

der Wissenschaften zu London vom Jahre 1670 eingerückt ward. Lana sagt:

„Ich würde das nicht sagen, wenn nicht der Zufall „mir selbst ein Mineral in die Hand geführt hätte, woraus „ich mit leichter Mühe ein wenig güldischer Flüssigkeit aus„zog, einen wahrhaften Samen des Goldes. Da ich aber „dessen Werth nicht zu schätzen wußte, verbrauchte ich alles „zu einer einzigen Projektion auf Quecksilber, welches davon „sogleich erstarrte und bei verstärktem Feuer beständig blieb. „Eine halbe Unze des feuerbeständigen Liquors hatte dritthalb „Unzen Quecksilber, also ihr fünffaches Gewicht figirt. Wäre „diese Tinktur mehr gereinigt und mit einem passenden Kör„per vereinigt worden, so hätte der wahre Stein der Wei„sen daraus werden können. Aber ich habe bis auf den heu„tigen Tag kein solches Mineral wieder gefunden."

Von diesem Experiment hat man wol mehr Aufheben gemacht, als es verdiente. Lana sagt nicht, daß sein Merkur zu Gold, sondern nur, daß er feuerbeständig geworden sey; und wenn das in salinischem Zustande geschah, so war es nichts Besonderes. Man behandelte damals allerlei Mineralien mit Sublimat und nannte die neuerhaltenen Salze Mercurios. Angenommen, daß Lana ein phorphorsaures Blei-, Kupfer- oder Eisenerz, deren Mischung damals unbekannt war, so behandelt habe, so konnte wol Phosphorsäure als ein feuerbeständiger Liquor abgeschieden werden, welcher mit Quecksilber ein feuerbeständiges Salz gab.

Die Neugriechen hatten in diesem ganzen Jahrhundert keinen alchemistischen Schriftsteller; aber stillem Suchen entsagten sie nicht. Als Olaus Borrich 1665 in Rom war, sagte ihm der Grieche Leo Allatios, gebürtig von Chios, welcher damals Bibliothekar im Vatikan war, daß seine Landsleute noch immer eifrig in der Alchemie arbeiteten. Das durfte freilich nur heimlich geschehen, um die Habsucht ihrer Zwingherren nicht zu reizen. In den befestig-

ten Klöstern auf dem Berge Athos oder Monte Santo hatte die griechische Muse noch ein Asyl gefunden, und dort erhielt sich eine Pflanzschule für den Priesterstand, welche wol nebenbei manche Kenntnisse verbreitete. Man weiß, daß insbesondere in dem Hauptkloster des heiligen Basilius die Schriften der Griechen und Araber seit 1500 gesammelt wurden, und da fehlten die Alchemisten schwerlich. Aber von einem glücklichen Erfolge dieser Studien ist nichts bekannt geworden, auch nach den neuerlichen Vorgängen wenig zu glauben. Vergl. Olai Borrichii Conspectus scriptorum chemicorum, N. XIV.

In diesem Zeitraume findet sich die erste Spur von Alchemie bei den Türken. Sie hatten bis dahin von dem wissenschaftlichen Treiben der Abendlande wenig oder keine Kenntniß genommen; doch scheint es, daß die Berührung mit den Arabern die Idee der Metallveredlung bei ihnen erweckt habe. Der erste Türke, welcher als Liebhaber der Alchemie genannt wird, ist Mahomed Kiuperli, ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr, der unter Sultan Muhamed dem Vierten von 1656 bis 1663 Großvezier war, und in solchem Ansehen stand, daß sein Sohn, Achmed Kiuperli, und sein Enkel, Mustapha Kiuperli, ihm in derselben Würde folgten, welches beispiellos befunden wird. Von Mahomed Kiuperli hat man folgende Erzählung.

Der französische Seeofficier de Rennefort war 1666 als Kriegsgefangener in London. Auf seinem täglichen Spaziergange in einem öffentlichen Garten machte er die zufällige Bekanntschaft eines alten Landsmannes, welcher den Niedergeschlagenen aufzuheitern suchte und ihm zum Trost seine eignen Fata erzählte. Er hieß de la Brie, und war in seiner Jugend bei der Königin Marie de Medicis Page gewesen, nachher aber auf einer Seereise nach Italien in türkische Gefangenschaft gerathen. Bei seinem ersten Herrn diente er als Stallknecht, und nach dessen Tode kam er in das Haus des Großveziers Mahomed Kiuperli.

In dessen Hause lebte ein arabischer Philosoph, welchem der neue Sklave, den man Ismael nannte, als Gehülfe beigegeben ward. Der Araber führte ihn in eine Kammer, worin ein chemischer Ofen von Backsteinen aufgeführt war. Er zeigte ihm darin eine brennende Lampe, über welcher ein Fläschchen hing, und darin war eine Materie, die weder Erde noch Wasser, aber beides zugleich zu seyn schien. Der Philosoph bedeutete seinen Untergebenen, daß dieser Inhalt köstlicher sey, als alle Reichthümer des Großherrn. Er trug ihm auf, die Lampe zu unterhalten, und Acht zu haben, welche Farben sich im Glase zeigen würden. Ismael wartete seines Amtes unverdrossen, und beobachtete, daß die Materie binnen vierzig Tagen erstlich schwarz, dann grau und endlich weiß wurde.

Da starb der Großvezier. Achmed Kiuperli hatte keinen Sinn für Alchemie und verabschiedete den Araber. Dieser trat bald darauf in Dienste des Ali Bassa von Kahira, und bewog denselben, daß er den anstelligen Ismael von Achmed kaufte, damit er ihm in derselben Art diene. Allein nach zehn Monaten verlor Ali Bassa die Geduld, entließ den Philosophen und schenkte ihm seinen Lampenwärter.

Der Alchemist wendete sich nun nach seinem Geburtort, der Stadt Zabit, dem alten Saba, im südlichen Arabien. Er hatte den Franken lieb gewonnen, und wünschte ihn an sich zu fesseln, um mit seiner Hülfe das angefangene Werk zu vollenden. Darum gab er ihm seine Schwester zur Gattin. Nach einiger Zeit wurden sie auf einem Spaziergange von räuberischen Beduinen überfallen. Der arabische Philosoph blieb bei der Gegenwehr auf dem Platze und seine Schwester ward entführt. Ismael ward von Anderen mitgenommen, die ihn zu Bassora verkaufen wollten. Unter Weges trafen sie auf eine Karavane und wurden zerstreut. Ein englischer Kaufmann von der Karavane befreite den Gefangenen und schenkte ihm Geld zur Rückkehr nach Europa.

Mons. de la Brie wollte sich das Ansehen eines Adepten geben, und fabelte allerlei, was nachzuerzählen die Mühe nicht lohnt; was er indessen von Kiuperli erzählte, möchte wol Glauben verdienen, da es mit geschichtlichen Thatsachen übereinstimmt. Rennefort schrieb späterhin eine Geschichte des Anfanges und Fortganges der Französisch-Ostindischen Kompagnie, worin er die mit de la Brie gehabten Unterhaltungen bekannt machte. Ein Auszug davon findet sich in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 185 — 189.; und eine vollständige Uebersetzung in Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 268 — 279.

Daß die Araber damals sowol in Arabien selbst als in Aegypten nach dem Steine der Weisen forschten, davon legt vorstehende Erzählung Zeugniß ab. Auch in den arabischen Reichen der Barbarei war die Alchemie nicht vergessen. Als der englische Kapitain Thomas Parry 1664 nach Tanger kam, fand er daselbst eine Menge eifriger Alchemisten. Vergl. Ol. Borrich De ortu et progressu Chemiae, pag. 122.

Vierzehntes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Viertes Viertel.

So oft wir den Blick auf Deutschland werfen, begegnen wir einem neuen Zuge unter der Fahne des rothen Löwen. So voll und regelmäßig ist der Zug in keinem anderen Lande, und die Geschichte der Alchemie ist in der That großentheils eine deutsche, nicht eben darum, weil die Deutschen vor Allen des Hermes Jünger waren, sondern vielmehr, weil Deutschland recht eigentlich der Kreuzweg von Europa ist, auf welchem alle Wandler einander begegnen müssen.

Auch diesmal zählt, wie gewöhnlich, der Zug nicht lauter ächte Löwenritter. Die Mehrzahl prunkt mit Rüstungen von Pappe und Goldpapier. Die ächten erkennt man erst hintennach, wenn goldene Tapfen bezeugen, daß sie dagewesen sind. Aufmerksame Zeitgenossen haben dergleichen angemerkt. Für diese Periode findet man mancherlei in des Freiherrn Wilhelm von Schröder „Nothwendigem „Unterricht vom Goldmachen, den Buccinatoribus oder so „sich nennenden Foederatis hermeticis auf ihre drei Episteln zur freundlichen Nachricht", welcher zu Leipzig, 1684, in 12., herauskam, auch später mit Pesching's Fürstlicher Schatz- und Rentkammer zu Königsberg, 1752, 8., abgedruckt ward.

Nur Einer unter Vielen kann aus diesem Zeitraume als ein wahrscheinlicher Adept angeführt werden, das ist der

sogenannte Baron von Wagnereck, welcher in den Jahren 1680 bis 1683 in Deutschland reiste. Wer ihn zum Freiherrn erhoben habe, ist nicht zu sagen; und da man weiß, daß bei der Menge das Gold den Adel gibt, vornehmlich im südlichen Deutschland, so darf man hier schon die Verbriefung unerörtert lassen. Wir wissen, daß Wagnereck einer bürgerlichen Familie Baiern's angehörte; denn seines Vaters Bruder war der als Schriftsteller ausgezeichnete Jesuit Heinrich Wagnereck, geboren zu München 1614, gestorben als Kanzler zu Dillingen 1684.

Der Neffe, dessen Vorname nicht angegeben ist, zeigte im Jahre 1680 zu Prag eine Tinktur, welche 420 Theile unedles Metall tingirte; denn vier Gran derselben haben sieben Loth Gold gegeben. Der Freiherr von Schröder, welcher diese Begebenheit erzählt, beruft sich dabei auf das Zeugniß der ganzen Stadt Prag, wo mehre Fürsten, die er namhaft macht, und viele Standespersonen den Versuch mit angesehen hätten. Da nun Schröder nur vier Jahre später schrieb und niemand widersprochen hat, so läßt sich gegen sein Zeugniß nichts einwenden.

In demselben Jahre 1680 geschah eine Transmutation zu Frankfurt am Main, deren Urheber nicht genannt wird, die man aber dem unstet lebenden Wagnereck zuschreiben darf. Mitten im Sommer kam ein Fremder zu dem Goldarbeiter Charles le Blon, und bat ihn, einen Schmelztiegel mit Blei einzusetzen. Unterdessen nahm er aus einem Papier etwas rothes Pulver und warf es auf das fließende Blei, welches nach dem Ausgießen in gutes Gold verwandelt war. Das Gold nahm der Fremde mit sich, gab aber dem Goldschmied anderthalb Loth davon für seine Beihülfe. Dieses Gold hat le Blon während der Frankfurter Herbstmesse vielen Leuten vorgezeigt. Freilich ist Eines Mannes Rede nach dem Sprichwort noch keine Rede; doch müssen wol die Meisten damals ihm geglaubt haben, da v. Schröder und

Kardeluck die Sache für wahr und wichtig erklären. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 155.

Im folgenden Jahre reisete ein Adept im Oesterreichschen, welcher leicht für den baierschen gehalten werden kann. Im Winter besuchte er den Markt zu Ischl, lernte da eine wißbegierige Bürgersfrau von Gmünden kennen, und verwandelte ihr zu gefallen sieben Loth Quecksilber, welches sie aus der Apotheke holte, in Silber. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 40. Späterhin kam ein Reisender mit der Post nach Waizenkirchen unweit Passau, wo damals der gelehrte Dr. Andr. Jehlin Pfarrer war, unterhielt sich mit demselben über Alchemie, zeigte ihm einen gelben Stein, den er in Papier gewickelt bei sich trug, und gestand ihm, es sey der Stein der Weisen. Er schätzte den Werth desselben auf zwei Millionen. Vergebens bat der Pfarrer um ein Pröbchen davon, erhielt aber doch endlich das gelb abgefärbte Papier. Als er das nachher im Beiseyn mehrer Freunde auf fließendes Blei warf, erhielt er das schönste Gold. Vergl. Aytelmayer's Weit eröffneten Palast des Naturlichts, Th. 5. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 278.

Im Jahre 1682 befand sich Wagnereck in Mähren, wo er von der Wassersucht befallen wurde. Er wendete sich an den Doktor Herdott, Arzt zu Brünn, welcher ihn damals wiederherstellte. Der dankbare Adept belohnte ihn reichlich, schenkte ihm auch sein Vertrauen, zeigte ihm seine Tinktur und deren Wirkung, und versprach ihm sogar, daß er bei einer neuen Bereitung derselben sich seiner Beihülfe bedienen und ihm ein Quentchen davon abgeben wolle. Ohne Zweifel wollte er den Arzt dadurch vermögen, daß er desto sorgsamer und gründlicher ihn heile. Als er sich wohler fühlte, reisete er nach Wien, verabredete aber zuvor eine posttäglich forgesetzte Korrespondenz, damit der Arzt sein ferneres Befinden beurtheilen und ihn berathen könne. Wagnereck empfing Herdott's Briefe nicht unmittelbar unter seiner

Adresse, sondern durch Einschlag von einem Dritten, woraus zu schließen ist, daß er zwar in Wien Geschäfte vorhatte, aber unerkannt bleiben wollte. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 96.

Damals kam zu dem Hofgoldarbeiter Bauhof in Wien ein Fremder, und machte ihm den Antrag, gemeinschaftlich eine Quantität Gold aus Kupfer zu bereiten, wozu er das Verfahren angeben wolle. Bauhof mißtraute dem Unbekannten, hielt sein Kunststück für eine Betrügerei, und wollte sich nicht einlassen. Nach mehren fruchtlosen Unterhandlungen darüber gab der Fremde dem Goldschmied etwas Pulver, und bat ihn, sich selbst von dessen Wirkung zu überzeugen. Er solle zur Probe 25 Loth Kupfer schmelzen und dann das Pulver darauf werfen. Bauhof hatte auch dazu keine Lust, bis einer seiner Freunde ihn beredete, den Versuch zu machen, bei dem nichts zu verlieren sey. Als er ihn endlich anstellte, erhielt er zu seinem Erstaunen beinahe 25 Loth gutes Gold. Mit Sehnsucht erwartete er nun die Wiederkehr des Adepten und suchte ihn durch ganz Wien, aber vergebens. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 103.

Dieses plötzliche und mit dem Zwecke des Künstlers nicht zu vereinbarende Verschwinden wird durch Folgendes erklärlich. Wagnereck fragte posttäglich bei jenem Dritten nach, unter dessen Zuschrift er Herdott's Briefe erhielt. Einst fand er jenen nicht zu Hause, wol aber ein mit der Post angekommenes Packet mit der Aufschrift von der ihm bekannten Hand. Man händigt es ihm unbedenklich ein, und er nimmt es mit sich, wie schon öfter geschehen. Bei Eröffnung desselben findet er zwar seinen Brief, daneben aber ein offenes Schreiben an Kaiser Leopold, und einen Brief, worin Herdott seinem Vertrauten, dem Mittelsmanne des Briefwechsels, auftrug, das Schreiben nach genommener Einsicht zu versiegeln und schleunigst zu übergeben.

Es enthielt einen Bericht an den Kaiser, daß der ungekannt zu Wien sich aufhaltende Baron von Wagnereck in

einem Behältniß, welches genau beschrieben war, vierundzwanzig Loth ächte Tinktur bei sich habe. Da der Inhaber unfehlbar in Kurzem sterben werde, so wünsche Herdott, daß jener Schatz in keine anderen als kaiserliche Hände komme. Er wolle demnach anheim geben, u. s. w.

Mit welchem Gefühl der Unglückliche sein Todesurtheil las, ist leicht zu ermessen. Des Arztes Anzeige war für den Augenblick vereitelt, gebot aber schleunige Flucht. Sogleich verließ der Kranke Wien und suchte Passau zu erreichen; aber sein Zustand ertrug die Reise nicht, und er kam nicht weiter als bis Ens. Auf die von ihm erhaltene Nachricht kam sein Oheim, Pater Wagnereck, mit einem Arzte von Passau ihm entgegen. Vergebens suchte man ihn zu retten, und er starb zu Ens 1683. Vergl. W. v. Schröder's Nothwendigen Unterricht vom Goldmachen, und Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 97. f.

Die erzählten Umstände lassen nicht zweifeln, daß Wagnereck eine wahre Tinktur besaß; wol aber machen sie die gerühmte Allgewalt der Panacee sehr zweifelhaft. Wohin die 24 Loth Tinktur gekommen sind, wird nicht gemeldet. Zwar deutet Schröder, wie es scheint, auf eine Fürstin, deren Schutz Wagnereck in Anspruch genommen, allein des Verwandten Näherrecht ist offenbar; und da dieser ebenfalls ein Jahr später verstorben ist, so fragt sich wiederum, ob die Kongregation ihn beerbt habe, die freilich über ungemessene Summen disponirte.

Weniger Glauben verdient ein anderer Alchemist jener Zeit, welcher sich Pantaleon nannte, eigentlich aber Franz Gaßmann hieß, aus Schlesien gebürtig war, und als Arzt in Passau, nachher in Wien lebte. Er verkaufte alchemistische Processe, und das ist schon genug gesagt, ihn zu bezeichnen. Vornehmlich machte man viel Aufheben von seinem philosophischen Merkurius. Dr. Volkamer in Nürnberg soll ihm ein Pfund davon für Eintausend Reichsthaler abgekauft haben, wahrscheinlich für Rechnung der Alche-

mischen Gesellschaft. Volkamer stand auch mit ihm, wie man aus v. Murr's Literarischen Nachrichten, S. 92., ersieht, 1677 in fortdauerndem Briefwechsel, und dessen Autorität mag hinreichen, zu beglaubigen, daß irgend etwas, wenn auch nicht viel, an der Sache gewesen sey.

Dr. Gaßmann's Mercurius philosophicus war der Beschreibung nach ein laufendes Quecksilber, welches er durch chemische Behandlung, wie man es nannte, magnetisch zu machen wußte. Wenn man es auf einen Tisch ausgegossen hatte, folgte es vorgehaltenem Golde nach, wie die Nadel dem Magnete, so daß man es nach Belieben hin und her führen konnte. Wenn es sich so verhielt, wie man glauben darf, so war das allerdings ein interessantes physikales Experiment, und es ist zu bedauern, daß es durch Geheimnißkrämerei der Wissenschaft entzogen ward. Mit der Alchemie hatte es nun gar keinen Zusammenhang; da aber die Alchemisten einen Mercurius sophicus suchten, den sie nur dem Namen nach aus Büchern kannten, so ließen sie sich leicht bereden, das sey ein solcher. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 102.

Man erzählt, daß Gaßmann den Merkurius durch vierzigtägiges Glühen in eisernen Töpfen zu zeitigen verstanden, und so ein bimssteinförmiges Silber erhalten habe. Das kann sehr natürlich zugegangen seyn. Wenn er Silberamalgam glühte und der Deckel des Topfs nicht dampfdicht anschloß, so verflog nach und nach das Quecksilber, und das Silber blieb eben so schwammicht zurück, wie in den Cylinderöfen der Amalgamirwerke geschieht. Dieses Kunststück ist in der That gar zu einfältig; aber der magnetische Merkurius gab ihm ein plausibles Ansehen. Vergl. v. Schröder's Nothwendigen Unterricht, S. 53. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 100.

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, waren die Stimmen getheilt. Einige erhoben mit Schröder den „großen Pan„taleon" zu den Sternen, und dagegen erklärte ihn der

ehrliche Becher für einen ganz gemeinen Betrüger. Letzterer schrieb über ihn einen besondern Traktat, unter dem Titel: Pantaleon delarvatus, welcher in der Faustschen Ausgabe des Philaletha abgedruckt ist.

Die alchemistischen Schriften, welche dieser Gaßmann unter dem usurpirten Namen eines Heiligen in die gläubige Welt sandte, dienen als historische Belege zu Becher's Urtheil, indem sie voll der unverschämtesten Prahlereien sind. Indessen fand er doch sein Publikum. Man hat von ihm:

1) Tumulus Hermetis apertus, in quo ad solem meridianum sunt videndae antiquissimorum philosophorum absconditae veritates physicae, et recentiorum quorundam erroneae opiniones de laudatissimo illo liquore, Mercurio philosophorum, ita ut jam cuilibet, etiam mediocriter ingenioso, regia via pateat, etc. Noribergae, 1676, 8. Eine neue Ausgabe erschien 1684, 8.; ein Abdruck in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 120.; und eine deutsche Uebersetzung von Christoph Viktorin, unter dem Titel: Pantaleonis Neu eröffnetes Grab u.s.w., zu Nürnberg, 1677, 8.
2) Bifolium metallicum, seu Medicina duplex, pro metallis et hominibus infirmis, a Proceribus artis sub nomine Lapidis philosophici inventa, elaborata et posteritati transmissa, etc. Noribergae, 1676, 8. Neue Ausgaben erschienen ebenda, 1679 und 1684, 8. Ein Abdruck steht in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 119. Eine deutsche Uebersetzung gab Viktorin mit dem Neueröffneten Grabe, 1677, 8., heraus.
3) Examen alchymisticum, quo ceu Lydio lapide Adeptus a Sophista, et verus philosophus ab impostore dignoscuntur, etc. — Necessarium ac summe proficuum opusculum, quale a mundo condito typis non fuit exaratum! Norib., 1676, 8. Eine

neue Ausgabe erschien 1684, 8. Ein Abdruck in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 121. Eine deutsche Uebersetzung von Viktorin bei Pantaleonis Grabe.

4) Disceptatio de Lapide physico etc.; ist eine Streitschrift gegen die 1674 von H. V. D. herausgegebene Tumba Seramidis, Noribergae, 1676, 8.; abgedruckt bei Manget, T. II. N. 122. Eine französische Uebersetzung davon erschien zu Paris, 1689, 8.

Wenzel Seyler, ein Augustinermönch, hat keinen besseren Ruf erworben. In einem Kloster zu Prag hatte er einem Confrater, der in der Alchemie arbeitete, ein purpurrothes Pulver entwendet, welches er für den Stein der Weisen halten mochte. Wahrscheinlich war es jenes Goldhaloid, welches bei einigen Alchemisten unter dem Namen des rothen Löwen vorkommt. Damit ging er 1675 nach Wien, und meldete sich bei Kaiser Leopold I., der damals der Mäcen fahrender Adepten war. Pater Wenzel beglaubigte sich dadurch, daß er in Gegenwart des Kaisers eine kupferne Schale, die man ihm dargeboten, glühend machte und dann mit seinem Pulver zum Theil in Gold verwandelte, d. h. vergoldete. Noch größere Bewunderung erregte, daß er mit ebendemselben Pulver vorgeblich auch Zinn in Gold veredelte. Es leuchtete dem Monarchen ein, daß durch ein solches Kunststück seine böhmischen Zinngruben einträglicher würden, als die ungarischen Goldgruben. In der ersten Freude darüber ernannte er den Mönch zum Freiherrn von Reinersberg und machte ihn mit gutem Vorbedacht zum Obermünzmeister in Böhmen.

Zur Probe ließ der Kaiser aus dem neuen Golde Dukaten schlagen. Sie waren nur auf Einer Seite geprägt, und führten das Brustbild mit der Umschrift: Leopoldus D. G. R. I. S. A. G. H. E. B. R. Auf der ungeprägten Seite las man die kreisförmige vertiefte Inschrift: Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht bin ich von Zinn zu Gold gemacht. In der Mitte die Jahrzahl 1675. Der

Kaiser beschenkte seine Hofleute und Gäste mit solchen Dukaten, und die Freude war groß. Sie waren etwas größer als andere Dukaten, und dennoch um vier Aß zu leicht. Die Oberfläche glänzte hoch goldgelb, und gab auf dem Probirstein einen feineren Strich, als Gold von 23 Karat. Vergl. Gottfr. Heinr. Burghard's Destillirkunst, Brieg, 1748, 8.

Hinterher ward der gute Kaiser wol belehrt, daß er betrogen worden sey, fühlte sich aber zu sehr kompromittirt, um Strenge zeigen zu mögen, bezahlte die enormen Schulden, welche der Adept in Wien gemacht hatte, und schickte ihn nach Böhmen, wahrscheinlich in das Kloster zurück, dem er entlaufen war. Aus den Akten ist nachgewiesen worden, daß Wenzel den Kaiser um zwanzigtausend Gulden, verschiedene Hof- und Staatsbeamte noch außerdem um bedeutende Summen betrogen hat. Vergl. Becheri Magnalia Naturae, Londini, 1680, 4. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 363. 367. 501.

Christian Wilhelm Freiherr von Krohnemann, einer der frechsten Betrüger, spielte in den Jahren 1677 bis 1686 die Rolle des Adepten am Hofe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth. Er gab vor, das Quecksilber figiren zu können, so daß nachher, bei dessen Abrauchen, ein Theil davon in Gold veredelt zurückbleibe. Vor den Augen der fürstlichen Personen kochte er das Quecksilber in eisernen Pfannen mit Essig, Salz und Grünspan, worunter er Gold gemengt hatte, und da blieb dann freilich am Ende Gold übrig. Eben so leicht machte er auch Silber. Aus solchem Silber ließ er 1679 eine Schaumünze prägen, welche er dem Markgrafen zum Geburttag verehrte. Er ward dafür in den Adelstand erhoben und mit den ersten Hofstellen begnadigt. Mit dem Golde war er etwas zurückhaltender als mit dem Silber, vermuthlich, weil ihm jenes zu theuer war. Indessen ließ er sich doch in der Stille von einigen Liebhabern bewegen, daß er ihnen auch darin guten

Rath gab. Umsonst freilich nicht, und soll er z. B. den Generalsuperintendenten Kaspar von Lilien auf diese Weise um zehntausend Gulden betrübt haben. Nachdem er also zehn Jahre sein Wesen getrieben hatte, wurde sein Betrug endlich durch den Münzmeister Johann Junge aufgedeckt. Der Freiherr suchte das Freie, ward aber eingeholt, und 1686 zu Culmbach aufgehängt, mit der Beischrift: „Ich „war zwar, wie Merkur wird fix gemacht, bedacht; doch „hat sichs umgekehrt, und ich bin fix gemacht.“ Vergl. Geschichte des angeblichen Goldmachers Chr. Wilh. v. Krohnemann, aus archivarischen Quellen bearbeitet von G. Wolfg. Augustin Fickenscher, Nürnberg, 1800, 8.

Zu den ehrenwertheren Alchemisten dieser Zeit, die nun folgen, gehört ein Schriftsteller, dessen Persönlichkeit so zweifelhaft blieb, als ob er in einem entfernten Jahrhundert gelebt hätte. Es hat sogar den Anschein, als ob er, ein Bifrons, in zwei Zeitalter schaue, und hier zum zweiten Mal vorkomme. Es ist

Johann Hiskias Kardeluck oder Kardiluk, welcher gewöhnlich Cardiluccius, sonst aber auch Cardilucci genannt wird. Unter dem deutschen Namen wird er als würtembergscher Leibarzt aufgeführt. In Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. II. S. 253., kommt er unter dem letzten Namen als ein Italiäner vor, der meistens in Deutschland, vornehmlich zu Nürnberg gelebt habe. Peträus meldet aber, er sey kein Anderer, als der oben aufgeführte Johann Harprecht, und habe seinen Namen verändert. Der Zeit nach wäre das wol zu glauben; denn da Harprecht 1610 geboren ist, Kardiluk aber 1680 noch gelebt zu haben scheint, so würde das ein Alter von siebzig Jahren ausmachen. Würtembergscher Leibarzt mag er einige Zeit gewesen seyn; denn daß er Arzt war, bezeugen seine ärztlichen Schriften. Seine alchemistischen Schriften sind folgende:

1) Magnalia medico-chymica, oder Höchste Arznei- und feuerkünstige Geheimnüsse, ... zwar aus Paracelsi Hand-

schrift schon im vorigen Seculo ausgegangen, aber so corrupt, daß es fast niemand verstehen können; jetzo aufs neue verhochdeutscht und von Satz zu Satz erläutert. Nebst beigefügtem Hauptschlüssel aller hermetischen Schriften, nämlich dem unvergleichlichen Traktat: Offenstehender Eingang zu dem vormals verschlossenen königlichen Palast (des Philaletha). Nürnberg, 1676, 8.

2) Magnalia medico-chymica continuata, oder Fortsetzung der hohen Arznei- und feuerkünstigen Geheimnüsse, darinnen die übrigen Traktaten, so Philosophus Philaletha herausgegeben, wie auch einige Principalschriften des unvergleichlichen hochdeutschen Philosophi Basilii Valentini, aus einem geheimen Manuscript ersetzt worden. Nürnberg, 1680, 8.

3) Antrum naturae et artis reclusum, oder Geheimnißvolle eröffnete Höle der Natur und Kunst; erschien erst lange nach seinem Tode zu Nürnberg, 1710, 8.

Christoph Adolph Baldewein, bekannter unter dem latinisirten Namen Balduinus, Amtmann zu Großenhayn in Sachsen, schrieb aus eigner Erfahrung und aufrichtiger, wenn auch nur subjektiver, Ueberzeugung. Bei seinen alchemistischen Arbeiten gelang es ihm, das Metalloid des Kalks, wiewol unrein, durch Ausglühen des Kalksalpeters darzustellen. Da glaubte er den im Dunkeln leuchtenden Stein der Weisen gefunden zu haben, und verdoppelte seinen Fleiß in dessen Bearbeitung, aber vergebens. Nun wollte er wenigstens Anderen auf die entdeckte Spur helfen, und machte die Bereitung des noch jetzt nach ihm benannten Lichtmagnets bekannt, wie er denn nachher auch seine übrigen Arbeiten öffentlich mittheilte. Er schrieb:

1) Phosphorus hermeticus, sive Magnes luminaris. Lipsiae, 1674, 12.

2) De auro aurae, et ipsum hoc aurum aurae; erschien ohne Angabe des Druckorts, 1674, 12.

3) Aurum superius et inferius aurae superioris et inferioris hermeticum, Lipsiae, 1674, 12.; Amstelodami, 1675, 12.; Francofurti, 1675, 8.; steht auch abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 128.
4) Epistola viri cujusdam doctissimi, continens judicium de auro aurae. Lipsiae, 1676, 4.
5) De regerminatione argenti, novo artificio inventa, Lipsiae, 1676, 4.; abgedruckt in den Miscellaneis curiosis s. Ephemerid. medico-phys. nat. curios. german. Lipsiae, 1677, 4.
6) Venus aurea, in forma Chrysocollae fossilis cum fulmine caelitus delapsa prope Haynam, Haynae, 1677, 12.; abgedruckt in den Miscellaneis curiosis, Lipsiae, 1678, 4.; handelt von dem in Chladni's Verzeichniß aufgeführten Meteorsteine.
7) Hermes curiosus, seu inventa physico-chemica nova. Norimbergae, 1680, 12. Neue Ausgaben erschienen 1683 und 1689, 12.

Johann Kunkel, von Löwenstern, geboren zu Rendsburg in Holstein 1630, gestorben zu Stockholm 1702, war der eifrigste aller damaligen Alchemisten. Johann Kunkel war der Sohn eines Goldarbeiters und lernte die Apothekerkunst, neben deren Betrieb er in der metallischen Chemie sich selbst ausbildete, mehr und mehr aber der Alchemie ausschließlich widmete. Zunächst trat er als Alchemist und Aufseher der Hofapotheke in Dienste der Herzöge Franz Karl und Julius Heinrich von Lauenburg. Sodann ward er nach Sachsen berufen, und diente dem Kurfürsten Johann Georg dem Zweiten als geheimer Kammerdiener und Direktor des kurfürstlichen Laboratoriums, anfänglich zu Dresden, nachher zu Annaberg, hielt auch einige Zeit Vorlesungen über Experimentalchemie zu Wittenberg. Unverschuldeten Anfeindungen zu entgehen, folgte er 1679 einem Rufe nach Berlin, und diente dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von

Brandenburg ebenfalls in der Eigenschaft als geheimer Kammerdiener und Direktor des Laboratoriums. Nach dem Tode des Kurfürsten schien er überflüssig zu werden. Sein Laboratorium wurde sammt der von ihm angebauten Glashütte durch Brandstiftung zerstört, welches ihn außer Wirksamkeit setzte. Jedoch berief ihn 1690 König Karl XI. von Schweden nach Stockholm, stellte ihn als Bergrath an, und erhob ihn in den Adelstand. Vgl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. II. S. 153. f.

Seine mehr als dreißigjährige alchemistische Praxis führte ihn auf die Entdeckung des Harnphosphors, des Rubinglases, und anderer chemischen Erfindungen, die sein Andenken ehren. Das Hauptziel seines Strebens erreichte er freilich nicht, wiewol er unverdrossen und immer hoffend es verfolgte, auch zuweilen ihm nahe zu seyn wähnte. In Dresden glaubte man einst, er habe das Geheimniß gefunden und wolle es für sich behalten; allein man that ihm Unrecht. Er erklärt sich darüber in seinem Laboratorium, S. 606. Er hatte das zu mancherlei Versuchen gebrauchte Gold, zehn Mark schwer, zusammengeschmolzen, um es zu neuen Arbeiten zu verwenden. Sein Gehülfe, Namens Grummet, meinte, dieses Gold sey neu gemacht. Es verdroß ihn, die Art und Weise nicht abgesehen zu haben. In seinem Unmuth verleumdete er Kunkel'n, welches diesem in Dresden viel Verdruß zuzog, aber auch den Ruf nach Berlin veranlaßte. Er selbst hat keinen seiner Gönner getäuscht. Im Gegentheil ward deren Ungeduld durch seine Aufrichtigkeit nicht befriedigt, welches ihm zum Lobe gereicht. Hatte er sich doch nur verpflichtet, redlich zu suchen, und das Finden lag nicht an ihm. So wie in seinem mißlichen Beruf, zeigt er sich auch in seinen Schriften durchaus als wahrheitliebenden Mann, und er darf in jeder Hinsicht der Nachwelt Hochachtung in Anspruch nehmen.

Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung beruhte vornehmlich auf Versuchen, von denen er

im Laboratorium, S. 556., erzählt. Durch oft wiederholtes Schmelzen des Goldes mit Salmiak erhöhte er die Farbe desselben bis zum Rothgelben. Dagegen ward feines Gold durch oft wiederholtes Schmelzen mit Borax so bleich, daß es nicht mehr zum Vergolden gebraucht werden konnte. Wenn demnach, schloß er, die Kunst vermag, das Gold in einem Falle zu übergolden, im andern zu entgolden, d. h. hinauf- oder herabzustimmen, so ist das schon ein Anfang zur Zusammensetzung oder Zerstörung, wonach die Neuerzeugung nicht unglaublich erscheint. Der Versuch, welchen Richthausen mit dem Kurfürsten von Mainz anstellte, und die von ihm gegebene Erläuterung, so wie einige spätere Erfahrungen, welche weiter unten vorkommen, scheinen Kunkel's Ansicht zu bestätigen.

Kunkel's Schriften gehören sämmtlich der alchemistischen Literatur an, indem überall die alchemistische Tendenz durchblickt. Sie sind folgende:

1) Nützliche Observationes, oder Anmerkungen von den fixen und flüchtigen Salzen, Auro und Argento potabili, Spiritu mundi, und dergleichen, wie auch von den Farben und Geruch der Metalle und Mineralien, Hamburg, 1676, 8.; steht auch abgedruckt in J. P. Burggraf's Fünf curiosen chymischen Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1721, 8. Eine lateinische Uebersetzung, von Ramsay, erschien zu London, Rotterdam, und Amsterdam, 1678, 12.
2) Chymische Anmerkungen von den Principiis chymicis, Salibus acidis, und Alcalibus fixis und volatilibus, u. s. w. Mit Anhang einer chymischen Brille contra Non entia chymica. Wittenberg, 1677, 8. Abgedruckt in den Fünf curiosen chymischen Traktätlein. Eine lateinische Uebersetzung, von Ramsay, erschien zu London und Rotterdam, 1678, 12., und zu Amsterdam, 1694, 12.; eine englische Uebersetzung zu London, 1705, 8.

3) Oeffentliche Zuschrift von dem Phosphoro mirabili und dessen leuchtenden Wunder-Pilulen, sammt angehängtem Diskurs von dem weiland rechtbenannten Nitro, jetzt aber unschuldig genannten Blut der Natur. Leipzig, 1678, 8. Abgedruckt in den Fünf curiosen chymischen Traktätlein.
4) Ars vitraria experimentalis, oder Vollkommene Glasmacherkunst, in einem Commentario über die sieben Bücher P. Ant. Neri, mit den Anmerkungen Chr. Merretti. Frankfurt und Leipzig, 1679 und 1689, 4. Neue Ausgaben erschienen zu Nürnberg, 1743, 1756, und 1785, 4. Eine französische Uebersetzung, von Holbach, erschien zu Paris, 1752, 4.
5) Collegium physico-chymicum experimentale, oder Laboratorium chymicum, in welchem von den Principiis der Natur.... nebst der Transmutation oder Verbesserung der Metalle gehandelt wird; ward nach des Verfassers Tode von Joh. Kasp. Engelleder herausgegeben zu Hamburg und Leipzig, 1716, 8. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1722, 8.

Georg Wolfgang Wedel, Professor der Medicin zu Jena, kaiserlicher Pfalzgraf und Rath, auch mehrer Fürsten Leibarzt, geboren zu Glossen in der Niederlausitz 1645, gestorben 1721, gehört zu den wichtigeren Zeugen für die Alchemie, indem er, wie Helvetius, aus einem Zweifler zum Bekenner ward. Als Rolfink's Schüler ging der junge Gelehrte ganz in dessen Ansichten und Grundsätze ein und bestritt die Alchemie aus allen Kräften. Von einer Reise nach Holland kam er 1672 mit schon veränderten Ansichten zurück, weil die zahlreichen Zeugnisse der dortigen Naturforscher seine Zweifel in ihren Grundfesten erschüttert hatten. Jedoch ward der Uebergang ihm schwer, und die neugewonnene Ueberzeugung kam erst später zum Durchbruch, als 1686 Kraus unter seinem Vorsitz disputirte, worauf er 1699 den Introitus des Philaletha in Jena selbst herausgab. Auf

diese offene Erklärung ließ der achtbare Chemiker noch im Alter nachstehende Schriften folgen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Gelehrte in späteren Jahren von Philosophemen zurückkommen, welche sie früher lebhaft vertheidigten; aber nicht alle finden sich eben bewogen, das freimüthig einzugestehen. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Exercitatio in Tabulam Hermetis smaragdinam, adversus Kircherum. Jenae, 1704, 4.
2) Exercitatio in Basilii Valentini vitam. Jenae, 1704, 4. Eine Uebersetzung davon hat Peträus in seiner Ausgabe des Basilius von 1717 nach der Vorrede abdrucken lassen.
3) Introductio in Alchymiam. Jenae, 1705, 4.

Johann Otto Freiherr von Helbig, kurpfälzischer Leibmedikus und Professor zu Heidelberg, war in dieser Zeit das Orakel der Panaceisten, weil er in dem Rufe stand, er besitze das Geheimniß der Tinktur, gebrauche sie aber nicht zur Metallveredlung, sondern zur Arznei. In seinen alchemistischen Schriften redet er freilich von ihrer Bereitung als einer ihm ganz geläufigen Sache, gesteht auch, allerlei geringe Metalle nach Belieben in Gold oder Silber verwandelt zu haben. Hin und wieder macht er sich lustig über die poetischen Benennungen der Alchemisten, als da sind: Putrefaktion, Rabenhaupt, Pfauenschwanz, Fischaugen, u. s. w. In ersterer findet er keine wahrhafte Fäulniß, in dem zweiten keine eigentliche Schwärze. Diese Berichtigungen trägt er ganz in dem Tone eines freimüthigen Kenners vor, und damit imponirte er Vielen. Die Geschichte verlangt Beweise, und diese sind nicht aufzufinden. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Introitus in veram et inauditam Physicam. Heidelbergae, 1680, 12. Ein Nachdruck erschien zu Hamburg, 1680, 8. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien zu Lübben, 1719, 8.
2) Antwort auf drei Fragen: Was der Lapis philosophorum sey, woraus und wie er bereitet werde, und was

von den Alchymisten an den Höfen großer Herren zu halten sey. Heidelberg, 1681, 12.
3) Centrum naturae concentratum, sive de Lapide philosophico. Gedani, 1682, 12.
4) Judicium de viribus hermeticis. Amstelodami, 1683, 12.
5) Sendschreiben eines Adepti artis hermeticae. Weißenfels, 1684, 12.
6) Physica curiosa, oder Gründliche Lehre von verschiedenen Naturgeheimnissen, sonderlich dem Lapide Philosophorum, nach des Verfassers Tode von seinem Bruder, Christoph Helbig, Arzt in Erfurt, herausgegeben. Sondershausen, 1700, 12. Neue Auflage: 1701, 12. Neue Ausgabe: Frankfurt und Leipzig, 1714, 8.
7) Arcana majora, ebenfalls von dem genannten Bruder herausgegeben. Leipzig, 1702, 8.

Johann Christian Orschall, ein hessischer Bergbeamter, welcher in seiner Jugend bei Joh. Heinr. Rudolph in Dresden als Gehülfe gedient und die Alchemie von ihm erlernt hatte, schrieb:

1) Chymisches Wunderdrei. Marburg, 1684, 12. Eine Fortsetzung folgte 1686, 12.; eine neue Ausgabe erschien zu Cassel, 1696, 8.
2) Sol sine veste, oder Dreißig Experimente, dem Golde seinen Purpur auszuziehen und es zu destruiren. Augsburg, 1684, 12. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1739, 4.

Beide Schriften, das Wunderdrei und Sol sine veste, wurden zusammen ins Französische übersetzt, unter dem Titel: Oeuvres métallurgiques etc., à Paris, 1760, 12.

Christoph Grummet, jener untreue Gehülfe Kunkel's in Dresden, würde von der Geschichte gern vergessen werden, hat aber doch soviel erlangt, daß er dem braven Manne gegenüber als böses Princip figurirt. Nachdem sein Lehrer sich von ihm losgesagt hatte, suchte er für sich eine

Rolle zu spielen, und sich dadurch geltend zu machen, daß er Kunkel'n öffentlich anfeindete. Er schrieb:

1) Vom Nitro oder Blut der Natur. Dresden, 1677, 4.; Wittenberg, 1678, 8. Eine Schmähschrift gegen Kunkel, welcher ihn im Anhange seiner Schrift vom Phosphor abfertigte.
2) Defensionsschrift über das Nitrum oder Blut der Natur und seine Person. Leipzig, 1679, 8.
3) Sol non sine veste; ist gegen Orschall gerichtet. Rothenburg, 1685, 12.

Johann Seger von Weidenfeld schrieb eine lateinische Abhandlung: De Secretis Adeptorum, worin er von dem sogenannten Spiritus vini Raimundi Lulli handelt, den neuere Alchemisten wol auch den Knabenurin nennen. Die erste Ausgabe erschien zu London, 1684, 4.; eine zweite zu Hamburg, 1685, 12.

Georg Kaspar Kirchmaier, Professor zu Wittenberg, schrieb eine Dissertatio De metallorum metamorphosi. Wittebergae, 1693, 4.

Johann Ludwig Hannemann, Professor zu Kiel, schrieb:

1) Ovum hermeticum, sive de auro. Francof., 1694, 8.
2) Pium osculum Philosophiae adeptae et Theologiae orthodoxae. Hamburgi, 1696, 8.
3) Pharus ad Ophir auriferum. Kiloniae, 1712, 4.; Lubecae, 1714, 8.
4) Xystus in hortum Hesperidum. Kiloniae, 1715, 4.
5) Horae subsecivae Fridrichstadenses. Kilon., 1715, 4.
6) Aurora oriens. Ploenae, 1719, 4.

Rudolph Wilhelm Kraus schrieb eine Dissertatio De principiis et transmutatione metallorum. Jenae, 1686, 4. Vergl. Wedel.

In England erhielt damals die Alchemie unerwartet einen Vertheidiger an dem berühmten Naturforscher Robert Boyle, geboren 1626 zu Lismore in Irland, ge-

storben 1691 in London, wo er vierzig Jahre wohnte, ein großes Laboratorium unterhielt, und nur mit Versuchen beschäftigt war. Früherhin hatten seine Studien zu Leyden und Oxford, auch seine Reisen durch Frankreich und Italien, ihn mit einer Menge von Alchemisten bekannt gemacht, aber keinesweges für die Sache gewonnen. Zwar nicht entschiedener Gegner, war er doch Zweifler, wie zwei seiner früheren Schriften beurkunden, als:

1) Two Essays concerning the unsuccess fullness of experiments. London, 1661, 4. Eine lateinische Uebersetzung davon erschien unter dem Titel: Tentamina quaedam de infido experimentorum successu, zu Amsterdam, 1667, 4. Dieselbe ist abgedruckt in Tentamina physiologica, Londini, 1669, 4., N. 2.

2) Sceptical Chemist. Oxford, 1661, 8.; London, 1662, 8. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: Chymista scepticus, vel dubia et paradoxa physico-chymica circa Spagyricorum principia. Roterodami, 1661, 1662, 8., 1668, 12.; Londini, 1662, 8.

Dagegen trat er achtzehn Jahre später ganz auf die Seite der Alchemisten in seinem

3) Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elixir, a strange chemical Narrative. (Historischer Bericht von einer Degradirung des Goldes durch ein Gegen-Elixir, eine wunderbare chemische Erzählung.) London, 1678, 4. Neue Ausgaben erschienen 1689 und 1737, 4. Eine deutsche Uebersetzung im Auszuge findet sich im Göttingschen Magazin von 1783, S. 420. f. Boyle erzählt darin Folgendes:

Bei einem seiner Freunde machte er die Bekanntschaft eines Fremden, welcher den Orient bereiset hatte. Dieser versicherte, die Alchemisten der Morgenländer wären sehr zurückhaltend, hätten es aber in Verwandlung der Metalle weit gebracht. Zum Beweise dessen gab er Boyle'n ein Pa-

pierchen mit etwas rothem Pulver, nebst der Anweisung zu dessen Gebrauch.

Boyle, oder Pyrophilus, wie er sich in dritter Person nennt, machte damit den Versuch im Beiseyn zweier Sachkundigen. In einem neuen, mit Oel getränkten Tiegel wurden zwei Quentchen Gold geschmolzen, und darauf warf man das dunkelrothe Pulver, welches kaum den achten Theil eines Grans wog. Nach einer Viertelstunde wurde das Metall ausgegossen. Es hatte am Gewicht weder ab- noch zugenommen, war aber kein Gold mehr, sondern ein Metall von graulich-weißer Farbe, wie legirtes Silber. Es strich auf dem Steine wie Silber an, war spröde und zersprang unter dem Hammer wie Glas. Mit der hydrostatischen Wage gewogen, zeigte es eine auffallende Abnahme der Dichtigkeit; denn die Eigenschwere verhielt sich zu der des Wassers wie $15\frac{2}{3}$ zu 1.

Darauf ward die Hälfte des veränderten Metalles, um es wiederherzustellen, mit sechsmal so viel Blei kupellirt, welches sehr langsam von Statten ging. Das wiederhergestellte Gold hatte sieben Gran verloren, und eben so viel wog ein „schwarzer Unrath“, welcher sich abgesondert hatte und nicht reducirt werden konnte.

Boyle schließt seine Erzählung mit diesen Worten: „Aus diesem Versuche können wir lernen, daß wir nicht, „wie viele, sonst verdienstvolle, Männer pflegen, voreilig der „Natur und Kunst zu enge Schranken setzen, nicht Diejeni„gen verspotten dürfen, welche an außerordentliche Wirkun„gen in der Chemie glauben.“ Im Eingange bevorwortet er, daß sein Versuch freilich keine Veredlung, sondern eine Verunedlung darstelle; indessen werde durch das Eine die Möglichkeit des Anderen dargethan.

Das würde gewiß der Fall seyn, wenn Boyle die angebliche Verunedlung in der That erwiesen hätte; aber sein Versuch beweiset gerade das Gegentheil. Wäre das Gold wirklich in einen anderen Körper verwandelt gewesen, so hätte

es durch Abtreiben mit Blei nicht wiederhergestellt werden können. Die Wiederherstellung setzt außer Zweifel, daß das Gold nur legirt war, wenngleich ein Minimum die Veränderung bewirkt hatte. Da er die andere Hälfte des alterirten Goldes noch hatte, so hätte er sich auf nassem Wege, durch Auflösung in Königswasser und Fällung, noch mehr überzeugen können, ob es noch Gold sey oder nicht.

Zu Boyle's Versuch hat schon William Lewis in seinem zu London, 1746, 8., herausgegebenen Cursus der praktischen Chemie angemerkt, daß der beschriebene Erfolg erklärbar sey, ohne eine Verwandlung des Goldes zu statuiren, wenn man annehme, jenes Pulver sey ein zinnhaltiger Niederschlag, etwa des Cassius Goldpurpur, gewesen, weil ein geringer Zinngehalt das Gold bleich und spröde mache. Dieser Erklärung scheint entgegenzustehen, daß nach neueren Erfahrungen zwölf Theile Gold mit einem Theile Zinn noch eine Legirung von 17,307 Eigenschwere geben, (vergl. Meißner's Handbuch der Chemie, Bd. IV. S. 985.); indessen schließt das die Möglichkeit nicht aus, daß ein basisches Zinnsalz, wenn jenes Pulver ein solches war, tausend Theile Gold auf die Eigenschwere von 15,666 herabgebracht haben könne.

Manget erzählt in der Vorrede zu seiner Bibliotheca chemica, T. I. p. III., daß er selbst im Jahre 1685 in England bei einem Bischof ein Stückchen künstliches Gold gesehen habe, welches ein Unbekannter in Boyle's Laboratorium aus Antimonium gemacht hätte. Der Fremde sey nicht zum Tiegel gekommen, sondern habe alles durch Boyle's Laboranten verrichten lassen. Das Gold habe in allen Proben bestanden, nur sey es etwas leichter gewesen, als anderes Gold. Der Adept habe nach der Projektion das Laboratorium verlassen, und versprochen, bald zurückzukommen, sey aber seitdem nie wieder gesehen worden.

Diese Erzählung wird durch obige Umstände sehr zweifelhaft. Hätte Boyle eine solche Erfahrung gemacht, so

würde er gewiß nicht unterlassen haben, sie wiederum in einer besondern Schrift offen darzulegen, da er bis an seinen Tod geschrieben hat. Wenigstens würde er einer so merkwürdigen Thatsache, welche geeignet wäre, seinen Destruktionversuch zu unterstützen, in der 1689 herausgekommenen neuen Ausgabe des Historical Account, oder in den 1691 herausgekommenen Curiosities in Chymistry gedacht haben. Wahrscheinlich beruht des guten Bischofs Aussage auf einer Verwechselung, und es war nicht gemachtes Gold, sondern ein Theil des wiederhergestellten Goldes, was er von Boyle zum Geschenk erhalten hatte.

Edmund Dickinson, Arzt in London, hatte viel über Alchemie gelesen, glaubte aber nicht an die Wahrheit derselben, bis er 1681 durch Theodor Mundan überführt wurde, welcher vor seinen Augen eine Transmutation bewirkte. Zwei Jahre später schrieb er an denselben, und bat ihn um einige Anleitung, damit er bei seinen Arbeiten nicht einen unrechten Weg einschlage. Er legte ihm folgende Fragen vor:

1) Was ist Mercurius Philosophorum?
2) Was ist die Materie des Steines?
3) Was ist das geheime Feuer der Philosophen?
4) Was ist das Gold der Philosophen?
5) Was sind die Gebirge der Philosophen?
6) Was ist das Meer der Philosophen?
7) Was ist das Wasser des Lebens?
8) Was ist die Diana der Philosophen?
9) Kann die Quinteſſenz durch menschliches Forschen erfunden werden?
10) Giebt es ein allgemeines Arzneimittel?
11) Haben durch dasselbe die Patriarchen ihr Leben verlängert?

Dieses Schreiben wurde nach der Oxfordschen Handschrift in lateinischer Sprache herausgegeben, unter dem Titel: De Chrysopoeia sive Quinta Essentia Philosophorum, Oxo-

niae, 1686, 8. Neue Ausgaben erschienen zu Oxford, 1705, 8.; und zu Augsburg, 1721, 8. Eine deutsche Uebersetzung gab Schröder in seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. I. N. 1.

Theodor Mundan, welcher von Olaus Borrich für einen wahren Adepten erklärt wird und übrigens ein Mann von hohem Stande gewesen seyn muß, indem Dickinson ihn „Ew. Herrlichkeit“ titulirt, beantwortete dessen Zuschrift ausführlich, und jene Fragen Punkt für Punkt. Sein Schreiben ist französisch abgefaßt, und die Handschrift bewahrt die Bibliothek zu Oxford. Boerhaave lieferte davon eine lateinische Uebersetzung, unter dem Titel: De Quinta Essentia Philosophorum, Lugduni Bat., 1732, 8. Eine deutsche Uebersetzung gab Schröder in seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. I. N. 2. Das Schreiben enthält manches Historische, und ist übrigens ein Meisterstück in der Kunst, alles zu beantworten, und nichts zu verrathen.

Lancelot Colson schrieb eine Philosophia maturata, welche aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt zu Hamburg, 1696, 8., herauskam.

John Headrich schrieb: Arcana philosophica, or chymical secrets, London, 1697, 8.

In Holland zeigte sich damals eine Spur von einem Adepten, die zwar bald wieder verloren ward, aber eben deshalb mehr Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, als manches Auftreten mit Geräusch. Dieser Mann war ein Franzose und nannte sich Grandeville. Er besaß eine Tinktur von sehr geringer Intensität, welche nur fünf Theile unedles Metall in Gold verwandelte. Er privatisirte um 1680 zu Leyden, lebte sehr eingezogen und wollte nicht anerkannt seyn, leugnete auch die Sache gegen Sylvius de le Boe, welcher ihn aufsuchte, weil er von seiner Kunst gehört hatte. Bald darauf verließ er Leyden und blieb verschwunden. Jaque le Mort, Professor der Chemie zu Leyden, hatte seine Bekanntschaft gemacht, und erzählte sowol seinen Zuhörern

als vielen durchreisenden Fremden von ihm. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 27.

Vielleicht ist jener Grandeville ebenderselbe Adept, der bald nachher in Frankreich verfolgt wurde, weil der Minister Louvois von ihm gehört hatte, welcher 1690 Befehl gab, ihn zu verhaften. Der Adept flüchtete aus dem südlichen Frankreich nach der Schweiz, ward aber in den Gränzgebirgen von einem Diener, den er bei sich hatte, entweder ermordet, oder doch seiner Tinktur beraubt, welche später in den Händen des Delisle und des Aluys allgemeines Aufsehen erregte. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philos. hermétique, T. II. p. 95 — 99.

Weit weniger lichtscheu, und dennoch sicher vor Mord und Verfolgung, war damals ein holländischer Alchemist von der Feder, Jakob Toll, früher Rektor der Schule zu Gouda, nachher Professor zu Duisburg. Dieser Philolog gerieth auf die fixe Idee, daß das Geheimniß der Alchemie unter den Personen der Mythologie hieroglyphisch verborgen sey. Er glaubte es auch enthüllt zu haben, verließ seine Lehrstelle, und ging auf Reisen, um mit den Alchemisten in Deutschland und Italien sich darüber zu berathen. Es war ihm nicht beschieden, die goldenen Aepfel der Hesperiden zu brechen. Er ward oft ausgelacht und gerieth in die äußerste Armuth. Er schrieb:

1) Fortuita, worin er die Fabellehre der Griechen, Aegypter und Phönizier alchemistisch auslegt. Diese Schrift erschien zu Amsterdam, 1687, 8.
2) Manuductio ad caelum chemicum. Amstelodami, 1688, 8. Ebenda erschien auch zugleich eine französische Uebersetzung. Eine deutsche Uebersetzung ward unter dem Titel: Handleitung zum chemischen Himmel, zu Jena, 1752, 8., gedruckt.
3) Sapientia insaniens, seu promissa Chemiae. Amstelodami, 1699, 8. Der Titel zeigt an, daß damals der unglückliche Toll weise geworden sey.

Stephan Blankaart, Arzt zu Amsterdam, veranstaltete eine weitläufige Sammlung zum Theil ärztlicher, großentheils chemischer und alchemistischer Erfahrungen, unter dem Titel: Collectanea medico-physica, Amsteldam, 1680, 8.; Tweede en derde Deel, 1683. Eine deutsche Uebersetzung führt den Titel: Stephani Blancarti Theatrum chymicum, oder Eröffneter Schauplatz und Thür zu den Heimlichkeiten der Scheidekunst. Nebenst einer Vermahnung, wie die geringen Metalle und gemeinen Steine zu verbessern sind, durch Kenelmus Dygbii Rittern. Aus dem Niederländischen ins Hochdeutsche übersetzt. Leipzig, 1694, 8.

In Frankreich bot auch dieser Zeitraum nur gewöhnliche Produkte; aber eine merkwürdige Erscheinung am Ende desselben, und während des folgenden, entschädigt reichlich für die Leere des Jahrhundertes.

Le Sieur Salmon, Arzt zu Paris, veranstaltete eine Sammlung alchemistischer Schriften in zwei Bänden, unter dem Titel: Bibliothéque des Philosophes Chimistes, ou Recueil des Auteurs les plus approuvés qui ont écrit sur la pierre philosophale, à Paris, 1672 — 1678, 12. Diese Bibliothek ist von der gleichnamigen verschieden, welche Richebourg sechzig Jahre später nach einem erweiterten Plane herausgab.

Saint Romain schrieb einen Discours touchant les merveilleux effets de la pierre divine, à Paris, 1679, 12.; auch eine Science naturelle degagée des chicanes de l'Ecole, à Paris, 1679, 12.

d'Acqueville schrieb einen Discours touchant les effets de la pierre divine, à Paris, 1681, 12. Wiewol ich vermuthe, daß diese Schrift nur eine neue Ausgabe der gleichbenannten von St. Romain seyn und der Verfasser eigentlich St. Romain d'Acqueville heißen möchte, so wage ich doch nicht, der Autorität des französischen Literators Lenglet du Fresnoy zu widersprechen.

Italien hatte damals zwei Alchemisten, welche den Ruf der Meisterschaft erlangten, wiewol Beide im Verhör der Geschichte sich nicht zu behaupten vermögen. Sie gehören Italien und Deutschland gemeinschaftlich an, da beide Länder sie gegenseitig einander liehen, und so hat keines gewonnen, noch verloren.

Gioseppe Francesco Borri, ein Mailänder von Geburt, hatte die Lehrsätze der römischen Kirche zu kühn angegriffen und ward von ihrem Bannstrahle verfolgt. Er floh 1661 aus Italien, irrte unter dem latinisirten Namen Burrhus durch Deutschland und die Nachbarländer, und trieb Hausirgeschäfte mit dem Stein der Weisen. Nachdem er die Rheinlande und die Niederlande besucht hatte, kam er 1665 nach Kopenhagen, und trat als Alchemist in Dienste des Königes von Dänemark, Friedrich's des Dritten. Er hatte den König so sehr für sich eingenommen, daß er ihn zu mancher Thorheit verleitete. Ein Geist, den er seinen Homunculus nannte, erschien auf seine Beschwörungen und lehrte ihn die Geheimnisse der Alchemie. Nach dessen Rath und Vorschrift ward ein chemischer Ofen gebaut, der aber durchaus nicht abgebrochen werden durfte. Als nun der König diesen Ofen zu seiner Bequemlichkeit gern in der Nähe des Schlosses haben wollte, mußte das ganze Haus, worin er stand, durch Maschinen über den Wall hereingehoben werden. Olaus Borrich rühmt diesen Burrhus in seiner Schrift: De ortu Chemiae, ausnehmend, womit er der Meinung des Königes mehr, als recht ist, zu huldigen scheint.

Als Friedrich 1670 starb, verabschiedete man den Homo und Homunculus. Sie wollten nun nach der Türkei gehen, um dort einen Kiuperli aufzufinden. An der Gränze von Ungarn fand man die Reisenden verdächtig, und brachte den ersteren wenigstens nach Wien, zur näheren Besichtigung. Dabei ward Borri vom Nuncius erkannt und reklamirt, in Folge dessen nach Rom ausgeliefert und in die Engelsburg eingesperrt. Man behandelte ihn eben nicht sonderlich streng,

gab ihm sogar ein Laboratorium, damit er den Stein der Weisen für die Kirche bereite; allein der Homunculus scheute die Engelsburg und blieb aus. Borri starb im Gefängniß 1695, ohne mehr zu Stande gebracht zu haben, als folgende Schriften:

1) La Chiave del Cabinetto, aggionta una Relatione della sua vita, (Schlüssel zum geheimen Kabinet, nebst seiner Lebensbeschreibung). Colonia (Ginevra), 1681, 12.
2) Ambasciada di Romola a Romani. Ginevra, 1686, 8.

Frederico Gualdo soll eigentlich kein Italiäner, sondern ein Deutscher gewesen seyn, und Friedrich Walter geheißen haben, welches um so glaublicher ist, da er zur Brüderschaft der Rosenkreuzer gehörte. Es scheint, daß er als Missionar derselben nach Italien gegangen sey und den Stein der Weisen als Kreditiv und Lockspeise mitgenommen habe. Er hat seine Rolle gut gespielt; denn man erzählte sich Wunderdinge von ihm. Er lebte um 1680 in Venedig, zwar eingezogen und ohne äußerlichen Aufwand, ließ aber doch einen großen Reichthum vermuthen. Man wollte wissen, daß er eine verarmte adlige Familie mit großen Summen unterstützt habe. Er liebte die Tochter vom Hause, ward aber doch als Freier abgewiesen, weil er nicht von Adel sey. Dieses Hinderniß wegzuräumen, soll er der Republik nach Einigen hunderttausend Dukaten gezahlt, nach Anderen versprochen haben; allein die Sache zerschlug sich wieder; man weiß nicht, warum. Im Jahre 1682 verließ er Venedig, angeblich, weil er als Adept zu bekannt geworden war, zu sehr von lichtbegierigen Alchemisten mit Briefen und Besuchen überhäuft wurde. Er schien ein Mann in seinen besten Jahren zu seyn, gab sich aber für neunzig Jahre alt aus, und Viele hielten ihn für noch weit älter, denn seine Panacee verjünge ihn. Er soll nach Deutschland zurückgegangen seyn. In den zu Leipzig 1788 herausgekommenen Dreizehn geheimen Briefen steht von ihm ein Brief von 1722 abgedruckt,

druckt, und 1724 soll er endlich gestorben seyn, warum, ist gleichfalls unbekannt. Vgl. Frid. Gualdi Chymische Medicin, womit er sein Leben auf 400 Jahr gebracht, Augsburg, 1700, 12. Chymiphili Offenbarung chymischer Weisheit, S. 104. 132.

Carlo Lancilotti schrieb einen Triomfo del Mercurio, Modena, 1677, 16.; einen Vero triomfo dell' Antimonio, Modena, 1683, 12.; und einen Salamandra ardente. Vom brennenden Salamander erschien eine deutsche Uebersetzung von Joh. Lange, zu Frankfurt a. M., 1684, 8.; und eine andere zu Lübben, 1694, 8.

Scipione Severino schrieb einen Triomfo dell' Alchimia, In Venetia, 1691, 8. Wenigstens ist das ein Triumph zu nennen, daß die geächtete Alchemie damals in Venedig so frei auftreten durfte, nachdem Gualdo's Wunder sie verherrlicht hatten.

Ein Blick auf den Orient lehrt, daß die Araber in diesem Zeitraume der Alchemie nicht entsagt, diese Kunst auch ihren Zöglingen, den Türken, getreulich überwiesen hatten, welche mehr und mehr Geschmack daran fanden. Der Dominikaner Wansleben, ein Deutscher, welcher sich nach Frankreich wendete, weshalb er unter dem französischen Namen Vansleb bekannter geworden ist, brachte von seinen Reisen unter anderen arabischen Handschriften auch alchemistische mit sich nach Paris, namentlich Schriften von Geber und Abulchassem, auch eine arabische Uebersetzung des Osthanes, welche 1683 zu Kahira geschrieben sind. Sie beurkunden, daß man in Aegypten damals die Alchemie eifrig betrieben und sogar aus den Quellen studirt habe. Vgl. L. du Fresnoy Hist. de la phil. herm., III. p. 29. s.

Paul Lucas, ein französischer Arzt, machte in den Jahren 1699 bis 1705 auf Kosten der Krone drei Reisen durch Aegypten, Syrien, Persien, Armenien, die Türkei und Griechenland. In diesen Ländern hatte er öfters Verkehr mit Alchemisten, von welchen er in seinen Reisebeschrei-

bungen mancherlei Anekdoten erzählt, welche für die Geschichte wenigstens in so fern Interesse haben, als man den im Orient verbreiteten Glauben an die Metallveredlung aus ihnen kennen lernt. Sein Voyage au Levant ward in drei Theilen ins Deutsche übersetzt. Die erste Reise erschien zu Hamburg, 1709, 8.; die zweite ebenda, 1715, 8.; und die dritte 1722, 8. Hier folgen einige Auszüge.

Zu Taata speisete Paul Lucas beim Aga, der ihn, als sie nach Tische beim Weine saßen, im Vertrauen fragte, ob er nicht Gold machen könne. Der Reisende gestand, daß er weder die Kunst verstehe, noch an ihre Möglichkeit glaube. „Da irrst Du sehr," erwiederte der Aga. „Ich habe Leute „gekannt, welche die Kunst besaßen." Unter anderen Beispielen erzählte der Aga folgendes:

Ein Derwisch, welcher nach Oberägypten reisete, verweilte einige Zeit zu Tschirtscheh, weil er Gefallen an einem jungen Barbier gefunden hatte. Eines Tages ging er mit ihm spazieren, und sie kamen zur Werkstatt eines Rothgießers, der eben dreihundert Pfund Kupfer im Flusse stehen hatte. Der Derwisch warf ein kleines Päckchen auf das fließende Metall und ging dann weiter. Als das Kupfer ausgegossen ward, erstaunte der Gießer über die schöne Goldfarbe, rief die Nachbarn herbei und zeigte ihnen das wunderliche Metall. Die Goldschmiede probirten es und erklärten es für feines Gold.

Der Sandschak der Provinz hörte von dem Vorfall, ließ das Gold herbeiholen, welches er behielt, verhörte den Gießer scharf, und es schien, daß er ihn ebenfalls behalten wolle. Inquisit betheuerte seine Unschuld, und erzählte von einem Unbekannten, der in Gesellschaft des Barbiers vorbeigegangen sey. Dieser ward sogleich verhaftet, und von ihm erfuhr man, daß der Derwisch zwar abgereiset sey, aber versprochen habe, ihn bei der Rückkehr wieder zu besuchen. Der Sandschak versprach dem Barbier, daß er sein Glück machen wolle, wenn er ihm Nachricht gebe, sobald der Der-

nicht weiter kommen möchte. Er schenkte ihm den Stein, und machte ihn zum Aga des nahgelegenen Ortes Merse. Nach einigen Monaten kommt der Derwisch an, fragt nach seinem Liebling, sucht ihn in Merse auf, und wird von ihm dem Geistlichen ausgeliefert.

Im Verhöre läugnet er nicht, das Kupfer in Gold verwandelt zu haben, will aber daraus nicht viel gemacht wissen. Er besitze noch ein weit größeres Geheimniß. Wenn er gewisse Worte ausspreche und in den Mund nehme, könne ihm kein Säbel die Haut verletzen. Damit erbietet er sich zur Probe, schreibt, und fordert nun den Geistlichen auf, ihm den Kopf abzuhauen. Je schneller er zuhaue, desto weniger werde es ihm schaden. Der Versuch ward gemacht, und gelang nicht besser, als dem leichtfertigen Geistlichen das mal. Im Munde des Enthaupteten fand man das Papier, und darauf die Worte: Ich kann wol sterben, aber nicht mein Geheimniß offenbaren! Vergl. Erste Reise, Hamburger Ausgabe, S. 11. Philipsens Jungfern Röhren, S. 191. Göllenzall's Zusammenkunftsgespräche, S. 332.

Bei Brusa besuchte Paul Lucas ein türkisches Kloster, worin vier Derwische wohnten. Der gesprächigste von ihnen, ein geborner Usbeke, unterhielt sich mit dem Reisenden in französischer, lateinischer, spanischer und italienischer Sprache, redete sich auch in so genauem Französischen, als ob er ein Pariser sei. Er gab sich ein Alter von mehr als hundert Jahren an, und sah doch aus wie ein Dreißiger. Er fand sein Alter gar nicht hoch, und versicherte, die ächten Philosophen, zu denen er gehöre, erreichten durch die Wunderkraft des Steines der Weisen in der Regel tausend Jahre. Vor drei Jahren erst habe er den berühmten Flamel, dessen Geschichte er sehr genau kenne, und seine Pernelle in Ostindien getroffen. Vergl. Zweite Reise, S. 70 — 81.

Bei Chiurna erhielt Paul Lucas Besuch von einem Türken, welcher beständig von dem geheimen Stoffe der

„Frank,“ sagte er, „Du mußt Einmal in Deinem Le-„ben ein gottgefälliges Werk verrichten!“ — Recht gern, wenn ich kann, erwiederte der höfliche Franzose. — „Ja! „Du kannst es, und Dir ist es nur eine Kleinigkeit. Lehre „mich Gold machen!“ Als darüber Paul Lucas laut auf-lachte, ließ sich der Türke nicht irre machen, und fuhr fort: „Schlage mir diese Gunst nicht ab; denn ich bedarf ihrer. „Ich habe zwei Weiber und acht Sklavinnen, die mir vier-„undzwanzig Kinder gebahren. Du wirst Gottes Segen „davon haben, wenn ich sie ernähren kann.“ Den Grund seiner Zuversicht eröffnete er mit folgender Erzählung:

Ich hatte einmal die schönste Gelegenheit, diese Kunst zu lernen, und ich Thor habe sie verscherzt! Damals wohn-te ein fremder Derwisch bei mir, den ich ehrerbietig bewir-thete. Er ward mir gewogen, und versprach eines Abends, mich Gold machen zu lehren. Ich mußte zwei Ofen Blei, Tiegel und Kolen herbeischaffen. Er setzte den Tiegel mit dem Blei aufs Feuer. Aus einem Fläschchen goß er einen Tropfen rothes Oel auf Baumwolle und wickelte sie in gelbes Wachs. Das warf er in den Tiegel, umschüttete denselben mit Kolen, und sagte dann: Nun wollen wir zu Bett gehen! Mein Vorwitz ließ mich aber nicht schlafen. In der Nacht stand ich wieder auf, um nachzusehen, was aus dem Blei geworden sey. Die heißgewordene Zange, mit welcher ich untersuchte, fiel mir aus der Hand, und verbrannte mir den Fuß, daß ich laut aufschreien mußte. Mein Derwisch fuhr aus dem Schlaf empor. Als er sah, was mir geschehen war, verrieth er keinen Unwillen, und versprach mir, mor-gen ein gutes Heilmittel zu holen. Er ging am Morgen da-nach aus, soll aber noch wiederkommen. Ich behielt mei-nen Brandschaden, und was ich durch seinen Zorn verlor, lehrte mich das gute Gold, welches im Tiegel geblieben war. Vergl. die Zweite Reise, Hamb. Ausg., S. 120. f.

Fünfzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Erstes Viertel.

Dieser Zeitraum ist reicher an Thatsachen, als irgend ein anderer, aber nicht eben an Adepten. Wol finden wir ein ganzes Firmament von Sternen; aber es sind lauter Möndchen, die mit fremdem Lichte leuchten. Ein einziger Stern erster Größe bestrahlt sie alle, und dieser leuchtet vom Anfang bis zum Ende der Periode, aber bedeckt von einer Wolke, so daß er unmittelbar nicht gesehen wird. Ein großer Unbekannter reisete jetzt wieder, wie fünfzig Jahre früher Philaletha, unter mancherlei Namen und Gestalten in Europa, und hatte kein angelegeneres Geschäft, als die Ehre der Alchemie zu retten. Er verwendete vielleicht eine Million darauf, aber mit großer Vorsicht. Nirgend hat er selbst vor Zeugen tingirt, aber an vielen Orten Transmutationen veranlaßt, indem er von seiner Tinktur freigebig mittheilte, wo er es für nützlich hielt. Wenn das Kunststück versucht wurde und Aufsehen erregte, war er immer schon weit entfernt und durch Namenwechsel unerreichbar geworden. Er kehrte nicht leicht dahin zurück, wo er schon gewesen, oder doch in ganz verändertem Kostum.

Ein solches Verbergen und verlarvtes Auftreten sieht der Polizeidirektor mit argwöhnischem Auge an, und in den allermeisten Fällen hat er guten Grund dazu; aber die beste Regel hat ihre Ausnahmen. Wir dürfen dem Unbekannten

darum nicht weniger vertrauen, als einem guten Schriftsteller, der sich nicht nennt. Ein Mann, dem man nichts Schlimmeres nachsagen kann, als daß er Tonnen Goldes verschenkte, darf wol unverdächtig heißen. Niemand wird großen Herren verargen, daß sie gern inkognito reisen; wer aber allenfalls einige Grafschaften bezahlen konnte, mag immerhin zu den großen Herren gerechnet werden. Beide haben ähnliche Motive zum Unerkanntseyn, jene: von den Kleinen nicht belästigt zu werden, und dieser: von den Großen.

Der Unbekannte, welcher damals Goldsamen ausstreute, pflegte sich da, wo man nach Pässen und dergleichen fragte, als einen griechischen Bettelmönch kund zu geben. Er nannte sich Laskaris, und wollte Archimandrit eines Klosters der Insel Mitylene seyn, führte auch als solcher Beglaubigungschreiben von dem Patriarchen zu Konstantinopel bei sich. Da er das Griechische fertig sprach und sonst keine Blöße gab, ward er als Grieche anerkannt, und man war sogar geneigt, ihn für einen Abkömmling der kaiserlichen Familie Laskaris zu halten. Er sammelte Almosen zur Loskaufung in türkische Gefangenschaft gerathener Christen; allein man wollte bemerkt haben, daß er weit mehr an die Armen verschenkte, als seine Kollekte eintrug, und demnach mochte es ihm mit der Mission wenig Ernst seyn. Glaublicher ist, daß er dem wahren Laskaris sein Kreditiv um eine Summe abgekauft habe, welche den zu hoffenden Ertrag der Kollekte vergessen ließ, und dem Archimandriten verstattete, gemächlich heimzukehren, womit Beiden geholfen war.

Als er mit Anbeginn des Jahrhundertes zuerst in Deutschland gesehen ward, erschien er als ein Mann in seinen besten Jahren; er müßte demnach mit dem Schlusse dieses Zeitraums ins Greisenalter getreten seyn, und wir finden in der That eine solche Veränderung angedeutet, welche die Identität der Person beglaubigt. Im mittleren Alter zeigte er sich als ein Mann von gefälligem Benehmen, in guter Gesellschaft munter und gern gesehen, sehr unterrichtet, und von

lebhaftem Interesse, die Merkwürdigkeiten der Hauptstädte kennen zu lernen, welches zusammen eher auf einen gebildeten Abendländer, als auf einen morgenländischen Klosterbruder rathen läßt. Diese Nachrichten von seiner Person beruhen aber auf dem Zeugniß glaubhafter Männer, welche ihn mehrmals gesehen und wiedererkannt hatten. Vgl. Christiani Democriti (Dippel) Aufrichtiger Protestant, S. 31. f. Halle's Magie, Th. III. S. 89. f.

Unter den Aposteln, welche Laskaris sendete, hat keiner mehr Ruf erlangt, als Johann Friedrich Böttcher, geboren zu Schleiz im Vogtlande, welcher zu Magdeburg, wohin seine Mutter sich zum zweiten Mal verheirathete, erzogen ward, im Jahre 1701 aber in der Zornschen Apotheke zu Berlin als Lehrling stand.

Laskaris besuchte in demselben Jahre Berlin im Aufzuge eines Mannes von Stande, um alles Sehenswürdige zu sehen. Gelegentlich erkundigte er sich bei dem Gastwirthe, ob es in Berlin auch Alchemisten gebe. An dergleichen Narren sey kein Mangel, entgegnete treuherzig der Wirth, und nannte unter Anderen den Apotheker Zorn. Der Fremde verfügte sich bald darauf in die genannte Officin und fragte nach einem chemischen Medikament. Der Provisor trug einem Gehülfen auf, „den Laboranten zu rufen". Es erschien ein junger Mensch, der Lehrling, wie sich ergab. Auf die Frage des Fremden, ob er dem Laboratorium vorstehe, da man ihn Laborant nenne, gab er gutmüthig lachend zur Antwort, man nenne ihn so zum Spaß, weil er in seinen Nebenstunden zuweilen alchemistische Experimente mache. Der fremde Herr fand Gefallen an dem jungen Menschen, und hoffte von ihm die beste Auskunft über die Arbeiten seines Principals zu erhalten. Zur Einleitung einer näheren Bekanntschaft trug er ihm auf, ein Präparat vom Antimonium zu machen und ihm dasselbe ins Gasthaus zu überbringen.

Als Böttcher das Bestellte brachte, und der Fremde mit ihm plauderte, ward er bald zutraulich, und gestand,

daß er den Basilius Valentinus besitze, auch unverdrossen nach ihm arbeite. Er wiederholte seitdem seinen Besuch und gewann immer mehr die Gunst des Fremden. Als dieser endlich abreisen wollte und die Pferde schon warteten, eröffnete er dem Herbeigerufenen, daß er selbst Inhaber des Geheimnisses sey, schenkte ihm zwei Unzen von seiner Tinktur, mit der Anweisung, daß er noch einige Tage nach seiner Abreise davon schweigen, dann aber die Wirkung derselben zeigen solle, wem er wolle, damit man in Berlin die Alchemisten nicht mehr Narren schelte.

Nach des Gebers Entfernung säumte Böttcher nicht, sich von dem Werthe des Geschenkes zu überzeugen. Den Gehülfen, die ihn bis dahin verspottet hatten, zeigte er bald gutes Gold als Ergebniß seiner Kunst, und äußerte vornehm, er sey nicht abgeneigt, der Pharmacie Valet zu sagen, nach Halle zu gehen, und Medicin zu studiren. In der That nahm er den Abschied von seinem Principal und bezog eine Miethwohnung. Nur mit Alchemisten verkehrte er nun, vornehmlich mit einem Laboranten, Namens Siebert, welcher in einer Vorstadt wohnte.

Eines Tages ward Böttcher von dem Apotheker Zorn zu Tische gebeten. Er traf dort zwei Fremde, den Pfarrer Winkler von Magdeburg und den Pfarrer Borst von Malchow. Die Geistlichen vereinigten sich, dem jungen Manne Vorstellung zu thun, daß er zum sichern Broderwerb zurückkehre und nicht einer eingebildeten Kunst nachhänge. Das Unmögliche, sagten sie, würde er doch nicht möglich machen. Er aber erbot sich rasch, daß er jenes Unmögliche sogleich möglich machen wolle, und forderte sie auf, Zuschauer abzugeben. Die ganze Tischgesellschaft verfügte sich darauf mit ihm in das Laboratorium der Officin.

Hier nahm Böttcher einen Tiegel und wollte Blei darin schmelzen; als aber die Gegner sein mitgebrachtes Blei verdächtig finden wollten, wählte er statt dessen Silbergeld von bekanntem Gehalt. Die preußischen Zweigroschenstücke wa-

ren damals fünflöthig, und von diesen nahm er dreizehn Stück, die zusammen drei Loth wogen. Während sie zusammenschmolzen, brachte er eine silberne Büchse hervor, und nahm aus ihr den Stein der Weisen in Gestalt eines feuerrothen Glases. Davon löste er einige Körnchen ab, streute sie auf das fließende Metall, und verstärkte das Feuer. In Kurzem reichte er den Zweiflern das ausgegossene Metall dar, und sie überzeugten sich, daß es zum schönsten Golde geworden sey. Vergl. Peträus Vorrede zum Basilius Valentinus. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 134. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 84.

Dem vorerwähnten Laboranten Siebert zeigte Bötticher eine größere Transmutation in anderen Metallen. Siebert mußte acht Loth Quecksilber in einem Tiegel heiß machen. Darauf warf Bötticher soviel als ein Hanfkorn groß von einem braunrothen Pulver, welches er zuvor in Wachs inpastirt hatte. Dadurch wurde das Quecksilber ganz und gar in Pulver verwandelt. Dieses Pulver wickelte er in acht Loth zusammengerolltes Blei und ließ es zusammen schmelzen. In einer Viertelstunde war alles Metall, sechzehn Loth ohne Abgang, zu feinem Golde geworden. Vergl. Peträus Vorrede zum Basilius Valentinus. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 138.

Diese und andere Proben, welche Bötticher neugierigen Bekannten zeigte, machten ihn bald zum Helden des Tages in Berlin, und das um so mehr, da er nicht für gut fand, die Wahrheit zu gestehen, sondern vorzog, sich selbst als Erfinder und Verfertiger des Pulvers bewundern zu lassen. Man konnte nicht umhin, ihm das zu glauben, da man von Laskaris nicht wußte, wol aber bei Zorn von dem Laboranten hörte. Die Erfahrnen nannten ihn gereimt den Adeptus ineptus, und prophezeieten ihm Unheil, welches bald in Erfüllung ging. Die Stadtgespräche drangen durch die Vorzimmer des Königes. Friedrich der Erste ließ nachfragen, und fand dienlich, sich des jungen Adepten zu ver-

sichern. Schon war Befehl ertheilt, ihn zu verhaften, als ein Bekannter ihn warnte. In der Nacht verließ er zu Fuße Berlin, und eilte, Wittenberg zu erreichen. Als er über die Elbe gesetzt ward, sah er hinter sich ein preußisches Kommando, das man ihm nachgeschickt hatte.

In Wittenberg wohnte seiner Mutter Bruder, der Professor Georg Kaspar Kirchmaier, welcher unter den alchemistischen Schriftstellern schon angeführt wurde. Bei ihm wäre Bötticher geborgen gewesen und hätte seinen Mentor gefunden; allein der preußische Hof reklamirte ihn in Dresden als einen Magdeburger und preußischen Unterthan. Der Grund dazu war bei dem schon erregten Aufsehen kein Geheimniß, und machte den sächsischen Hof aufmerksam. Ausgeliefert ward er nicht, weil sich ergab, er sey in Sachsen geboren; aber König August der Zweite ließ ihn nach Dresden bringen, und war sehr erfreut, daß ein so seltener Vogel ihm zugeflogen sey, indem die Nachrichten aus Berlin nicht zweifeln ließen, er sey wirklich ein Adept.

In Folge dieser Meinung ward Bötticher in Dresden weit über sein Verdienst ausgezeichnet. Er hatte die Ehre, dem Könige von Polen seine Tinktur und ihre Wirkung zu zeigen, ward in den Adelstand erhoben, und vergaß über dem Freiherrn die medicinischen Studien. Man ließ ihm Zeit, sich in die neue Lage zu finden und seinen mitgebrachten Vorrath des Wunderpulvers zu verbrauchen, traf aber unter der Hand Veranstaltung, ihn genau zu beobachten, wenn er endlich daran gehen müsse, dasselbe wieder neu zu bereiten, und vermied weislich, in ihn zu dringen, da er allen Fragen auswich.

Bötticher lebte so an zwei Jahre wolgemuth in Dresden, und so weit sein geringes Maß an Bildung reichte, genoß er den ihm neuen Freudenbecher, mit Wein und Hefen. Man ließ ihn gewähren, er machte sogar ein Haus, wie man es nennt. Seine Tafel war sehr besucht, denn die Gourmands wurden nirgend so ausgesucht bewirthet; und

daß er jedem Gaste eine thalergroße goldene Schaumünze von eignem Zuwachs unter den Teller legen ließ, bewog sogar die Damen, sich zahlreich einzufinden. Man spielte gern mit ihm, weil er gern verlor. Er war der theure Freund der Welt vom Ton.

Die hohe Ehre hatte seinen Kopf so gänzlich eingenommen, daß er kaum der Möglichkeit gedachte, sein Schatz könne erschöpft werden. Allenfalls erwartete er von einigen Winken, die, wie er meinte, Laskaris im Gespräch hatte fallen lassen, daß sie ihn auf den rechten Weg führen würden, wenn es Zeit sey, ihn zu suchen. Diese Zeit schob er leichtsinnig hinaus, bis endlich Bedürfniß und Verlegenheiten mahnten, an die Wiederherstellung der Goldquelle mit Ernst zu denken. Da fand er sich aber in seiner Hoffnung betrogen. Was er auch versuchte, alles schlug fehl, und gab ihm nur die Ueberzeugung, daß er sich die Sache zu leicht gedacht habe und weit vom Ziele entfernt sey.

Die fein berechnende Politik hoffte jetzt ihrem Ziele nahe zu kommen. Seine sechs Bedienten waren längst gewonnen und umgaben ihn als Wächter. Was sie jedoch berichteten, gefiel nicht sehr. Man hegte Argwohn, er merke die Umstellung, und verfehle absichtlich das Rechte, um seine Kunst für sich zu behalten. Da erfuhr man endlich, daß er Vorbereitungen treffe, um heimlich nach Oesterreich zu entweichen. Demzufolge ward seine Wohnung, sogar sein Zimmer mit Wachen besetzt.

Der Adept Laskaris, welcher noch in Deutschland reisete, hatte seinen jungen Freund nicht aus den Augen verloren, und war genau von seinem Ergehen in Dresden unterrichtet. Der üble Ausgang, welchen die Sache nun zu nehmen drohte, machte ihm Sorge, da er sich vorwerfen mußte, den unbesonnenen Jüngling in Versuchung geführt zu haben. Er entschloß sich daher, ihn zu befreien und große Opfer nicht zu scheuen. In dieser Absicht wagte er im Jahre 1703 zum zweiten Mal nach Berlin zu kommen.

Er ließ einen jungen Arzt, den Doktor Pasch, zu sich kommen, welcher mit Böttiche r vertrauten Umgang gehabt hatte und unternehmend genug zu seyn schien. Diesem vertraute er den ganzen Handel, und trug ihm auf, nach Dresden zu gehen, den König August über Böttiche r's Unwissenheit aufzuklären, und ihm für dessen Freilassung die Summe von 800000 Dukaten zu bieten, die man in Holland oder in einer beliebig zu bestimmenden deutschen Reichsstadt erheben könne.

Um den Mandatar von der Aufrichtigkeit seines Anerbietens zu überzeugen, zeigte er ihm seinen Vorrath von Tinktur, der über sechs Pfund wog. Er bewies ihm durch Versuche, daß mit dieser Masse ein Centner Gold in lauter Tinktur verwandelt werden könne, die dann noch drei- bis viertausend Theile Metall in Gold zu veredeln vermöge. Zum Beweise seiner Sendung an den König gab er ihm eine Probe davon mit, und versprach, ihn eben so reich als Böttiche r'n zu beschenken, wenn er den Auftrag gut ausrichte.

Dr. Pasch begab sich auf den Weg. Er war mit zwei Herren verwandt, welche am Dresdener Hofe großen Einfluß hatten. Durch ihre Vermittelung hoffte er leichter Zutritt zum Könige zu erhalten, weshalb er ihnen sein Anliegen eröffnete. Sie urtheilten aber, ein so hoher Preis werde den König eher bestimmen, den Verhafteten noch besser zu verwahren, indem es den Anschein gewinne, daß Böttiche r selbst durch die dritte Hand so viel für seine Freiheit biete. Außerdem meinten sie auch, daß dem Könige an dritthalb Millionen nicht so viel gelegen seyn könne, als z. B. ihnen selbst. Sie kamen endlich überein, Böttiche r'n in der Stille fortzuschaffen und den Preis mit Pasch zu drittheilen.

Auf ihre Veranstaltung bezog Pasch eine Wohnung dicht neben dem Hause, worin Böttiche r bewacht wurde. Er konnte ihm aus dem Fenster zuwinken, ward sogleich erkannt, fand Mittel, ihm Briefe zukommen zu lassen, erhielt auf demselben Wege Antworten, gab ihm Kunde von der

nahenden Hülfe, und verabredete mit ihm den Plan zur Entführung.

Böttiger's Bedienten ließen sich das Hin- und Hertragen der Briefe gut bezahlen, genügten aber auch der früheren Zusage, berichteten höheren Orts über den Briefwechsel, und lieferten die folgenden Briefe ebendahin aus. Da kam mit einmal Befehl, die zu guten Nachbarn von einander zu entfernen. Böttiger ward auf den Sonnenstein abgeführt, und Doktor Pasch nach dem Königstein.

Pasch war dritthalb Jahre Gefangener auf der hohen Bergfeste. Endlich zeigte sich ein Soldat bereitwillig, ihm zur Flucht behülflich zu seyn. Beide ließen sich an einem Seil herab, welches aber aus dieser Höhe lange nicht bis zum Boden reichte und einen bedeutend hohen Fall übrig ließ. Der Soldat kam glücklich an; aber Pasch fiel auf einen Stein und zerbrach das Brustbein. Sein Gefährte mußte ihn bis zur böhmischen Gränze tragen. Von da kam er auf Umwegen nach Berlin zurück, aber mit siechem Körper. Nach anderthalb Jahren starb er an der Lungensucht.

Den Adepten sah Pasch nicht wieder. Seine Klagen, wie er vergebens Jugend und Gesundheit zugesetzt habe, wurden stadtkundig in Berlin. Der König ließ ihn vor sich kommen und hörte seine Erzählung an. Er war noch immer empfindlich über die von Sachsen verweigerte Auslieferung Böttiger's, fand aber Genugthuung in der Nachricht, daß König August keinen Adepten an ihm habe. Die Berliner Zeitungen enthielten damals einige Spöttereien darüber. Die vollständige Kenntniß der Begebenheit verdanken wir Dippel, welcher dem Dr. Pasch alle Umstände abfragte. Vgl. Christiani Democriti Aufrichtiger Protestant, S. 32. f. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 79. f.

Böttiger war unterdessen unfreiwilliger Gast auf dem Sonnensteine. Man hatte ihm den bekannten Freiherrn von Tschirnhausen zum Aufseher gegeben, und verlangte nun, daß er seine Tinktur wieder ausarbeiten, und anzeigen

solle, was er dazu gebrauche. Man behandelte ihn sehr methodisch, speiste ihn mehr als frugal, wenn er trotzte, und verbesserte die Kost stufenweise, wenn er anfing zu arbeiten. Zwar sah er sich ungern auf den Berliner Laboranten reducirt, doch fügte er sich dem Unabwendbaren, ließ mancherlei Materialien herbeiholen, und verfuhr nach der Memphitischen Tafel, d. h. er briet alles durch einander. Auf diese Weise erfand er zufällig 1704 das braune Jaspisporcellan, und 1709 das weiße Porcellan.

Nach dem Rathe des verständigen Tschirnhausen bildete er diese Erfindungen technisch aus. Man hatte sich inzwischen überzeugt, daß er kein Adept sey, und begnügte sich mit dem Porcellan, welches bei der damaligen Kostbarkeit des chinesischen dem Lande beinahe eben so viel Gewinn versprach, als eine Goldfabrik. Seit 1706 ward braunes Porcellan auf der Bastei „Die Jungfer“ in Dresden fabricirt, das weiße aber seit 1710 auf der Albrechtsburg zu Meissen. Zwar mußte Böttcher des Fabrikgeheimnisses wegen Gefangener bleiben, er ward aber doch nun als Reichsbaron anerkannt, lebte wieder nach der in Dresden beliebten Weise, und starb 1719. Vergl. Kenzelmann's Historische Nachrichten über die königliche Porcellanmanufaktur zu Meissen, Meissen, 1810, 8.

Böttcher war nicht der Einzige, der zur Verkündigung der Alchemie ausgeschickt wurde. Noch zwei andere Apothekergehülfen traten um dieselbe Zeit im Westen von Deutschland in ähnlicher Eigenschaft auf; und da Dippel den Laskaris in Darmstadt wiedererkannte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sie aus gleicher Quelle schöpften. Man glaubte damals, ein goldenes Zeitalter anrücken zu sehen, da die Apotheker nach der Reihe zu Adepten würden; allein dafür war gesorgt. Die jungen Leute sagten wol zuweilen mehr, als sie wußten, wußten aber nicht mehr, als ihnen gesagt war. Wenn sie einige Drachmen Tinktur, die man ihnen mitgegeben, verbraucht hatten, so war ihre Rolle ausge-

spielt, und sie traten still ab. Die Geschichte übersieht darum ihr Treiben nicht, sondern benutzt die bekannt gewordenen Thatsachen.

Godwin Hermann Braun, gebürtig von Osnabrück, hatte schon in einer Apotheke zu Stuttgard als Gehülfe servirt, und war 1701 zu Frankfurt am Main in der am Römerberg gelegenen Schwanenapotheke angestellt, deren Eigenthümer Salzwedel hieß. Dieser Braun besaß eine Tinktur, welche er von einem sterbenden Verwandten erhalten zu haben vorgab. Sie hatte die Gestalt eines flüssigen Oels, war braun gefärbt, roch wie Hirschhornöl, und schmeckte wie Kopaivabalsam. Aus dieser Beschreibung möchte schwerlich auf eine neue Erfindung zu schließen seyn; vielmehr scheint es, daß der junge Wunderthäter die schon fertig erhaltene Tinktur mit den genannten Oelen abgerieben habe, um sie zu inpastiren und nebenbei etwas Besonderes vorzustellen. Sie war übrigens ächt und von guter Wirkung. Im Beiseyn seines Principals, des Arztes Dr. Eberhard, und anderer Standespersonen machte er mehrmals Projektion, indem er zuweilen Blei, zuweilen auch Quecksilber durch einige Tropfen seiner Tinktur, die er auf das geschmolzene oder kochend gemachte Metall fallen ließ, in feines Gold verwandelte.

Ebendasselbe Experiment machte Braun nachher zu Münster in Gegenwart des bekannten Horlacher, der den Hergang öffentlich bekannt machte. Horlacher verfuhr dabei mit löblicher Vorsicht, um nicht getäuscht zu werden. Er gab das Quecksilber, den Tiegel, auch das Wachs dazu selbst her. Braun goß nur vier Tropfen seines Oels auf das ausgebreitete Wachs, formte das Wachs zur Kugel, warf diese auf das Quecksilber, bedeckte den Tiegel dann mit einer breiten Kole, und ließ ihn in einer Schmiede nach und nach bis zum Glühen anfeuern. Nach Verlauf einer halben Viertelstunde fand man statt des Quecksilbers ein schönes Dukatengold im Tiegel. Braun wußte nichts von der Bereitung der

Tinktur. Er bildete sich ein, daß sie vom Phosphor ausgehe, welcher eben damals bekannt und viel besprochen ward. Nachdem er seine Tropfen verbraucht hatte, hörte man nicht weiter von ihm. Vergl. Paulini Anmuthige Langweil, S. 233. Horlacher's Vorrede zu Faber's Hellscheinender Sonne. C. H. E. D. Itinerarium anglicum et batav. Peträus Vorrede zum Basilius Valentinus. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 136 — 140.

Der dritte Missionar war ein junger Hesse, Namens Martin, gebürtig aus Fritzlar, wo er die Apothekerkunst erlernte. Seiner Aussage nach hatte er nachher einen alten Doktor bedient, der Adept war, und eine junge Frau hatte, mit deren Treue er nicht zufrieden schien. Im Sterben habe er den Nachlaß seiner Tinktur ihr nicht vergönnt, sondern dem jungen Amanuensis zugewendet. Das alles möchte wol Fabel seyn. Die Tinktur dieses Martin war nach Dippel's Zeugniß nicht stark und tingirte nur sechzig Theile Metall in Gold. Vielleicht hatte sein Absender sie durch Beimischungen abgeschwächt, und dafürgehalten, für ein hessisches Landstädtchen sey sie noch immer gut genug. Martin hatte auch nicht die Gabe, vor dem großen Publikum aufzutreten, sondern trieb sich 1702 bis 1705 in den Kreisen seines Standes umher, und zeigte seine Kunst reisenden Gehülfen, am liebsten in Gesellschaft junger Mädchen, welche den Wundermann gebührend anstaunten. Vergl. Christ. Democriti Aufrichtiger Protestant. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 85. 93.

Im Januar 1704 wurde der gräflich-Westerburgsche Rath Liebknecht in ritterschaftlichen Angelegenheiten nach Wien gesendet. Auf seiner Rückreise von Wien gesellte sich ein Fremder zu ihm, welcher eine eben so anziehende als belehrende Unterhaltung gewährte, die französische, italiänische, lateinische und griechische Sprache mit gleicher Geläufigkeit redete, und einen großen Theil von Europa gesehen hatte.

Als

Als sie mit einander durch Böhmen reisten, fiel das Gespräch eines Tages auf die Alchemie. Liebknecht war ein entschiedener Leugner und wußte seine Meinung mit allen Waffen der neuen Schule zu verfechten. Der Gefährte stellte ihm ruhig seine Gründe für die Sache vor, und ließ in diesem Fache eine Erfahrung durchblicken, welche den gebildeten Gegner bestimmte, mehr zu fragen als zu streiten. Er gestand ein, daß er sich gern überführen lassen würde, wenn er mit seinen Augen sehen könnte, und das ward ihm versprochen.

Am sechzehnten Februar Abends kamen sie in dem an der Eger gelegenen, den Freiherren von Zettwitz gehörigen Städtchen Asch an. Sie gingen mit einander zu einem Schmied und mietheten dessen Werkstatt auf den folgenden Tag. Als sie nun ihre Vorbereitungen getroffen hatten und vor dem Gebläsfeuer standen, setzte der Unbekannte einen Tiegel mit Quecksilber ein. Sobald es anfing zu kochen, warf er ein wenig pfirsichblütfarbenes Pulver darauf, und mischte es geschickt mit dem Quecksilber, welches sofort gestand, bald darauf aber, nachdem es bei verstärkter Glut wieder flüssig geworden war, als das schönste Gold ausgegossen wurde.

Darauf setzte der Adept einen zweiten Tiegel mit Quecksilber ein und wiederholte den Versuch mit ebendemselben Erfolge. Dieses Mal, sagte er, sey das Gold nicht so schön gerathen, als vorhin. Unter dem Vorwande, ihm nachzuhelfen, granulirte er es, ließ es dann in einem dritten Tiegel schmelzen, und warf etwas von einem anderen Pulver darauf. Sogleich verlor das Gold seine Farbe und ward weiß. Nach dem Ausgießen war es das feinste Silber und wog neun Loth. Das zuerst tingirte Gold wog sechzehn Dukaten. Beide schenkte der Virtuos dem Rath Liebknecht zum Andenken, worauf er sich von ihm trennte und nach Sachsen weiter reiste. Vergl. Struve, Bibliotheca antiqua, pag. 163. sq.

Die Persönlichkeit dieses Unbekannten paßt gut zu der von Dippel gegebenen Beschreibung des sogenannten Laskaris, vornehmlich auch die unter den Deutschen nicht gewöhnliche Fertigkeit im Griechischen. Da nun die angegebene Jahreszeit mit der bald darauf erfolgten Entführung Pasch'ens vom Königstein zusammentrifft, so dürfte man vermuthen, Laskaris habe selbst die Entführung eingeleitet und auf dem Wege dahin mit Liebknecht Projektion gemacht, um diesen Mann, der seine Achtung gewonnen, zu bekehren.

Die beschriebene doppelte Transmutation, erstlich des Quecksilbers in Gold, und dann des Goldes in Silber, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte der Alchemie, und verräth einen großen Meister, vielleicht den größten aller Zeiten. Die Entgoldung erinnert an Boyle's ungenügenden Destruktionversuch. Um so mehr wäre zu wünschen, daß beides, Gold und Silber, einem Chemiker zugefallen seyn möchte, der es hätte prüfen können.

Ob vielleicht Wedel durch diese Begebenheit zu der immer kräftiger ausgesprochenen Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie geführt worden sey, ist nicht bekannt; man sollte aber so etwas vermuthen, da die drei zu Asch gebrauchten Tiegel, welche Liebknecht mit sich nahm, in der Universitätbibliothek zu Jena aufbewahrt worden sind. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 131.

Im Oktober des Jahres 1704 hatte der Goldscheider Wolf Georg Stolle zu Leipzig Besuch von einem Fremden, welcher Verlangen bezeigte, seine gerühmten Kunstarbeiten zu sehen. Stolle zeigte ihm einen Goldglanz, den er selbst erfunden, auch eine in bunten Farben spielende Glasur, die er aus Krystallglas mit metallischen Zusätzen bereitete. Der Gast erstaunte bei deren Anblick, und machte die Anmerkung, Stolle wisse noch gar nicht, welch einen köstlichen Schatz er besitze. Darauf warf er die Frage hin, ob Stolle an die Metallveränderung glaube? Dieser entgegnete, er glaube wol daran, habe jedoch nie eine Erfahrung

der Art gemacht, wennschon er sich auf Reisen lange bemüht hätte, einen wahrhaften Künstler aufzufinden.

Der Fremde griff lächelnd in die Tasche, brachte ein grüngelbes Metall heraus, welches ein halbes Pfund wog, und sagte, dieses sey neugebornes Gold. Er habe dessen noch vierzehn Pfund. Stolle zweifelte, ob dieses Metall Gold sey, brachte ein Stückchen davon auf der Kapelle in den Probirofen, und trieb es ab, wodurch es Farbe und Strich wie Gold von 22 Karat erhielt. Der Fremde trug ihm auf, die ganze Mark Gold durch Spießglanz zu gießen und fein zu machen, und damit entfernte er sich. Stolle goß das Metall durch fünfmal soviel Spießglanz, und wiederholte dieses dreimal, wodurch er zwölf Loth hochfarbiges Gold erhielt.

Den folgenden Tag früh kam der Fremde wieder, ließ das feingemachte Gold zu Blech schlagen, und durch mitgebrachte Stempel mit dem Hammer in sieben Schaumünzen ausprägen. Von diesen schenkte er Stolle'n zwei zum Andenken, überließ ihm auch das Nachgold, wovon der Goldscheider noch acht Dukaten erhielt. Stolle erzählte diesen Vorfall oft seinen Freunden, und man sprach in Leipzig viel davon. Die eine von seinen Schaumünzen erhielt der König August von Polen, und die andere kam nachher in das Gothaische Medaillenkabinet. Sie führen die Aufschrift: O Tu Alpha et Omega vitae spes es post mortem ♄ revivificatio ☉ ☽. O unicus amor Dei in Trinitate miserere mei in aeternitate. Per ⊖🜍☿ fit Lapis philosophorum.

Diese Thatsache kann für sich allein keineswegs als beweisführend angenommen werden, weil die Hauptsache immer auf der Versicherung eines Unbekannten beruht; da man jedoch weiß, daß der sogenannte Laskaris in diesem Jahre nicht fern war, so kann sie ihm wol zugeschrieben werden. Vergl. Der beschäftigte Sekretarius, Leipzig, 1706, 8. Gespräche im Reiche der Weltweisen, N. 25. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 140. f.

Liebknecht's Adept, der so gut italiänisch sprach, wird wol Italien besucht haben. Es ist wahrscheinlich, daß er auch dort einen Verkündiger bestellt habe; denn wir finden seine beiden Tinkturen wieder in der Hand eines Marktschreiers, der ganz geeignet war, ihnen die möglichste Publicität zu geben.

Don Dominico Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, Neapolitano, kurbaierscher Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Etatsrath, Obrister über ein Regiment zu Fuß, Kommandant zu München, und königlich-preußischer Generalmajor, war damals der größte Windbeutel in Europa. Die Fanfare seines Namens und Titels, aus drei Sprachen zusammengeflickt, bezeichnet schon den Allerweltsmann. Er war der Sohn eines Bauers zu Petrabianka bei Neapel, lernte zuerst die Goldschmiedskunst, trieb sich dann in Italien als Taschenspieler umher, und erlernte 1695 von einem Anderen, seiner Aussage nach, die Kunst, Gold zu machen. Dieses muß dahin berichtigt werden, daß er eine Portion der rothen und weißen Tinktur erhielt. Daß er beide wirklich gehabt, ist nicht zu bezweifeln; allein er hatte nur so viel, als hinreichte, um eine Anzahl Experimente damit anzustellen, nicht genug zur überschwänglichen Bereicherung. Diese suchte er durch Gaunerkniffe zu erlangen, indem er mit der wahren Tinktur sich Kredit verschaffte, den Ueberzeugten Hoffnung machte, daß er ihnen dieselbe in Massen ausarbeiten werde, große Vorschüsse nahm, und mit denselben verschwand.

Vielleicht im Auftrage des Gebers, ging er mit seinen Pulvern zuerst nach Spanien und verweilte vier Monate in Madrid. Was für Geschäfte er in Spanien getrieben habe, kann daraus abgenommen werden, daß ihm späterhin der spanische Gesandte, Marchese de Vasto, in Wien öffentlich vorwarf, er habe seinen Vetter um 15000 Peso's betrogen. Uebrigens legte er in Madrid so glänzende Proben seiner Kunst ab, daß der kurbaiersche Gesandte, Freiherr

von Baumgarten, ihn beredete, nach Brüssel zum Kurfürsten von Baiern zu gehen, welcher damals Generalgouverneur der Spanischen Niederlande war. Er empfahl ihn seinem Herrn als einen wahrhaften Adepten, und war also durch Beweise überzeugt.

Als Caetano in Brüssel dem Kurfürsten Maximilian Emanuel vorgestellt worden war, gewann er bald dessen unbegränztes Vertrauen durch Transmutationen in Gold und Silber. Er bezeigte sich willig, dem Kurfürsten unermeßliche Schätze zuzuwenden, versprach, die rothe Tinktur im Großen für ihn auszuarbeiten, machte weitläufige Anstalten dazu, und ließ sich dabei nichts abgehen. Der Kurfürst sann darauf, ihn möglichst an sich zu fesseln, ertheilte ihm zahlreiche Ehrenstellen, und bewilligte alles, was er verlangte. Der Alchemist soll 60000 Gulden nach und nach von ihm gezogen haben. Nachdem er alles vergeudet, und nichts zu Stande gebracht hatte, versuchte er mehrmals zu entfliehen, ward aber wieder eingebracht und des Betruges endlich überwiesen. Zur Strafe ließ ihn der Kurfürst nach Baiern abführen und in einen Thurm des Schlosses Grunewald sperren. Nach sechsjähriger Gefangenschaft entwischte er endlich, oder man gab ihm Gelegenheit, und ließ ihn laufen.

Von da ging er 1704 unter dem Namen eines Grafen Ruggiero nach Wien. In Gegenwart des Fürsten Anton von Lichtenstein und des Grafen von Harrach machte er sein Probestück, welches so vortrefflich ausfiel, daß es allgemeines Erstaunen bei Hofe erregte. Kaiser Leopold I. nahm ihn in seinen Dienst, wies ihm einen hohen Gehalt an, und ließ ihm sechstausend Gulden zu den Kosten der Ausarbeitung auszahlen. Allein der Kaiser starb, und die Tinktur ward nicht fertig. Man trug Bedenken, noch mehr aufs Ungewisse zu verwenden, zog seinen Gehalt ein, und wollte ihn zu ernstlicher Rechenschaft ziehen.

Unterdessen fand Ruggiero einen neuen Gönner an dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, wel-

cher damals in Wien residirte. Dieselben Beweise überzeugten, dieselben Verheißungen blendeten ihn und die mit ihm in Verein getretene verwitwete Kaiserin. Ruggiero versprach ihnen, in sechs Wochen zweiundsiebzig Millionen zu liefern, und setzte seinen Kopf zum Pfande. Allein er verschwand zu rechter Zeit aus Wien, mit der Tochter einer dortigen Hebamme, die er zu seiner Gemahlin erhob.

Bald darauf erschien er im Jahre 1705 unter dem Namen eines Grafen Caetano in Berlin. Er bat um den Schutz des Königes gegen auswärtige Verfolgungen, erbot sich zu Beweisen seiner Kunst, und versprach, den preußischen Schatz zu bereichern. König Friedrich der Erste war durch Böttcher, noch mehr durch die Kunde von Laskaris, ganz anderen Sinnes geworden, als Kunkel's Geschichte erwarten läßt. Das glänzende Anerbieten blieb nicht unberücksichtigt; jedoch wurden, bevor man sich einließ, Sachverständige zu Rath gezogen.

Der damals in Berlin lebende Canzleirath Dippel ward, wie es scheint, beauftragt, die nähere Bekanntschaft des Grafen zu machen. Diesem Kenner gegenüber nahm er nicht Anstand, sich zu legitimiren, und zeigte ihm seine Tinkturen vor. Von der weißen hatte er damals noch ein Quentchen, und von der rothen etwa einen Skrupel. Erstere beschreibt Dippel als ein hellglänzendes, etwas ins Fleischfarbene spielendes, letztere als ein blaßrothes Pulver, in welchem letzteren jedoch Hannemann's bald folgende Aussage etwas abweicht.

Auf Caetano's Verlangen ließ Dippel durch seinen Diener sieben Pfund Quecksilber herbeiholen, welche in Weiß tingirt werden sollten, weil dazu eben mehr Tinktur vorräthig war. Der Graf setzte die Glasflasche mit dem Quecksilber in ein Sandbad und erhitzte es bis zum Rauchen. Dann ließ er Einen Gran von der weißen Tinktur in die Flasche fallen, welches ein starkes Zischen hervorbrachte. Sobald dieses aufhörte, hob er die Flasche aus, und ließ sie auf den

Boden fallen, daß sie zersprang. Das Metall war zu einem Kuchen erstarrt, den Dippel für feines Silber erkannte. Vergl. Christiani Democriti Aufrichtiger Protestant. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 94.

Darauf ward dem Grafen verstattet, in Gegenwart des Königes eine Probe abzulegen. Außer dem Könige waren auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Oberkammerherr Graf von Wartenberg, der Oberhofmarschall und der Feldmarschall Graf von Wartensleben dabei zugegen. Der Kronprinz war nicht ohne Argwohn und hatte die Requisite zu den Versuchen angeschafft, half auch bei Beschickung der Tiegel und beobachtete den Künstler scharf.

Zuerst wurde die Transmutation des Quecksilbers in Gold gezeigt. Man füllte Quecksilber in einen glühenden Tiegel. Sobald es kochte, goß Caetano aus einem Fläschchen einige Tropfen rothen Oels darauf. Der Inhalt ward umgerührt. Nach einer halben Stunde ward der Tiegel abgehoben, damit er erkalte. Goldarbeiter und Münzbeamte, die man hatte kommen lassen, untersuchten das Metall, welches über ein Pfund wog, und befanden, daß das Quecksilber in der That in feines Gold verwandelt worden sey.

Ebenso wurde eine gleiche Quantität Quecksilber durch die weiße Tinktur in probehaltiges Silber verwandelt. Auch tingirte Caetano drittens einen kupfernen Stab zur Hälfte in Gold, nachdem er ihn zuvor glühend gemacht hatte. Zum Beschlusse schenkte er dem Könige fünfzehn Gran weiße und vier Gran rothe Tinktur, wovon er erstere neunzig Pfund Silber, und letztere zwanzig Pfund Gold gleichschätzte.

Der König war im höchsten Grade erstaunt, und nicht minder erfreut, als Caetano versprach, er wolle ihm binnen sechzig Tagen acht Loth rothe und sieben Loth weiße Tinktur bereiten, womit man sechs Millionen Thaler werth an Gold und Silber machen könne. Man ehrte den Gast wie einen Gesandten vom Himmel, gab ihm das Fürstenhaus auf dem

Friedrichswerder, wo fremde Prinzen und Ambassadeurs abzutreten pflegten, zur Wohnung, und speisete ihn aus der Hofküche. Der König verhieß, ihn vor aller Welt zu ehren, wenn er sein Wort halten würde. Vergl. Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz, Bd. I. S. 464. f. Berliner Monatsschrift, Jahrg. 1791, S. 566. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 105. 111. 115.

Caetano machte nun seine Anstalten zur Ausarbeitung der Tinkturen, wenigstens zum Schein, indem er Spiritus in Digestion setzte, wobei er etwas Tinktur in die Gefäße warf, um gelegentlich gute Probeversuche damit anstellen zu können. Er tingirte oft für sich, um seinen großen Aufwand zu bestreiten, auch zuweilen vor Zeugen, um desto mehr von sich reden zu machen. Zu diesem Zweck ersann er mancherlei Künsteleien, tingirte z. B. feine Silbergulden in Gold, ohne das Gepräge zu beschädigen, verwandelte auch Eisen, bald in Gold, bald in Silber. Das auffallendste Kunststück war folgende Transmutation in der Hand.

Einen jungen Menschen, mit welchem er öfters seinen Scherz trieb, führte er in sein Laboratorium, und verpflichtete ihn zum tiefsten Schweigen, damit er desto mehr plaudere. Dann zeigte er ihm den Stein der Weisen. Es war ein hellrothes Pulver, wie geriebener Zinnober, und schimmernd, (funkelnd, sagt der Augenzeuge,) etwa so viel als eine Erbse groß ist. Er legte dem Zeugen ein Blatt Papier auf die flache Hand, bedeckte das Papier mit einer dicken Lage Sand, nahm zwei kaum sichtbare Körnchen von der rothen Tinktur und legte sie fingerbreit aus einander auf den Sand. Nun machte er einen Gulden glühend, legte ihn auf den Sand, und ließ durch Schließung der Hand den Gulden mit Sand überdecken. Da fing es an aus der Hand zu rauchen, und es roch wie Schwefel und Salpeter. Als darauf der Gulden aus dem Sande genommen wurde, war er zu Gold geworden. Caetano ließ ihn im Tiegel schmelzen und gab dem Zeugen die Hälfte des Goldes zum Andenken. Vgl.

Hannemann's Thubalcain, S. 34. Ebendess. Jason, S. 41. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 127.

Der gefeierte Adept zeigte sich nach einigen Wochen schon höchst unzufrieden. Er hatte kostbare Geschenke erwartet, und doch meinte man, ihm, der einen ordentlichen Hofstaat um sich hatte, und dessen Frau Gemahlin mit Juwelen bedeckt war, kaum etwas anbieten zu dürfen. Der König schickte ihm zwölf Flaschen alten Franzwein, das war alles. Unmuthig ließ er die angestellten Arbeiten mehrmals liegen, und ging einmal nach Hildesheim, ein andermal nach Stettin. Durch gnädige Handschreiben, ein Portrait mit Brillanten, und durch ein Patent als Generalmajor der Artillerie ward er zur Rückkehr bewogen, und fing nun an, Bedingungen zu machen. Einmal forderte er 50000 Reichsthaler für die Auslagen, dann wollte er sein Arkanum für eine runde Summe verkaufen, forderte Ersatz für den in Berlin gemachten Aufwand, und bat um Eintausend Dukaten zu einer Reise nach Italien.

Diese Inkonsequenz erregte Argwohn. Zu gleicher Zeit lief ein Schreiben von dem Kurfürsten von der Pfalz aus Düsseldorf, und ein anderes von Wien ein, worin der König gewarnt und des Abenteurers früheres Benehmen geschildert ward. Da hatte man nun mit einmal den Schlüssel zu dem Räthsel. Man ließ ihn das merken, und forderte mit Ernst die Erfüllung seiner Zusage. Er entfloh nach Hamburg, ward zurückgeholt und nach der Festung Küstrin gebracht.

Auf seine flehentlichen Vorstellungen, daß er in der Festung nicht arbeiten könne, ward er nochmals nach Berlin gebracht, und versprach, nun fleißig zu arbeiten, machte aber nur Projektionen, um Mittel zur Entweichung zu haben. Nachdem er zweiunddreißig Mark Quecksilber in Silber, und vierzig Loth Quecksilber in Gold tingirt hatte, ersah er die Gelegenheit und entfloh nach Frankfurt am Main. Auf preußische Requisition ward er auch da aufgehoben und zum

zweiten Mal nach Küstrin gebracht. Hier ward er eng eingesperrt, und sollte nun ohne Ausflüchte leisten, was er zugesagt.

Das versprach er auch, hielt aber nicht Wort. Im Gegentheile wurden die Proben, welche er noch hin und wieder ablegte, um seine Kunst zu beglaubigen und Geld zum Ausgeben zu haben, immer kleinlicher, so wie seine Tinktur abzunehmen schien. Alle seine Kunstgriffe wurden errathen und vereitelt, so daß er endlich ganz rathlos ward. Da nun sein böser Wille, den König zu betrügen, am Tage lag, so machte man ihm den Proceß. Er ward endlich am 29. August 1709 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einen gleichfalls vergoldeten Galgen aufgehängt.

Das Publikum hatte bei diesem Ausgange mancherlei Gedanken. Viele hielten dafür, das strenge Urtheil sey mehr von Rachsucht als Gerechtigkeit diktirt und passe besser für die Zeit eines Bragadino. Etwas Aehnliches sagte dem Könige sein Gefühl; denn er verbot aufs strengste, den Namen dieses Menschen in seiner Gegenwart zu nennen. Vergl. Melissantes Gelehrter Historikus, S. 338. Christ. Democriti Aufrichtiger Protestant, S. 51. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 104. 118. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 94. f. Historischer Bericht von dem Leben des Grafen Caëtano, Berlin und Frankfurt a. d. O., 1790, 8.

Eine ähnliche Rolle spielte damals ein gewisser Baron Schmolz von Dierbach, nur daß er minder gefährliche Bühnen wählte. Auch dieser besaß eine Tinktur, gab sich aber nicht für den Verfertiger aus, sondern erzählte, wie er dazu gekommen, auf folgende Art. Als er noch Obristlieutenant in polnischen Diensten war, speisete er mit anderen Officieren in einem Gasthause zu Lissa. Das Gespräch fiel auf die Alchemie. Man spottete über Dierbach's Vater, der sein ganzes Vermögen der Verführerin geopfert habe, wodurch der Sohn in die Lage gekommen sey, Dienste thun zu

müssen. Er aber vertheidigte dennoch die Alchemie und seinen Vater ritterlich. Das rührte einen mit anwesenden Fremden, welcher nach Tische den Baron bei Seite nahm, und ihm zu seiner Schadloshaltung eine Portion Tinktur gab, mit der Bedingung, daß er nicht mehr diene und sieben Jahre lang nicht mehr als drei Dukaten wöchentlich davon verbrauche. Soweit erscheint die Sache nach dem, was man von Laskaris und seiner Liberalität weiß, wol glaublich; allein Schmolz von Dierbach mischte allerlei lächerliche Mährchen ein, welche ihn und seine Tinktur in Verruf gebracht haben.

Daß letztere ächt war, dafür bürgt Dippel's Zeugniß, welcher den Baron in Frankfurt am Main kennen lernte, seine Tinktur genau untersuchte, und mehrmals Projektion damit machen sah. Die Tinktur war ein feines ziegelfarbenes Pulver. Wenn man sie durch ein Vergrößerungglas betrachtete, sah man ein Gemenge von rothen und pomeranzengelben Körnchen. Sie tingirte 600 Theile Silber in Gold, und zwar mit einer auffallenden Gewichtvermehrung; denn 60 Gran Silber gaben mit $\frac{1}{10}$ Gran des Pulvers 72 Gran Gold. Gewöhnlich machte er das zu tingirende Silber nur glühend, ohne es zu schmelzen.

Bei diesem Segen suchte doch Dierbach überall Geld zu borgen! Der Vorwand war plausibel genug erdacht. Mit Frau und Kindern, Domestiken und Pferden wollte das siebenjährige Deputat nicht ausreichen, und doch machte er sich ein Gewissen daraus, von der beschwornen Vorschrift abzuweichen. Schon sey der lästige Termin bis auf anderthalb Jahre abgelaufen, und nur auf diese Zeit nahm er die Beihülfe vermögender Personen in Anspruch. So viel Tugend verdiente Bewunderung. Ob er die erhaltenen Vorschüsse zu seiner Zeit redlich wiedererstattet habe, ist nicht bekannt geworden. Als er aufhörte, zu tingiren, hörte man auf, von ihm zu sprechen. Vergl. Peträus Vorrede zum Basilius Valentinus. Edelgeb. Jungfrau Alchymia, S. 228. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 109.

Im folgenden Jahrzehend findet man solche bezahlte Ausrufer nicht mehr, wol aber deutliche Spuren von einem Adepten, der mit großer Vorsicht alles Geräusch vermied, nur im Vorübergehen Wenigen sich zeigte, und sie veranlaßte, in höheren Zirkeln für die Wahrheit der Alchemie zu zeugen. Daß außer Laskaris in dieser Periode noch ein anderer Adept existirt habe, läßt sich nicht nachweisen, und darum darf man glauben, daß Er selbst nun übernommen habe, den Stein der Weisen zu predigen. Warum er sein Verfahren abgeändert habe, läßt sich errathen. Mit jungen Leuten ohne Weltkenntniß, wie Bötticher, Braun, und Martin, war nicht viel auszurichten, und Marktschreier, wie Cajetan und Schmolz, gaben der Sache wol eine große Publicität, aber ihre Schurkereien erregten im Ganzen mehr Zweifel, als ihre Experimente mit seiner Tinktur Glauben erweckten. Er fand am Ende gerathen, keinen Jokel mehr zu schicken, und selbst zu gehen.

Der Baron von Creuz zu Homburg vor der Höhe, welcher als ein eifriger Alchemist, nicht minder auch als überaus gastfrei bekannt war, erhielt im Jahre 1715 Besuch von einem ungenannten Fremden, den er bald im Gespräch als einen tief eingeweihten Kenner achten lernte. Der Wirth gestand dem Gaste offen, daß er schon lange gesucht und nicht gefunden habe. Könne er nur ein wenig von dem berühmten Stein der Weisen erhalten, um dessen Wirkung einmal zu sehen und seine Freunde von der Wahrheit zu überzeugen, so würden alle seine Wünsche erfüllt seyn. Als der Fremde abgereiset war, fand man in dem Zimmer, welches er bewohnt hatte, ein Papier, worin etwas Pulver sorgfältig eingeschlagen war. Auf dem Papier stand geschrieben, wie die Operation mit dem Pulver angestellt werden müsse. Außerdem fand man noch eine silberne Schnalle, die zur Hälfte in Gold verwandelt war. Der Gast hatte das Kunststück also selbst vorgemacht, so wie Caetano glühendes Silber ungeschmolzen tingirte, wenn zur Schmelzung sich keine Ge-

legenheit darbot. Der Freiherr von Creuz lud darauf seine Freunde, auch höhere Personen, zu sich ein, und zeigte ihnen nach der Anweisung die Transmutation zu ihrer Erbauung. Die halb tingirte Schnalle ward aber zum Andenken in seiner Familie aufbewahrt. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 118.

Der Landgraf Ernst Ludwig von Hessendarmstadt war ebenfalls ein Freund der Alchemie. Die bei dem Baron von Creuz gesehene Transmutation feuerte sein Bestreben darin noch mehr an. Er verwendete große Summen auf Versuche, erlangte aber nichts, und ward, wie es zu gehen pflegt, von Raubvögeln umschwärmt. Da erhielt er einst mit der Post ein Päckchen von unbekannter Hand. Darin fand er Proben von der rothen und weißen Tinktur, nebst einer Anweisung, wie damit zu verfahren sey. In dem Begleitschreiben ward ihm aber wolmeinend gerathen, die kostspieligen Versuche, welche doch nicht zum erwünschten Ziele führen würden, lieber aufzugeben.

Der Landgraf hatte das Vergnügen, beide Tinkturen selbst zu verbrauchen und Blei in Gold und Silber zu verwandeln. Von dem Golde wurden 1717 einige hundert Dukaten geprägt, die auf der einen Seite des Landgrafen Brustbild und Namensumschrift führen, auf der anderen aber den hessischen Löwen, der eine Sonne emporhält, worunter die Buchstaben E. L. stehen. Von dem Silber wurden Einhundert Speciesthaler geschlagen, welche auf der Vorderseite ebendasselbe Gepräge führen, auf der Rückseite aber ein Kreuz von den viermal zusammengestellten und gekrönten Buchstaben E. L., in deren Mitte der hessische Löwe die Sonne emporhält. Die Umschrift lautet: Sic Deo placuit in tribulationibus. 1717. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 285. Vollständiges Thalerkabinet, Königsberg und Leipzig, 1747, 8., S. 445.

In demselben Jahre, nämlich 1716, wurde in Wien die Veredlung des Kupfers in Silber auf eine unverdächtige

Weise dargethan. Eine hohe Standesperson erhielt eine Probe von der weißen Tinktur. Sie war in gute Hände gekommen; denn sie ward zweckmäßig zur Belehrung verwendet. Ueber den Hergang der Versuche wurde ein Protokoll aufgenommen und von allen Zeugen unterschrieben. Dieses Protokoll hat nach einer beglaubigten Abschrift v. Murr in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 102. f., abdrucken lassen, wie folgt:

Actum Wien den 19. Jul. 1716, den 7ten Sonntag nach Trinitatis, in des Fürstlich Schwarzburgschen Hofraths Herrn Wolf Philipp Pantzer Wohnung auf der Kärntner Bastei, in des kaiserlichen Herrn General Feld- auch Obristen Land- und Haus-Zeugmeisters und Kommendanten der kaiserlichen Residenz und Hauptfestung Wien, des Herrn Grafen Karl Ernst von Rappach Excellenz Hause, in Gegenwart des kaiserlichen und böhmischen Vicekanzlers deutscher Expedition, Herrn Grafen Joseph von Würben und Freudenthal Excellenz, des Herrn Ernst, Königlich Preußischen wirklichen Geheimen Etatsraths und dermalen am kaiserlichen Hofe subsistirenden Ministri, und Herrn Wolf, Hochfürstlich Brandenburg-Culmbach- und Anspachschen Geheimen Raths und Gesandten auf dem Reichstage, Gebrüder resp. Grafen und Freiherrn von Metternich, auch des obgemeldeten Schwarzburgschen Hofraths und seines Sohnes Johann Christoph Philipp Pantzer.

1. Um zehn Uhr vor Mittag haben obbenannte Personen an vorgedachtem Orte sich zusammengefunden, da denn Einer von Ihnen den übrigen in einem Papierchen ein weißes Körnchen, wie Salz anzusehen, gezeigt, so man im Auge hätte leiden mögen, und nach dem Probirgewicht eingetheilt, in Aller Gegenwart gewogen und Ein Loth schwer befunden.

2. Haben die Anwesenden zwei kupferne Pfennige gewogen, der eine von denen, so in dem Wienerischen Armen-

hause ausgetheilt werden, ist nach obgedachtem Probirgewicht hundert Quentchen 8½ Gran, der andere aber, ein Ungrischer Poltura von 1607, achtundsechzig Pfund sechzehn Loth schwer gewesen.

3. Den ersteren hat man auf einem Kolenfeuer glühend werden lassen, welchen der Schwarzburgsche Hofrath mit ein'em Zänglein aus der Glut genommen, worauf Herr Wolf Freiherr von Metternich obgedacht weißes Körnlein, mit einem kleinen Stänglein von Wachs, weil es sonst nicht zu fassen gewesen, aufgefangen, und damit so hurtig als möglich auf dem obgedachten glühenden kupfernen Pfennig nur auf Einer Seite in superficie herumgefahren.

4. Der Böhmische Herr Vice-Canzler, welcher besorgte, daß der Pfennig fließend werden möchte, hat, ungeachtet das weiße Körnlein noch oben auf dem Pfennig beisammen gelegen und der Pfennig noch roth anzusehen gewesen, denselben ins Wasser geworfen, und ihn so geschwind wieder herausgenommen, daß er sich darüber die Finger verbrannt, da dann

5. Alle mit ihren Augen gesehen, daß der roth ins Wasser geworfene Pfennig weiß wieder herausgezogen worden, mit gewissen Anzeigen, daß er schon wirklich angefangen zu schmelzen.

6. Weil man aber observirt hat, daß das Körnlein mit ins Wasser gekommen, hat man den obgedachten Polturac auch glühend gemacht und blos in das Wasser geworfen, und gleichfalls sofort weiß wieder herausgezogen, welcher Herrn Wolf Freiherrn von Metternich überlassen worden.

7. Man hat es auch hieran noch nicht bewenden lassen, sondern noch zwei andere kleinere Kupferpfennige, wie sie auch in dem Armenhause allhier ausgetheilt werden, zusammen glühend gemacht und mit einander in obgedachtes Wasser geworfen, welche im Herausziehen befunden worden, daß sie die Farbe ziemlich geändert, aber doch nicht ganz

weiß geworden. Welche obgedachte beide Herren Gebrüder von Metternich zu sich genommen.

8. Hat man ein viereckt Stück Kupferblech auch glühend in dieses Wasser geworfen, und befunden, daß solches an etlichen Orten die Farbe noch etwas, doch weniger als die beiden vorigen Kupferpfennige, geändert.

9. Von diesem letztbenannten Kupferblech hat man ein schmales Stückchen abgeschnitten und es zum andern Mal glühend gemacht und abermals ins Wasser geworfen, welches ganz weiß wieder herausgekommen.

10. Hat man es mit noch einem solchen Schnitzel von gedachtem Kupferblech versucht, aber befunden, daß es unverändert herausgekommen.

11. Den N. 2. gedachten größeren Pfennig hat man mitten von einander geschnitten, und befunden, daß derselbe durch und durch weiß gewesen, davon die eine Hälfte vorerwähnter Graf Ernst von Metternich, die andere der Herr Wolf Freiherr von Metternich zu sich genommen.

12. Von der einen Hälfte, so der Letztere zu sich genommen, hat man ein kleines Stücklein, nach obgedachtem Gewicht von zwei Pfund, auf die Kapelle gesetzt, und nach der Ausrechnung befunden, daß dieser kupferne Pfennig in vierzehnlöthiges Silber verwandelt worden.

13. Hat man das kleine N. 9. besagte Schnittchen auch auf die Kapelle gesetzt, und befunden, daß es in zwölflöthiges Silber verwandelt worden.

14. Item hat man von dem N. 8. genannten Kupferblech ein kleines Schnittchen, so aber nicht gewogen, auf die Kapelle gesetzt, woselbst es ebenfalls eine Probe stehen lassen, so man aber nicht ausrechnen können.

15. Als man nun nicht zweifeln können, daß das Kupfer zu gutem wahren Silber geworden, hat man auch die Schwere untersucht, und zu dem Ende die beiden N. 2. benannten, nunmehr zu Silber gewordenen Pfennige zum andern Mal aufgezogen, da denn der erste 125 Pfund 8 Loth, mit-

mithin 25 Pfund mehr, der andere aber 79 Pfund 16 Loth, mithin 11 Pfund mehr gewogen, welches die obgedachten Anwesenden nicht weniger, als die Transmutation selbst, in Verwunderung gesetzt.

16. Hat man zwar so ganz genau nicht ausrechnen können, wieviel Theile Kupfers ein Theil der Tinktur zu Silber gemacht habe, weil man die N. 7. benannten kleinen Pfennige, noch auch das N. 8. ermeldete Kupferblech nicht geschieden; wenn aber nichts mehr wäre tingirt worden, als die zwei größeren Pfennige, so hätte doch nach der Ausrechnung Ein Theil R. 5400 Theile Kupfer in 6552 Theile vierzehnlöthiges Silber verwandelt, und kann man daher wol ohne große Sorge sich zu betrügen sagen, daß Ein Theil dieser R. zehntausend Theile tingirt habe.

Actum Loco et die ut supra, in memoriam et fidem rei sic gestae, factaeque verae transmutationis von Uns Endesbenannten Augenzeugen eigenhändig unterschrieben und mit Unsern Siegeln bestärkt.

L. S. Joseph Graf von Würben und Freudenthal.
L. S. Wolf Freiherr von Metternich.
L. S. Ernst Graf von Metternich.
L. S. Wolf Philipp Pantzer.

Einige Jahre später in dieser reichhaltigen Periode ereignete sich ein Vorfall, welcher einen Rechtsspruch veranlaßte und dadurch bekannt geworden ist. Aus ihm geht hervor, daß jener Unbekannte, ungeachtet seiner Vorsicht, einmal in Gefahr kam, aufgehoben zu werden.

Eines Abends meldete sich ein Fremder im Schlosse Tankenstein am Odenwalde, wo die Reichsgräfin Anne Sophie von Erbach ihren Sitz hatte, und bat um ihren Schutz, da ihm von dem Kurfürsten von der Pfalz nachgestellt werde. Man wollte ihn anfänglich nicht aufnehmen, weil man ihn für einen Wilddieb hielt; doch ließ ihm die Gräfin endlich ein Zimmer anweisen, und befahl ihren Leuten, Acht

auf ihn zu haben. Nachdem er sich einige Tage ruhig verhalten hatte, dankte er der Gräfin für die Aufnahme, und erbot sich, bevor er abreise, ihr Silbergeschirr in Gold zu verwandeln, um seine Dankbarkeit zu bethätigen.

Die Gräfin argwöhnte, daß er Lust habe, sie um ihr Silber zu betrügen, und lehnte sein Erbieten ab, entschloß sich aber doch endlich zu einer Probe, und ließ ihm einen silbernen Pokal zustellen, gab aber Befehl, ihn um so schärfer zu beobachten. In Kurzem brachte er ihr eine Stange Gold, die er aus dem Pokal gemacht hatte, und bat sie, das Gold in der nächsten Stadt probiren zu lassen. Wenn es nicht tauge, so wolle er den Werth des Pokals ersetzen. Das Gold ward aber von einem Goldarbeiter für gut und fein erkannt. Nun ward ihm nach und nach das ganze Silberzeug überliefert, und was er empfing, gab er in lauter Goldstangen zurück. Er blieb so lange, bis das letzte Gold die Probe bestanden hatte.

Als er Abschied nahm, bot ihm die Gräfin einige hundert Reichsthaler Reisegeld an, was er lächelnd ablehnte. Es mag drollig ausgesehen haben, wie die Dame, zwischen Stolz und Vergnügen, den passenden Schlußton nicht zu finden wußte. Er nannte sich nicht, und war doch über alle Namen. Ein Wilddieb war er nicht, soviel leuchtete wol ein, vielmehr ein edles Wild, nach welchem Kurfürst Johann Wilhelm lüstern seyn mochte, um für Cajetan's Raub Ersatz zu finden.

Der Gräfin Gemahl, Graf Friedrich Karl, mit welchem 1731 die Erbach'sche Linie ausstarb, lebte von seiner Gemahlin getrennt in auswärtigen Diensten. Als er erfuhr, daß sie auf solche Art zu einem großen Reichthum gelangt sey, forderte er die Hälfte des Goldes, weil es auf seinem Gebiet und in der Ehe erworben sey. Als die Gräfin die Halbschied verweigerte, holte er durch seinen Anwalt ein Gutachten der Juristenfakultät zu Leipzig ein, welche ihn im August 1725 bedeutete: „da das Silberzeug der Gräfin

„Eigenthum gewesen, so bleibe es ihr Eigenthum, wenn „schon es zu Gold geworden sey". Vergl. Putonei Enunciata et consilia juris, Lipsiae, 1733, T. II. pag. 677. sq. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 54. f. Kleeblatt's Neue Ausgabe Chymischer Traktätlein, im Anhange.

Wiegleb will diese Erzählung in Zweifel ziehen, weil das Zeugniß der Gräfin fehle, die allein genau unterrichtet gewesen sey. Er erwägt nicht, daß nur einseitig von ihrem Gemahl ein Gutachten verlangt ward und kein Proceß erfolgte. Nicht treffender sind seine übrigen Einwendungen. Man sieht wol, daß die ganze Geschichte dem guten Wiegleb ungelegen war, und daß er Zweifel suchte. Vergl. Dessen Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, S. 306. f.

Noch eine Spur von jenem unerkannten Adepten, welcher diesen Zeitraum mit Beweisen erfüllt, findet sich in folgendem Briefe des Arztes Dr. Joch zu Dortmund an Wedel in Jena, welcher in Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 373. f., abgedruckt ist:

Quod dudum in votis habui, id mihi contingit tandem. Offendi Adeptum, et veri quidem nominis talem, non deceptorem aut vanae gloriolae cupidum animalculum. Me praesente et vidente, nullo fere sumtu, tribus distinctis vicibus, aurum fecit purissimum. En grana Tibi quaedam, juxta cum vase, quo usus est inter laborandum. Propediem redibit et apud me divertetur, amat enim solitudinem vir plane simplex et pius. Libros possidet rarissimos, quos omnes accurate cum industria evolvit, legit, castigavit. Pro liberalitate sua non paucos usibus meis relinquit, e quibus unum ad Te mitto, nescio qua lingua scriptum. Introductionem Tuam in Alchymiam videre gestit, colit enim et veneratur nomen Tuum. Vale, Vir illustris, et reliquum vitae Tuae tempus ex voto transige. Deus servet. Dabam Tremoniae d. 17. Jun. 1720.

„Was ich lange wünschte, wird mir jetzt. Ich fand „einen Adepten, der den Namen mit der That bewährt und „kein Windbeutel ist. Zu drei verschiedenen Malen hat er „vor meinen Augen beinahe mit nichts das feinste Gold ge= „macht. Hierbei einige Körner davon, nebst dem Tiegel, „dessen er sich bediente. In Kurzem wird er wiederkommen „und bei mir wohnen; denn der einfache und fromme Mann „liebt meine Eingezogenheit. Er besitzt sehr seltene Bücher, „die er mit großer Sorgfalt ordnet, liest und beurtheilt. „Seine Güte hat mir mehre zum Gebrauch hinterlassen. „Eines davon, welches in einer mir unbekannten Sprache „geschrieben ist, lege ich bei. Er wünscht Ihre Einlei= „tung in die Alchemie zu sehen; denn er achtet und verehrt „Ihren Namen. Leben Sie wol, Trefflichster, und mö= „ge Ihr Befinden erwünscht seyn. Gott erhalte Sie! „Dortmund, d. 17. Junius 1720.

Johann Georg Joch, Dr."

Bei dem Wunsche, den geliebten Lehrer mit einer will= kommenen Nachricht zu erfreuen, beobachtet der Schreiber doch eine Diskretion gegen den Gastfreund, welche nicht viel entnehmen läßt. Bemerkenswerth ist, daß der Adept zum Arzte nicht von der Panacee gesprochen, so wie auch Laskaris derselben nie gedachte, worin eine negative Aehnlichkeit zu liegen scheint. Der Adept wird hier als ein stiller und from= mer Greis geschildert, dagegen Böttcher, Pasch und Lieb= knecht den reifen, noch lebensfrohen Mann in ihm fanden. Der Zwischenraum der Jahre macht begreiflich, daß der Pil= ger nun ruhte und auf die große Reise bedacht war. Man müßte im Gegentheil an der Identität beider Personen zwei= feln, wenn es anders wäre. Ob die Zeit über diesen Unbe= kannten noch Licht verbreiten werde, steht dahin, und ist mehr zu wünschen, als zu hoffen.

In den Niederlanden war nicht minder als in Deutschland dafür gesorgt worden, daß Wißbegierige Ge= legenheit erhielten, sich von der Möglichkeit der Metallver=

edlung zu überzeugen. Als Dippel im Herbst 1707 in Amsterdam war, lernte er einen Mann kennen, welcher die rothe und weiße Tinktur hatte, aber bescheiden gestand, er wisse sie nicht zu bereiten, sondern habe sie von einem großen Meister mit dem Auftrage erhalten, zur Belehrung des Publikums Versuche damit zu machen.

Diese Versuche stellte er auf folgende Art an. Er legte ein kreisförmiges Kupferblech von einem Fuß Durchmesser auf eine Glutpfanne, über welche es rundum zwei Zoll hervorsprang, so daß nur ein innerer Kreis von acht Zoll Durchmesser durch die Kolen glühend ward, und wenn dieses geschehen, legte er ein wenig weiße Tinktur auf den Mittelpunkt, durch welche das Kupfer, soweit es glühte, in Silber verwandelt wurde.

Darauf legte er dasselbe Blech auf eine kleinere Glutpfanne, über welche es rundum vier Zoll hervorsprang, so daß nur ein innerer Kreis von vier Zoll Durchmesser glühend ward, und dann legte er auf den Mittelpunkt ein Körnchen von der rothen Tinktur, welche das Silber, soweit es glühte, in Gold verwandelte.

Der Künstler beschränkte seine Zuschauer nicht auf den Anblick der äußern Farbenverwandlung, welche nichts erwiesen haben würde und allenfalls mit Arsenik und Zink hätte erkünstelt werden können, sondern zerschnitt sodann das Blech durch den Mittelpunkt in viele Ausschnitte, so daß man im Aufschnitte die durchdringende Wirkung der Tinktur, wie auch die Uebergänge des Goldes, Silbers und Kupfers deutlich beobachten, und sich überzeugen konnte, daß nicht etwa eine Zusammenlöthung stattgefunden habe. Er verkaufte diese Ausschnitte den Liebhabern nach Verhältniß der edeln Metalle zu einem mäßigen Preise.

Dippel's Augenzeugniß bürgt uns hinlänglich für die Wahrhaftigkeit der Verwandlung. Leicht erkennt man in diesen Versuchen die Veranstaltung des Adepten Laskaris, dessen Verhandlung mit Pasch schon andeutete, daß er in

Holland wol bekannt war. Gewiß war das beschriebene Experiment eine seiner schönsten Erfindungen, und man darf ihm Glück wünschen, daß er dieses Mal den ehrlichen Mann ausgefunden hatte, der dem Auftrage treu blieb. Vergl. Christ. Democriti Aufrichtiger Protestant, S. 53. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 91.

In den Jahren, da Cajetan in Deutschland so großes Aufsehen machte, ward in Frankreich beinahe dasselbe Stück gespielt. Auch dort brüstete sich ein Unbesonnener mit fremden Tinkturen, und sein Treiben hatte ähnlichen Ausgang.

Delisle, ein Mensch von ganz gemeiner Herkunft, gebürtig aus dem Dorfe Sylanez bei Barchaumont in der Provence, der weder lesen noch schreiben konnte, aber das Schlosserhandwerk von sich selbst erlernt hatte, diente einem Adepten, welcher 1690 nach dem südlichen Frankreich gekommen war, als Gehülfe. Ueber die Person des Adepten fehlt es an Nachrichten. Daß der unwissende Delisle ihn für einen Italiäner gehalten hat, kann nicht als Auskunft angenommen werden. Man darf eher vermuthen, es sey der Leydener Adept gewesen, von welchem Le Mort Nachricht gibt, und dieser dürfte vielleicht mit dem bald darauf in Deutschland erschienenen Laskaris eine und dieselbe Person seyn. Soviel weiß man, daß der Minister Louvois 1690 auf diesen Adepten aufmerksam gemacht wurde, und Befehl gab, ihn zu verhaften, daß dieser aber entkam und durch die savoyschen Gebirge nach der Schweiz flüchtete.

In demselben Jahre noch kam Delisle, als Einsiedler verkleidet, in sein Vaterland zurück, und hatte eine gute Portion rother und weißer Tinktur bei sich. Daraus hat man nachher schließen wollen, er habe seinen Herrn in den Gebirgschluchten ermordet und beraubt. Man weiß davon nichts Gewisses. Ist Laskaris dabei im Spiel gewesen, so fällt der Verdacht des Mordes weg; aber der des Diebstah-

les bleibt übrig, indem die Menge von Tinktur in der That viel zu groß war, als daß man sie für ein Geschenk halten dürfte.

Delisle kam nach dem Flecken Cisteron, wo er Bekanntschaft mit der Frau des Bürgers Aluys machte und sich in sie verliebte. Er blieb daselbst, ward Taufpathe eines Sohnes, den sie 1691 gebar, unterstützte ihren Mann mit Geld, vertraute ihr auch seine Kunst, und ließ einen Theil seiner Tinkturen in ihrem Gewahrsam, als er seinen Aufenthalt veränderte. Ihr Sohn empfing späterhin dieses Pathengeschenk zu seinem Erbtheil.

Als Delislé einige Jahre zu Cisteron gelebt hatte, mehrten sich die Bedürfnisse des Bereicherten. Er hielt Bedienten und Pferde, machte auch neue Bekanntschaften, und seine Freigebigkeit verschaffte ihm Eintritt in die Zirkel des Landadels. Die Offenherzigkeit, mit welcher er sich seiner Goldquelle rühmte und vor Zeugen Projektion machte, ward Ursache, daß man seinen Umgang suchte. Im Jahre 1700 nahm er seine Wohnung auf dem Schlosse Palu, dessen Besitzer, ein zurückgekommener Edelmann, mehre Töchter hatte, welche der Gast auszustatten gelobte.

Delisle war der Held des Tages in der Provence. Täglich empfing er Besuche von Neugierigen, die er willig seine Kunst sehen ließ, und, wenn sie seiner Eigenliebe schmeichelten, mit neu gemachtem Gold und Silber beschenkte. Er verwandelte ihnen Blei in Gold und eiserne Nägel in Silber. Oft verwandelte er Nägel, die man ihm brachte, bis zur Hälfte der Länge in Silber, zuweilen auch an einem Ende in Gold, am andern in Silber, so daß die Mitte Eisen blieb, und theilte solche Proben zu Hunderten aus.

Er hatte weder Schmelzofen noch Schmelztiegel, sondern bediente sich einer Glutpfanne, auf welcher er das Eisen glühend machte, nachdem er es zuvor mit einem Oele, wenn es zu Gold werden sollte, oder mit einem weißen Pulver gerieben hatte, wenn es zu Silber werden sollte. Auch Messer

und Scheeren, die man ihm darbot, verarbeitete er auf eben- dieselbe Art.

Man unterließ nicht, ihn zu fragen, wie er seine Tink- turen bereite, und er gab ohne Bedenken Auskunft über beide. Die ölige Tinktur, sagte er, werde aus Gold mit einem besondern Wasser bereitet. Das Gold werde dadurch zerstört, aber mit Gewinn; denn ein Louisd'or gebe, wenn er zur Tinktur geworden sey, nachher zehn Louisd'or Gold. Die weiße Tinktur wollte er aus der Lunaria major und minor bereiten, welche zu diesem Behuf, wie man sag- te, im Schloßgarten zu Palu in großer Menge angepflanzt wurden.

Hierbei ist anzumerken, daß die Mondviole, Lunaria rediviva und annua bei Willdenow, der silberglän- zenden Schoten wegen älteren Alchemisten bedenklich vor- kam. In Tabernämontan's Kräuterbuche wird pag. 697. aus dem Lonicerus angeführt, daß in dieser Pflanze ein großes Geheimniß der Alchemisten verborgen sey. Ir- gend einer der guten Provençalen mag davon gelesen und zu Palu davon gesprochen haben, welche Einbildung Delisle gern ergriff, die Frager abzufertigen.

Der Bischof von Senes hörte von Delisle's Kunstfer- tigkeit, hielt lange Zeit die Sache für einen Schwank und nicht beachtenswerth; als aber immer neue Zeugen das Ge- rücht bestätigten und ihm Probestücke zeigten, fand er sich be- wogen, den Wundermann zu sehen. Er überzeugte sich 1709 von der Wahrheit der Sache, und hielt sie für wichtig ge- nug, um darüber dem Finanzminister Desmarets ausführ- lichen Bericht zu erstatten, worin er Folgendes bezeugt:

„Drei Jahre lang zweifelte ich an Delisle's Kunst, und „hielt es für unmöglich; aber ich hörte, daß die Goldschmie- „de zu Aix, Nice und Avignon das von ihm gemachte Gold „und Silber sehr gut fänden. Auf einer Episkopalreise ward „er mir vorgestellt, und veranlaßt, in meiner Gegenwart zu „operiren. Ich bot ihm mitgebrachte eiserne Nägel, welche

„er in Gegenwart von sechs oder sieben Zeugen im Kamin-
„feuer zu Silber machte. Diese Nägel schickte ich dann
„durch meinen Almosenier nach Aix zum Goldarbeiter Im-
„bert, welcher sie allen Proben unterwarf und für sehr gu-
„tes Silber erklärte."

„Desgleichen verwandelte er, vor mir und acht bis
„zehn Zeugen, über einer Glutpfanne, zwei Stücke Blei,
„das eine in Gold, das andere in Silber. Ich schickte beide
„nach Paris, und die dortigen Goldarbeiter fanden sie von
„sehr gutem Gehalt. Aber noch mehr bin ich erstaunt über
„fünf oder sechs Proben, die er bei mir zu Senes im Tiegel
„ablegte, sogar mich selbst verrichten ließ, ohne daß er selbst
„irgend etwas anrührte. Hundert Personen in meiner Di-
„öces haben Dasselbe gesehen, oder auch selbst gethan. Ich
„gestehe Ihnen, daß nach so vielen Beweisen mein Vorur-
„theil schwindet. Meine Vernunft unterwirft sich dem Zeug-
„nisse meiner Augen, und meine eignen Hände haben die
„philosophischen Zweifel zerstreut."

Auf diese Meldung ward Delisle eingeladen, nach Ver-
sailles zu kommen, und vor dem Könige seine Kunst zu zei-
gen. Er schien dazu willig, zögerte aber unter dem Vor-
wande, daß er zuvor eine hinreichende Quantität von Tink-
tur bereiten müsse, um für den Monarchen eine Million Gold
zu machen. Mehrmals ward ihm sicheres Geleit schriftlich
zugefertigt und die Aufforderung wiederholt; allein es schien,
daß er sich vom Schlosse Palu und den Lunarien nicht tren-
nen könne. Endlich ward er im Jahre 1711 plötzlich auf-
gehoben und abgeführt. Unter Weges wollte er entwischen,
ward aber von der militärischen Begleitung in den Schenkel
geschossen, wieder eingefangen, und nach Paris in die Ba-
stille gebracht.

Man verlangte, daß er im Gefängnisse arbeiten solle;
aber dazu war er durchaus nicht zu bewegen. Am Ende sah
er sich genöthigt, einzugestehen, daß er das Geheimniß gar
nicht besitze, sondern seine Tinktur von einem italiänischen

Adepten erhalten habe. Man glaubte dem nicht recht, und suchte ihn dadurch zum Widerruf zu veranlassen, daß man ihn über den Adepten inquirirte und ihm dessen Ermordung Schuld gab. Die strenge Behandlung, welche er nun erfuhr, setzte ihn dergestalt in Wuth, daß er Gift (wahrscheinlich die weiße Tinktur) in seine noch offene Wunde brachte, woran er 1712 starb. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, Tom. II. p. 68 — 98.

Schweden kommt in der Geschichte dieses Zeitraumes zum ersten Mal vor, wiewol nur mit einer unklaren Begebenheit. Otto Arnold Paykul stand als Obristlieutenant in polnischen Diensten, da König Karl XII. im Jahre 1703 Polen eroberte, und gerieth in schwedische Kriegsgefangenschaft. Bei der Untersuchung fand sich, daß er ein geborner Liefländer sey, weshalb man ihm in Stockholm als einem Rebellen und Verräther den Proceß machte. Er ward zum Tode verurtheilt, appellirte aber an die Gnade des Königes, und versprach, wenn man ihm das Leben schenke, dem Könige jährlich soviel Gold zu machen, als erforderlich seyn würde, um zwanzig Regimenter zu unterhalten. Auch wolle er das Geheimniß einer Kommission offenbaren, so daß man ohne sein Zuthun damit fortfahren könne. Fürs Erste erbot er sich, eine Probe abzulegen, daß er die Kunst wirklich verstehe.

Der Antrag ward nicht geradehin abgewiesen, vielmehr eine Kommission zur Untersuchung ernannt, zu welcher der Leibarzt Dr. Hiärne, der Obrist Hamilton, und mehre Reichsbeamte gehörten. Die nöthigen Vorbereitungen wurden durch einen zugezogenen Apotheker ohne des Gefangenen Beihülfe getroffen. Am folgenden Tage, als eine Quantität Blei im Flusse stand, ward Paykul eingelassen, und warf in Gegenwart der Kommission ein gewisses Pulver darauf. Man ließ das Metall nach Vorschrift treiben, bevor es ausgegossen ward, und erhielt davon 147 Dukaten. In dem Be-

richte der Kommission ward die Aussage des Verhafteten bemerkt, daß die hierbei gebrauchte Tinktur nur von der ersten Rotation sey, und daher nur sechs Theile Blei veredeln könne, die fernere Ausarbeitung derselben aber eine weit größere Wirkung und mehr Gewinn erwarten lasse.

Nach dem, was man von der Freigebigkeit des umherreisenden Laskaris weiß, die er nach Umständen und bei guter Laune weit ausdehnte, dürfte nicht unglaublich scheinen, daß er auch Paykul beschenkt, vielleicht sogar, zur Vergeltung wichtiger Dienste etwa, ein wenig unterwiesen habe; indessen fehlt es am zureichenden Grunde zu solcher Annahme, und wir haben mehr Ursache, hinter jenem Vorgange eine politische Intrigue zu vermuthen. Vielen schien das Todesurtheil eine zu strenge und willkürliche Anwendung der Kriegsgesetze. Man wünschte den Gefangenen zu retten, wenigstens Aufschub zu gewinnen. Da nun Böttlicher's Goldmacherei eben damals viel besprochen wurde, so hoffte man vielleicht, daß die Aussicht, einen Adepten zu bekommen, den König am leichtesten zur Gnade stimmen werde. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß das Officiercorps die Dukaten zusammengeschossen habe, welche der Apotheker etwa amalgamirt in den Tiegel brachte, so daß Paykul's Pulver am Goldertrage vielleicht sehr unschuldig war.

Der König muß wol dergleichen vermuthet, oder dahin deutende Nachrichten erhalten haben; denn er verschmähte das gute Gold, und befahl, den Gefangenen ohne weiteren Aufschub zu enthaupten. Vergl. Peträus Vorrede zu seiner Ausgabe des Basilius Valentinus. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 220. f. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 28. Henckel's Mineralogische, chymische und alchymistische Briefe, Th. I.: Dobe'ns Brief an Henckel.

Unter den Schriftstellern dieses Zeitraumes sind Stahl, Homberg und Dippel die ausgezeichnetsten, aber nicht in gleicher Beziehung, sondern als Anführer von drei Parteien,

indem Dippel die Universalisten, Homberg die Partikularisten und Stahl die — Nullisten führt.

Georg Ernst Stahl, geboren zu Ansbach 1660, seit 1694 Professor der Medicin zu Halle, seit 1716 königlich-Preußischer Leibarzt, gestorben zu Berlin 1734, ein großer Chemiker, dessen Hypothese vom Phlogiston der Theorie auf lange Zeit die Richtung gab, ist von den Gegnern der Alchemie oft zum Beispiele angeführt worden, weil er mit dem Glauben an dieselbe anfing und mit dem Zweifel endete, worin er den Gegensatz zu Wedel darstellt. In jüngeren Jahren war ihm sogar die mosaische Alchemie nicht unglaublich, die er chemisch zu erläutern suchte. Dagegen sagt er in einem Briefe, den er kurz vor seinem Tode an Junker schrieb: „Wobei ich wol leiden könnte, wenn selbst „namhaft gemacht würde, wie ich in dem alten Collegio „von 1684, in meinem damals fünfundzwanzigsten Jahre, „noch nicht so vollkommen von aller dergleichen Leichtgläubigkeit frei gewesen, wiewol auch manches nicht ganz vergebens oder falsch seyn dürfte, wenn es blos ad veritatem „physicam inveniendam untersucht, nicht aber auf die thörichte Hoffnung oder Einbildung der Goldmacherei angewendet würde.“ Vergl. Junker's Vollständige Abhandlung der Chemie, Th. II. Vorrede.

Wenn man erwägt, daß Stahl sein Phlogiston, welches eigentlich in die Stelle des Sulphurs der Alchemisten trat, als Bestandtheil aller Metalle annimmt, denen er verschiedene Portionen davon zutheilt, so konnte er die Zusammengesetztheit der Metalle, von welcher die Möglichkeit der Transmutation abhängt, nicht leugnen, hatte mithin keinen theoretischen Grund, von seiner früheren Ansicht abzugehen. In praktischer Hinsicht ist die Sinnesänderung mit den erzählten Berliner Thatsachen noch weniger zu vereinbaren, selbst dann nicht, wenn man einräumt, daß jene Vorfälle den Zeitgenossen und Mitbewohnern Berlin's nicht so übersichtlich bekannt seyn konnten, als sie uns vorliegen. Aber

ein dritter Grund, ein psychologischer, löst das Räthsel. Des höheren Alters Sehnen nach Ruhe verleidete ihm den Gedanken, einer immer mächtiger anwachsenden Partei die Stirn zu bieten. Lieber gab er nach, jedoch mit einigem Vorbehalt, um die Konsequenz zu retten. So entstand jene gedrückte Wendung, jenes Ja! und Nein! in Einem Athem, welches zu rügen die Hochachtung vor dem Verdienste nicht gestattet.

Von Stahl's Schriften sind folgende vornehmlich alchemistischen Inhaltes:

1) Dissertatio de metallorum emendatione, modico fructu profutura, Jenae, 1682, 4.; abgedruckt in den Opuscul. minor. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Gedanken von Verbesserung der Metalle, Nürnberg, 1720, 8.
2) Aetiologia physiologico-chymica. Jenae, 1683, 12.
3) Observationes chymico-physico-medicae. Erfordiae, 1697, 8.
4) Opusculum chymico-physico-medicum. Halae, 1715, 4.
5) Bedenken vom Goldmachen, als Vorrede zu der neuen Ausgabe von Becher's Glückshafen. Halle, 1726, 4.

Wilhelm Homberg, geboren auf der Insel Java 1672, studirte zu Jena, Leipzig und Prag, ging später nach Paris, ward 1704 Leibarzt und Alchemist des Herzogs von Orleans, und starb 1715. Wiewol er vorzugweise Alchemist war, und den Stein der Weisen, welchen er im Arsenik gesucht zu haben scheint, amtlich verfolgte, hat er ihn doch nicht erlangt, wol aber durch beiläufige schätzbare Erfindungen sein Andenken verewigt. Die Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung hielt er immer fest. Sie gründete sich auf Versuche, welche er im Jahre 1709 der Akademie der Wissenschaften zu Paris in einer besondern Abhandlung darlegte.

Er löste Silber in Salpetersäure auf, entfernte den etwa vorkommenden güldischen Rückstand, fällte die Lösung mit Kochsalz, zerlegte das getrocknete Hornsilber durch Spießglanz, und reinigte das hergestellte Silber durch Verflüchtigung des Antimons. Wenn er dann dieses Silber wieder in Salpetersäure auflöste, erhielt er jedes Mal einen Rückstand von schwarzbraunen Flocken, die, zusammengeschmolzen, sich als Gold erzeigten. Er zog daraus den Schluß: „daß „im Silber Theile vorhanden wären, welche Neigung hätten, „zu Gold zu werden, und schon ein Mittelding zwischen Gold „und Silber darstellten". Vergl. Mémoires de l'Académie Roy. des sciences, 1709, pag. 142. s.

Die alchemistische Partei unter den Chemikern gab dieser Ansicht Beifall, und war nicht abgeneigt, auf dieselbe eine Theorie der Partikulartinkturen zu gründen, da Henckel, v. Justi und Andere Homberg's Versuche wiederholten und den Erfolg bestätigten; indessen hat man sich seitdem mehr und mehr überzeugt, daß im Spießglanze fast immer ein geringer Goldgehalt vorkommt, woraus hervorgeht, daß Homberg's Gold mit dem Antimon hinzugekommen, aber nicht neu erzeugt worden war. Sein chemischer Beweis ist daher im Gegentheile Denen zu Statten gekommen, welche die Transmutation leugnen. Vergl. Henckel's Kieshistorie, S. 696. v. Justi Chymische Schriften, Th. II. S. 421. Scherer's Allgemeines Journal der Chemie, III. 298. f.

Johann Konrad Dippel, königlich-Dänischer Canzleirath, gestorben 1734, war in diesem Zeitraume der eifrigste Verfechter der Alchemie, stets bemüht, die Zweifler zu überführen, und unermüdlich im Aufsuchen praktischer Beweise.

Als Kandidat der Theologie ward er von einem Freunde veranlaßt, einige alchemistische Schriften durchzusehen. Damals war ihm die Alchemie noch fremd. Er ging mit Unglauben und Widerwillen daran. Indessen las er sich

hinein, gewann Interesse für den Gegenstand, und glaubte bald in Raimund's Schriften einen Lichtschimmer zu gewahren. Er fing an zu arbeiten, ward immer mehr erwärmt, und von der Theologie ganz abgeführt. Eine Arbeit nach Faber's Anweisung gelang ihm so wol, daß er in acht Monaten eine Tinktur erhielt, welche fünfzig Theile Silber oder Quecksilber in Gold verwandelte.

Er glaubte nun am Ziele zu seyn, kaufte ein Landgut für fünfzigtausend Thaler, zahlte vierzehnhundert Gulden an, und hoffte den Rest bald zu decken. Dieses Unternehmen darf wol als Beglaubigung gelten, daß es mit jener Tinktur, von welcher wir freilich nur durch ihn selbst Nachricht haben, seine Richtigkeit hatte; denn außerdem würde es von Wahnsinn zeugen, und Dippel's Ruf stellt ihn zwar als Enthusiasten für die Alchemie, übrigens aber als einen denkenden Kopf und sachkundigen Mann dar. Indessen betrog ihn seine Rechnung. Jener Versuch wollte bei der Wiederholung durchaus nicht gelingen. Er verlor sein Gut sammt dem Angeld, setzte den Rest seines Vermögens zu, und würde in Noth gerathen seyn, wenn die Anstellung ihm nicht geworden wäre.

Seine Schriften, welche er unter dem Namen Christianus Democritus, den verlarvten Anfangsbuchstaben C. D., herausgab, wiewol er allgemein als Verfasser bekannt war, haben Werth und Mängel. Man erkennt leicht den ehrlichen Mann, den praktischen Chemiker und guten Beobachter, aber auch einen starken Anflug von theosophischer Schwärmerei, die sich in dem stetig Brütenden aus den Ueberresten der früheren Theologie gebildet hatte. Für die Geschichte der Alchemie liefern sie nicht unbedeutende Beiträge, da seine Kunstreisen ihm zahlreiche Erfahrungen darboten. Er war oft Zeuge der Transmutation, und lernte sechs Inhaber von Tinkturen kennen, indem er mit den Abgeordneten des Laskaris zusammentraf. Wir haben von ihm:

1) Christiani Democriti Wegweiser zum verlornen Licht und Recht, oder Entdecktes Geheimniß, beides, der Gottseligkeit und Bosheit, u. s. w. Zweiter Theil: Wegweiser zum Licht und Recht in der äußern Natur, oder Entdecktes Geheimniß des Segens und des Fluchs in den natürlichen Körpern, u. s. w. Sammt einer Vorrede, worin des Authoris fata chymica zur nöthigen Nachricht offenherzig communicirt werden. (Berlin,) 1704, 8.
2) Christiani Democriti Chymischer Versuch zu destilliren. Berlin, 1729, 4.
3) Christiani Democriti Aufrichtiger Protestant u. s. w. Berlin, 1733, 8.

Johann Christoph Ettner von Eiteritz schrieb:

1) Des getreuen Eckhards Entlarvter Chymicus, in welchem vornehmlich der Laboranten und Proceßkrämer Bosheit und Betrügerei, wie dieselbe zu erkennen und zu fliehen, u. s. w. Augsburg, 1696, 8.
2) Des getreuen Eckhardts Medicinischer Maulaffe, oder Der entlarvte Marktschreier, u. s. w. Dann sonderliche philosophische und chymische Observationes. Mit Beifügung sinnreicher Begebenheiten. Frankfurt und Leipzig, 1710, 1720, 8.

Johann Konrad Barchusen, Professor der Chemie zu Utrecht, suchte die Chemie mit der Alchemie zu versöhnen. Er schrieb:

1) Pyrosophia succincta, Iatrochemiam, rem metallicam et Chrysopoeiam pervestigans. Lugduni Batav., 1696, 1698, 4.
2) Acroamata, in quibus complura ad Iatrochemiam atque Physicam spectantia jucunda rerum varietate explicantur. Trajecti ad Rh., 1703, 8.
3) Elementa Chemiae, quibus subjuncta est confectura Lapidis philosophici, imaginibus repraesentata. Lugduni, 1718, 4.

Jean

Jean Jaques Manget, Arzt in Genf, veranstaltete in zwei Foliobänden die vollständigste Sammlung alchemistischer Schriften, die wir besitzen, unter dem Titel:
Bibliotheca chemica curiosa, sive rerum ad Alchemiam pertinentium thesaurus. Coloniae Allobrogum, 1702, 3.
Nach einem ausgedehnten Plane schickt er die Einleitungsschriften voran und läßt die Autoren in chronologischer Anordnung folgen. Der abgedruckten Schriften sind überhaupt 133. Die wichtigeren sind hier gehörigen Orts nachgewiesen. Die ganze Folge findet man in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 60 — 76.

Dr. Söldner, Arzt in Hamburg, schrieb anonym eine scharfe Kritik der Alchemisten, unter dem Titel: Keren Hapuch, Posaunen Eliä des Künstlers, oder Deutsches Fegefeuer der Scheidekunst, worin die wahren Besitzer der Kunst, wie auch die Ketzer, Betrüger, Pfuscher, Stümpler, Bönhasen und Herrn Gerngroße vor Augen gestellt werden, Amsterdam, (Hamburg,) 1702, 8.

Das Buch fand viel Beifall, aber auch bittere Tadler, die sich getroffen fühlten daher dann bald eine „Erlösung „aus dem Fegefeuer“, eine „Demolirung des auf Befehl „des chymischen Papstes angekündigten Fegefeuers“, und dergl. folgten.

David Kellner, Arzt in Nordhausen, schrieb einen „Weg der Natur zur Verbesserung der Metalle“, Nordhausen, 1704, 8.

Dorothea Juliane Wallich, eine sächsische Alchemistin, der Sage nach die Tochter eines Adepten, schrieb, oder gab nach des Vaters Handschrift heraus:

1) Das mineralische Gluten, doppelter Schlangenstab, Mercurius philosophorum, langer und kurzer Weg zur Universaltinktur. Durch D. J. W. von Weimar in Thürin-

gen. Leipzig, 1705, 8. Neue Ausgabe: Frankfurt, 1722, 8.

2) Der philosophische Perlenbaum, ein Gewächse der drei Principien, in deutlicher Erklärung des Steins der Weisen. Leipzig, 1705, 8.

3) Dreifacher Schlüssel zu dem geheimen Kabinet der verborgenen Schatzkammer der Natur, zur Such- und Findung des Weisensteines. Leipzig, 1706, 8. Neue Ausgabe: Frankfurt, 1722, 8.

Stanislaus Reinhard Axtelmayer schrieb:

1) Idea harmonicae correspondentiae superiorum cum inferioribus. August. Vind., 1706, 8.

2) Weit eröffneter Palast des Naturlichts, in sechs Theilen. Schwabach, 1706, 4.; Augsburg, 1716, 4.

Johann Michael Faust, Arzt in Frankfurt a. M., schrieb:

1) Pandora chymica. Frankfurt, 1706, 8.

2) Compendium Alchymiae novum. Francof., 1706, 8.

3) Kommentar über Philalethä Metallverwandlung. Frankfurt, 1706, 8. Neue Ausgabe: 1728, 8.

Johann Friedrich Brebis (Schaf?) gab eine neue Konkordanz der Alchemisten heraus, indem er die Arbeit des Italiäners Christiano de Medices weiter ausführte. Sie enthält die Kernsprüche der Alchemisten, in zweiundsechzig Kapitel geordnet, und führt den Titel: Concursus philosophorum, d. i. Beschreibung des Steines der Weisen, Jena, 1706, 8.

Johann Eleasar Müller schrieb einen Vernunftmäßigen Begriff der Gold herborbringenden Wundermaterie oder des Steines der Weisen, Frankfurt, 1707, 8.

Konrad Horlacher lieferte von Manget's Werk einen deutschen Auszug, unter dem Titel: Bibliotheca chemica curiosa Mangeti enucleata et illustrata, das ist: Kern und Stern der vornehmsten philosophischen Schriften, mit sonderbaren Anmerkungen, Frankfurt, 1707, 8.

Samuel Richter, Pfarrer zu Hartmannsdorf bei Landshut in Schlesien, dem man Schuld gab, daß er Jesuitismus unter der Maske der Rosenkreuzerei zu verbreiten suche, schrieb unter dem Namen Sincerus Renatus, worunter man „den aufrichtig Wiederbekehrten“ verstehen sollte, oder wollte, folgende frömmelnde Schriften:

1) Theo-philosophia theoretico-practica. Breslau, 1711, 8.
2) Wahrhafte und vollkommene Bereitung des philosophischen Steins der Brüderschaft aus dem Orden des Gold- und Rosenkreuzes. Breslau, 1710, 8. Neue Ausg.: 1715, 8

Johann Hektor von Klettenberg aus Frankfurt am Main wird als Schriftsteller hier eingereiht, um vor ihm zu warnen. Da er im Zweikampf seinen Gegner getödtet hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, floh deshalb aus seiner Vaterstadt, und trieb sich als Abenteurer umher. Wie Cajetan, bethörte er leichtgläubige Liebhaber der Alchemie, nahm Vorschüsse von ihnen, und verschwand mit dem Gelde. So trieb er sein Wesen in Mainz, in Bremen, in Prag, u. s. w. Die guten Geschäfte, die er machte, verstatteten ihm, einen Sekretär und Bedienten zu halten, und dann ging es noch besser. Mit zunehmender Dreistigkeit suchte er seine Beute immer höher.

Unter verändertem Namen erschien er als Freiherr von Wildeck am Hofe des Herzogs Wilhelm Ernst zu Weimar. Er rühmte sich, einen Fluß zu besitzen, vermöge dessen aus den ilmenauischen Kupferschiefern mehr Silber als Kupfer auszubringen sey, und bot sein Geheimniß dem Herzoge zu Kauf an. Man schloß einen Vertrag mit ihm und ließ ihn unter Aufsicht einer Kommission die Probe machen; die damit beauftragten Hüttenbeamten sahen aber zu hell, und entdeckten bald, daß sein Fluß eingemengtes Silber enthalte. Auf ihren Bericht ward der Freiherr mit gerechtem Schimpf entlassen.

Bald darauf zeigte er sich als Obrist von Klettenberg in Sachsen, und berühmte sich, zu Niederhohendorf bei Zwickau einen güldischen Sand entdeckt zu haben. Er wußte den König August II. von Polen für sich einzunehmen, ward vorläufig zum Kammerherrn und Amtshauptmann ernannt, und bezog einen hohen Gehalt. Dafür versprach er, in vierzehn Monaten eine Universaltinktur auszuarbeiten, auch den Hofapotheker Werner seine Kunst zu lehren. Indessen wurde auch hier der Betrüger entlarvt, in Folge dessen nach dem Königsteine abgeführt, und daselbst endlich 1720 enthauptet. Vergl. Gespräch im Reiche der Todten zwischen Cajetano und Klettenberg, u. s. w. Hamburg, 1721, 4.

Vor seinem Auftreten in Sachsen schrieb er ein anonymes Buch, womit er damals Aufsehen erregte, auch wol noch jetzt gläubige Leser betrügt, betitelt: Alchymia denudata, oder das bis anhero nie recht geglaubte, durch die Erfahrung nunmehr beglaubte Wunder der Natur, Leipzig, 1713, 8. Eine zweite Ausgabe, Alchymia denudata revisa et aucta, erschien ebenda, 1769, 8.

Ein Ungenannter schrieb: Adeptus realis, d. i. Zuschrift eines wahrhaften Adepten, bestehend 1) in einer treuherzigen Meinung von allerhand Processen, 2) gründlichem Beweis, daß nicht nur ehedem ein Stein der Weisen gewesen, sondern noch bei verschiedenen Menschen gefunden wird, Leipzig, 1715, 8.

Friedrich Rothscholz, aus Schlesien, schrieb:

1) Bibliotheca chymica, oder Catalogus von chymischen Büchern, darin man alle Autores findet, die vom Stein der Weisen und Verwandlung der Metalle geschrieben haben. Samt einigen Lebensbeschreibungen berühmter Philosophen. Nürnberg, 1719, 4. Neue Ausg.: 1727, 1735, 8.

2) Chymia curiosa variis experimentis adornata. Nurenbergae, 1720, 12.

3) Theatrum chymicum, auf welchem einige der berühmtesten Philosophen und Alchemisten Schriften vorgestellt werden. Vier Theile. Nürnberg, 1728 — 1732, 8. Neue Ausg.: Frankfurt u. Leipzig, 1767 — 1772, 8.

Ein J. J. Chymiphilus schrieb: Chymische Offenbarung der wahren Weisheit, d. i. Getreue und aufrichtige Entdeckung der Materie, welche genommen werden muß, wenn man den wahren Weisenstein machen will, Nürnberg, 1720, 8.

Christian Friedrich Sendimir von Siebenstern schrieb unter dem Namen Chrysostomus Ferdinand von Sabor eine Practica naturae vera in wahrer Präparation des Lapidis universalis, Frankfurt und Leipzig, 1721, 8.; unter seinem wahren Namen aber: Helles Licht und gerader Weg zu den Naturgeheimnissen, Frankfurt und Leipzig, 1723, 4.

Johann Theodor Hensing, Professor der Chemie zu Gießen, schrieb einen Discurs vom Steine der Weisen, als Einleitung zu seinen chemischen Vorlesungen, Gießen, 1722, 8. Derselbe ist abgedruckt im Anhange zu Welling's Opus mago-cabbalisticum, Frankfurt und Leipzig, 1760, 4.

Der französische Chemiker Geoffroy der Aeltere nahm von Betrügereien, die damals in Paris vorgekommen waren, Gelegenheit zu einer Abhandlung: Des supercheries, concernant la pierre philosophale, welche in den Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Jahre 1722 abgedruckt ward. Ein zweiter Abdruck steht in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 104 — 120.

Sechzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Zweites Viertel.

Wennschon dieser Zeitraum, nicht minder reich an merkwürdigen Thatsachen, als der vorige, wiederum vornehmlich in Deutschland reges Leben zeigt, so beginnt doch diesmal die Geschichte ihren Umgang von Frankreich aus, mit einem zweiten Delisle, dem treuen Abbild des ersten.

Als der Sohn der Frau Aluys zu Cisteron herangewachsen war, übergab sie ihm, was sie sorgsam für ihn aufbewahrt hatte, eine gute Portion der rothen Tinktur, und eine größere von einem präparirten Salze, welches Delisle zur Vermehrung der ersteren gebraucht hatte. Ob dabei auch eine Anweisung zum Gebrauche beider gelegen, oder die Mutter den Sohn aus dem Gedächtnisse darin unterwiesen habe, wird nicht gemeldet. Ohne Zweifel gab sie ihm gute Lehren dazu und stellte ihm das Beispiel des Pathen zur Warnung vor; allein er zog wenig Vortheil von der Zugabe. Die Sucht, zu glänzen, versagte auch ihm den ruhigen Besitz seines Schatzes, auf dem der Fluch des Unrechts lastete. Er gefiel sich nicht lange zu Hause, und ging auf Reisen, den Adepten zu spielen.

Im Jahre 1726 kam Aluys nach Wien. Die Wiener machten ihn, wie herkömmlich, zum Edelmann, weil er viel aufgehen ließ. Dieser fremde Edelmann zog bald durch außerordentliche Leistungen die Aufmerksamkeit des höheren Pu-

blikums auf sich. Die Fürsten von Lichtenstein, Stahrenberg, und Lobkowitz, ein Graf von Dohna und andere Edle wurden einst von ihm belehrt, daß der Stein der Weisen durch ein gewisses Sal naturae leichtlich in drei Stunden bereitet werden könne. Er erbot sich, das zu beweisen, und man nahm ihn beim Wort.

Er ließ aus einer Apotheke eine Unze rohen Spießglanz und eine Unze Fliegenstein oder krystallisirten Arsenik holen. Der Spießglanz ward in einem Tiegel geschmolzen, und dann warf er den Arsenik darauf. Als beide zusammen stark rauchten, sagte er zu den Umstehenden: „Sehen Sie, wie die „giftigen Vögel davonwollen? Aber die Flügel sollen ihnen „bald verschnitten werden!“

Er nahm aus einer beinernen Büchse, die er der Wärme wegen, wie er sagte, im Beinkleide trug, etwa eine Unze eines grauen Salzes, welches er sein Sal naturae nannte, und warf es in den Tiegel. Augenblicklich legte sich das Rauchen. Er ließ den Tiegel bedeckt eine Stunde im Feuer stehen, und goß dann aus demselben ein schön rothes, durchsichtiges Glas.

Sodann ließ er einen zweiten Tiegel glühend machen, und siebzig Dukaten, die man dazu hergab, darin schmelzen. Auf das fließende Gold warf er einer Bohne groß von dem rothen Glase, nachdem er dasselbe in Wachs gewickelt hatte. Der Tiegel ward nun zugedeckt und ebenfalls eine volle Stunde im Glühfeuer gehalten. Nach deren Ablauf wurde der Inhalt ausgegossen. Es war nicht mehr Gold, sondern ein dunkelrothes Glas geworden, doch weniger durchsichtig als das erstere.

Endlich ließ er in einem dritten Tiegel zwei Pfund Quecksilber bis zum Rauchen erhitzen, trug darauf einer Bohne groß von dem verglasten Golde, welches er in Wachs gewickelt hatte, und ließ dem Tiegel eine Stunde lang das stärkste Schmelzfeuer geben. Als darauf der Tiegel ausgegossen ward, war das Quecksilber in das schönste Gold ver-

wandelt worden, welches er unter die Anwesenden zum Andenken vertheilte.

Er gab demnach zwei Pfund Gold für ein halbes Pfund, ohne dabei zu verlieren, indem er seine Tinktur mit dem empfangenen Golde augmentirt hatte. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 60. f.

Aluys wagte sich in Wien dem Herzoge von Richelieu vorzustellen, welcher damals Ambassadeur am kaiserlichen Hofe war. Er trug kein Bedenken, sich seiner Kunst zu rühmen und sie dem Herzog zu zeigen, machte ihm auch das Vergnügen, daß er mit eigner Hand tingiren konnte. Richelieu versicherte nachher den Abbé du Fresnoy, daß er selbst zweimal Gold und vielmals Silber gemacht habe. Dabei sey jede denkbare Vorsicht angewendet worden, so daß keine Täuschung möglich gewesen wäre. Vergl. L. du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 99.

Nach einem nicht sehr langen Aufenthalte in Wien wendete sich Aluys nach Böhmen, wo er ebenfalls in den Zirkeln des Adels seine Kunst producirte. Den Wißbegierigen ließ er sich bereden Processe anzugeben, die nachher nicht zutrafen. Er kaufte dort eine große Sammlung goldener Schaumünzen, welche ihm Vergnügen machten, und nahm eine Frau, die ihn fortan überall begleitete, führte auch seitdem einen Knaben mit sich. Nach einem Jahre begann ihn das Heimweh anzuwandeln. Mit seinem Gefolge verließ er Deutschland, und kehrte im Jahre 1728 nach der Provence zurück.

In seinem Geburtort Cisteron benahm er sich nicht vorsichtiger als in Deutschland. Sehr bald verlautete, welche Kunst er besitze, wodurch das Andenken an Delisle wieder aufgeregt ward. Man suchte ihn auf, wie jenen, und bewunderte ihn. Der Präsident le Bret meldete es nach Paris und ließ ihn bald darauf verhaften. Von seiner Medaillensammlung nahm man Anlaß, ihn der Falschmünzerei

zu beschuldigen, und führte ihn als Verbrecher nach Marseille ins Gefängniß ab. Indessen versprach er der Tochter des Kerkermeisters die Ehe, und so gelang es ihm 1730, durch ihre Hülfe zu entfliehen. Er kam auch glücklich mit den Seinen aus dem Reiche. Vergl. du Fresnoy, p. 100.

In demselben Jahre 1730 war er in Amsterdam; denn wiewol er sich daselbst nicht nannte, so kann doch folgende Erzählung nur auf ihn gedeutet werden, wenn man die weitere Folge vergleicht. Das Geheimthun, sonst seine Sache nicht, geboten damals die Umstände.

In einem Wirthshause ward bei Tische über Alchemie disputirt, und ein Herr von Koppenstein aus Frankfurt leugnete ihre Wahrheit in heftigen Ausdrücken. Ein junger Mann, der sich Abbé nannte, verwies dem Deutschen das Schimpfen, und erbot sich, ihn auf der Stelle vom Gegentheile zu überführen. Auf sein Verlangen ließ man für dreißig Kreuzer Blei herbeiholen und in einer Kolenpfanne schmelzen. Der Unbekannte nahm eine Dose aus der Tasche, und aus derselben etwas Pulver, anzusehen wie Spaniol. Er warf es auf das fließende Blei, welches davon zischte. Bald darauf gießt er das Metall über den Fußboden aus, und geht aus dem Zimmer, um, wie er sagt, noch etwas zu holen. Man erwartet seine Rückkehr vergebens, und erfährt endlich, daß er den Wirth bezahlt und sich entfernt habe. Das zurückgelassene gelbe Metall ward probirt und für gutes Gold erkannt. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 68.

Im folgenden Jahre 1731 kam Aluys mit seiner Gefährtin nach Brüssel, aber nicht in guten Umständen. In Brüssel lebte damals ein erfahrner Alchemist, Namens de Percel, ein Stiefbruder oder Schwager des Abbé du Fresnoy, welcher ihn Bruder nennt. Zu diesem faßte Aluys Vertrauen, und entdeckte ihm die große Verlegenheit, in welcher er sich befand. Er hatte keine Tinktur mehr! Vierzehn Unzen von seinem Salze der Natur, welches er auch Mercurius philosophorum nannte, waren der ganze Rest

von seinem Erbtheil. Zum Unglücke wußte er nicht, was mit diesem Salze ohne Tinktur anzufangen sey, wie denn Delisle das auch nicht gewußt zu haben scheint. Vergebens hatte sich Aluys schon bemüht, eine neue Tinktur daraus zu bereiten.

Er bat Herrn von Percel um Rath und Beihülfe. Lenglet rühmt, daß Percel die erbetene Hülfe gewährt habe, und mit Erfolg; indessen scheint das nur ein brüderliches Kompliment zu seyn. Er sagt auch nicht eigentlich, daß eine Tinktur daraus geworden sey, sondern ein spröder, kupferfarbener Regulus, welcher durch öfteres Umschmelzen und Versetzung mit einer Unze Silber geschmeidig genug ward. Man soll errathen, es sey wirkliches Gold daraus hervorgegangen. Die Geschichte kann von seiner Artigkeit keinen Gebrauch machen; vielmehr ist zu entnehmen, daß hier irgend ein Metallsalz zerstört und das Oxyd mühsam reducirt worden sey, womit dem Pathchen des Delisle nicht sonderlich gedient war. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist., II. p. 101.

Der Erzähler bestätigt obige Auslegung selbst, indem er hinzufügt, Aluys habe damals in Brüssel falsche Processe theuer verkauft, den guten Percel sogar zum Dank für seine Mühe bestohlen, und in Folge dieser Unbilden Brüssel 1732 heimlich verlassen müssen. Er sey darauf nach Paris gekommen, habe jedoch daselbst weder Glauben noch Unterstützung gefunden. Sodann habe er sich in den Provinzen herumgetrieben und sey verschollen. Ebenda, p. 102.

In den folgenden Jahren hatte man eine ähnliche Erscheinung an Matthieu Dammy, der sich Marquis nannte, Processe verkaufte, öfters wegen Schulden verhaftet wurde, sich aber jedes Mal durch Bezahlung wieder frei machte. Man schreibt ihm die Erfindung des künstlichen Marmors zu, welche er in Wien und Paris in Ausübung brachte. Sie mag ihm zuweilen aus der Noth geholfen haben. Im Jahre 1739 gab er zu Amsterdam Memoiren heraus, deren Glaub-

würdigkeit auf sich beruhen mag. Man hielt ihn für den Sohn eines Marmorschneiders zu Genua; indessen scheint nicht unglaublich, daß Aluys den Namen gewechselt und in Ermangelung der Tinktur sein Leben mit Bereitung des Stuckmarmors gefristet habe. Vgl. du Fresnoy, I. p. 486.

In Deutschland beginnt dieser Zeitraum mit den Exequien eines Adepten, von welchem die Welt bei Lebzeiten gar nichts wußte. Der Fall ist zwar nicht unerhört in der Geschichte, daß Adepten erst nach ihrem Tode bekannt wurden, aber doch ziemlich selten. Fast scheint es, daß das Gelübde unbedingten Verschweigens den Juden leichter werde, als den Christen; denn an Flamel's Abraham haben wir das erste Beispiel, an den beiden Hollanden, die Manche auch für Juden halten, das zweite, und Der, von welchem jetzt die Rede seyn wird, war auch ein Jude, Namens Benjamin Jesse, der lange Zeit in Hamburg wohnte und doch nicht das mindeste Aufsehen erregte. Man würde nicht einmal nach seinem Tode von ihm erfahren haben, hätte er nicht einen christlichen Erben gehabt, dessen Brief von 1730 hier im Auszuge folgt.

„Werther Freund! Sie wünschen von mir Nachricht über das Leben und den Tod meines seligen Herrn Benjamin Jesse. Er war von Geburt ein Jude, im Herzen aber ein Christ; denn er ehrte unsern Heiland. Er war ein leutseliger Mann, that Vielen wol im Stillen, und heilte Kranke, die sonst niemand heilen konnte. Als ich zehn Jahr alt war, nahm er mich aus einem Findelhause zu sich und stellte mich als Gehülfen in seinem Laboratorium an. Er ließ mich im Lateinischen, Französischen und Italiänischen unterrichten, lehrte mich auch das Hebräische. Ich diente ihm nach meinem besten Vermögen zwanzig Jahre.“

„Eines Morgens rief er mich zu sich, und sagte, er fühle, daß im achtundachtzigsten Jahre sein Lebensbalsam vertrockne und sein Ende nahe. In seinem Testament habe er zwei Vettern und mich bedacht. Es liege in seinem Bet-

stübchen auf dem Tische. Er führte mich zur Thür desselben. Das Schloß und die Fugen der Thür belegte er mit einer durchsichtigen Glasmasse, die er wie Wachs in der Hand formte, und drückte sein goldenes Petschaft auf die Masse, die sehr bald erhärtete. Die Schlüssel zu der Thür legte er in ein Kästchen, versiegelte dasselbe auf dieselbe Weise, und übergab es mir mit dem Befehl, es nur seinen Vettern Abraham und Salomon auszuhändigen, welche Beide damals in der Schweiz wohnten. Darauf ließ er sein goldenes Petschaft in eine Glasflasche mit einem klaren Wasser fallen, worin es zerging wie Eis, indem ein weißes Pulver zu Boden fiel und das Wasser sich rosenroth färbte. Die Flasche verstopfte er mit seiner Glasmasse, und trug mir auf, sie dem Vetter Abraham zuzustellen."

„Nach diesen Verrichtungen betete er auf seinen Knieen hebräische Psalmen, setzte sich in seinen Sorgenstuhl, trank etwas Malvasier, schlief sanft, und verschied nach einer Stunde in meinen Armen. Ich meldete den Vettern seinen Tod, und weit früher, als ich erwarten konnte, kamen sie Beide an. Da ich meine Verwunderung darüber äußerte, bemerkte ich in Abraham's Gesicht ein feines Lächeln; aber der Andere sah ganz ernsthaft aus."

„Am folgenden Tage nahm Abraham Jesse das Glas mit dem Wasser, und zerbrach es über einer Porcellanschüssel, um das Wasser aufzufangen. Mit diesem Wasser benetzte er die Krystallsiegel, welche davon ganz weich wurden und sich leicht abnehmen ließen. Nun schloß er das Betstübchen auf. In dessen Mitte stand ein Tisch von Ebenholz mit einer goldenen Platte. Auf demselben lagen und standen vielerlei wunderliche Bücher und Instrumente, unter anderem auch eine Büchse mit einem gewichtigen scharlachrothen Pulver, welche Abraham schmunzelnd in Verwahrung nahm, denn ihm waren alle diese Sachen im Testamente voraus vermacht."

„Vier große Kisten fanden wir mit Goldstangen angefüllt. Diese sollten die Vettern zu gleichen Theilen erben

und mir davon sechstausend Dukaten auszahlen; aber sie gaben mir doppelt so viel. Abraham verzichtete auf seine Hälfte, denn er verstand dieselbe Kunst, die mein Patron besessen hatte, und wußte wol, daß er im voraus mehr empfangen habe, als dieses alles war. Seinen Antheil bestimmte er zur Aussteuer für arme Mädchen. Da ich bis dahin hatte ledig bleiben müssen, so redeten sie mir zu, ein armes Mädchen zu heirathen, welche mir dann einen Theil von Abraham's Spende zubrachte. Salomon kehrte mit seinem Golde nach der Schweiz zurück; Abraham aber ging mit seinem Erbtheil nach Ostindien."

Diese Erzählung ist besonders darum interessant, weil sie eine deutliche Vorstellung von dem berühmten Hermetischen Siegel gibt, dessen die Alchemisten so oft gedenken. Wenn sie uns lehren, das Sigillum Hermetis sey eigentlich ein Glas, so scheint das anzudeuten, daß die Mündung des Glaskolbens zugeschmolzen werde, und das will bei Arbeiten, wo eine oft wiederholte Oeffnung in der Vorschrift liegt, durchaus nicht passen. Das Widersprechende wird aber nach dieser Beschreibung des Briefstellers wol begreiflich. Sie trägt an sich den Stempel argloser Einfalt, und verdient deshalb Glauben, wenn auch sein Name nicht genannt wird, der am Ende doch nichts zur Sache thun würde; und ob er gleich den Zusammenhang jener Wirkungen nicht kannte, so sind seine Angaben doch geeignet, auf Muthmaßungen zu führen, die unerörtert bleiben mögen, um die vorgesetzten Schranken rein historischer Behandlung nicht zu überschreiten.

Obiger Auszug enthält alles, was hier zur Sache gehört, und an dem Ausgelassenen verliert man nichts. Ohne Zweifel hatte der Adept im ersten Vorgefühl der Auflösung an die Vettern geschrieben und sie nach Hamburg beschieden. Das Erstaunen seines Hausverwalters über die ihm unerwartet schnelle Ankunft der Erben verrieth diesen die Einfalt des Gutmüthigen, und sie machten sich den Spaß, ihm die vorgefundenen Instrumente als lauter magische Wunderwerke

darzustellen. Solche Possen nochmals abdrucken zu lassen, dürfte wenig Dank verdienen. Im Jahre 1730 wurden sie von vielen Lesern noch für baren Ernst genommen, und eben darum durften spätere Gegner der Alchemie diese mit der Magie vermischen. Vergl. B. B. Petermanni Observationes medicae, Dec. II. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 298 — 306. Geistliche Fama, St. III. N. X. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 193 — 204.

Von dem Erben der Kunst, Abraham Jesse, der mit seinem Schatze Europa verließ, ist nichts weiter bekannt geworden, als daß er ledig blieb und nach einiger Zeit den ältesten Sohn des Hamburgischen Findlings an Kindes Statt annahm. Demnach wird die Kunst mit ihm nicht ausgestorben seyn, und es darf dann nicht befremden, wenn späterhin Südasien zur Geschichte der Alchemie einen Beitrag liefern sollte. Für jetzt kehren wir nach Deutschland zurück.

Ein Baron von Syberg, aus Brandenburg, zeigte sich im Jahre 1732 in seinem Vaterlande selbst als Inhaber einer Tinktur, aber freilich unter anderen Umständen, als Cajetan. Freimüthig erklärte er, daß er das Geheimniß der Tinktur nicht besitze, sondern nur damit zu experimentiren veranlaßt worden sey. Seine Darstellungen waren mithin nur Gegenstand für edlere Wißbegier und interessirten in dieser Beziehung den damaligen Beherrscher Preußen's. In Gegenwart des Königes, Friedrich Wilhelm's des Ersten, und des Kronprinzen Friedrich machte Syberg zu Wusterberg Projektion auf Quecksilber, und verwandelte zwei Loth desselben in Gold, welches nach Aussage der Sachverständigen das ungarische Gold an Feinheit übertraf. Bei dem Versuche war die zahlreiche Umgebung des Königes mit zugegen, und der König tingirte selbst, ohne daß Syberg etwas anrührte. Die Genugthuung des Monarchen war vollkommen, und er gab dem Baron ein eigenhändiges Schreiben zu seiner Empfehlung mit nach Berlin, damit ihn niemand hindere.

Vergl. Nürnberger Zeitung vom 18. Nov. 1732. v. Murr Literarische Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 107.

Syberg's Tinktur kam gewiß nicht aus Jesse's Betstübchen. Laskaris lebte wol nicht mehr. So wird glaublich, daß ein neuer Adept eben damals seine Laufbahn begonnen habe. Glaublicher noch wird das durch eine Nachricht, die wir dem Chemiker Jugel verdanken. Als derselbe im Jahre 1739 in bergmännischen Aufträgen das Fichtelgebirge bereisete, traf er zu Kornbach im Baireuthischen mit einem freundlichen Unbekannten zusammen, der sich einen Italiäner nannte. Dieser Mann verflocht ihn bald in ein chemisch-mineralogisches Gespräch, und redete als Kenner von den Erzstufen, die Jugel mitgebracht hatte. Dessen Verwunderung darüber ward noch größer, als der redselige Fremde, dem man das Vergnügen ansah, sich einmal mit einem Kunstverwandten auszusprechen, ihm offen gestand, daß die Bereitung des Steines der Weisen sein Geschäft sey. Er hatte ihn bei sich und zeigte ihn vor. Es war ein braunrother Stein. Der Besitzer war gern erbötig, eine Probe damit zu machen; aber es kam nicht dazu, weil man im Orte weder Tiegel noch Quecksilber auftreiben konnte. Vgl. Johann Gottfried Jugel's Experimentalchemie, S. 61—65.

Obige Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man damit zusammenhält, was sich fünf oder sechs Jahre später in Oesterreich mit dem Adepten Sehfeld zutrug, von dessen Leben wir freilich nur Bruchstücke kennen, weil er sich bald in die Verborgenheit zurückzog, nachdem er seine Kunst ausgewiesen hatte und in sehr mißliche Händel verwickelt worden war.

Von der Herkunft dieses merkwürdigen Mannes weiß man nur, daß er aus Oberösterreich gebürtig war. Von Jugend auf hatte er sich der Alchemie gewidmet, und, da er selbst ohne Mittel war, im Dienste einiger Liebhaber der

Kunst gearbeitet, jedoch ohne Erfolg. Sodann verließ er seine Heimath und war acht oder zehn Jahre im Auslande.

Nach seiner Rückkehr, welche 1745 oder 1746 stattfand, besuchte er das Bad zu Rodaun bei Wien. Die Nähe der Hauptstadt, die abgesonderte Lage des Badehauses in einem schönen Thale, und der Umstand, daß dieses wol eingerichtete Gasthaus wenige Wochen im Jahre besucht, außerdem aber nur von dem Eigenthümer, dem Bademeister Friedrich, mit seiner Frau und drei Töchtern bewohnt ward, bestimmten Sehfeld, es zu seinem bleibenden Aufenthalte zu wählen.

Er entdeckte sich dem Bademeister Friedrich, und gewann dessen Vertrauen dadurch, daß er in seiner Gegenwart ein Pfund Zinn in Gold verwandelte, welches Friedrich nach Wien in die Münze trug. Der Münzguardein erkannte es für das feinste Gold und bezahlte es ihm dafür. Sehfeld machte nun mit Friedrich aus, daß er bei ihm bleiben wolle, und bewilligte ihm ansehnliche Vortheile, wogegen dieser den Absatz des Goldes übernahm und Stillschweigen gelobte.

Frau und Töchter waren von der Mitwissenschaft nicht füglich auszuschließen und wurden gar bald Zeugen der Metallverwandlung. Sie waren hocherfreut über den Wolstand, welcher ihnen aus dieser Verbindung zuwuchs; nur drückte sie das Geheimniß. Man vertraute es einigen Freundinnen in Rodaun, und die Plaudersucht trug es dann weiter. Die Ortsobrigkeit erfuhr etwas davon, und überlegte, ob man den Fremden gerichtlich festzunehmen habe.

Sehfeld hatte Ursache, den gebrochenen Vertrag aufzuheben und sich zu entfernen; doch scheint es, daß ihm zu wol in dieser Umgebung gewesen sey. Um mit Sicherheit bleiben zu können, wendete er sich an Kaiser Franz den Ersten mit der Vorstellung, daß er aus Landesprodukten kostbare chemische Farben zur Versendung ins Ausland fabricire, und bat um ein Protektorium, wofür er jährlich dreißigtausend Gulden zu zahlen sich erbot.

Er

Er erhielt den Schutzbrief, welchen er der Familie zu ihrer Beruhigung vorzeigte. Das stipulirte Schutzgeld hat er in monatlichen Raten pünktlich abgetragen, so lange man ihn in Ruhe ließ. Vergnügt und sorgenlos widmete er sich nun seinem Geschäfte, und machte wöchentlich zweimal Gold, wobei Friedrich, dessen Frau und Töchter allemal gegenwärtig und behülflich waren. Von Letzteren erfuhr Justi nachher folgende besondere Umstände.

Sehfeld bediente sich nur des Zinnes zum Tingiren. Wenn es geschmolzen war, streute er ein rothes Pulver darauf. Dann erhob sich über dem Metall ein handhoher Schaum, welcher mit allerlei Farben spielte. Die Masse arbeitete so eine Viertelstunde lang; dann setzte sich der Schaum, und nun war es Gold. Diesen Erfolg hatten die Badnymphen so oft mit angesehen, daß er sie gar nicht mehr überraschte. Sie meinten, ohne ihn alles eben so gut verrichten zu können, wenn sie sein Pulver hätten. Um sich davon zu überzeugen, baten sie ihn um etwas Pulver, unter dem Vorwande, daß es ihnen zur Arznei dienen solle, wenn etwa jemand in seiner Abwesenheit erkranke. Sehfeld schien das zu glauben und gab ihnen etwas.

Als er eines Tages nach Wien gegangen war, machten sie hurtig die Probe, ließen Zinn im Tiegel schmelzen und streuten von dem empfangenen rothen Pulver darauf; aber es blieb darauf liegen, ohne einzugehen, und machte keinen Schaum, kein Gold! Sie merken, daß der Schalk sie angeführt habe, und um nicht ausgelacht zu werden, schaffen sie alles bei Seite, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Bei seiner Rückkehr tritt er in die Küche, und erräth dennoch, was geschehen, oder behauptet vielmehr, zu gewahren, was er vorausgesehen hatte. Sie gestehen endlich und schelten; er aber bleibt dabei, sie müßten es nicht recht gemacht haben. Er heißt sie in der Küche noch einmal Zinn schmelzen und bleibt in der Stube sitzen. Sie wiederholen den Versuch, der nun nach Wunsch gelingt. Seitdem bil-

deten sie sich ein, daß der Erfolg mehr von seiner Willkür, als von der Kraft des Pulvers abhänge, und das war es wol, was er haben wollte; denn daß er unterdessen das falsche Pulver mit dem ächten vertauscht haben werde, läßt sich errathen.

Die Ruhe, welche er sich durch sein Patent gesichert zu haben glaubte, dauerte doch nur einige Monate. Die Menge Goldes, welche sowol an die Münze als an Juden verkauft ward, erregte immer größeres Aufsehen. Die Kaiserin Maria Theresia, welche bekanntlich in ihren Erbstaaten das Regiment allein führte, ohne auf ihren Gemahl große Rücksicht zu nehmen, ward aufmerksam gemacht, und war nicht sehr geneigt, das vom Kaiser verliehene Protektorium anzuerkennen. Unter dem Vorwande, daß Sehfeld früherhin manche Leute mit falschen Goldprocessen hintergangen habe, beschloß man, ihn festnehmen zu lassen.

In der Nacht wurde das Badehaus von einem Kommando der Wiener Rumorwacht umringt und Sehfeld als Gefangener abgeführt. Er hatte, nach der Versicherung der Friedrichschen Familie, als er weggebracht wurde, acht Pfund Gold bei sich, von welchen in den Akten der Untersuchung nichts vorkommt. In Wien wurde der Verhaftete scharf verhört, hart bedroht, am Ende sogar unbarmherzig gegeißelt, um die Entdeckung seines Geheimnisses zu erpressen; er blieb aber standhaft, und erklärte, daß er nichts entdecken werde, wenn man ihm auch das Leben nähme.

Man fand doch gerathen, ein Aergerniß zu beseitigen, welches sehr öffentlich geworden war, und schickte ihn nach der Festung Temeswar, in der Hoffnung, durch lange und strenge Haft seinen Widerstand zu besiegen. Der Kommandant der Festung, General von Engelshofen, lernte den Gefangenen näher kennen, und sah wol ein, daß ihm großes Unrecht geschehen sey, weshalb er ihn sehr mild behandelte. Nach einem Jahre fand der General Gelegenheit, der Kaiserin persönlich vorzustellen, daß der Mann unschuldig

leide; sie achtete aber nicht darauf, und wollte nur durch die Entdeckung des Geheimnisses von Sehfeld's Redlichkeit überzeugt werden.

Kaiser Franz erfuhr bei dieser Gelegenheit soviel von dem Manne, den er für einen Farbenfabrikanten gehalten hatte, daß seine ganze Aufmerksamkeit rege ward. Man weiß, daß dieser Fürst ein großer Verehrer der Alchemie war, über welche er Aufschluß in den höheren Graden der Freimaurerei erwartete. Bei Gelegenheit einer Schweinsjagd im Rodauner Forste ließ er den Bademeister Friedrich rufen, welcher ihm die ganze Geschichte mit allen Umständen erzählen mußte.

Friedrich bezeugte freimüthig, daß er und die Seinigen die Metallverwandlung oft genug mit angesehen hätten. An Sehfeld's Kunst sey gar nicht zu zweifeln. Als der Kaiser, um noch mehr zu hören, die Aeußerung hinwarf, man habe sich doch wol betrügen lassen, brach der Bademeister in die possirliche Betheurung aus: „Majestät! Und wenn der liebe „Gott vom Himmel käme, und spräche: Friedrich! Du irrst, „Sehfeld kann kein Gold machen; so wollte ich antworten: „Du lieber Gott! Es ist doch gleichwol wahr; ich bin davon „so gewiß überzeugt, als Du mich erschaffen hast!“

Es ist zu vermuthen, daß Kaiser Franz nach dieser Abhörung seinen ganzen Einfluß angewendet habe, um seine Gemahlin zu bewegen, daß sie den Gefangenen ihm überlasse. Sehfeld wurde von der Festung entlassen und scheinbar in Freiheit gesetzt; doch gab ihm der Kaiser zwei Officiere zu, welche ihn allenthalben begleiten mußten. Man setzte voraus, daß er bei genugsamer Freiheit daran gehen werde, die Tinktur neu zu bereiten. Die beiden Gesellschafter sollten ihn beobachten und von seinem Beginnen dem Kaiser Bericht erstatten. Man wählte dazu zwei Lothringer, welche dem Monarchen von Kindheit an ergeben waren und von seiner Gnade ihr Glück erwarteten, wonach auf ihre Treue zu bauen war.

Sehfeld schien zufrieden mit dieser Wendung seines Schicksals, machte mit seinen Begleitern öftere Lustreisen, und stellte in den Zwischenzeiten interessante chemische Versuche an, deren Beschreibung dem Kaiser Vergnügen gewährte. Allein die Folge zeigte, daß dieses Benehmen nur darauf berechnet war, seine Flucht vorzubereiten, welche er mit den Begleitern verabredet hatte. Mit einmal waren alle Drei verschwunden; und da man sie schon mehrmals von ihren Ausflügen zurückkommen gesehen hatte, schöpfte man nicht eher Verdacht, als da es zu spät war, Nachricht einzuziehen, welchen Weg sie genommen. Man forschte in England, in Holland, in der Schweiz nach, ohne ihnen auf die Spur zu kommen.

Schon damals sah man dieses spurlose Verschwinden in Wien als einen triftigen Beweis an, daß Sehfeld wirklich die Kunst besitze, die man bei ihm suchte. Es war kein Leichtes, jene Männer der Diensttreue zu entfremden, und zu vermögen, daß sie ihre Stellung, ihre Aussichten, alle Familienbande und die Ehre aufopferten. Er muß sie überzeugt haben, daß er sie durch Vortheile entschädigen könne, welche in ihren Augen das alles aufwogen. Er muß auch Wort gehalten haben, so daß sie jedentheils zufrieden auseinander gingen. Wären sie von ihm betrogen worden, so würden sie lamentirt haben, und dann hätte man wol etwas von ihnen erfahren.

Diese Begebenheit würde vielleicht, wie manche ähnliche, da, wo sie sich ereignete, in Vergessenheit gekommen und für die Geschichte verloren gegangen seyn, wenn nicht Heinrich Gottlob v. Justi, ein achtungwerther Chemiker und Technolog jener Zeit, den Vorgang genau untersucht und einen Bericht darüber in seinen Chymischen Schriften, Bd. II. S. 435 — 454., mitgetheilt hätte.

Bei Sehfeld's Verhaftung waren seine Sachen in den Händen der Friedrichschen Familie geblieben. Justi suchte sie in Rodaun auf, als der Mann schon todt war; aber

Frau und Töchter waren noch anwesend und stimmten in ihren Aussagen ganz überein. Unter dem Nachlasse des Adepten fand er eine zwölf Pfund schwere Stufe Kupferlasur, mit Gelf eingesprengt, wie sie im Bannat vorzukommen pflegt. Friedrich's Erben legten auf diese Stufe einen hohen Werth, und hielten sie für das Material, aus welchem Sehfeld seine Tinktur bereitet habe. Mit Recht gab Justi wenig auf diese Nachricht. Wennschon Sehfeld diesen Frauen zu seinem Schaden zuviel vertraute, so ging doch wol die Schwäche nicht so weit, daß er ihnen die Bereitung der Tinktur gezeigt haben sollte. Im Gegentheile scheint es, daß er jene Stufe, die mit ihrem goldgetüpfelten Blau schön in die Augen fiel, als Ableiter für die weibliche Neugier aufbewahrt habe, so wie sie anfänglich dazu dienen mochte, dem Kaiser vorzuspiegeln, daß daraus eine kostbare Farbe, Ultramarin etwa, fabricirt werden solle.

Sehfeld hat sich in der Folge so weislich verborgen, daß er nicht wieder in ähnliche Gefahr kam; jedoch ist er nicht ganz verschwunden. Vielmehr sind in den nächsten Jahren zweimal deutliche Spuren von ihm aufzuweisen, die später erst bekannt wurden. Wir finden ihn zunächst in Amsterdam wieder.

Der Sohn des Apothekers Horter zu Schafhausen hatte des Vaters Geschäft erlernt und konditionirte in einer Officin zu Amsterdam. Er hatte große Neigung zur Chemie und machte in Freistunden oft Versuche im Laboratorium seines Principals. Täglich besuchte die Apotheke ein schlicht gekleideter Mann, um ein Glas Rossoli zu trinken. Eines Tages findet er den jungen Horter bei einer chemischen Arbeit, über welche er ihm guten Rath gibt, wie sie kunstmäßiger zu verrichten sey. Beide unterhalten sich einige Wochen hindurch täglich über das gemeinsame Lieblingstudium, wobei der Jüngling des Mannes Neigung mehr und mehr gewinnt.

Endlich eröffnet ihm der Fremde, daß er morgen früh nach Deutschland abreisen werde und ihn zuvor noch einmal

zu sprechen wünsche. Er bestellt ihn vor ein genanntes Thor, und verheißt, der Gang solle ihn nicht gereuen. Horter geht zur bestimmten Zeit dahin, und zu gleicher Zeit kommt der Fremde mit Postpferden angefahren. Er steigt aus, dankt dem jungen Freunde liebreich für die ihm bewiesene Gefälligkeit, und übergibt ihm ein Gläschen, voll eines dunkeln Flüssigen, mit dem Bemerken, daß er mehr als fünfzig Dukaten daraus erhalten könne, wenn er es recht gebrauche. Auch als Arznei sey der Inhalt unschätzbar. Damit umarmt er ihn und fährt ab.

Horter macht zu Hause den Versuch und findet das Elixir probat. Bald darauf kehrt er nach Schafhausen zurück. Bei einem Gastmal in der Familie fällt das Tischgespräch auf die Alchemie, und die Anwesenden stimmen einmüthig gegen die Möglichkeit der Metallveredlung. Der Neuangekommene bittet, die Herren Vettern möchten sich nicht allzusehr ereifern. Die Sache habe ihre Richtigkeit, das wolle er ihnen mit einer zum Geschenk erhaltenen Tinktur auf der Stelle beweisen. Man bringt eine Glutpfanne herbei, die vor ihn auf den Tisch gesetzt wird, und zwei Loth Blei, die er vor aller Augen in feines, probegerechtes Gold verwandelt. Der Pfarrer Bayer und viele andere Personen, welche dabei gegenwärtig gewesen, bezeugten diesen Erfolg lebenslang. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 124 — 127.

Den Wanderer, der nach Deutschland ging, finden wir zu Halle in Sachsen wieder, wo er einen höchst merkwürdigen Beweis ablegte, daß die Kunst wahr, und er ein wahrer Künstler sey, über jeden Zweifel erhaben.

Die berühmten Frankeschen Stiftungen zu Halle hatten damals (1750) schon ihren höchsten Flor erreicht. Gebäude waren zu Straßen angereiht, und umfaßten neben dem eigentlichen Waisenhause, dem Keim und Kerne des Ganzen, treffliche Schulen für alle Stände. Des Stifters und seiner Nachfolger umsichtiger Geist offenbarte

sich in einer Menge von Anstalten, welche, zweckmäßig gesondert, doch wolberechnet alle in einander griffen, und einen organischen Riesenkörper darstellten, der, beinahe selbstständig, allenfalls in einer Wüste bestehen konnte. Schon hatten die Stiftungen ihre Feld- und Gartenwirthschaft, ihre Speisehäuser, ihre Magazine für jedes Bedürfniß der Alumnen, ihre Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsammlungen, ihre Druckereien, ihre Buchhandlung, auch ihre eigne Apotheke, und diese war die vorzüglichste, frequenteste der Stadt.

In dieser Officin war damals ein Gehülfe, Namens Reussing, angestellt, welcher sich nicht begnügte, sein Geschäft mechanisch zu verrichten, sondern jede Gelegenheit benutzte, um seine chemischen Kenntnisse durch Lesen guter Schriften zu vermehren. Sein verständiges Benehmen zog einen Fremden an, welcher oft in die Apotheke kam, dieses und jenes zu kaufen. Man darf glauben, daß er des Kaufs nicht sehr bedürftig war, weil er die empfangenen Tuten meistens auf der Straße wegwarf, und die Waisenknaben den Fund wol öfters wieder hereinbrachten. Nicht materieller Bedarf, sondern geistiges Bedürfniß der Unterhaltung mit Kunstverwandten scheint ihn hier zum Einkaufe veranlaßt zu haben, so wie er sich in Amsterdam als einen Liebhaber des Rossoli kund gab. Er wählte vornehmlich diejenigen Stunden, da sonst eben niemand in der Apotheke zusprach, und knüpfte dann gern ein Gespräch an den Kauf, am liebsten mit dem unterrichteten Reussing.

An einem Sonntage saß Reussing ganz allein in der Apotheke, vertieft im Lesen, als derselbe Fremde hereintrat, unbemerkt ihm nahte, und fragte, was denn seine Aufmerksamkeit so gewaltig fessele. Der Ueberraschte entschuldigte sich, und zeigte ihm ein alchemistisches Buch, mit der Bemerkung, es sey kein Wunder, wenn man beim Lesen der Alchemisten weder höre noch sehe. Sie schrieben ja so dunkel und verworren, daß man keinen gesunden Verstand heraus-

bringen könne. Solche Leute hätten ohne Zweifel besser gethan, gar nicht zu schreiben.

Diese Aeußerung des Unwillens hört der Unbekannte mit Gelassenheit an und sucht den jungen Freund zu besänftigen. Jene ehrlichen Leute, sagt er, verdienten nicht, geschmäht zu werden. Viele von ihnen wären so aufrichtig gewesen, als in dieser Sache nur irgend erlaubt sey; ja: Einige hätten mehr gesagt, als sie verantworten könnten. Es käme nur darauf an, daß dem Leser die Augen geöffnet würden, und die Arbeit sey weder schwierig noch kostspielig. Damit bricht er ab, ladet aber den Gehülfen ein, ihn zu besuchen, um ohne Störung mehr von der Sache zu sprechen, und zeigt ihm seine Wohnung an.

Begierig nach weiteren Aufschlüssen benutzt Reussing denselben Sonntag zu dem Besuche und erfragt seinen Mann im Hause des Sägeschmieds Wegner in der Clausstraße. Er findet ihn in seinem Zimmer unter Gläsern und Scheidekolben, deren einige ein blutrothes Fluidum enthalten. Unter anderem steht auf dem Tische eine Büchse von Elfenbein. Indem Reussing sie aufhebt, bezeigt er seine Verwunderung über ihr unerwartetes Gewicht, indem nach seiner Schätzung massives Blei kaum hätte so schwer seyn können.

„Gut," sagt der Wirth, „daß Ihnen diese Büchse „in die Hand fällt. Sie enthält ein Gradirglas, womit „ich einen Versuch anzustellen wünschte; aber ich habe keine „Gelegenheit dazu, wie Sie sehen. Sie haben ja ein La„boratorium bei der Apotheke, und könnten mir die Gefäl„ligkeit erzeigen, es zu prüfen. Gelegentlich geben Sie mir „dann Nachricht von dem Ausfalle."

Die Büchse barg ein graues, nicht glänzendes Pulver. Von diesem nimmt er mit einem goldenen Löffelchen von der Größe eines Ohrlöffels soviel, als den dritten Theil der Höhlung ausmacht. Die Einwendung des Apothekers, das sey zu wenig zu einem Versuch mit einem Gradirglas, nimmt er übel, und eifert, es sey noch viel zu viel! Er schüttet den

größeren Theil wieder in die Büchse, wischt einige Stäubchen, die im Löffel hängen bleiben, mit Baumwolle ab, und wickelt die Baumwolle in Papier. Das gibt er dem verblüfften Gaste mit der Anweisung, Silber zu schmelzen, das Papier auf das fließende Silber zu werfen, und dieses nachher auszugießen.

Gedankenvoll über die sibyllinische Verringerung der Gabe kommt Reussing nach Hause, macht spät am Abend noch, sobald er allein ist, Feuer unter den Schmelzofen, läßt einen dritthalb Loth schweren Löffel von zwölflöthigem Silber schmelzen, und wirft das erhaltene Papier darauf. Das Metall fängt an zu schäumen und mit blutrothen Blasen aufzuwallen, als wenn es überlaufen wollte. Das Feuer um den Tiegel spielt in allen Farben des Regenbogens. Nach einer Viertelstunde setzt sich der Schaum, und das Metall treibt mit hellem Spiegel. Nun gießt er aus und erkennt schon bei Licht ein gelbes Metall.

Des anderen Tages am frühen Morgen untersucht er sein nächtliches Werk. Er findet ein schweres, biegsames und sehr geschmeidiges Metall von ausnehmend hoher Goldfarbe, auf dessen Oberfläche sternförmige Krystalle eines rubinrothen Glases ausgestreut liegen. Er streicht mit dem Metall auf dem Probirstein an. Der Strich wird vom Scheidewasser nicht angegriffen, vom Königswasser aber weggenommen, welches ihn überzeugt, er habe nicht mehr Silber, sondern wahres Gold. Er wägt es und findet es mit Erstaunen drei Loth schwer.

Voll der Freude läuft Reussing nach Wegner's Hause, um seinen Bericht abzustatten, und findet des Fremden Stube unverschlossen, aber leer. Die Gläser liegen zerbrochen umher. Der Adept hatte Geld auf den Tisch gezählt, soviel er dem Hauswirthe schuldig war, und sich ohne Abschied entfernt. Nie hat man in Halle ihn wiedergesehen, auch wußte man nicht, wie er heiße. Aber sein Name war im Tiegel zu lesen, in dem blutrothen Schäumen, woran Sehfeld's

Tinktur leicht wieder erkannt wird. Man erkennt ihn auch an der ängstlichen Vorsicht, mit welcher er, gewitzigt durch seine Wiener Erfahrungen, ähnliche zu vermeiden bemüht war. Er liebte Reussing wie Horter, und wünschte Beide zu belehren; aber er wagte es zu Amsterdam nur im Vorbeifahren, und aus Halle floh er in der Nacht, da noch der Tiegel rauchte.

Reussing geht nach der Ulrichsstraße zu dem Goldarbeiter Lemmerich, welcher damals in seiner Kunst vor Anderen ausgezeichnet war, und zeigt ihm sein Metall. Nach einiger Prüfung erklärt Lemmerich, das sey das beste Gold, welches er jemals gesehen, aber zuverlässig kein natürliches Gold. Er wisse wol, wie das reinste Scheidegold in Masse sich ausnehme; aber mit diesem sey es nicht zu vergleichen. Er verlange übrigens nicht zu wissen, woher es komme, wolle es aber jederzeit gern bezahlen. Die drei Loth behielt er für sechsunddreißig Reichsthaler, und munterte den Verkäufer auf, bald wieder zu kommen. Mit besonderem Wolgefallen betrachtete er die rothen Sternchen, welche dem Erfahrnen noch einigen Zuwachs versprechen mochten. Wahrscheinlich hatte er schon dergleichen Gold aus der ersten Hand gekauft.

Diese Hallesche Transmutation liefert unstreitig einen der wichtigsten Beweise für die Wahrheit der Alchemie. Nichts ist da mit einigem Erfolg in Zweifel zu stellen. Da ist kein Anschein von Täuschung oder Betrug. Der Adept gibt das Mittel zur Belehrung seinem jungen Freunde aus reiner Zuneigung, ohne irgend eine andere denkbare Absicht, mit großer Aufopferung sogar; denn er glaubte seinen ruhigen Aufenthalt im Augenblicke der Gewährung aufgeben zu müssen. Der junge Mann arbeitete ganz allein, und an einem Orte, wohin der Adept nie gekommen war, wobei von Unterschiebung des Goldes die Rede nicht seyn kann. Reussing hatte, wie man sieht, die erforderlichen Vorkenntnisse zur Beurtheilung und beobachtete gut. Die Erklärung,

und mehr noch die Kauflust des erfahrnen Goldarbeiters drückt endlich das Siegel der Beglaubigung auf diese Thatsache. Wenn man dennoch zweifeln will, so kann es nur in so fern stattfinden, daß man annimmt, Reussing habe die ganze Geschichte rein ersonnen, und das ist nach den hier nachfolgend angegebenen Umständen nicht denkbar.

Die erste Bekanntmachung des Vorfalles findet sich im ersten Bande der Beiträge zur Beförderung der Naturkunde, Halle, 1774, 8., S. 81—112. Sie ist mehrmals gleichlautend abgedruckt worden, namentlich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 390 — 430., und in Wiegleb's Historisch-kritischer Untersuchung der Alchemie, S. 322—336. Sie weicht von der hier gegebenen Erzählung nur darin ab, daß ich sie theils mehr zusammendrängte, theils die dort verschwiegenen Namen und manche nicht ganz unwichtige Umstände einschaltete, welche mir durch mündliche Ueberlieferung bekannt wurden. Darüber bin ich Rechenschaft zu geben schuldig, und dabei wird zugleich die Befähigung des ersten Erzählers ins Licht treten.

Der ungenannte Verfasser und Herausgeber jener Beiträge war der Kriegs- und Domainenrath Dr. von Leysser, Berg- und Salinendirektor des Saalkreises, Direktor der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in allen Zweigen der Naturkunde, den der große Linné hochschätzte, wie seine Briefe an ihn beurkunden. Seine Flora Halensis hat ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Botanikern erworben. Nicht minder war er ein guter Zoolog und Mineralog, wovon jene Beiträge Zeugniß geben. Chemie und Metallurgie beschäftigten ihn vorzugweise in den mittleren Jahren, da er an der Universität über beide mit Beifall Vorlesungen hielt.

Leysser hatte seine Nachrichten von jener Transmutation in der Officin des Waisenhauses aus der allerersten Hand, nämlich von Reussing selbst, welcher sich einige Jahre nach

jenem Ereigniß als Apotheker zu Löbegün im Saalkreise, vier Stunden von Halle, niedergelassen hatte. Reussing's Tochter ward Leysser's Gattin. Reussing war ein stiller, anspruchloser Mann, und vermied sorgfältig, mit dem erlebten Vorfall Aufsehen zu erregen; aber dem Schwiegersohne vertraute er die Sache mit allen Umständen, und wenn sie zusammenkamen, war jene Begebenheit fast immer Gegenstand der Unterhaltung.

Mir selbst war Leysser väterlicher Freund. Ihm brachte ich die naturhistorische Ausbeute meiner Exkursionen, und empfing seine Belehrungen darüber. In seiner Bibliothek, die mir täglich offen stand, lernte ich studiren. Ich gestehe, daß ich damals ihn verkannte. Gren, dessen Vorlesungen ich über alles schätzte, sprach über die Alchemie schroff ab, und äußerte sich über gewisse Vorgänge mit leicht verhüllter Ironie. Die Ansicht des großen Chemikers bestimmte mich, zu glauben, Leysser sey in einem veralteten Wahn befangen. Wenn dieser oft im vertraulichen Gespräch von Reussing's Gold erzählte, hörte ich ihm mit der Gefälligkeit des Verpflichteten zu, widersprach nicht, und glaubte nicht. Solcher Falschheit bekenne ich mich schuldig, und wenn ich den Wolthäter dort wiedersehe, will ich sie ihm abbitten.

Wiegleb hat sich in seiner Untersuchung, S. 336 — 350., bemüht, Leysser's Erzählung zweifelhaft zu machen, aber mit schwächlichen Gründen, wie er denn mit mehren historischen Zeugnissen sehr unkritisch umspringt. Er stellt den Herausgeber der Beiträge, den er nicht kannte, als einen Neuling dar, „der wol künftig anders denken dürfte", und doch ist er nicht im Stande, Blößen aufzudecken, muß vielmehr den Naturforscher anerkennen. Er möchte ihn als Erdichter verdächtig machen, und legt großes Gewicht darauf, daß die Namen der handelnden Personen und die Lokalumstände nicht angegeben sind, die Leysser zu verschweigen dem Schwiegervater gelobt hatte. Wiegleb findet, daß die beschriebenen Erscheinungen große Aehnlichkeit mit denen hät-

ten, welche in den Erzählungen von Helvetius und Bötticher vorkommen. Eben diese Uebereinstimmung, welche geeignet ist, den Glauben zu bestärken, will er als Zeichen der Unwahrheit angesehen wissen!

Endlich erklärt Wiegleb die Erzählung deshalb geradezu für ein Mährchen, weil aus dritthalb Loth zwölflöthigen Silbers drei Loth Gold geworden seyn sollen. Das ist unter seinen Gründen der einzige scheinbare, und doch ist er nicht überzeugend. Jedenfalls war die Folgerung ungerecht, der Apotheker müsse gelogen haben. Man könnte die Gewichtvermehrung bezweifeln, ohne wissentliche Unwahrheit anzunehmen. Da der Adept kein Gewicht des Silbers vorgeschrieben hatte, so dürfte man glauben, Reussing habe seinen Löffel vor der Projektion nicht gewogen, sondern erst hinterher sein Gewicht nach einem anderen vorräthigen geschätzt, welcher leicht um ein halbes Loth mehr abgenutzt seyn konnte. Dann hätte er hierin geirrt, und in der Hauptsache doch wahr geredet.

Uebrigens wage ich nicht, die Möglichkeit einer solchen Gewichtvermehrung zu leugnen, da in anderen Fällen, z. B. bei Schmolz und Stahl, etwas Aehnliches angemerkt worden ist. Wiegleb geht zu weit, wenn er behauptet, daß die Metalle nur durch Verkalkung am Gewichte zunehmen könnten. Freilich ist unter dem Zutritte der Luft Oxydation die gewöhnliche Ursache der Gewichtzunahme; aber wie, wenn unter gewissen seltenen Umständen die Metalle eben so, wie sie das Sauerstoffgas beim Verbrennen zersetzen, das Stickstoffgas zersetzen und sich azotiren könnten? Würde dann nicht eine dreimal so große Gewichtzunahme, als die Oxydation gewährt, begreiflich seyn?

Warum Leysser dem Gegner nicht antwortete? Der kenntnißreiche Mann war ängstlich bescheiden. Da er als Bergbeamter sich mit den Geschäften befassen mußte, blieb ihm wenig Muße zum Fortschreiten in der Theorie, namentlich in der Chemie, die eben damals lebhaften Aufschwung

nahm, und eine neue Terminologie erhielt, welche ihn von Tag zu Tage mehr abschreckte. In den Mauern einer Universitätstadt, und Professoren gegenüber, die großen Ruf erlangten, war es für den Praktiker doppelt mißlich, sich für eine vom Katheder herab verpönte Sache in Streit einzulassen. Darum ließ er, wenngleich dem Wiegleb wol gewachsen, dennoch den Fehdehandschuh liegen, und hüllte sich nur tiefer in den Mantel der Anonymität.

Der Nürnbergische Gelehrte v. Murr wünschte von Reussing's Geschichte die näheren Umstände zu erfahren, um sie bekannt zu machen, und schrieb an den Herausgeber der Beiträge, über welchen er die irrige Nachricht erhalten hatte, daß er Keysser heiße. Leysser lehnte die Bitte, deren Absicht er ahnte, höflich ab; und da es ihm zur Behauptung des Inkognito dienlich schien, unterschrieb er das Antwortschreiben selbst mit dem ihm angedichteten Namen Keysser. Murr ist demnach unschuldig daran, daß er in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 122. und 124., der gelehrten Welt eine Unwahrheit statt eines neuen literarischen Aufschlusses zum Besten gibt.

Die Literatur der Alchemie ist in diesem Zeitraume minder reich als in den früheren. Die bekannt gewordenen Betrügereien der falschen Propheten, Cajetan's, Klettenberg's, u. s. w., wirkten weit mehr auf die öffentliche Meinung, als die Leistungen der wahren, die nicht so bekannt wurden, und damit verminderte sich die Nachfrage nach Schriften. Wol finden sich noch tüchtige Vertheidiger der Alchemie; aber sie bargen sich unter Pluto's Helm, als unsichtbare Kämpfer, was der Sache ein lichtscheues Ansehen gab und ihrem Bemühen nicht günstig war.

Eduard Plusius schrieb einen „Spiegel der heu„tigen Alchemie, d. i. Wolgegründeter Bericht, was von der „Goldmacherkunst zu halten sey", Görlitz und Budissin, 1725, 8.

Johann Georg Gerhard schrieb eine Abhandlung vom Zinnoberwasser, zum Beweise der Möglichkeit einer Metallverbesserung. Sie ist abgedruckt in der Sammlung von Natur-, Kunst- und Literaturgeschichten, Breslau, 1726, 8.

Ein würtembergscher Anonymus schrieb die „Edelgebohrene Jungfrau Alchymia, oder Eine durch „Rationes, viele Exempla und Experimenta abgehandelte „Untersuchung, was von der Alchymia zu halten und vor „Nutzen daraus zu schöpfen sey. Nebst einem Zusatz von „der Medicina universali, Universalproceß und einigen „Kunststücken aus der Alchymie", Tübingen, 1730, 8.

Der Verfasser gibt seinen Namen unter der Vorrede durch die Devise: Victrix Fortunae SaPientia, zu erkennen, woraus die Anfangbuchstaben V. F. S. P. zu entnehmen wären; er ist aber doch nicht bekannt geworden. Der übel gewählte, etwas lächerliche Titel hat dem Buche Schaden gethan, und daher ist es von den Gelehrten weniger benutzt worden, als es in der That verdient.

Es zerfällt, ohne die Anhänge, in fünf Kapitel, als: 1) Ob die Verwandlung der Metalle möglich sey? 2) Ob sie irgendwo wirklich geschehen sey? 3) Ob man einige Experimenta habe, aus welchen sie könne abgenommen werden? 4) Was von der Medicina universali, dem Auro potabili und dergl. zu halten sey? 5) Ob die Alchymie Jemanden, und besonders großen Herren zu rathen sey?

Das zweite Kapitel enthält viele Materialien zur Geschichte der Alchemie, mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragen, welche freilich so, wie sie durcheinander geworfen sind, größtentheils ihre Wirkung verfehlen, durch chronologische Anordnung aber wol historische Beziehung annehmen.

Christoph Pflug schrieb: Lapis philosophorum non ens, oder Kurzer Bericht, daß der Stein der Weisen nie gewesen, noch wirklich ist, Schneeberg, 1732, 8.

Anton Otto Gölicke schrieb: De Chrysopoeiae vanitate, Francofurti, 1732, 4.

Christoph Heinrich Keil schrieb ein Philosophisches Handbüchlein, Leipzig und Hof, 1736, 8.

J. S. N. schrieb: Das güldene Vließ, oder Allerhöchster Schatz der Weisen, Leipzig, 1736, 8.

Ein Ungenannter schrieb: Urim et Thumim Mosis, des großen Propheten und Heerführers Handleitung zum Weisenstein, Nürnberg, 1737, 8.

Johann Christoph Kunst schrieb eine Dissertatio De menstruo metallorum universali, Halae, 1737, 8.

Johann Konrad Kreiling, Professor der Chemie zu Tübingen, den man vielleicht als den Verfasser der Edelgebohrenen Jungfrau ansprechen dürfte, schrieb zur Ehrenrettung der Alchemie vier Dissertationen: De aureo vellere vel possibilitate transmutationis metallorum, Tubingae, 1737 — 1739, 4.

Ein Ungenannter schrieb: Mysterium magnum, oder Der durch die Gnade Gottes gefundene Weg, den Lapidem philosophorum zu bereiten, 1739, 8.

Ein Anderer schrieb unter dem angenommenen Namen Hermann Fiktuld folgende drei Abhandlungen:

1) Der längst gewünschte und versprochene chemisch-philosophische Probirstein, auf welchem sowol die Schriften der wahren Adepten, als auch der betrüglichen Sophisten geprüft werden. Dresden, 1740, 8. Neue Ausg.: 1762 und 1784, 8.
2) Azot Ignis et vellus aureum. Lipsiae, 1749, 8.
3) Victoria hermetica. Lipsiae, 1750, 8.

Dr. Rudolph Johann Friedrich Schmid schrieb ein Enchiridion alchymico-physicum, sive Disquisitio de menstruis universalibus, vel liquoribus Alcahestinis philosophorum, illorum aeque ac tincturae et lapidis philosophorum distinctam cognitionem generatim suppeditans. In philochymicorum gratiam non minus ac pyrosophiae secretioris incrementum adornatum atque editum, Jenae, 1740, 8.

Jean Mauguin de Richebourg veranstaltete eine neue Sammlung der Alchemisten in französischer Sprache, unter dem Titel:

Bibliothéque des philosophes chimiques, nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée, avec des figures et des notes, par M. J. M. d. R., T. I. — III. à Paris, 1741, 12. Drei andere Bände sollten nachfolgen; indessen scheint es, daß sie nicht abgedruckt worden sind.

Der Abbé Nicolas Lenglet du Fresnoy, geboren 1674, gestorben 1755, ein bekannter Historiker, unternahm noch in einem Alter von 68 Jahren die Bearbeitung der Geschichte und Literatur der Alchemie. Sie erschien ohne seinen Namen unter dem Titel: Histoire de la philosophie hermétique, accompagnée d'un Catalogue raisonné des Ecrivains de cette science, T. I. — III., à la Haye, 1742, 8. Eine zweite, unveränderte, Ausgabe erschien zu Paris, 1744, 8.

Der erste Band enthält den größten Theil der eigentlichen Geschichte, vom Hermes an bis auf die Zeit des Verfassers, nebst einer Zeittafel der Alchemisten. Der zweite Band liefert eine Sammlung von Thatsachen zum Beweise der Wahrheit der Alchemie, von Arnold von Villanova an bis auf Delisle und Aluys. Den größeren Theil dieses Bandes nimmt eine neu korrigirte Ausgabe der Schriften des Philaletha ein, welche in lateinischem und französischem Texte abgedruckt und mit kritischen Bemerkungen begleitet sind. Der dritte Band enthält die Literatur des Faches in alphabetischer Anordnung, überhaupt 947 Autoren.

Nach einem so umfassenden Plane hatte noch kein Früherer diese Geschichte bearbeitet, und du Fresnoy war der Mann zu einer solchen Unternehmung. Er hat in der damals möglichen Vollständigkeit, so wie in kritischer Beleuchtung dunkler Partieen sehr viel geleistet. Er würde bei diesem Talent für die Darstellung noch weit mehr geleistet ha-

ben, wenn er mit sich selbst einig gewesen wäre. Hatte er die Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie, so ging ihm der Muth ab, sie zu bekennen. In diesem Zwiespalt quält er sich durch alle Theile mit der Besorgniß, ausgelacht zu werden. Oft begeistert ihn die Sache, und er ist in gutem Zuge, sein Credo auszurufen; aber dann hält er inne, schiebt eine Phrase des Spottes ein, und bemitleidet die Alchemisten, damit ja niemand auf den Gedanken komme, er glaube daran.

Mag. Georg Wilhelm Wegner, Lehrer in Berlin, schrieb unter dem Namen Thersander seinen „Adeptus „ineptus, oder Entdeckung der falsch berühmten Kunst, Al„chymie genannt", Berlin, 1744, 8. Der Verfasser ist ein entschiedener Leugner, und erzählt viele Adeptengeschichten, um ihre Unwahrheit darzuthun. Zu diesem Ende entstellt er die Thatsachen durch Weglassung bekannter Umstände, womit der Wahrheit nicht gedient ist.

Johann Gottfried Jugel, preußischer Bergrath, schrieb: Die Scheidung der vier Elemente aus dem Chaos, Berlin, 1744, 8.

Joachim Philander, ein Pseudonymus, schrieb ein „Goldenes Kalb", Hamburg, 1745, 8.

Aloysius Wiener Edler von Sonnenfels gab heraus: Splendor Lucis, oder Glanz des Lichts, Wien, 1747, 8.

Johann Böhm gab eine „Kurze und deutliche Beschreibung des Steines der Weisen", Amsterdam, 1747, 8.

Georg Wagenkreuz schrieb: Von der Universaltinktur, Frankfurt, 1749, 8.

Ein Ungenannter schrieb: Das königliche Wunderbad, oder Gedanken von dem Steine der Weisen, Erlangen, 1750, 8.

Siebzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Drittes Viertel.

Um die Mitte des Jahrhundertes gewann es den Anschein, als ob das, was die Alchemisten ein Opus mulierum nennen, in der That zur Frauenarbeit werden solle. Die Schwestern zu Rodaun hatten schon einige Fortschritte in der Alchemie gemacht. Da war auch eine Frau von Grabau zu Eberstadt, welche mit Adepten in Verkehr stand. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 122. Es zeigten sich sogar Adeptinnen, und beide Augen Germanien's, Berlin und Wien, waren auf solche gerichtet.

Der Heros Preußen's, Friedrich der Zweite, spottete gern über die Alchemie, und das mit Fug; denn er hatte das Stimmrecht mit Erfahrungen erworben und sich etwas kosten lassen. Im Jahre 1751 kam eine Frau von Pfuel aus Sachsen mit zwei sehr schönen Töchtern nach Potsdam. Fredersdorf empfahl sie dem Könige als ungemein kunstfertige Alchemistinnen, denen es ein Leichtes sey, dem Golde die Seele auszuziehen. Um eine etwas bedeutende Seele zu gewinnen, wurden zehntausend Thaler darauf verwendet. Diese Seele präsentirte sich beinahe wie die menschliche im Orbis pictus, in lauter winzig-kleinen Körnchen, die unter dem Vergrößerungglase wie Rubine aussahen. Mit dem abgelegten Leichnam des Goldes ging natürlich etwas am Gewicht verloren. Der Abgang betrug von fünfzig Dukaten

sechs, und das war allerdings lehrreich, auch noch ziemlich billig. Ein weiterer Erfolg wird nicht gemeldet, und so scheint es, man habe mit dem anmuthig besetzten Laboratorium noch etwas anderes erzielen wollen, was vielleicht weniger möglich war, als Gold machen. Vergl. Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Großen, Bd. I. S. 126.

Im Jahre 1752 kam eine Frau von Regensburg nach Wien, welche den Liebhabern der Alchemie einen Partikularproceß verkaufte und damit zwanzigtausend Gulden erwarb. Nach ihrer Vorschrift versetzte man zum Anfang Eine Mark Silber mit vier Loth Gold, und erhielt, nach Abzug dieses Goldes, am Ende noch sechs Dukaten Ueberschuß. Zu diesem Ende sublimirte man Quecksilber mit gewissen Salzen siebenmal, indem man jedes Mal den Sublimat mit dem Rückstande wieder zusammenrieb. Zum achten Mal ging nichts mehr über, die ganze Masse floß aber in der Hitze wie Wachs, und erstarrte beim Erkalten zu einem schweren, grünlichen Glase. Mit vier Loth dieses Glases wurde das zuvor gekörnte Goldsilber unter einer Decke von Schmelzglas geschmolzen. Dann löste man das Silber in Scheidewasser. Das zu Boden fallende Gold wurde mit einer neuen Mark Silber zusammengeschmolzen und diese dann wie zuvor bearbeitet. Dasselbe Verfahren wiederholte man noch mehrmals; denn jede Wiederholung gab einen neuen Zuwachs an Gold. Der letzte Goldniederschlag wurde endlich durch Spießglanz gegossen.

Dieser Proceß hatte wol seinen Grund, nur so nicht, wie die Käufer meinten. Da jedes Silber güldisch ist, und eingeschmolzenes Silberwerk vor anderem, wegen der etwa mit eingeschmolzenen Vergoldung, so konnte man wol aus fünf bis sechs Mark Silber nach und nach einige Quentchen Gold mehr erhalten, als man zusetzte. Der Goldzusatz beförderte freilich die Ausscheidung durch Adhäsion der ähnlichen Theile; aber des Quecksilberglases bedurfte es dazu

gar nicht, als nur, um der Sache ein alchemistisches Ansehen zu geben. Wenn man die Arbeit und die Kosten des Schmelzens, des Auflösens, der Wiederherstellung des Silbers u. s. w. zusammenrechnete, so hatte man nichts gewonnen. Die Regensburgerin gewann allein und bewies damit wenigstens relativ die Richtigkeit ihres Processes. Vgl. v. Justi Chymische Schriften, Bd. II. S. 421—426.

Bald hernach begab sich aber in den Rheinlanden Manches, was mehr auf Ernst deutet. Dort wanderte wieder ein wirklicher Besitzer der Tinktur, und zwar ein junger, nicht Sehfeld mehr. Schwerlich war er Autodidakt, vielleicht der Erbe eines solchen, und wahrscheinlich nicht einmal ein rechtmäßiger; denn offenbar ward er zu früh begabt, um das Hehre nicht muthwillig preiszugeben.

Im Jahre 1755 besuchte dieser Adeptulus, damals ein Zwanziger, den Oberlandkommissar Güldenfalk zu Homburg vor der Höhe. In dessen Hause, und im Beiseyn des fürstlichen Kammerdieners Pauli, ließ der junge Mann zwei Loth Blei schmelzen, warf darauf ein rothes Pulver, eines Hirsekorns groß, in Papier gewickelt, und deckte den Tiegel mit einem Ziegelscherben zu. Es entstand darin ein Poltern, Zischen und Platzen. Als es ruhig ward, goß er den Tiegel über den steinernen Fußboden aus. Das erhaltene Gold wurde einem Goldarbeiter übergeben. Es war überladen, und darum spröde, ward aber vortrefflich, als man es mit Silber versetzte. Man ließ davon Ringe und Knöpfe machen, die zum Andenken aufgehoben wurden. Güldenfalk ist ein sehr glaubwürdiger Zeuge. Diese Transmutation, die ihn selbst von der Wahrheit der Alchemie überzeugte, ermuthigte ihn auch, als Vertheidiger derselben öffentlich aufzutreten. Vergl. Dessen Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 120.

Im Jahre 1758 wohnte ein junger Adept, und ebenderselbe, wie es scheint, unter dem Namen Focet bei einem Bürger in Frankfurt am Main, Namens Betsch.

Bei Gelegenheit eines Ausfluges, den er machte, gab er seinem Wirthe eine Flasche mit einem dunkelrothen, schweren Liquor aufzuheben. Als er sie von ihm zurücknahm, dankte er ihm für einen großen Dienst, den er ihm erwiesen; denn der Inhalt der Flasche sey wenigstens zweimalhunderttausend Gulden werth. Der Wirth erschrak, und fragte, was er nun hätte machen wollen, wenn die Flasche, deren Bedeutung er nicht gewußt, zufällig zerbrochen worden wäre. — Ei, dann wäre in vierzehn Tagen der Schade zu ersetzen gewesen! war die Antwort. Betsch erzählte das einigen Bekannten. Bald darauf kam ein Kommando Stadtsoldaten und fragte nach Herrn Focet; er war aber schon abgereiset. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 77.

Im Jahre 1760 trat ein Fremder in eine Materialhandlung zu Mainz und forderte ein Pfund Quecksilber. Der vorwitzige Lehrling fragt, was er damit machen wolle, und erhält die trockene Antwort, das gehe ihn nicht an. Der Diener verweiset dem Lehrling seine Unbescheidenheit und bezeigt dem Fremden desto mehr Achtung. Dadurch erheitert eröffnet Dieser ihm nun freiwillig, daß er das Quecksilber in Silber verwandle, dergleichen er an seinem Degenknopfe vorzeigt. Der Lehrling lacht darüber laut auf; der Diener aber betrachtet den Gast nun mit noch größerem Respekt und gewinnt ihn damit ganz. Er bittet um die Gnade, ein solches Wunder mit ansehen zu dürfen, und erhält die Erlaubniß.

Zur anberaumten Zeit erfragt der Diener seinen Mann im Kranich N. 7., und bringt, wie verabredet, einen Tiegel und ein halbes Pfund Quecksilber mit. Man erhitzt es bis zum Rauchen. Der Fremde bringt eine Flasche mit einem schweren, blaugefärbten Liquor zum Vorschein, und der Diener läßt auf sein Geheiß einige Tropfen auf das Quecksilber fallen. Bald darauf gießt man den Tiegel über den Fußboden aus. Es war zum feinsten Silber geworden, welches der Kaufmannsdiener zum Geschenk erhielt. Der Unbekannte

versprach, ihm den folgenden Tag auch die Verwandlung in Gold zu zeigen, wenn er bis dahin schweigen könne, war aber, als dieser sich einstellte, schon abgereist. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 22.

Ein Solcher, und ohne Zweifel derselbe Offenherzige, ward in demselben Jahre 1760 an vielen Orten der Rhein- und Maingegenden gesehen, nannte sich bald Lange, bald Linter, heimsuchte Alle, die als Liebhaber der Alchemie bekannt waren, und machte zahreiche Projektionen. Er hieß so wenig Lange als Linter und Focet, sondern wechselte von Ort zu Ort mit dem Namen, um den Folgen seiner unvorsichtigen Prahlerei zu entgehen. Ebenderselbe findet sich endlich im folgenden Jahre zu Coblenz, wo er sich arg verwickelte, und in peinliche Untersuchung gerieth, bei welcher sein wahrer Name an den Tag kam. Er hieß demnach eigentlich Johann Georg Stahl, und war gebürtig aus dem Dorfe Bielikheim bei Montabaur. Die Identität der Person unter den genannten Namen bezeugt nach eingezogenen Erkundigungen Güldenfalk, in seiner Sammlung, S. 224.

Am fünften Junius 1761 ward dem kurtrierschen Münzdirektor zu Coblenz, Hofrath von Meidinger, ein Silberzahn von beinahe sechs Loth Gewicht gebracht, und angefragt, wieviel man für den Centner davon geben wolle. Meidinger ließ den Anfrager zu sich entbieten, um selbst mit ihm zu reden; unterdessen ward aber der Silberzahn probirt, welcher 9 Loth 5 Grän hielt.

Stahl erschien darauf in einem ärmlichen Aufzuge und mit merklicher Aengstlichkeit; doch faßte er sich, und fragte, ob sein Silber nicht gut sey. Als ihm der Probirschein vorgezeigt ward, bemerkte er, daß er das Silber für feiner gehalten habe; doch sey daran nicht gelegen, und er könne es auch feiner machen. Auf die Frage, ob er es denn selbst mache, erwiederte er höhnisch, das sey seine geringste Kunst. Er könne auch Gold machen, aus Silber und aus Kupfer.

Die Zweifel des Direktors verdrossen ihn, und er erbot sich auf der Stelle zur Probe.

Als Meidinger im ferneren Gespräche wolwollend nach seinen Umständen forschte, fing er bitterlich an zu weinen, und klagte, er sey ein unglücklicher Mensch, und könne, bei seiner Kunst, Gold und Silber zu machen, sich doch nicht helfen; denn er werde überall verfolgt. Er bat um Fürsprache bei dem Kurfürsten, den er reich machen wolle, wenn man ihn, seine Frau und seine Kinder glücklich machen würde. Er sey gewiß kein Betrüger, und könne das beweisen, mit Lothen oder Centnern, wie man wolle.

Der Direktor verlangte fürs Erste nur eine Probe im Kleinen, veranstaltete sie aber so, daß Stahl weder dabei thätig, noch gegenwärtig war, damit kein Betrug stattfinden könne. Durch einen treuen Münzarbeiter ließ er nach Stahl's Vorschrift Kupfer glühen und in einem gewissen Wasser ablöschen. Als das Kupfer zurückgebracht wurde, wog man es und fand es zwei Loth zwei Quentchen schwer.

Nun zog Stahl eine Tute hervor, in welcher er ein graues Pulver hatte. Davon nahm er zwei Messerspitzen voll auf ein Papier und ließ darauf aus einem Gläschen einen Tropfen gelblicher Tinktur fallen. Nach seiner Anweisung mußte derselbe Münzarbeiter nun das Kupfer schmelzen und dann das Papier mit dem angefeuchteten Pulver darauf werfen. Bald darauf brachte er es, in einen Zahn gegossen, als Silber wieder. Zu Meidinger's Verwunderung wog es nun vier Loth drei und ¾ Quentchen, hatte also sein Gewicht beinahe verdoppelt. Der Münzguardein machte sofort die Probe und fand den Gehalt des Zahnes acht Loth neun Grän.

Der Münzdirektor verlangte nun eine Probe im Großen, und Stahl willigte darein. Zehn Mark sieben Loth Kupfer, wie zuvor geglüht und abgelöscht, wurden zum Schmelzen eingesetzt, und da sie flossen, machte man Projektion mit zehn und einem halben Loth des grauen Pulvers. Das ausgegossene Metall wog vierzehn Mark acht und ein

halbes Loth. Es ward auf der Kapelle probirt, und der Gehalt war dieses Mal nur vier Loth neun Grän. Diesen geringeren Gehalt entschuldigte Stahl damit, daß er nach Verhältniß zu wenig Pulver genommen habe.

Meidinger war um so williger, diese Entschuldigung anzunehmen, als er sich bewußt war, unter der Hand selbst nicht wenig zur Verringerung des Silbers beigetragen zu haben. Er hatte nämlich von dem übergebenen Pulver, als er es dem Münzarbeiter einhändigte, drei Loth heimlich zurückbehalten. Diese unterwarf er nachher allen ihm bekannten Feuer- und Wasserproben, konnte aber nichts Metallisches darin entdecken. Zwar findet man sein Verfahren dabei nicht angegeben; doch darf man demzufolge wol glauben, daß kein Silber eingemengt war.

Man versah den Adepten mit tauglicher Kleidung und gab ihm Geld für seine Familie. Sobald er aus seiner Bedrängniß erlöst war, fing er an liederlich zu werden, und trank sich täglich voll, wie seine Gewohnheit früher gewesen zu seyn schien. Alle Ermahnungen fruchteten nur so viel, daß er Besserung gelobte, die nicht erfolgte. Erhielt er nicht Geld vollauf, so machte er Schulden auf des Direktors Namen. Ueberall, wohin er kam, prahlte er vor den Leuten, daß er Gold und Silber machen könne und das ganze Land bereichere. Man ließ ihn gewähren, um ihn bei guter Laune zu erhalten und wo möglich sein Geheimniß abzulernen.

Da die Sache schon Aufsehen erregte, eilte man nun, dem Fürsten Bericht zu erstatten. Kurfürst Johann Philipp weilte damals auf dem Landsitze Schönbornsluft. Der Münzdirektor ging mit dem Münzmeister und Stahl dahin ab. Sie hatten eine Silberplantsche von vierzehn Mark bei sich. Der Kurfürst ward durch ihren Bericht hoch erfreut. Stahl versprach, ihm wöchentlich fünf bis sechs Centner Silber zu machen, oder so viel ihm beliebe, nur solle man ihn glücklich machen; denn wenn er hart behandelt, oder etwa eingesetzt werden sollte, so würde er nicht arbeiten.

Man versprach, alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn er Wort halte. Stahl verlangte wöchentlich zwanzig Reichsthaler Gehalt, nebst Holz und Wohnung. Man bewilligte ihm das und gab ihm dazu das Prädikat als Gold- und Silberscheider bei der Münze. Dagegen verlangte man von ihm die Mittheilung seines Verfahrens. Zwar schützte er vor, daß ein Eid seine Zunge binde; allein der Kurfürst entband ihn von demselben kraft seiner erzbischöflichen Gewalt. Nun diktirte er dem Münzdirektor einen Proceß in die Feder, gestand aber am Schlusse, daß er noch eine Kleinigkeit für sich behalten habe, die er später entdecken wolle, wenn er erst sähe, wie man mit ihm umgehe.

Zunächst ward befohlen, daß er eine dritte Silberprobe, aber noch mehr im Großen und in Gegenwart des Geheimenraths von Miltz machen solle. Demzufolge wurden fünfzig Mark Kupfer durch Glühen und Ablöschen präparirt und dann geschmolzen. Dazu nahm Stahl zwei Pfund fünf Loth von seinem grauen Pulver, betröpfelte dasselbe aus seinem Fläschchen, und mischte es wol durch einander, worauf es mit dem Papier in den Tiegel geworfen wurde. Nachdem das Metall eine Stunde getrieben hatte, ward der Tiegel in ein Plantscheisen ausgegossen. Die ganze Arbeit verrichtete ein Schmelzer; Stahl ward aber von Miltz und den Münzbeamten genau beobachtet und nicht zum Tiegel gelassen.

Nachdem die Plantsche kalt geworden war, wurde sie gewogen und sechsundneunzig Mark acht Loth schwer befunden. Schon beim Ausgießen hatte man eine bedeutende Vergrößerung des Umfanges bemerkt; aber eine Gewichtszunahme von zweiundvierzig Mark setzte die Zeugen in das höchste Erstaunen. Stahl lachte darüber, und sagte, wenn er nicht besorgt hätte, der Tiegel möchte durchgehen, so hätte er es noch eine halbe Stunde treiben lassen, und dann würde das Gewicht noch um die Hälfte mehr betragen haben.

Der Münzguardein mußte sogleich in Aller Gegenwart die Probe machen und fand den Silbergehalt der Plantsche sieben Loth acht Grän. Sie enthielt demnach jetzt fünfundvierzig Mark feines Silber, die zuvor nicht dagewesen waren, und die fünfzig Mark Kupfer, die man eingesetzt hatte, waren als solche auch noch vorhanden, wie die Probe besagt.

Nach diesem Probestücke ward ein neuer Kontrakt abgeschlossen, weil Stahl immer neue Forderungen machte. Er wollte nicht viel arbeiten und wöchentlich nur zwei Centner Silber machen, das bedungene Wochenlohn von zwanzig Reichsthalern aber behalten. Das graue Pulver sollte man ihm mit vier Gulden für das Loth besonders vergüten, und zur Ausarbeitung desselben verlangte er die Anstellung eines Gehülfen, der zwanzig Gulden Wochenlohn haben sollte. Er empfahl dazu einen Jäger aus dem Nassauischen, Namens Wilhelm Blank, mit welchem er schon früher Gemeinschaft gehabt hatte. Das alles bewilligte man, in der Hoffnung, ihn zufrieden zu stellen.

Allein man konnte ihn nicht zur Ordnung und Arbeitsamkeit vermögen. Der Völlerei ganz ergeben taumelte er aus einer Schenke in die andere, brutalisirte auf den Straßen Vornehme wie Geringe, und verkehrte nur mit der Hefe des Volks. Mitunter arbeitete er auch einmal, und machte z. B. eine Plantsche von Einundachtzig Mark neun und einem halben Loth, welche acht Loth fünf Grän Gehalt hatte, und dann einmal wieder eine von sechzehn Mark, die zehn Loth dreizehn Grän hielt; das geschah aber nicht eher, bis er kein Geld mehr hatte. Endlich wollte er gar nicht mehr arbeiten und forderte seine Entlassung.

Der Münzdirektor suchte ihn wieder zu begütigen, und brachte ihn durch Zureden dahin, daß er die versprochene Goldprobe zweimal machte. Bei der ersten ließ er sieben Loth reines Kupfer schmelzen, warf darauf ein Quentchen von einem gelblichen Pulver, und erhielt einen Goldzahn von

sechs Loth drei Quentchen Gewicht, dessen Gehalt an feinem Golde sechzehn Karat elf Grän war.

Bei der zweiten Goldprobe setzte er Eine Mark Ein Loth drei Quentchen Kupfer ein, und erhielt ein Gold von zwölf Karat sechzehn und drei Viertel Grän Feingehalt, dessen Gewicht nicht angegeben wird.

Ueber die Fabrikation des Goldes wollte Stahl mit dem Kurfürsten einen besondern Vertrag abschließen, um seinen Gehalt dadurch zu erhöhen; man war auch dazu erbötig, allein bei seiner gänzlichen Verkehrtheit kam der Vergleich nicht zu Stande.

Eine Hofintrigue verwirrte die Sache noch mehr. Der Geheimerath von Miltz machte mit dem Münzmeister, seinem Vetter, Partie gegen den Münzdirektor, den sie ausschließen wollten, um das Geheimniß, wenn Stahl zum Geständniß gebracht werden könnte, für sich allein zu haben. Stahl ließ sich von ihnen bereden, den Münzdirektor mit Hochmuth von sich zu weisen und beim Kurfürsten auf dessen Entfernung anzutragen; aber seinen Verbündeten entdeckte er auch nichts, und überließ sich indessen den gröbsten Ausschweifungen.

Einige Zeit nachher brachte man in Erfahrung, daß Stahl im Hause eines Bürgers Gold und Silber mache, mit des Bürgers Frau lebe und mit ihr davongehen wolle. Man meldete das dem Kurfürsten: ehe der Bescheid aber zurückkam, war Stahl schon entwichen. Man setzte ihm nach und fand ihn in einem Kloster. Auf Befehl des Kurfürsten ward er ausgeliefert und gefesselt in die Münze zurückgebracht. Er versprach Besserung, wollte auch alles entdecken, wenn man ihn wieder in Freiheit gesetzt haben würde; man verlangte aber zuvor die Entdeckung, und das wollte er nicht eingehen.

Man drohte, ihn dem Oberhof zu überantworten und durch die Folter zum Geständnisse zu bringen. Der Tag zur Abführung war anberaumt; in der letzten Nacht aber brach er mit Blank und den Wachen aus dem Gefängniß und ent-

floh. Nur Blank, der nichts wußte, ward wieder eingebracht. Stahl kam glücklich davon, und man hat seitdem nie wieder von ihm gehört. Seine Frau und seine Kinder blieben in größter Armuth zurück; allein nach einiger Zeit verschwanden auch sie, und sie hatten, wie sich bei der Nachfrage ergab, alle ihre Schulden bezahlt, woraus zu schließen ist, daß er sie nachgeholt habe.

Der Münzdirektor, Hofrath von Meidinger, schrieb im Jahre 1764, da die Begebenheit zu Ende gekommen war, einen umständlichen Bericht darüber nieder, aus welchem das Wichtigste hier ausgezogen ist. Der Bericht ward gedruckt unter dem Titel: Die Richtigkeit der Verwandlung der Metalle, Leipzig, 1783, 8. Ein Abdruck davon findet sich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 223 — 245., ein anderer in Christoph Bergner's Chymischen Versuchen und Erfahrungen, Th. III. S. 1 — 36.

Die Stahlschen Projektionen sind die wunderlichsten in der gesammten Geschichte der Alchemie, und lassen eine sehr verschiedene Beurtheilung zu. Ohne eben Feind der Alchemie zu seyn, fühlt man sich geneigt, diesen Stahl für einen listigen Betrüger zu halten, dem es gelungen sey, Männer zu hintergehen, die von der Begierde, Gold und Silber zu machen, befangen waren. Der Inmoralität dieses Menschen, der, wie sich nebenbei ergab, schon einmal als Falschmünzer in Untersuchung gewesen, und mit schlechtem Gesindel in Verbindung war, läßt sich alles Böse zutrauen. Auch ist nicht zu leugnen, daß dem guten Meidinger in seiner Relation manche Aeußerung entschlüpft, welche ihn als Befangenen bezeichnet.

Offenbar legte er gleich auf die allererste Probe ein viel zu großes Gewicht, indem sie selbst nach seiner eignen Darstellung gar wol in Zweifel gezogen werden kann. Da der Zahn der Probe nach die Hälfte Silber enthielt und im Ganzen beinahe fünf Loth wog, so waren die anfänglich einge-

setzten dritthalb Loth Kupfer noch vorhanden. Der Zuwachs am Gewicht würde sonach dem grauen Pulver zuzuschreiben seyn. Wenn dieses etwa ein Niederschlag von Silber war, so konnten zwei Messerspitzen wol zwei Loth wiegen. Somit würde das doppelte Wunder zu einer einfältigen Betrügerei.

Die zweite Silberprobe hat schon mehr den Anschein einer Transmutation; denn die sechzig Loth Silber, welche das Metallgemisch enthielt, konnten von elfthalb Loth Pulver nicht entstanden seyn. Die Probirung zeigt aber auch, daß 167 Loth Kupfer zu 180 Loth Kupfer geworden waren, welches den Argwohn rechtfertigt, es sey hierbei wieder ein Betrug gespielt worden, den Stahl, als bereits angenommener Münzarbeiter, auf irgend eine Art möglich zu machen gewüßt habe.

Sehr verdächtig erscheint die Meldung, daß Stahl für Ein Loth des grauen Pulvers vier Gulden Vergütung nahm; denn das war der dreifache Preis des feinen Silbers, wofür er eine gute Portion Silber in den Tiegel bringen konnte, ohne zu kurz zu kommen, wenn er eine mäßige Taschenspielerfertigkeit besaß, oder, welches noch glaublicher seyn möchte, den betrauten Schmelzer des Münzdirektors durch Bestechung auf seine Seite gebracht hatte. Durch diesen Verdacht verliert die zweite Silberprobe, auf welche Meidinger ein großes Gewicht legt, ihren ganzen Werth.

Endlich steht die enorme Gewichtsvermehrung der dritten Silberprobe in gar zu schreiendem Widerspruch mit allen Grundsätzen der Naturlehre. Es empört sich dagegen jede Vernunft, die nicht allzuwillig ist, sich gefangen nehmen zu lassen. Wol behauptete man sonst schon, Vermehrung des Gewichts bei der Metallveredlung gefunden zu haben; aber sie betrug bei Schmolz von Dierbach, wie bei der Halleschen Transmutation, nur Ein Fünftheil des eingesetzten Metalles, da hingegen hier Verdoppelung des Gewichts stattgefunden haben soll.

Das Gewicht dieser Zweifelsgründe wird Niemand in Abrede stellen können; aber dennoch bieten sich dem Freunde der Wahrheit auch Gegengründe dar, die sich eben so wenig beseitigen lassen, und wol geeignet scheinen, die Zweifel im Schweben zu erhalten.

Was den letzten und stärksten Zweifelsgrund betrifft, so beruht er eigentlich auf der atomistischen Ansicht der Natur. Wer wollte leugnen, daß die dynamische Physik, die Kant nur erst angesprochen, noch unergründete Tiefen berge? So wenig als Wasseratome für Quecksilberatome genommen werden können, oder Kupferatome den Silberatomen gleichzuschätzen sind: ebensowenig wissen wir zu sagen, welche dynamische Verhältnisse entstehen werden, wenn aus Kupfer Silber wird, was doch die Erfahrung anderwärts als möglich ausgewiesen hat. Nöthigt die Erfahrung uns, zuzugeben, daß bei der Metallveredlung eine Gewichtsvermehrung in Granen und Quentchen stattfinden könne; welchen Grund haben wir dann, zu leugnen, daß sie nicht unter anderen Umständen auch Lothe und Pfunde betragen könne?

In der Naturphilosophie pflegt man da, wo noch kein fester Grund gefunden wird, sich auf Analogie zu stützen. Eine dienliche dürfte hier nicht weit zu suchen seyn. Die magnetische Ziehkraft hat gewiß manches Analoge zu der allgemeinen Massenziehkraft, der Schwere. Da nun der Stahlmagnet durch Bestreichen und andere Mittel eine stärkere Ziehkraft erlangt, ohne an Masse zuzunehmen, so könnte ja wol auch unter gewissen uns unbekannten Bedingungen die tellurische Ziehkraft gesteigert werden, ohne daß Masse von Außen hinzukommt.

Ein dritter Grund kann von Rücksichten des Wahrscheinlichen hergenommen werden, auf welchen der historische Glaube beruht. Bei jener dritten Probe im Laboratorium der Münze waren zugegen: der Geheimerath von Miltz, der Münzdirektor, der Münzmeister, der Münzguardein, und ein Schmelzer, der allein am Tiegel stand. Wollte man

auch Milz für nichts rechnen und den Schmelzer als bestochenen Gehülfen des Betrugs ansehen, so wird man doch zugestehen, daß unter solchen Umständen nicht zweiundvierzig Mark Silber eingeschwärzt werden konnten. Zugegeben, daß ein Dutzend Gelehrte von der Feder und drei Dutzend Geheimeräthe so grob betrogen werden könnten, so stehen doch hier drei Münzbeamte, praktische Kenner, mit gesunden Augen dabei; und sollen wir diesen nicht glauben, so ist keinem Zeugen zu vertrauen.

Ein vierter Grund liegt in der ökonomischen Berechnung. Stahl hat nach der geringsten Rechnung an feinem Silber fünfundneunzig Mark und an feinem Golde dreizehn Loth geliefert. Erstere haben den Werth von 1267 Reichsthalern, und letztere den von 156 Reichsthalern. Also hat er, wenn er nur soviel arbeitete, als Meidinger meldet, an Gold und Silber für 1423 Reichsthaler geliefert. Will man glauben, er habe die edeln Metalle untergeschoben, so müßte, da er ganz arm eintrat, dieser Aufwand von seinem Wochenlohne bestritten worden seyn. Dann wäre ihm aber nichts zum Leben, viel weniger zum Verschwenden und Schwelgen übrig geblieben.

Fünftens ist das unentdeckte Verschwinden Stahl's gewiß nicht anbedeutend. Wäre er nicht mehr als ein Betrüger gewesen, so würden seine Helfer ihn, da es so weit gekommen war, verlassen haben. Aber er selbst wurde planmäßig entführt, wiewol man Blank, seinen Genossen, aufopferte. Dieser Vorzug spricht dafür, daß man nur ihn selbst benutzen wollte. Hätte der Unternehmer seine Rechnung dabei nicht gefunden, so würde Stahl übel gefahren seyn. Er muß aber vielmehr in gute Umstände versetzt worden seyn, weil er seine Familie nachzuholen Mittel gefunden hat.

Das alles zusammengenommen läßt glauben, Stahl habe allerdings edle Metalle hervorzubringen gewußt. Er besaß kein Universal, aber ein Partikular von ausnehmender Kraft.

Kraft. Er schöpfte zwar, wie die Alchemisten sagen, aus dem rechten Brunnen; aber seine Zubereitung war so fehlerhaft, daß das Produkt erst nach der Projektion zur Tinktur ward, und darum nur als Partikular einwirkte, etwa wie Galmei kein so homogenes Messing liefert, als Zinkmetall.

Vielleicht erkennt man in diesem Stahl den Mainzer Silbermacher von 1760 wieder, aber in moralischer Entstellung. Völlerei und andere böse Leidenschaften hatten, wie sie pflegen, den Menschen entwürdigt, und so tief erniedrigt, daß er in der Geschichte der Alchemie eine der widerwärtigsten Erscheinungen darstellt. Sein Beispiel widerlegt bündig die eitle Behauptung mancher Alchemisten, daß die Meisterschaft den Fehlerhaften bessere und den Gebesserten zum Heiligen erhebe. Ecce homo!

Aehnliches sagt man wol auch von der Liebe und der Musik, und eben so unwahr. Die Liebe ist dem Einen Urania und wird dem Andern zur Pandemos, je nachdem die Geliebte ist. Die Musik begeistert den Friedlichen zum Wolwollen gegen die ganze Welt, Bellonens wilde Söhne aber zum Todtschießen. Mit der Meisterschaft der Adepten mag es vollends ein mißliches Ding seyn. Den Weisen wird sie vielleicht noch weiser machen, weil sie Vorsicht gebietet; den Frommen noch frömmer, durch Dankbarkeit; den Edelmüthigen noch edler, weil das Vergnügen des Wolthuns, täglich ihm vergönnt, das Gottähnliche zeitiger in ihm entfaltet. Aber den Lasterhaften wird diese gänzliche Entbindung von allen Schranken des Bedürfnisses nur noch mehr verderben. Sie wird ihn, wenn er säuft, zum Vieh, und säuft er nicht, zum Teufel umgestalten.

Die Frage, wo Stahl geblieben sey, läßt sich nur mit Vermuthungen beantworten. Erwarten kann man, daß er versucht haben werde, seine Freiheit wiederzuerlangen. Gelang ihm das, so gebot ihm die Gefahr dieser Vogelfreiheit, mehr auf seiner Hut zu seyn, nicht als Silen umherzutaumeln. Gewitzigt durch Schaden wird er minder tolle

Streiche angefangen haben; aber der Grundzug seines Charakters, Prahlerei, wird geblieben seyn, und mehr Bildung wird er auch nicht erlangt haben. Wenn demnach in der Folge ein alchemistischer Prahler mit faden Späßen vorkäme, so dürfte man wol Stahl'en in ihm suchen. In der That finden sich solche Anekdoten aus dem folgenden Jahrzehend, deren Erwähnung hier folgen mag.

In einem Hause zu Frankfurt am Main fand sich ein Fremder ein, der ohne Weiteres mitzuessen begehrte. Der gutmüthige Hausvater verwunderte sich, gewährte jedoch. Beim Nachtisch plauderten die beiden Männer von Allerlei, endlich auch von Alchemie. Der Wirth leugnet, der Gast vertheidigt sie. Letzterer verlangt eine Kaffeetasse und ein Stück Blei. Er zieht ein Fläschchen hervor, langt mit einem Stäbchen von Elfenbein daraus einen dunkelrothen Tropfen, wischt ihn mit Papier ab und gießt einige Tropfen Branntwein zu, wickelt das Blei in das Papier, umhüllt beides mit Wachs, wirft den Klumpen in die Tasse und setzt diese auf ein Kolenbecken. Beim Verbrennen des Wachses entstand ein starkes Zischen. Nach einiger Zeit nahm er das Metall heraus, welches nicht geschmolzen, und doch in Gold verwandelt war.

Darauf machte er noch eine zweite Probe. Er ließ Blei in einem eisernen Löffel schmelzen, nahm aus einer goldenen Dose etwas granatfarbenes Pulver, wickelte es in Wachs, und warf es auf das fließende Blei, welches dadurch zum feinsten Golde ward. Er zeigte dem Wirthe sein Pulver, mit der Bemerkung, daß man ein halbes Jahr Zeit brauche, um dasselbe zu verfertigen. Dann ging er weg. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 29. f.

Ebendaselbst kehrt im Goldenen Apfel beim Gastwirth Merkel ein Fremder ein, der sich für einen Baron ausgibt, bleibt ziemlich lange, und fragt nicht nach der Rechnung. Merkel erinnert ihn, mit halben Worten, auch deutlicher, und wird vertröstet. Er fordert endlich. Nun verlangt der

Gast Blei und ein Kolenbecken, nimmt aus seinem Koffre eine Papiertasche, wie man dergleichen aus der Apotheke mit Pulvern erhält, wickelt um dieselbe das erhaltene Tabaksblei, faßt es mit einer Papierscheere und hält es in das Feuer. Das heißgewordene und schon zusammensinternde Blei wirft er zum Ablöschen ins Nachtgeschirr, und gibt es dann dem Wirthe, sich davon bezahlt zu machen. Es war gutes Gold geworden. Der Goldschmied, der es kaufte, verlangte mehr davon. Der Gast blieb nun noch länger, und bezahlte endlich beim Abschiede mit sechs solcher Pulvertaschen, deren Verwendung er dem Wirthe überließ. Vgl. Güldenfalk's Sammlung, S. 288. f.

In denselben Jahren wurden die Constantini'schen Versuche bekannt, welche bis zum Schlusse dieses Zeitraumes großes Aufsehen erregten, indem sie die Alchemisten ermuthigten und ihre Gegner überraschten.

Dr. Constantini, Arzt in Hanover, hatte die interessante Erfahrung gemacht, daß Eine Unze Borax, mit dritthalb Unzen Weinsteinkremor zusammengerieben, ein leichtauflösliches Salz gebe, dessen Lösung sauer, klar, und zähe wie Syrup ist. Die mit zehn Unzen Wasser gemachte und filtrirte Lösung versetzte er im Jahre 1755 mit einer Unze Quecksilbersublimat und setzte die Mischung verschlossen an einen warmen Ort. Als er nach elf Tagen wieder nachsah, fand er die Flüssigkeit um den dritten Theil vermindert, und einen Bodensatz von silberglänzenden Blättern, welcher abgesondert dritthalb Drachmen wog und merkurialisch schmeckte.

Als ein Freund der Alchemie, die seine Nebenstunden erheiterte, dachte Constantini bei jenem Niederschlage an den Mercurius philosophorum, der von den Alchemisten so hoch gerühmt, so oft mit Liebe beschrieben wird. Um zu versuchen, ob das erhaltene Metallsalz flüchtig sey, erhitzte er einen Theil desselben in einem silbernen Löffel über Kolen, und sah mit Erstaunen, daß der Rauch des Salzes den Löffel schön vergoldete.

Um ferner zu erforschen, ob diese auffallende Erscheinung auch bei unedeln Metallen stattfinde, wie auch zur Probe, ob die Vergoldung bei Vergrößerung der Oberfläche sich ausbreiten und eine reichlichere Ausbeute geben werde, ließ er Blei in einem Tiegel schmelzen, warf darauf etwas von jenem Salze, und goß sofort den Tiegel über den steinernen Fußboden aus. Das dünn ausgegossene Blei erhielt allerdings dieselbe Vergoldung in ausgedehnten Streifen, wechselnd mit einem Pfauenschweife bunter Farben.

Nach und nach bearbeitete er dreißig Pfund Blei auf ebendieselbe Art, schabte die Vergoldung so fein als möglich ab, und erhielt so anderthalb Drachmen eines Staubes, welcher beim Zusammenschmelzen die Goldfarbe beibehielt und ein geschmeidiges gelbes Metall darstellte.

Constantini zweifelte nun nicht mehr, wahres Gold aus Blei erhalten zu haben. Er meldete diesen Erfolg, mit Angabe des beobachteten Verfahrens, seinem Freunde, dem Hofapotheker Meyer zu Osnabrück. Dieser wiederholte den Versuch, und fand die Vergoldung des Silbers wie des Bleies richtig, bereitete sie aber nicht in genugsamer Menge, um diesen Anflug sammeln und chemisch prüfen zu können.

Dagegen stellte Meyer abgeänderte Versuche an, um auszumitteln, welche der Zuthaten wesentlich zu dem Erfolge beitrage. Er fand, daß der Borax dabei ganz überflüssig sey; denn er erhielt ebendasselbe Salz von Einem Theile Sublimat mit vier Theilen Seignettesalz oder ebensoviel tartarisirtem Weinstein, durch Abdunsten der gemischten Lösung.

Nach Constantini's Tode machte Meyer dessen Briefe an ihn mit den Antworten und Beider Versuche öffentlich bekannt. Vergl. Johann Friedrich Meyer's Alchymistische Briefe, Hanover, 1767, 8. Ein nicht ganz vollständiger Abdruck davon findet sich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 376 — 389.

Wiewol diese Vergoldung ohne Gold die Aufmerksamkeit der Forscher lebhaft anregte, hat sie doch die Sache der Alchemie nicht gefördert, sondern im Gegentheile ihr in den Augen der Mehrheit geschadet. Man hatte zu rasch den Schein des Goldes ergriffen, und nur den Schein, kein Gold. Gren bemühte sich nicht, die Vergoldung abzulösen, weil er fand, daß sie vom Scheidewasser leicht aufgelöst werde, wobei an Gold nicht mehr zu denken war. Dasselbe bestätigten auch andere Chemiker. Vergl. Gren's Handbuch der Chemie, Th. III. S. 236.

Ihren Prüfungen zufolge ist das Constantini'sche Pulver nichts weiter als weinsaures Merkuroxyd, wenn es nach Meyer's Vorschrift bereitet wird, oder ein Tripelsalz mit Boronsäure, wenn man die erste Vorschrift befolgt. Wenn im Feuer die Weinsteinsäure zerstört wird, so reißt der Glutstrom das ausgeschiedene Merkuroxyd nicht weit mit sich fort, und dann amalgamirt sich etwas rother Präcipitat mit dem Silber oder Blei zur Goldfarbe. Vergl. Macquer's Chymisches Wörterbuch, Th. IV. S. 231. f.

Die längst vergessene Sache kam vor wenigen Jahren wieder vor, da man in mehren Zeitungen las, daß ein Mann im Neapolitanischen das Blei gelb zu färben erfunden habe.

Die Literatur dieses Zeitraums nimmt einen gewissen Aufschwung, indem die Vertheidiger der Alchemie, ermuthigt durch die bekannt gewordenen Vorakten, jetzt mit großer Zuversicht auftraten. Indessen muß man gestehen, daß sie von dem, was Seton, Laskaris und Sehfeld geleistet haben, nicht den rechten Gebrauch machten. Der Glanz, welchen sie der Alchemie zu geben trachteten, war nur eine Constantini'sche Vergoldung ohne innern Gehalt. Daher konnte ihr verkehrtes Streben auch nur einen unerwünschten Erfolg haben, und jenes Aufleben der Literatur kann füglich dem Auflodern einer Flamme verglichen werden, die bald verlöschen wird.

Karl Friedrich Wenzel, Professor der Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freyberg, war eigentlich Derjenige, welcher den Aufflug nahm, die Alchemie, über deren praktische Wirklichkeit man noch gar nicht im Reinen war, zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Das geschah in einer Schrift unter dem Titel: Einleitung in die höhere Chemie, Leipzig, 1773, 8. Er betrachtet darin die Metalle sämmtlich als zusammengesetzte Substanzen, führt Bestandtheile auf, die aus ihnen abgeschieden, und aus welchen sie ebenso wiederhergestellt werden könnten. Dieses Unternehmen von einem Manne, der in einem praktischen Lehramt angestellt war, ward von den Alchemisten mit frohem Siegesruf, von den Chemikern aber mit Befremdung aufgenommen. Beide Parteien betrachteten jene Einleitung als Prolegomena zu wichtigen Aufschlüssen, und erwarteten diese mit Begierde.

Als die erwarteten Aufschlüsse nicht sogleich erfolgten, forderte man Rechenschaft und Beweise von ihm. Diese blieb er nun zwar nicht schuldig; aber seine Versuche, die Metalle durch Reverberation in ihre Bestandtheile zu zerlegen, welche in der Ersten Sammlung der Abhandlungen der Königlich-Dänischen Societät der Wissenschaften (Kopenhagen, 1781, 8.) bekannt gemacht wurden, befriedigten die Kenner keineswegs. Auch die von ihm behauptete Verwandlung des Arseniks in Silber, durch wiederholtes Abziehen des Salmiakgeistes über denselben und darauf folgendes Zusammenschmelzen des Arseniks mit Bleiglas, (Lehre von der Verwandschaft der Körper, S. 378.,) bewährte nur, daß man den Triumph zu früh angekündigt habe.

Der Name höhere Chemie, den Wenzel, im Gegensatze der Chemia vulgaris, seiner alchemistischen Theorie beilegte, war eigentlich nur ein Lärmschlag und „Platz da!“, ein eitler Versuch, die Alchemie über die lästige Kritik der Chemiker zu erheben. So wol diese Erhebung den Alchemisten gefiel, welche das hochtönende Wort fleißig nach-

gebrauchten: so nachtheilig ward es ihrer Sache, nachdem der Ausfall aus ihrer belagerten Burg mißlungen war; denn es gab dem Spotte der Widersacher willkommene Nahrung, wie denn jede wissenschaftliche Uebertreibung durch den Widerstand, welchen sie hervorruft, das Fortschreiten der Forschungen nicht nur aufhält, sondern Wind und Wellen preis gibt, die den Nachen weit zurückschleudern.

Selbst dann, wenn man mit siegenden Beweisen aufgetreten wäre, wie Lavoisier zu derselben Zeit, würde jeder Unbefangene in jenem Ausdruck eine unstatthafte Prätension erkennen. Hätte man die Metallverwandlung zu einem gewöhnlichen Experiment gemacht, so konnte sie freilich aus der vorhandenen chemischen Theorie nicht erklärt werden; aber man hätte fragen dürfen, welche bessere die Alchemisten hätten.

Wol wird dereinst, wenn die Wahrheit durchgebrochen seyn wird, die jetzige Theorie umgestaltet werden, wie schon mehrmals geschah; aber es wird keine höhere und niedere geben, sondern die berichtigte wird fortbestehen, die andere aber mit den Zeitgenossen, die sie nährte, absterben. Finge man mit dem Höheren an, so würde man mit einer höchsten und allerhöchsten Chemie fortfahren, oder jährlich die alten Büchertitel umdrucken müssen.

Friedrich Joseph Wilhelm Schröder, Professor der Chemie und Arzneikunde zu Marburg, war Wenzel's tapferer Waffengefährte, und ward durch sein Beispiel noch mehr angefeuert, die Alchemie zu vertheidigen. Allerdings blieb er mehr in den Schranken der Erfahrung und gab sich nur im historischen Theile ausschweifenden Ideen hin. Wol nicht mit Unrecht zählt man ihn zu der Partei der Gold- und Rosenkreuzer, welche damals in die Logen der Freimaurer Eingang gefunden hatten, und unter Leitung gewisser unbekannten Oberen Zwecke befördern halfen, welche sie größtentheils selbst nicht kannten. Vergl. Geschichte der Rosenkreuzer in meinen Allotrien.

Schröder sammelte die alchemistischen Abhandlungen, welche von Mitgliedern jener Zirkel ausgingen, stellte sie mit älteren zusammen, die er in ihrem Sinne übersetzte, und gab sie mit Bemerkungen heraus, welche den Eingeweihten anzukündigen scheinen, oder scheinen sollten. Auf diese Weise entstand die letzte Sammlung alchemistischer Schriften, in drei Bänden. Die beiden ersteren erschienen unter dem Titel: Neue Alchymistische Bibliothek, für die Naturkündigen unseres Jahrhundertes ausgesucht, zu Frankfurt und Leipzig, 1772 und 1774, 8. Der dritte Band erhielt nach Wenzel's Terminologie den abgeänderten Titel: Neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie, Ebenda, 1775, 8. Die wichtigeren Abhandlungen sind hier bei der Literatur nachgewiesen, wohin sie gehören.

Frankreich hatte schon früher eine ähnliche Sammlung erhalten, welche zu denen von Salmon und Richebourg Nachträge liefert, insbesondere die von Lenglet du Fresnoy schon gesammelten Schriften des Philaletha mit neuen kritischen Untersuchungen. Sie erschien in vier Bänden unter dem Titel: Bibliothéque des Philosophes chimiques, ou Hermétiques, contenant plusieurs ouvrages en ce genre, très curieux et utiles, qui n'ont point encore paru, à Paris, 1754, 8.

Dr. W. S. C. Hirsching schrieb einen Versuch physisch-chemischer Lehrbegriffe zur Prüfung des so berüchtigten metallverwandelnden Meisterstücks, Leipzig, 1754, 8.

Ein Baron von Nüssenstein gab heraus: Chymische Universal- und Partikularprocesse, auf seinen Reisen mit sechs Adepten erlernt, Wien, 1754, 8.

F. C. P. H. von Mondenstein, genannt Schwefelbach, schrieb: Wasser und Geist, als der geoffenbarten Natur Grundanfänge der geheimnißvollen hermetischen Weisheit der Adepten, Erlangen, 1756, 8.

G. T. Wlömen schrieb eine Abhandlung von der Möglichkeit, Gold und Silber zu machen; abgedruckt im

Hamburgschen Magazin zum Unterricht und Vergnügen aus der Naturforschung, Hamburg, 1761, 8., St. II. N. 6.

Ein Ritter Johann Anton Moscherosch von Wistelsheim schrieb: Wolmeinende, treue und sehr nützliche Ermahnungen an die Anfänger in dem tiefsinnigen Studio der hermetischen Philosophie, wobei das schwerste Räthsel aufgelöst wird, in welchem alle Anfänger stecken bleiben und kleinmüthig werden, Leipzig, 1764, 8.

Ein Philotheus de Limitibus (Gottlieb Märker?) schrieb: Tractatus duo, 1) Schema universale totius creati, sive genealogiae mundi triplicis, 2) Triclinium hermeticum, sive Dialogus tripartita de Lapide philosophorum, Noribergae, 1774, 8.

Von der Alchemie der Araber findet sich aus diesem Zeitraume eine nicht sehr tröstliche Nachricht bei Niebuhr:

„Wenn den arabischen Gelehrten ein Buch von der „Goldmacherkunst in die Hände fällt, so bekommen sie bisweilen Lust, dieses edle Metall, woran sie eben so großen „Mangel haben, als die europäischen, selbst zu machen. Wir „trafen zu Beit el Fakih zwei von diesen Alchemisten an, von „denen jeder ein besonderes Buch hatte, nach welchem er Gold „machen wollte. Der eine, ein verständiger und sehr artiger „Mann, glaubte seiner Kunst gewiß zu seyn, wenn er nur „ein gewisses Kraut finden könnte, welches seiner Meinung „nach in der bergigen Gegend um Jemen wachsen müsse. „Allein der gute Mann, der bereits sein ganzes Vermögen „mit der Alchemie zugesetzt hatte, und zu unserer Zeit für „einen reichen Herrn zu Beit el Fakih in der Goldmacherkunst arbeitete, hatte nicht das Glück, das Kraut zu finden. „Der andere war gewiß versichert, daß er Gold machen könne, wenn er nur die Erklärung von einem einzigen ihm un„bekannten Wort erhielte; und da er hörte, daß Herr von „Haven sich von uns allen am meisten auf Sprachen gelegt „habe, so wendete er sich vornehmlich an ihn, um zu er-

„fahren, was das Wort bedeute. Aber auch Dieser war „nicht im Stande, seinem Verlangen zu genügen. Dieser „Araber war ein Arzt, und lebte in so großer Armuth, daß „er nicht einmal einen gläsernen Kolben bezahlen konnte, „sondern unsern Arzt ersuchte, zu Mocha einen zu kaufen „und ihm zu schenken.“ Vergl. Carsten Niebuhr Beschreibung von Arabien. (1772, 4.) S. 140.

Achtzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Viertes Viertel.

Wenn Britannia mit Gallien und Germanien, wie vordem drei eifersüchtige Göttinnen, um den goldenen Apfel stritte, so würde Paris ihr den Preis zuerkennen, weil sie gewiß für die Geschichte der Goldkunst das Wichtigere beigetragen hat. Nicht zu gedenken, was Merlin, Michael Skotus, John Duns, Dastyn, Cremer und die Northons gethan, auch den Raimund Lullus als Fremdling ungerechnet, so haben doch Kelley, Roger Baco, Richard, Ripley, Setonius, Butler, Philaletha und Robert Boyle mehr für die Alchemie geleistet, als die Söhne der Nebenbuhlerinnen zusammen. Ein Britte ist es auch, der noch im letzten Akt als Hauptperson erscheint.

Doktor James Price, Arzt zu Guilford, ein reicher und gelehrter Mann, dem die Alchemie Lieblingstudium war, hatte im Jahre 1781 durch eignes Nachdenken und vielfältig abgeänderte Versuche den Weg gefunden, den so Viele verfehlten. Es war ihm gelungen, eine Tinktur des Goldes und des Silbers darzustellen; aber die Ausbeute war gering, seine Tinkturen besaßen nur eine sehr beschränkte tingirende Kraft, und außerdem fand er die Bearbeitung bei seinem Verfahren so nachtheilig für die Gesundheit, daß er nicht Willens war, sie noch einmal zu wiederholen.

Indessen hatte er seinen Freunden Kenntniß von dem Erfolge dieser Versuche gegeben; und da sie begierig waren,

sich mit eignen Augen zu überzeugen, so willigte er ein, den noch übrigen Vorrath zu ihrer Belehrung zu verwenden. Zehn Versuche wurden im Frühjahr 1782 in seinem Laboratorium angestellt.

Zugegen waren anfänglich nur der Pfarrer Anderson, ein eifriger Naturforscher und erfahrner Chemiker, der Goldarbeiter Russel, Rathsherr zu Guilford, und der Kapitän Grose, der sich als Schriftsteller im Fache der Alterthumskunde gezeigt hatte. Diesen Zeugen schlossen sich, da die Sache bekannt wurde, bei den folgenden Versuchen immer mehre an, so daß späterhin alle Diejenigen daran Theil nahmen, welche in und um Guilford ein wissenschaftliches Interesse hegten.

Namentlich werden außer jenen Dreien noch aufgeführt: Lord Onslow, Lord King, Lord Palmerstone, Esquire Gartwaide, Sir Robert Parker, Sir Manning, Sir Polle, Doktor Spence, Kapitän Austen, die Lieutenants Grose und Hollamby, die Herren Phil. Clarke, Phil. Norton, Fulham, Robinson, Godshall, Gregory, Smith, u. s. w.

Wennschon unter diesen Namen ruhmvoll ausgezeichnete vorkommen, so sind doch die Personen uns unbekannt; nur darf man voraussetzen, daß sie damals in der Gegend als gebildete Männer geachtet waren, weil sie zur Beglaubigung folgender Versuche öffentlich genannt wurden.

Erster Versuch, den 6. März. Russel hatte ein Stück Borax mitgebracht, Grose wählte ein Stück Kole aus einem großen Haufen, und Anderson ein Stück Salpeter aus einem großen Vorrath davon. Diese drei Stücke wurden in einem Mörser, den Alle zuvor untersuchten, feingestoßen. Man drückte das Pulver, ohne daß Price dabei Hand anlegte, in einen hessischen Schmelztiegel ein. Auf diese Grundlage goß Russel Ein Loth Quecksilber, welches Grose in der Stadtapotheke gekauft hatte. Dazu gab Dr. Price ein dunkelrothes Pulver, welches von Russel

genau abgewogen und einen halben Gran schwer befunden ward.

Nachdem das rothe Pulver auf das Quecksilber geworfen worden war, wurde der Tiegel in eine mäßige Glut gesetzt. Nach einer Viertelstunde glühte der Tiegel; aber das Quecksilber rauchte nicht, wie es sonst unter diesen Umständen zu thun pflegt. Das Feuer wurde stufenweise verstärkt. Als der Tiegel weiß glühte, tauchte man die Spitze eines Eisenstäbchens einen Augenblick hinein und zog es wieder heraus. Nach dem Erkalten des Stäbchens wurde die anhängende Schlacke abgebrochen, unter welcher man kleine Kügelchen eines weißlichen Metalles fand, die kein Quecksilber mehr waren. Dr. Price nannte das den Uebergang aus Quecksilber zu edlem Metalle.

Man warf noch etwas von Russel's Borax zu und verstärkte das Feuer. Nachdem der Tiegel noch eine Viertelstunde im Weißglühen gestanden hatte, nahm man ihn heraus und ließ ihn erkalten. Sodann wurde er zerbrochen. Man fand auf dem Boden desselben ein Kügelchen gelbes Metall, nebst einigen kleineren Körnern. Sie wurden zusammen von Russel mit der Wage aufgezogen und zehn Gran schwer befunden. Zu fernerer Prüfung wurden sie in einer Phiole aufbewahrt, deren Hals Anderson mit seinem Petschaft versiegelte.

Am folgenden Tage früh Morgens wurde das Siegel erbrochen, und das Metall hydrostatisch untersucht. Das größere Kügelchen, welches allein sich dazu eignete, wog in der Luft $9\frac{1}{4}$ Gran, in destillirtem Wasser verlor es aber bei + 50 F. Wärme etwas über $\frac{7}{16}$ Gran, wonach die Eigenschwere auf 20,0 geschätzt ward. Darauf wurde dasselbe Kügelchen zu Blech geschlagen. Russel prüfte es nach der Weise der Goldarbeiter, und erklärte es für feines Gold, dergleichen mit dem höchsten Preise bezahlt würde.

Zweiter Versuch, d. 7. März. Das kleine Goldblech wurde in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte wurde

dem Goldscheider Higgins zur Prüfung übergeben, welcher sie für ganz feines Gold erkannte. Die andere Hälfte wurde von der Gesellschaft selbst zu chemischen Probeversuchen verwendet, wie folgt. Man bereitete ein Königswasser aus Salpetersäure und Salmiak, worin das Goldblech sich in vier Stunden gänzlich auflöste. Die erhaltene Auflösung theilte man in drei Theile.

Der erste Theil wurde mit destillirtem Wasser verdünnt, dann aber mit ätzendem Salmiakgeist versetzt. Es fiel ein Niederschlag zu Boden, welcher abgesondert und getrocknet wurde. Ein Gran dieses Knallgoldes wurde auf eine Zinnplatte gelegt. Es knallte stark, als man sie erhitzte. Dieser Versuch wurde mit demselben Erfolge noch einmal wiederholt.

Der andere Theil der Auflösung wurde gleichfalls mit Wasser verdünnt, darauf aber von der Auflösung des Zinnes in Königswasser zugegossen. Ein karmoisinrother Niederschlag fiel in reichlicher Menge nieder. Fünf Gran dieses Cassischen Goldpurpurs wurden mit einem halben Lothe eines Glassatzes vermischt, der aus Kieselpulver und dem gewöhnlichen Flusse zum Rubinglase bestand. Man erhielt davon im Glasofenfeuer ein durchsichtiges Glas, welches nach wiederholtem Erhitzen eine schöne Karmoisinfarbe annahm.

Der dritte Theil der Auflösung wurde mit Vitriolnaphthe vermischt, welche davon eine goldgelbe Farbe annahm. Als man sie in einer flachen Schale abdunsten ließ, blieb ein gelbgeflecktes Purpurhäutchen zurück.

Dritter Versuch, den 8. Mai. Man bereitete einen Fluß aus zwei Loth Kolenstaub, einem halben Loth Borax und einem Skrupel Salpeter. Nachdem dieser Fluß in einen Schmelztiegel eingedrückt worden war, goß man Ein Loth Quecksilber darauf, welches in der Stadtapotheke gekauft worden war. Als das Quecksilber über dem Feuer warm ward, trug man darauf Einen Gran eines weißen Pulvers, welches Dr. Price dazu hergegeben hatte.

Da der Tiegel schon glühte, sah man, daß das Quecksilber weder kochte noch rauchte. Nach dreiviertelstündigem Weißglühen setzte man einen kleineren Tiegel, der, wie alles Uebrige, zuvor genau untersucht ward, als Deckel umgestürzt in den glühenden, hob diesen aus dem Feuer und ließ ihn erkalten. Beim Zerbrechen desselben fand man in der Schlacke zerstreut viele weiße Metallkügelchen. Sie wurden ausgesucht, gewogen und dreizehn Gran schwer befunden.

Dr. Price war nicht zufrieden mit diesem Versuche. Nach seinem Urtheil war ein Theil des Pulvers auf die Seiten neben das Quecksilber gefallen, und es hatte deshalb nicht seine ganze Kraft auf das Quecksilber ausgeübt, von welchem darum zuviel verflogen sey. Es ward daher beschlossen, diesen Versuch den folgenden Tag zu wiederholen.

Ein Tiegel wurde, wie zuvor, mit Fluß beschickt und dann Ein Loth Quecksilber eingegossen. Von der weißen Tinktur wog Russel einen halben Gran ab, und er streute diese Stäubchen auf das Quecksilber, welches, einer zufälligen Verzögerung wegen, unterdessen schon angefangen hatte zu kochen. Augenblicklich hörte das Kochen auf, wiewol man das Feuer verstärkte. Als der Tiegel zum Weißglühen gekommen war, hob man ihn aus und ließ ihn erkalten. Beim Zerschlagen des Tiegels fand man auf dem Boden ein schönes Korn von sehr weißem Metall, vierzehn Gran schwer.

Vierter Versuch. An ebendemselben Tage, den 9. Mai, wurde von Russel ein Quentchen feines Silber abgewogen, welches er von dem Goldscheider gekauft hatte. Man trug dieses Silber in einen Tiegel, der mit dem schon bekannten Flusse beschickt worden war. Als das Silber floß, warf man von der beim ersten Versuche gebrauchten rothen Tinktur einen kärglich abgewogenen halben Gran darauf. Man setzte den Tiegel wieder ins Feuer und ließ ihn darin eine Viertelstunde stehen. Dann ward ein Stück Borax in den Tiegel geworfen. Durch die Feuchtigkeit desselben zu

schnell abgekühlt sprang der Tiegel, ward aber sogleich ausgehoben, so daß von dem Silber nichts verloren ging.

Der dadurch verunglückte Versuch ward noch einmal angestellt. Russel wog dreißig Gran von seinem feinen Silber ab, und brachte sie in den mit Fluß eingedrückten Tiegel, wie zuvor. Als das Silber geschmolzen war, warf Anderson einen halben Gran von der rothen Tinktur darauf. Fünf Minuten später ward etwas Boraxglas hinzugeworfen. Nachdem der Tiegel eine Viertelstunde im Weißglühen gestanden hatte, ward er ausgehoben und nach dem Erkalten zerschlagen. Unter dem Flusse fand man ein Metallkorn, welches beinahe das volle Gewicht des eingesetzten Silbers hatte.

Die Produkte von beiden Arbeiten dieses Versuches wurden von Russel probirt, der beide für goldhaltig erklärte, das von der zweiten Arbeit aber reichhaltiger fand. Der Strich auf dem Probirsteine ließ, als er mit Salpetersäure bestrichen worden war, einen Goldstrich zurück, wogegen der Strich des Silbers, wovon in beiden Fällen eingesetzt worden war, vom Scheidewasser gänzlich weggenommen wurde.

Beide Metallkörner wurden nun zusammengeschmolzen. Dr. Price nahm davon zehn Gran zur Untersuchung und fand darin den achten Theil Gold. Die übrigen achtzig Gran übergab Russel den Probirern Pratt und Deane zu gleichem Behufe, welche ebenfalls $\frac{1}{8}$ Goldgehalt fanden und bescheinigten.

Fünfter Versuch, den 15. Mai. Aus einem Troge, worin gegen zweihundert Pfund Quecksilber zu pneumatischen Versuchen vorräthig waren, wurden vier Loth genommen und in einem Mörser von Wedgewoodsmasse mit einigen Tropfen Vitriolnaphthe gerieben. Sodann wurde Ein Gran von der weißen Tinktur darauf geworfen und drei Minuten lang mit dem Quecksilber zusammengerieben.

Als es dann zehn Minuten gestanden hatte, war es nicht mehr so dünnflüssig als zu Anfang, und innerhalb

einer

einer Viertelstunde ward es dick und klümperig, so daß man es kaum noch ausgießen konnte. Nun wurde es wiederholentlich durch ein Tuch gedrückt, worin ein steifes Amalgama zurückblieb.

Dieses Amalgama ward auf eine Kole gelegt und mit dem Löthrohr zum Glühen gebracht, wodurch das noch darin enthaltene Quecksilber verflüchtigt wurde. Es blieb am Ende ein schönes weißes Metallkorn zurück, welches neunundzwanzig Gran wog.

Später nachgekommenen Zeugen zu gefallen wurden nochmals vier Loth Quecksilber genau ebenso behandelt. Um von den nachtheiligen Quecksilberdämpfen weniger belästigt zu werden, nahm man dieses Mal nur die Hälfte des erhaltenen Amalgama's zum Abtreiben, und erhielt daher auch nur ein weißes Metallkorn von zwölf Gran. Auch war das verdickte Quecksilber dieses Mal nicht so oft durchgedrückt worden, so daß wol etwas Amalgama darin zurückgeblieben seyn mochte, welches die Ausbeute der Hälfte verminderte.

Das weiße Metall von beiden Arbeiten wurde darauf chemisch untersucht und in allen Proben als feines Silber erkannt.

Sechster Versuch. An ebendemselben Tage wurden aus demselben Troge fünf Quentchen Quecksilber genommen und, wie beim vorigen Versuche, mit einigen Tropfen Naphtha gerieben. Sodann wurde der vierte Theil eines Grans von der rothen Tinktur darauf getragen und durch Reiben im Mörser mit dem Quecksilber vereinigt.

Nach einer Viertelstunde wurde das unterdessen merklich verdickte Quecksilber durch ein Tuch gepreßt. Von dem darin zurückbleibenden Amalgama ward das Quecksilber, wie beim vorigen Versuche, vor dem Löthrohr abgetrieben. Es blieb ein gelbes Metallkorn von vier Gran Gewicht zurück.

Nachdem das schon durchgepreßte Quecksilber noch einige Zeit gestanden und sich wiederum verdickt hatte, ward es nochmals durchgepreßt und der Rückstand abgetrieben, wo-

durch man ein gelbes Metallkorn von 2¼ Gran Gewicht erhielt. Das gelbe Metall wog also zusammen 6¼ Gran, und verhielt sich zu dem Gewichte der angewendeten Tinktur wie 25 zu 1, oder nach Abzug der eingegangenen Tinktur eigentlich wie 24 zu 1.

Der Strich von diesem gelben Metall auf dem Probirsteine ließ sich mit Scheidewasser nicht wegnehmen. Etwas davon löste man in Königswasser auf. Die Auflösung gab mit der des Zinnes in Königswasser einen purpurrothen, mit der des Eisenvitriols aber einen braunen Niederschlag. Das gelbe Metall ward demnach als Gold anerkannt.

Derselbe Versuch wurde noch in einem anderen Verhältniß wiederholt. Zwei Quentchen von demselben Quecksilber wurden nach ebenderselben Vorbereitung mit ⅛ Gran der rothen Tinktur zusammengerieben. Nachdem es einige Zeit gestanden hatte, wurde es durchgepreßt und das Amalgama abgetrieben. Man erhielt davon etwas über 1 Gran gelbes Metall, welches auf dem Probirstein angestrichen wurde. Der Strich ward mit Scheidewasser geprüft, davon aber nicht weggenommen und demnach für Gold erkannt.

Siebenter Versuch, den 25. Mai. Vier Loth Quecksilber wurden aus dem genannten Troge genommen und im Mörser mit wenigen Tropfen Naphtha gerieben. Man warf Einen Gran von der weißen Tinktur darauf und rieb beide zusammen. Das zuvor sehr glänzende und dünnflüssige Quecksilber war nun matt und dickflüssig geworden. Man goß es in ein Glas aus und ließ es 45 Minuten stehen. In dieser Zeit ward es so dick wie Grützebrei. Es wurde nun durch ein Tuch gepreßt. Von dem Amalgama, welches darin zurückblieb, nahm man den vierten Theil und trieb ihn vor dem Löthrohr ab. Das zurückbleibende Silberkügelchen ließ man noch einige Minuten in der Weißglühhitze stehen. Darauf wurde es gewogen und zehn Gran schwer befunden.

Demnach würden, wenn man das Amalgama ganz abgetrieben hätte, vierzig Gran Silber erhalten worden seyn,

ohne das, was noch etwa im Quecksilber blieb. Ein Theil der Tinktur hatte hier also neununddreißig Theile tingirt.

Lord Palmerstone ließ dieses Silber durch einen Probirer prüfen, der es für ganz feines Silber erklärte.

Bei Zusammenhaltung des sechsten Versuches mit dem siebenten widerlegt sich von selbst die gar bequeme Erklärung einiger Zweifler, daß jenes Quecksilber aus der pneumatischen Wanne die edeln Metalle schon in sich aufgelöst enthalten habe; denn wäre dieses der Fall gewesen, wie hätte man dann ein Mal nur Silber, das andere Mal nur Gold erhalten können?

Beide Versuche sind höchst merkwürdig, insofern sie die ausnehmende Kraft darlegen, welche die Tinkturen schon bei der gewöhnlichen Temperatur entwickeln, wenn sie nur flüssiges Metall vorfinden. Wol stimmt das mit der allgemeinen Aussage der Alchemisten, daß die leichtflüssigsten Metalle bei der Transmutation den besten Vortheil gewähren.

Bemerkenswerth ist auch die Analogie, welche zwischen den hier beschriebenen Erfolgen und der galvani'schen Bildung des bis zum vierfachen Volum aufquellenden Hydrogenamalgams stattfindet, wennschon letzteres nur vorübergehend existirt und keine Transmutation zur Folge hat.

Achter Versuch. An demselben Tage brachte der Pfarrer Anderson ein Loth Quecksilber mit, welches aus Zinnober wiederhergestellt worden war. Man bereitete einen Fluß aus Holzkole und Borax, die zuvor genau untersucht und dann in einem Mörser zusammengerieben wurden. Man drückte denselben in einen kleinen englischen Schmelztiegel ein, der aus einer großen Anzahl ausgewählt worden war. In eine vorgerichtete Vertiefung des Flusses goß man das Quecksilber, und Lord Palmerstone warf darauf einen genau abgewogenen halben Gran von der rothen Tinktur. Der Tiegel wurde mit einem passenden, gleichfalls zuvor untersuchten Deckel bedeckt und mitten in die glühenden Kolen des Schmelzofens gestellt.

Als der Tiegel in voller Glut stand, nahm man den Deckel ab, und sah, daß das Quecksilber ganz ruhig stand und weder kochte noch rauchte. Man setzte den Deckel wieder auf, und verstärkte das Feuer, bis der Tiegel weiß glühte. In dieser Glut ließ man ihn dreißig Minuten stehen, nahm ihn dann heraus, und zerschlug ihn nach dem Erkalten. Man fand unter der Schlacke ein gelbes Metallkügelchen, und viele zerstreute Körner, die unter die Anwesenden vertheilt wurden.

Das größere Metallkorn wog zehn Gran. Lord Palmerstone ließ dasselbe, wie das Silber vom siebenten Versuche, kunstmäßig probiren, und es ward für vollkommen reines Gold erklärt. Ebendasselbe Gold probirte nachher auch der Goldarbeiter Lock zu Oxford, welcher es gleichfalls für ganz fein erkannte.

Neunter Versuch. Einige Tage später unternahm Dr. Price nach dem Wunsche der Gesellschaft einen Versuch mit der weißen Tinktur in größerer Masse, wobei er eine noch größere Wirkung darzulegen versprach.

Sechzig Loth Quecksilber wurden, wie beim dritten Versuche, mit zwölf Gran von der weißen Tinktur im Feuer bearbeitet. Zwar hatte Dr. Price dieses Mal selbst und allein die Arbeit vor dem Tiegel übernommen, ward aber desto aufmerksamer von den Umstehenden beobachtet.

Man erhielt nach dem oben beschriebenen Verfahren einen Silberkönig von dritthalb Loth oder sechshundert Gran, welcher also zu der verwendeten Tinktur dem Gewichte nach sich verhielt wie 50 zu 1. Dieses Silber wurde von den anwesenden Lords nachher dem Könige von England, Georg dem Dritten, vorgelegt.

Zehnter Versuch. An ebendemselben Tage wurden zwei Loth Quecksilber, wie bei dem ersten Versuche, mit zwei Gran der rothen Tinktur im Feuer bearbeitet. Man erhielt davon ein halbes Loth oder hundertundzwanzig Gran eines hochgefärbten und vollkommen feuerbeständigen Goldes.

Das rothe Pulver hatte mithin sechzig Theile Quecksilber in Gold tingirt. Dieses Gold wurde gleichfalls dem Könige nachher überreicht.

Wiewol diese Versuche unter den angeführten Umständen keinem scheinbaren Zweifel Raum gaben, auch die sämmtlichen achtbaren Zeugen von der Wahrheit der Wirkungen überführt wurden, und kein Bedenken trugen, mit ihren Namen dafür einzustehen; so wurde doch die Kunde davon mehr und mehr entstellt, je weiter sie sich ins größere Publikum verbreitete. Dieses bewog den Dr. Price, den wahren Verlauf in einer besondern Schrift bekannt zu machen.

Diese Schrift führt den Titel: An account of some experiments on Mercury, Silver and Gold, made at Guilford in May 1782 in the Laboratory of James Price, M. D. F. R. S., Oxford, 1782, 4. Eine zweite Ausgabe erschien ebenda, 1783; eine deutsche Uebersetzung zu Dessau, 1783, 8. Einen Auszug daraus lieferte Gmelin im Göttingschen Magazin der Wissenschaften von Lichtenberg und Forster, 1783, St. III. S. 410 — 452.

Die Abhandlung des Dr. Price wurde mit den zugehörigen Proben Gold und Silber der königlichen Societät der Wissenschaften zu London übergeben. Die Societät beauftragte ihr Mitglied, den Chemiker Kirwan, die Sache zu untersuchen. Das war allerdings ein mißlicher Auftrag, bei welchem leichter zu verlieren als zu gewinnen war; denn es gab da nichts weiter zu untersuchen, als ob das eingelieferte Gold und Silber ächt sey, und damit war die eigentliche Frage weder bejahet noch verneint.

Kirwan, Higgins und andere Chemiker verlangten vom Dr. Price, daß er entweder seine Versuche in ihrer Gegenwart wiederholen, oder seinen Proceß ihnen mittheilen solle. Indessen lehnte er beides ab: ersteres, weil sein Vorrath an beiden Pulvern völlig aufgegangen sey, und er sich nicht entschließen könne, deren Ausarbeitung noch einmal zu übernehmen; letzteres aber wahrscheinlich darum, weil er, wie

sein Titel F. R. S. andeutet, zur Gesellschaft der Rosenkreuzer, mithin zu der Partei der Arkanisten, gehörte, deren Grundsätze mit denen der Societät im Widerspruche standen.

Gegen Ende des Jahres 1782 war Price lange in London, um den dortigen Naturforschern Rede zu stehen und ihre etwanigen Zweifel gegen seine Versuche aufzuklären. Ihr Anführer, Sir Joseph Banks, drang sehr in ihn, sich offener mitzutheilen; denn seine Ehre erfordere das. Alle seine Freunde waren derselben Meinung. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, daß man den vielen von ihm aufgeführten Zeugen nicht glauben wolle. Indessen beunruhigte die Möglichkeit eines schimpflichen Verdachtes sein Ehrgefühl so lebhaft, daß er endlich versprach, die beiden Pulver nochmals auszuarbeiten und dann seine Versuche in London zu wiederholen.

Im Januar 1783 ging er zu diesem Zwecke nach Guilford, und versprach, in sechs Wochen nach London zurückzukommen; man erwartete aber seine Rückkehr vergebens. Er lebte in seinem Hause höchst eingezogen und arbeitete. Unter anderem hatte er eine große Menge Kirschlorbeerwasser destillirt und dasselbe durch wiederholtes Abziehen bis auf einen hohen Grad koncentrirt. Eine damit angefüllte Flasche gab er seiner Haushälterin aufzuheben. Auch machte er in dieser Zeit sein Testament, welches mit den Worten anhebt: „Da „ich vermuthlich bald an einem besseren Orte seyn werde," u. s. w.

Bitterlich mochte wol Dr. Price bereuen, daß er seine Perlen zu wolfeil gegeben und nicht einen Theil der Pulver für die Lords der gelehrten Welt aufgespart habe. Dagegen fanden seine Freunde und die Gentlemen von Guilford sich kompromittirt dadurch, daß man seine Versuche in London verworfen hatte, und noch mehr dadurch, daß er die versprochene Wiederholung schuldig blieb, welches viele Spöttereien veranlaßte. Sie zogen sich demnach auffallend von ihm zurück, wie von Einem, der seinen guten Ruf verloren

hat. Zu Anfang Augusts lud er auf Einen Tag die ganze Gesellschaft zu sich ein; aber Alle schlugen es aus.

An diesem Tage forderte Dr. Price zur Theezeit jene Flasche und ein Trinkglas. Bald darauf brachte er beide rein ausgespühlt zurück. Man bemerkte dabei, daß er taumele, und holte ärztliche Hülfe herbei; aber sie kam zu spät. Man fand ihn todt auf seinem Bette. Er hinterließ ein Vermögen von 70000 Thalern, außer einem jährlichen Einkommen von 800 Thalern. Vergl. London Chronicle, 1782, N. 4039. Gentlemen Magazin, 1791, p. 894. Göttingsches Magazin der Wissenschaften, 1783, St. III. S. 580. f. St. V. S. 386. f.

Dieser traurige Ausgang und der nach allen Umständen nicht zweifelhafte Selbstmord bestimmten das englische Publikum vollends, die ganze Sache für eine feine Betrügerei zu erklären und über Price den Stab zu brechen. Nicht milder urtheilten auch deutsche Chemiker, z. B. Weigel, im Deutschen Merkur, Februar 1783, S. 171. f., und J. J. Ferber, in seiner Untersuchung der Hypothese von der Verwandlung der Mineralkörper, (1788). Auch Gmelin nahm die frühere Ansicht zurück und nannte Dr. Price den unglücklichen Märtyrer seiner Eitelkeit. Vergl. Geschichte der Chemie, Th. III. S. 247.

Dessen ungeachtet dürfte dem Dr. Price großes Unrecht geschehen seyn. Seine Richter haben ihn hauptsächlich darum verurtheilt, weil die Sache nach ihrem System von Meinungen unmöglich schien; allein wer die Geschichte aufmerksam durchgeht, wird diesen Grund verwerfen. Von Allen, die ihn kannten, ward Price als ein Mann von Ehre anerkannt, und eines Solchen Wort soll man nicht drehen noch deuteln. Auch hat niemand gewagt, die Glaubwürdigkeit der von ihm aufgestellten Zeugen in Zweifel zu ziehen. Zudem sind die beschriebenen Versuche so kunstgerecht, daß wenig oder nichts dagegen aufzubringen wäre.

Das Eine, daß Price die zugesagte Wiederholung nicht leistete, das allein warf den Verdacht auf ihn; aber diese Nichterfüllung konnte wol unschuldige Ursachen haben, und wer des Mannes Würde fühlt, wird lieber ihn entschuldigen als steinigen. Unter seinem Nachlaß hat man kein Tagebuch über seine Arbeiten gefunden. Das möchte unbedeutend scheinen, und ist's doch nicht. Welcher Chemiker ohne Tagebuch arbeitet, dem widerfährt es leicht, daß er Umstände übersieht oder vergißt, deren Nichtbeachtung die Wiederholung eines Versuchs unmöglich macht. So war es Kunkel'n und Dippel'n schon ergangen, und wol ist zu glauben, daß es dem Britten ebenso erging. Einmal war es ihm gelungen; aber er wußte nicht recht mehr, wie. Gedrängt und angetrieben, das Verlorne wieder aufzusuchen, verwickelte er sich in ein Labyrinth von Fehlgriffen, und in einem solchen Falle kann der Verdruß einen Hitzkopf wol zum Lebensüberdrusse führen.

Ein Märtyrer ist Price gewiß, mehr aber fremder Eitelkeit als eigner, des Schulzwanges nämlich, der nach jedem Aufschwunge einer neuen Schule doppelt fühlbar wird. Man glaubte damals mit der chemischen Theorie schon völlig im Reinen zu seyn. Die Eiferer verketzern dann Jeden, der nicht im Modekleide auftritt. Seinem Ehrgefühle war die erfahrne Beschimpfung unerträglich. Ein solches Gemüth ist wol nicht fähig, zu betrügen, um einen vorübergehenden Ruhm zu erschleichen. Die das vermögen, die nehmen sich das Leben nicht, wenn es fehlschlägt, sondern mästen sich in irgend einem Versteck. Wol sah Price den Sturm voraus, als er schrieb; aber er traute sich mehr Kaltblütigkeit zu, als er wirklich besaß. Als der Sturm losbrach, war er doch zu reizbar, um sich über die Klatscherei der Groß= und Kleinstädter wegzusetzen und geduldig an die Nachwelt zu appelliren.

Zu derselben Zeit, als man noch für und wider Price getheilt war, lebte in London selbst ein Mann, den seine

Bekannten aus arithmetischen Gründen für einen Adepten erklärten, den aber die Naturforscher nicht angriffen, weil sie nichts von ihm wußten. Er hieß Rollesson, und hatte früher in Thames-street eine unbedeutende Materialhandlung gehabt. In seinem fünfzigsten Jahre gab er diese plötzlich auf, miethete ein großes Haus in Grosvenor-square, kaufte Güter in Northampton, Kent, Essex, Suffolk und Norfolk, auch eine Plantage auf Jamaika, und legte so viele Kapitalien in die Fonds, daß er jährlich dreitausend Pfund Zinsen aus der Bank zog. Man rechnete ihm nach, daß sein Aufwand sich jährlich auf zwölf- bis fünfzehntausend Pfund belaufe. Soviel man wußte, hatte er nie Erbschaften gethan, auch weder im Handel noch in der Lotterie einen Glücksfall gehabt.

Das alles würde nichts beweisen. Man könnte glauben, daß er durch klüglich verhehlte Spekulationen, vielleicht eben durch wolberechnetes Kaufen und Verkaufen der Landgüter ein großes Vermögen erworben habe. Eines nur gibt der Vermuthung einigen Wahrschein: Bei diesem Wolstande unterhielt er in seinem Hause ein großes Laboratorium, und hatte neben demselben noch ein kleineres, worin er ganz allein arbeitete. Das große Laboratorium will noch nicht viel sagen, denn es könnte dem Rentirer zum Zeitvertreibe gedient haben, wie Andere pflanzen, fischen oder jagen; aber das kleine, das Allerheiligste, worin er machte, man wußte nicht, was, erinnert freilich an Benjamin Jesse mit seinem Betstübchen, und diese Auslegung wird durch folgenden Umstand noch plausibler.

Price's Versuche, die Auflehnung der Societät dagegen, die Erwartung der nochmaligen Beweise auf der einen, und die beharrliche Verwerfung auf der anderen Seite, hatten die Alchemie zum Gespräch des Tages in London gemacht. Dabei kam manches Andere mit zur Sprache, auch Rollesson's Reichthum und doppeltes Laboratorium. Man schenkte dem Mitbürger mehr Aufmerksamkeit, als einem Adepten lieb seyn

kann. Hätte er darüber gelacht, so wären die Redner bei Porter und Ale davon abgekommen. Allein er verließ mit Einmal England, um eine Reise nach Italien zu machen, woran er im Leben nicht gedacht hatte. Die Welt zu sehen, dazu war es für ihn zu spät; auch erreichte er nicht einmal das Land der Citronen, sondern starb auf der Reise im Februar 1783 zu Brüssel.

Die Nachricht von seinem Tode machte in London großes Aufsehen. Nun glaubte man erst fest, was früher nur für möglich galt. Man bedauerte, daß er sein Geheimniß mit in die Gruft genommen habe. Es wäre wol interessant, zu wissen, ob zwischen ihm und Price jemals Berührung stattgefunden habe. Vergl. Frankfurter Reichspostzeitung, 1783, vom 10. März. Güldenfalk's Sammlung, S. 10. f.

Price's Rufen hallte aus Dänemark wieder. Der Apotheker Cappel zu Kopenhagen glaubte entdeckt zu haben, daß feines, aus Hornsilber wiederhergestelltes Silber durch Behandlung mit Arsenik güldisch werde. Der dortige Professor Kratzenstein theilte seine Ueberzeugung und machte die Beschreibung des Cappelschen Processes öffentlich bekannt. Vergl. Crell's Neueste Entdeckungen in der Chemie, Th. X., 1783, S. 136. f.

Der französische Chemiker Guyton de Morveau zu Dijon wiederholte Kratzenstein's Versuche, und fand allerdings Gold, fünf Gran in der Unze Silber. Vergl. v. Crell's Auswahl der neuesten Entdeckungen in der Chemie, Bd. IV., 1786, S. 279. f.

Nun schien die Veredlung unzweifelhaft dargethan; aber die Freude fiel bald in den Brunnen, als der berühmte Metallurg v. Born denselben Versuch mit mehren Arseniksorten wiederholte. Er fand, daß der böhmische, aus goldfreien Erzen gewonnene Arsenik mit dem Silber gar kein Gold gebe, wol aber der an sich güldische Salzburger Arsenik, mit welchem Cappel, Kratzenstein und Morveau gear-

beitet hatten. Vergl. Klaproth's Chemische Annalen, Bd. I., 1787, St. IV. S. 337.

Der Bergrath Lehmann in Berlin war nicht abgeneigt, sich aus einem anderen Grunde für die eben zur Sprache gekommene Metallveredlung zu erklären. Er glaubte fest, daß er aus dem schweißtreibenden Spießglanzoxyde künstliches Silber machen könne. Er hatte es schon oft gemacht, und der Versuch gelang jedes Mal, so oft er ihn mit Spießglanz von derselben Sorte wiederholte. Als er aber auf Anrathen eines Freundes aus einer anderen Apotheke Spießglanz holen ließ, erhielt er gar kein Silber. Nun prüfte er das zuvor gebrauchte Antimonium und fand es silberhaltig. Vergl. Berliner Monatsschrift, Bd. IX. S. 585.

In diese Irrungen ward auch ein würdiger Mann verwickelt, den die Geschichte hier nur mit Rücksicht nennt, da sie in anderen Fächern seinen Ruhm verkündigt.

Johann Salomo Semler, ein berühmter Lehrer der Theologie zu Halle, hatte schon als Knabe Mancherlei von Alchemie gehört und gesehen, da der Alchemist Taubenschuß zu Saalfeld ein Hausfreund seines Vaters war. Dieser Umstand gab ihm die besondere Richtung, daß er neben seinen theologischen Studien und Berufsarbeiten die Stunden der Erholung Versuchen widmete, zu welchen es ihm an hinreichenden Vorkenntnissen mangelte. Vgl. Semler's Lebensbeschreibung, Th. I. S. 68. f.

Seine ungemein ausgebreitete Gelehrsamkeit bot dieser Liebhaberei nicht wenig Nahrung in den Schriften des Mittelalters. Vornehmlich aber befestigte seinen Glauben an die Möglichkeit der Metallveredlung ein späterer Vorfall, der wenigstens in Beziehung auf ihn selbst angemerkt zu werden verdient.

Als Semler schon in Halle lehrte, führte ein dortiger Jude ihm einen Fremden zu, der eben aus Afrika gekommen war und seine Hülfe in Anspruch nahm. Er zeigte ein Papier vor, auf welchem ein Dutzend Zeilen jüdischer Schrift stand,

die Worte waren aber arabisch und türkisch. Er wies auf zwei Wörter und seufzte kläglich. Diese Wörter machten ihn unglücklich, wenn er nicht einen Gelehrten finde, der sie ihm deuten könne.

Das zu erklären, erzählte er nun, in Fez, Tunis, Tripoli u. s. w. wohnten viele Juden, und manche Familie habe von den Vorfahren her ihr Geheimniß in der Alchemie. Sie machten davon Gebrauch im Stillen, aber nur zur Nothdurft, um die Habsucht der Barbaren nicht zu reizen. Bei einem solchen Juden habe er lange gedient und oft Gold machen helfen. Auf dem Zettel wären die Zuthaten genannt, aber zum Unglück habe er die Bedeutung der beiden Namen vergessen; und wenn nur ein einziges Stück dabei fehle, so könne nichts daraus werden.

Semler gab sich alle mögliche Mühe, die Namen herauszubringen, und zog befreundete Orientalisten zu Rathe, aber umsonst. Als er dem nach fünf Tagen wieder anfragenden Juden keinen Aufschluß geben konnte, wehklagte dieser jämmerlich, daß er nun wieder nach Afrika gehen müsse, um seinen Herrn darum zu befragen.

Die Aussage des Juden ist ganz unverbürgt, und wird noch verdächtiger, wenn man die neueren Berichte von Ali Bey damit zusammenhält. Vielleicht diente die afrikanische Alchemie zum Vorwande für eine feine Bettelei. Indessen erzählt Semler die Sache ganz ernsthaft in seiner Lebensbeschreibung, Th. I. S. 324 — 327.

Im Jahre 1786 beschäftigte ihn die von dem Baron Leopold von Hirschen angepriesene Universalarznei, das sogenannte Luftsalz, mehr als alles. In rascher Folge gab Semler drei Abhandlungen „Von ächt hermetischer Arznei“ heraus, empfahl das Luftsalz als probat, und ging sogar noch weiter als Hirschen selbst, indem er behauptete, daß man vermöge desselben auch Gold erzeugen könne, und zwar ohne Tiegel und Kolen, in warmgehaltenen Gläsern.

Man widersprach ihm von mehren Seiten. Wiewol man ihn mit schonender Achtung behandelte, reizte ihn doch der Widerspruch zur Heftigkeit. Auf die billige Anforderung, daß er die Zuthaten angeben solle, damit man seinen Versuch nachmachen könne, ging er zwar nicht ein; doch sandte er seinem Kollegen Gren zur Prüfung ein Glas, voll einer bräunlichen Salzmasse, welche das Gold erzeugen sollte. Schon bei der ersten Ansicht fand Gren darin Blattgold eingemengt; aber das glaubte Semler nicht. Vergl. Berliner Monatsschrift, 1787, Bd. IX. S. 306.

Dasselbe Gemisch sandte Semler an Klaproth in Berlin, mit der Versicherung, das darin sichtbare Gold sey nicht hineingethan, sondern aus dem Salze entstanden. Klaproth fand außer dem Golde darin nur Glaubersalz und Bittersalz, in ein Harnmagma eingehüllt, bekannte seine Ungläubigkeit, und verlangte, daß Semler ihm die Ingredienzien in dem vor der Golderzeugung vorhergehenden Zustande übergeben solle, damit er sich mit eignen Augen von der Entstehung des Goldes überzeugen könne.

Darauf erhielt er von Semler, in zwei Gläser abgesondert, eine braune, schmierige Salzmasse, und einen Liquor, „welcher den Samen des Goldes enthalte und das Salz beim Aufgießen in der Wärme befruchten werde". Die Untersuchung zeigte bald, daß das braune Salz schon mit Blattgold vermengt war, welches, ohne Beihülfe des Liquors, schon durch reines Wasser ausgewaschen werden konnte. Eine nachfolgende Sendung enthielt ebendenselben Liquor und ebendieselbe braune Salzmasse, worein aber weit weniger Gold gemischt war, weshalb es auch nicht sonderlich wachsen wollte. Vergl. Berliner Monatsschrift, Bd. IX. S. 574. Bd. XIII. S. 484. f.

Semler hatte unterdessen seinen Versuch mit immer gleichem Erfolge wiederholt, und meinte, Klaproth müsse es wol in der Behandlung versehen haben. Er hatte sogar zunehmende Ausbeute, und schrieb frohlockend: „Ich bin

„viel weiter. Zwei Gläser tragen Gold. Alle fünf oder „sechs Tage nehme ich es ab, immer zwölf bis fünfzehn Gran. „Zwei bis drei andere Gläser sind schon wieder auf dem We„ge, und das Gold blüht unten durch. Freilich kostet mich „bis jetzt jeder Gran Gold zwei, drei, auch wol vier Tha„ler, weil ich die Vortheile noch nicht weiß."

Von diesem Auro philosophico aëreo schickte er zur Probe Blätter von zwei bis drei Zoll Länge und Breite ein. Klaproth unterzog sich der Mühe, dasselbe zu prüfen. Das geschah in glänzender Gesellschaft, da mehre Minister und andere Würdenträger auf den Ausgang der Sache begierig waren. Zu ihrem Erstaunen ergab die Prüfung, daß dieses gepriesene Luftgold nicht mehr, wie das frühere, aus gutem Schlaggold, sondern aus unächtem Blattgold oder Tombak bestehe.

Dieser lächerliche Erfolg öffnete endlich dem guten Semler die Augen über einen schnöden Betrug, den man ihm gespielt hatte. Seine Versuche waren in einem Gartenhause angestellt worden, und er hatte eine arme Soldatenfamilie, die Wolthaten von ihm genoß, dazu gebraucht, die Gläser warm zu halten. Ihn zu vergnügen, hatte der Soldat von Zeit zu Zeit feines Blattgold hineingethan, auch seine Frau instruirt, als er zur Revue nach Magdeburg abgehen mußte. Diese nun, um dem Gönner noch mehr Freude zu machen und doch auch wolfeiler dazu zu kommen, hatte lieber gar tolles Gold in großen Lappen hineingeworfen. Vergl. Berliner Monatsschrift, 1789, Bd. XIII. S. 491. f. S. 575. f.

Zwar benahmen sich die Berliner bei dieser närrischen Geschichte mit feiner Urbanität, und trachteten geflissentlich, den Beschämten durch Anerkennung seiner Verdienste aufzurichten; aber dennoch wirkten das tief verwundete Gefühl und die Verleidung seines Steckenpferdes vernichtend auf die Lebenskraft des Greises.

Uebrigens war die Verhandlung über die Versuche von Cappel und Semler, verbreitet durch die gelesensten Jour-

nale, von großem Einflusse auf die öffentliche Meinung. Hier hatte man ganz besondere Fälle zur Waffe gegen die Vertheidiger der Alchemie. So wie das verschleierte Geheimniß des Luftgoldes sich endlich als ein Possenspiel aufdeckte, hatte man die Lacher gewonnen. Die Menge, die so gern vom Einzelnen auf das Ganze schließt, dehnte die Verwerfung auf alle Adeptengeschichten aus, ohne diese weiter prüfen zu mögen.

Dieser Unglaube konnte um so leichter Boden gewinnen, als in diesem Zeitraume in Deutschland kein namhafter Adept auftrat, um so glänzenden Autoritäten das Gegengewicht zu halten. Einen gab es wol, den Manche nicht abgeneigt waren für einen deutschen Rolleſſon zu halten, weshalb er hier nicht übergangen werden darf. Das war:

Gottfried Christoph Beireis, Hofrath und Professor zu Helmstädt, geboren 1730, gestorben 1809. Ganz mittellos verließ er 1750 seine Vaterstadt Mühlhausen, um in Jena zu studiren, und doch unterstützte er schon in Jena seine Mutter. Nach Vollendung seiner Studien brachte er drei Jahre auf Reisen zu, bevor er sich in Helmstädt habilitirte. Hier wendete er unglaubliche Summen auf Gemälde, Antiquitäten, Gemmen, Münzen, Automaten, Mineralien, anatomische Präparate u. s. w., wodurch er ein Vermögen kund gab, welches er in Helmstädt weder durch ärztliche Praxis noch durch Vorlesungen erwerben konnte. Zudem wußte man, daß er jedes Mal zur Braunschweiger Messe beträchtliche Sendungen in Gold erhielt. Da er nun ein Laboratorium besaß und oft darin beschäftigt war, so glaubten Viele, daß er auf seinen Reisen das Geheimniß, Gold zu machen, erlernt habe, weil nur das jene Räthsel aufzuklären schien. Wenn man ihn darüber ausholen wollte, sagte er nicht Ja, nicht Nein; denn es machte ihm Vergnügen, daß man ihm Ungemeines zutraute. Jedoch hat sich unter seinem Nachlaß keine Spur davon gefunden, daß er in der eigentlichen Alchemie gearbeitet habe. Vielmehr ist

nun bekannt, daß er sein großes Vermögen dem sogenannten Mineralkermes verdankte, den er vorzüglich schön darstellte. Schon als Student hatte er dessen Bereitung, wo nicht erfunden, doch mit besonderm Glücke betrieben, worin er seine Subsistenz, auch Mittel fand, die Mutter zu ernähren. Der Verkauf dieser Farbe war der Hauptzweck seiner Reisen, so wie nachher Gegenstand seines Meßgeschäfts. Vergl. Bücking's Biographie von Beireis, in den Zeitgenossen, Bd. II. Abth. III. S. 69 — 122.

Die Literatur dieses Zeitraumes beginnt mit einem entschiedenen Widersacher der Alchemie, Johann Christian Wiegleb, Oberkämmerer und Rathsherrn zu Langensalze, einem trefflichen Chemiker der Stahlschen Schule. Er schrieb eine „Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, oder der eingebildeten Goldmacherkunst, von ihrem Ursprunge sowol als Fortgange, und was nun von ihr zu halten sey.“ Weimar, 1777, 8. Neue Ausgabe: 1793, 8.

In der Vorrede bemerkt er richtig, daß Zweifel der Anfang zur Wissenschaft sey, und wer nicht zweifle, prüfe nichts. Möchte er seinen Gegenstand nach diesem Grundsatze abgehandelt haben; aber im voraus verwerfen ist nicht zweifeln. Der Zweifler wägt behutsam das Für und Wider ab, sucht beides aus den Quellen zu begründen, und läßt dem Leser bis zum Schlusse die Freiheit des Urtheils. Ein so philosophischer Zweifler ist aber Wiegleb nicht. Vorläufig fängt er damit an, die Sache zu verwerfen, auch wol ein wenig zu schimpfen, und dann gibt er sich das Ansehen, zu untersuchen; aber sein Streben ist nur dahin gerichtet, die ausgesprochene Verwerfung zu rechtfertigen.

Nach einer weit ausschweifenden Einleitung kommt er S. 77. zur Sache, mengt S. 81. die Alchemie, welche geprüft werden soll, unter alle Arten des Aberglaubens, und paart sie mit Hexerei, Teufelsbannen, Geistersehen, Zeichendeuten und Wahrsagen, worin er also von Athanasius Kircher wenig abweicht. Eine solche Ansicht müßte eigentlich jede

jede kritische Untersuchung der Sache ausgeschlossen haben; aber der gute Mann gestand sich wol selbst nicht, daß damit Diejenigen bestochen werden sollten, welche den Ruhm der Aufklärung nicht missen wollten.

Schröder'n macht Wiegleb, S. 86 — 90., bittere Vorwürfe, daß er durch seine Alchymistische Bibliothek die Schwachen verleite, ihre zeitliche Wolfahrt zu verscherzen, ihre Berufsarbeiten zu vernachlässigen, und ihr Vermögen aufs Spiel zu setzen. Dieser Ausfall gehörte nun gar nicht zur kritischen Untersuchung, schien aber geeignet, die Stimmen der Menschenfreunde im voraus zu gewinnen. Die Beschuldigung war übrigens ungerecht, weil Schröder nicht zum Goldmachen aufmunterte, und außerdem enthält sie auch eine Unwahrheit. Es ist mit der Alchemie, wie mit der Lotterie. Wenngleich ein großes Loos gezogen, auch richtig ausgezahlt wird, so ist doch die Wahrscheinlichkeit, es zu gewinnen, ein sehr kleiner Bruch vom Nenner 30000 oder 50000. Es würde unvernünftig seyn, sich einzubilden, daß es gewonnen werden müsse, wenn man frisch darauf einginge. Zu bemitleiden ist der Leichtsinnige, der mehr daran wagt, als er leicht vergessen kann; aber dann trägt die Schuld weder die Lotterie noch der Kollekteur, sondern die Verkehrtheit des Spielers.

Wiegleb's Untersuchung des Historischen ist kaum eine kritische zu nennen. Keineswegs übersah er, was damals schon bekannt war. Will man auch einräumen, daß dazu in Langensalze nicht alles vorlag, so hat er doch nicht einmal benutzt, was ihm zur Hand war, wie z. B. Justi's Nachricht von Sehfeld. Helvetius, Monte Snyders und Setonius fertigt er, S. 301., in einer und derselben Periode ab. Wo er sich einläßt, übergeht er doch Wichtiges, was ihm bekannt seyn mußte, mit Stillschweigen, weil er es nicht wegraisonniren kann. Das ist allenfalls das Verfahren eines Advokaten, der seiner Partei, und nicht dem Rechte dient,

aber unwürdig des Referenten vor dem Richterstuhle der Wahrheit, als welcher ein Schriftsteller handeln soll.

Ferner sagt Wiegleb, S. 359., das historische Zeugniß könne überhaupt bei keiner Sache, die sich auf natürliche Kräfte gründen solle, auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, als nur dann, wenn die bezeugte Sache nicht wider die natürliche Möglichkeit laufe. Diese Bedingung ist sonderbar genug, weil er nicht bestimmen konnte, wie weit diese Möglichkeit gehe. Damals war noch nicht einmal in Umlauf, was Lavoisier leistete! Er würde selbst, wenn er jetzt einmal zur Erdscholle zurückkehrte, über die Vermessenheit lachen müssen, mit welcher er 1777 der Natur ihre Schranken setzen wollte.

Die Prüfung zeigt, daß Wiegleb, wennschon ein verdienstvoller Chemiker, doch wenig Anlage zur Kritik besaß, und darin dem Gegenstande nicht gewachsen war, den er zu bearbeiten unternahm. Allein er durfte leicht wagen, für eine mächtige Partei zu reden. Man zollte ihm gern Beifall, weil er mit kräftigen Worten aussprach, was man gesagt wissen wollte. Viele lobten ihn wol, ohne sein Buch zu lesen. Die sogenannte zweite Ausgabe stimmt mit der ersten von Wort zu Wort, sogar im Druckfehlerverzeichniß auf dem letzten Blatte, überein. Man hat also nur den Titel umgedruckt, und diese merkantilische Nachhülfe deutet nicht auf zahlreiche Leser.

Ein verständiger Zeitgenosse Wiegleb's urtheilt über ihn und seine Kritik: Wer vorschnell Andere zu Betrügern oder einfältigen Leuten mache, und dabei unsichere Urtheile über verstümmelte Thatsachen mit Geräusch als geprüfte Wahrheiten vorbringe, könne vielleicht auch des Betruges beschuldigt werden. Vergl. Möhsen's Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften u. s. w., (1783,) S. 52.

Ein Ungenannter lieferte eine Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit unterschiedlichen, vermuthlich noch lebenden Adepten und ihrer

philosophischen Tinktur zugetragen haben; nebst der ausführlichen Geschichte des großen Adepten Nikolai Flamelli, Hildesheim, 1780, 8.

Innocenz Liborius ab Indagine, der eigentlich Jäger hieß, schrieb: Chymisch-physikalische Nebenstunden, ausgefertiget von einem in der wahren Chymie und geheimen Naturkunde sich übenden Naturforscher. Zwei Lieferungen. Hof, 1780, 8.

Adama Booz, eigentlich Dr. Adam Michael Birkholz, schrieb:

1) Compaß der Weisen, von einem Mitverwandten der ächten Freimaurerei. Berlin und Leipzig, 1779, 8. Neue Ausgabe: 1782, 8.
2) Von der Natur und Kunst, nebst einem Auszuge aus etlichen sehr rar gewordenen, deutlich und aufrichtig abgefaßten Werken des berühmten Adepten Hermann Fiktuld. Leipzig, 1781, 8.

Bernhard: „Abhandlung von der Natur des philo„sophischen Eyes". Hildesheim, 1781, 8.

Sternanker: „Versuch über den Zweck und Nicht„zweck des Steines der Weisen". Amsterdam, 1782, 8.

Joseph Ferdinand Hervordi schrieb: „Er„klärung des mineralischen Reichs, ein Beitrag zur Ge„schichte der Alchemie", Berlin, 1783, 8.

Siegmund Heinrich Güldenfalk, Hessendarmstädtscher Oberlandkommissar, schrieb eine „Sammlung von „mehr als hundert Transmutationsgeschichten, oder Bei„spielen von Verwandlung der Metalle in Gold oder Silber", Frankfurt und Leipzig, 1784, 8.

Ein Ungenannter schrieb den „Beitrag zur Ge„schichte der höheren Chemie oder Goldmacher„kunde in ihrem ganzen Umfange. Ein Lesebuch für Al„chemisten, Theosophen und Weisensteinsforscher, auch für „Alle, die, wie sie, die Wahrheit suchen und lieben". Leipzig, 1785, 8.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten, Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle, schrieb: „Physisch-chymische Abhandlungen, durch neuere „Schriften von hermetischen Arbeiten und andere neue Untersuchungen veranlaßt“, Halle, 1786, 8.

Ein Ungenannter gab heraus: „Magazin für die „höhere Naturwissenschaft und Chemie“, zwei Bände, Tübingen, 1784 — 1787, 8.

Karl Arnold Kortum schrieb eine „Verthei„digung der Alchemie gegen die Einwürfe einiger neu„eren Scheidekünstler, besonders gegen Wiegleb“, Duisburg, 1789, 8. „Noch ein Paar Worte über Alchemie und „Wiegleb“, Duisburg, 1791, 8.

Ein Ungenannter, wahrscheinlich der Verfasser des obigen Beitrags u. s. w., redigirte ein „Taschenbuch für „Alchemisten, Theosophen und Weisensteinsforscher, die „es sind und werden wollen“, Leipzig, 1790, 8.

G. Nemo von Langenheim, ein Pseudonymus, schrieb: „Naturgesetzmäßige Untersuchung des sonderbaren „physischen Nichts. Zur Steuer der hermetischen Philo„sophie“. Ohne Druckort, 1790, 8.

Johann Friedrich Henckel, kursächsischer Bergrath, ein bekannter Metallurg, gab heraus: „Minera„logische, chymische und alchymistische Briefe“, zwei Theile, Dresden, 1792 — 1794, 8.

Christoph Bergner, Laborant in Prag, schrieb:

1) Chymische Versuche und Erfahrungen. Drei Theile. Prag, 1790 — 1792, 8.
2) Ist es möglich, aus Metallen, worin weder Gold noch Silber enthalten, ein dichtes, in allen Proben beständiges Gold und Silber hervorzubringen? u. s. w. Prag, 1794, 8.

In der Mitte dieses Jahrzehends hört die alchemistische Literatur auf. Dieses Verschwinden der Alchemie vom Büchermarkt deutet nicht auf ihre Vernichtung. Sie zog sich

in eine concentrirte Stellung zurück. Ihre noch immer zahlreichen Freunde wünschten sich einander mitzutheilen, ohne sich dem Hohne der Verächter bloszustellen. So trat in die Stelle der Literatur die Hermetische Gesellschaft, welche sich von früheren Vereinen zu ähnlichen Zwecken darin unterschied, daß sie nicht auf einen besondern Ort beschränkt seyn, sondern ganz Deutschland umfassen sollte.

Man gab der Welt nur so viel Kunde, als eben hinreichend war, das Daseyn der Verbindung außer Zweifel zu setzen, damit Gleichgesinnte Veranlassung und Gelegenheit finden möchten, sich anzuschließen. Thüringen, das Herz von Deutschland, schien auch, wenigstens anfänglich, der Mittelpunkt der Wirksamkeit zu seyn. Der Plan war 1795 schon entworfen, und entwickelte sich in den folgenden Jahren, so wie man sich zusammenfand und die Idee zur Wirklichkeit wurde; denn die anonyme Publicität, welche man der Sache gab, verfehlte ihre Wirkung nicht.

Im Jahre 1796 wurden, um zu jenem Zwecke eine Verhandlung einzuleiten, in der gelesensten Zeitschrift, dem Reichsanzeiger, N. 234., hermetische Fragen aufgestellt. Darauf erschien:

Neun Sätze der höheren Chemie, welche von einer hochgelehrten Gesellschaft vorgelegt wurden, beantwortet von Joseph Ferdinand Friedrich. Frankfurt, Leipzig und Wien, 1797, 8.

Bald gewann die Unterhaltung mehr Lebhaftigkeit, und der Reichsanzeiger lieferte eine ganze Folge von Aufsätzen im Jahrgange 1798, N. 70., N. 72., N. 75., N. 76. und N. 77. In der Folge wurden diese Mittheilungen seltener, und hörten ganz auf, weil der Zweck erreicht war.

Schluß.

Man dürfte glauben, daß die produktive Alchemie seit 1800 zu den Arabern zurückgekehrt sey, von welchen sie ausging.

Von den afrikanischen zwar ist wenig zu rühmen. Ein gelehrter Spanier, Don Domingo Badia y Leblich, welcher im Jahre 1803, als Muselmann verkleidet, unter dem Namen Ali Bey Nordafrika bereisete, berichtet über Tanger und Fez an zwei verschiedenen Stellen beinahe gleichlautend:

„Die Chemie ist für diese Völker so gut als gar nicht „vorhanden; doch haben sie Begriffe von der Alchemie, weil „man bei ihnen noch einige armselige Adepten antrifft.“ Vergl. Ali Bey Reise durch Afrika, Weimar, 1816, 8., S. 43. 99.

Dagegen möchte sich im Mutterlande, bei dem Kern der Nation, mehr Kenntniß bergen, wennschon Niebuhr's Nachrichten kaum so etwas erwarten ließen; denn von daher haben wir die neueste Kunde von einer bewirkten Metallveredlung.

Im Jahre 1814 erschien bei dem englischen Residenten zu Bassora, Sir Colquhoun, ein alter Araber, und bat um seinen Schutz gegen den Schech von Grane, der ihn verfolge, weil er Gold machen könne. Als der Resident

das lächelnd bezweifelte, erbot sich jener zur Probe, die so-
gleich angestellt wurde.

Colquhoun warf vier Bleikugeln von seinem Vorrath, die er zuvor abgewogen hatte, in einen glühend gemachten Schmelztiegel. Der Araber gab ihm dazu vier Papierchen, in welche ein weißes Pulver eingeschlagen war. Sie wurden alle vier auf das fließende Blei geworfen. Als dieses zwanzig Minuten getrieben hatte, ward der Tiegel vom Feuer abgehoben und ausgegossen. Der Araber hatte bis dahin den Tiegel nicht berührt.

Das ausgegossene Metall war gelb, und wog eben so viel, als die vier Bleikugeln zuvor gewogen hatten. Der Goldarbeiter des Bazars ward herbeigerufen, es zu prüfen. Er erklärte es für gutes Gold und schätzte den Werth desselben auf neunzig Piaster.

Der Resident versprach nun dem Araber seinen Schutz; allein in der ersten Nacht schon, da dieser ausgegangen war, um seine Sachen in des Residenten Haus zu bringen, ward er von den Leuten des Schechs, die ihm auflauerten, auf der Straße ergriffen, auf ein Schiff gebracht und nach Grane entführt.

Colquhoun erzählte diesen Vorfall seinem Freunde, Macdonald Kinneir, welcher ihn auf seiner Reise bald darauf besuchte. Vergl. Kinneir's Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan, in Bertuch's Neuer Bibliothek der Reisebeschreibungen, Bd. 27. S. 348. f.

Die angeführten Umstände machen diese Thatsache so glaublich, daß zu wünschen wäre, wir hätten von dem Zeugen selbst eine umständliche Erzählung statt der mitgetheilten Notiz von einem Reisenden, welchen die Sache, wie es scheint, wenig interessirte. Eine weiße Goldtinktur ist ungewöhnlich, doch nicht ohne Beispiel. Möchte

Herr Colquhoun, wenn er vielleicht seitdem zurückkehrte und noch lebt, über seine Erfahrung mehr mitzutheilen bewogen werden.

Die Transmutation von Bassora liefert einen Anfang zum neunzehnten Kapitel; doch fehlt es an der Fortsetzung, indem Europa nichts Bemerkenswerthes darbot. Von dem Fortbestehen und Wirken der Hermetischen Gesellschaft hört man schon lange nichts mehr. Die Literatur ist bis auf ein einziges Schriftchen zusammengeschrumpft, das sind die „Literarischen Nachrichten zur Geschichte des sogenannten „Goldmachens", von Christoph Gottlieb v. Murr, Leipzig, 1806, 8. Der Verfasser versteht die Kunst, Allen alles zu seyn; denn auf der einen Seite bekennt, auf der anderen bezweifelt, und auf der dritten verspottet er die Alchemie. Unter mancherlei Nürnberger Tand findet man doch auch brauchbare Notizen.

Die historische Untersuchung ist für jetzt nicht weiter zu verfolgen. Die Resultate derselben würde ich in folgende Sätze zusammenziehen:

Es gibt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können.

Es ist in mancherlei Gestalten und in verschiedenem Grade der Vollkommenheit vorgekommen.

Es gibt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden können.

Die von den Aerzten des Mittelalters gerühmte Heilkraft jener beiden Produkte ist in neueren Zeiten zweifelhaft geworden, indem einige der größten Meister von ihr schweigen.

Abgesehen von überwiesenen Betrügern und Verdächtigen, so haben Andere eine gute Anzahl von Beweisen ab-

gelegt, welche an der Wahrheit der Alchemie nicht länger zweifeln lassen; aber

Die allermeisten Probestücke sind von Personen abgelegt worden, welche die Tinkturen von Anderen erhielten, nicht selbst zu bereiten wußten. Dahin gehören: Kelley, Güstenhöver, Dubois, Butler, Sendivog, Berigard, Helmont, Richthausen, Schweitzer, Delisle, Bötticher, Cajetan, Aluys, Horter, Reussing u. A.

Wennschon die neun ersten Kapitel der Geschichte manches Beachtenswerthe enthalten, so sind doch die dort genannten Adepten zweifelhaft, z. B. Arnald von Villanova, Raimund Lullus, Flamellus, Basilius Valentinus, Bernhard, Ripley und Zacharias. Dasselbe gilt von manchen Neueren, als: Monte Snyders, Helbig, Stahl, Price u. A.

Der wahren Adepten hat es wenige gegeben. Nur fünf sind uns namentlich bekannt geworden, und die sind: Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris und Sehfeld. Sie folgen chronologisch so auf einander, daß jedes Jahrhundert nur drei zählt und auf jedes Menschenalter nur ein Einziger kommt. Das dürfte auf die Vermuthung führen, daß Einer von dem Anderen gelernt und Jeder sein Geheimniß nur Einem Nachfolger überantwortet habe.

Nach Sehfeld's Zeit hat man keinen großen Adepten mehr kennen gelernt; denn Stahl ist gewiß kein solcher, sondern wahrscheinlich ein untreuer Gehülfe, der mehr ablernte, als gut war. Daß die Kunst mit Sehfeld ausgestorben sey, ist schwerlich zu glauben. Nach jener chronologischen Progression darf man vielleicht annehmen, daß nach Sehfeld schon zwei Nachfolger im Besitze waren.

Warum diese Nachfolger unbekannt blieben, wird nicht schwer zu errathen seyn, wenn man sich in ihre Stelle versetzen will. Sie scheinen davon zurückgekommen zu seyn,

uns von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugen zu wollen. Für Diejenigen, welche sich überzeugen lassen wollen, glauben sie genug gethan zu haben, und das mit Recht. Uebrigens befinden sie sich wol dabei, wenn niemand an ihr Daseyn glaubt.

Bei dem allen wird die Geschichte nicht geschlossen bleiben. Hier und dort mag sich etwas gezeigt haben; aber die zur Satzung gewordene Verachtung der Alchemie hält zu Viele ab, es mitzutheilen. Was sie vielleicht im Stillen aufzeichneten, wird dennoch den Nachkommen bekannt werden, und dann wird auch der Folgende nicht fehlen, um diese Arbeit fortzusetzen und, wo ich irrte, zu berichtigen.

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

Man=

Berichtigungen.

Seite	Zeile	lies
Seite 79.	Zeile 3.	lies Blemmidas.
" 350.	" 29.	" H. Noll.
" 432.	" 13.	" Recherches.
" 434.	" 22.	" phosphorsaures.
" 464.	" 10.	" Romolo.

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waisenhauses.

Der vorliegende Neudruck wurde in der Offizin der Omnitypie-Gesellschaft, Nachf. Leopold Zechnall, Stuttgart, hergestellt



